

N. A. Dobroljubow – Ausgewählte philosophische Schriften

Verlag für fremdsprachige Literatur, Moskau 1949

[52]

Brief an V. V. Lawrskij¹

3. (15.) August 1856

Valerian Viktorowitsch!

Ich habe mich entschlossen, die längst vergessene Zeit unserer herzlichen, kameradschaftlichen Unterhaltungen in Erinnerung zu rufen und die Schuld langen Schweigens gutzumachen. Ich habe natürlich nicht recht gehandelt, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, doch habe ich immerhin eine triftige Entschuldigung dafür. Seitdem wir uns das letztmal sahen, ist mir vieles begegnet, was meine Aufmerksamkeit von einem freundschaftlichen Briefwechsel völlig abgelenkt hat. Erinnern Sie sich unseres letzten Gesprächs, bei dem ich aus irgendeinem sonderbaren, ständig unbefriedigten Betätigungsdrang heraus so schnell wie möglich „ins Leben eintreten“ wollte, während Sie erklärten, daß dieses schnelle Eintreten bei Ihnen Abscheu erwecke... Am Tage nach diesem Gespräch ging mein Wunsch in der schrecklichsten, unvorhergesehensten Weise in Erfüllung... Ich hatte fortab für ein Haus und für Waisen zu sorgen... Ja nun, diese bittere Erfahrung veranlaßte mich nicht, meinen Wunsch zu bereuen. Schwer, ungewohnt war es zuerst, lange erfüllte mich ein bitteres Gefühl, auch jetzt ist mir immer noch traurig zumute, auch jetzt können mir neue Freuden des Denkens und des Wollens nicht jene freudigen Erinnerungen der Kindheit ersetzen wie jener Seele bei Lermontow:

„ihr konnte kein Lied, das auf Erden erklang,
Ersetzen des Himmels Gesang.“²

[53] Doch ich sehne mich nach der friedlichen Kindheit nur noch so wie Schiller nach den Göttern Griechenlands, wie die Poeten nach dem Goldenen Zeitalter. Ich fand in mir die Kräfte, mich mit meinem persönlichen Los auszusöhnen: Genüsse der Arbeit ersetzen mir die ehemaligen Genüsse der Trägheit, Gedankenschätze ersetzen die Leidenschaften des Herzens, die Liebe zur Menschheit ersetzte die Liebe zu Verwandten... Ich weiß nicht, ob es Ihnen nicht so scheinen wird, daß „ich schlau und unverständlich spreche“; vielleicht widersprechen meine einfachen Worte Ihrer metaphysischen Phraseologie. Doch ich bitte Sie, zu bedenken, daß ich in der griechisch-orthodoxen Philosophie nicht über das hinausgekommen bin, was ich bei Andrej Jegorowitsch³ zu hören das Mißvergnügen hatte; in allem aber, was ich nachher las, fand ich das direkte Gegenteil seiner Lehre und wahrscheinlich der Lehre aller anderen akademischen Philosophen; lassen Sie also meine Terminologie unbeachtet und verstehen Sie meine Worte einfach, ohne höhere Ansprüche und Ansichten. Ich hoffe übrigens, daß Sie nicht so handeln, weil auch Sie sich wahrscheinlich im Laufe dieser zwei Jahre geändert haben... Wie gerne möchte ich doch manche meiner Kameraden sehen und mit ihnen sprechen!... Was mag wohl aus diesen friedlichen Schäflein von Christi Herde geworden sein? In was haben sich diese ausgestoßenen Ziegenböcke verwandelt? Irgend etwas ist auch mit Ihnen geschehen in der Kasaner Akademie, in der man wahrscheinlich auch Sie in Ketten gelegt hat, nur natürlich nicht in goldene, von denen Sie mir gelegentlich meines Eintritts ins

¹ Veröffentlicht von N. G. Tschernyschewski in dem Buch „Materialien zur Biographie N. A. Dobroljubows, gesammelt in den Jahren 1861/62“, Bd. 1, Moskau 1890.

² Zitat aus M. J. Lermontows Gedicht „Der Engel“.

³ Andrej Jegorowitsch – Wostokow, Dozent am Nishnij-Nowgoroder Seminar.

Institut geschrieben haben (es tut mir wirklich leid, daß ich ein so gutes Gedächtnis habe). Sind Sie jetzt noch fester in der Tugend, sind Sie ganz durchdrungen von der heiligen Devise – Rechtgläubigkeit, Selbstherrschaft und Volkstum⁴? Haben Sie Ihre Seele genügend mit andächtigen Betrachtungen darüber gesättigt⁵... – und mit ähnlichen⁵... für das Wohl der Welt wichtigen Gedankengängen? Schlummern Sie sanft im Schatten des allversöhnenden Glaubens, oder ist das verderbliche Wehen des stürmischen Westens auch in den Kasaner Hort der Rechtgläubigkeit eingedrungen und hat, die hundertäugigen Argusse von der Art des „Prawoslawnyj Sobessednik“⁶ und anderer umgehend, Ihren ruhigen, traumlosen Schlaf gestört? Ich bedauere es von Herzen, wenn es so ist, doch tröstet mich die Hoffnung, daß Sie in Ihrem Glauben fest sind, daß Ihr Sinn gegen verderbliche Ansichten schon längst fest verschlossen ist und daß weder D. Fr. Strauß noch Bruno Bauer, noch selbst Feuerbach, von einem Herzen oder einem Belinski gar nicht zu reden, Sie von Ihrem Weg abbringen werden! Nur in dieser [54] sicheren Überzeugung und weil ich annehme, daß Sie Ihrer stetigen christlich-demütigen Gesinnung gemäß bereit sind, dem Nächsten zu verzeihen, habe ich mich entschlossen, diese Zeilen zu schreiben⁷.

Was mich betrifft, so bin ich mit meinem neuen Leben zufrieden: ohne Hoffnungen, ohne Träumereien, ohne Selbsttäuschung, dafür aber auch ohne kleinmütige Angst, ohne die Widersprüche zwischen natürlichen Einflüsterungen und übernatürlichen Verboten. Ich lebe und arbeite für mich in der Hoffnung, daß meine Mühe auch andern Nutzen bringen wird. Zwei Jahre hindurch habe ich immerfort gegen alte, innere und äußere Feinde gekämpft. Ohne Überheblichkeit, aber auch ohne Feigheit, stolz und ruhig zog ich in den Kampf. Ich blickte diesem rätselhaften Leben direkt ins Gesicht und sah, daß es ganz etwas anderes ist als das, wovon der Geistliche Paissij und Seine Eminenz Jeremia⁸ sprachen. Man mußte sich gegen die früheren Auffassungen wenden und auch gegen jene, die diese Auffassungen einflößten. Zuerst zog ich schüchtern, vorsichtig, dann mutiger zu Felde, und schließlich beugten sich vor meiner kalten Hartnäckigkeit sowohl meine feurigen Träumereien als auch meine heißblütigen Feinde. Jetzt ruhe ich auf meinen Lorbeeren aus, da ich weiß, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe, da ich weiß, daß auch jene mir nichts vorwerfen können, deren Meinung und Liebe mir teuer ist. Man sagt, daß mein Weg der kühnen Wahrheit mich einst ins Verderben stürzen werde. Das ist durchaus möglich, doch ich werde es verstehen, mich nicht vergeblich ins Verderben zu stürzen. Folglich wird mir auch in meiner schwierigsten Lage mein ständiger, unveräußerlicher Trost bleiben, daß ich nicht ohne Nutzen geschaffen und gelebt habe.

Übrigens liegt das noch in sehr ferner Zukunft. Jetzt aber möchte ich mir für eine gewisse Zeit die Erinnerung an Vergangenes zurückrufen, und ich hoffe, daß Sie mir dabei mit Ihrem Briefe helfen werden. Ich liebte seinerzeit die Unterhaltungen mit Ihnen, obwohl wir oft einander Hiebe versetzten und ich vielleicht dabei sogar mehr abbekam. Sollten wir uns jetzt voneinander abwenden, nur weil unsere Wege ein wenig auseinandergegangen sind? Ich wenigstens möchte das gar nicht. Ich hoffe, daß auch Sie es nicht wollen. Schreiben Sie mir,

⁴ „Rechtgläubigkeit, Selbstherrschaft und Volkstum“ – Devise des reaktionären Ministers für Volksaufklärung in den 30er und den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts, S. S. Uwarow. Hier ist unter Volkstum die Leibeigenschaft zu verstehen.

⁵ Aus Zensurrücksichten ließ an diesen beiden Stellen N. G. Tschernyschewski einige Worte fort und gab in einer Fußnote die Erläuterung: „Es folgen Beispiele dafür, mit welchen Fragen man sich auf den Akademien beschäftigt“. Gemeint ist die Geistliche Akademie.

⁶ „Prawoslawnyj Sobessednik“ – kirchliche Zeitschrift, erschien in Kasan von 1855 an.

⁷ Die Betrachtungen über das „verderbliche Wehen des stürmischen Westens“, über die „verderblichen Ansichten“, über Herzen usw. tragen natürlich ironischen Charakter.

⁸ *Paissij* ein Klostergeistlicher, war Inspektor des Nishnij-Nowgoroder Seminars, wo Dobroljubow studierte. *Jeremia* – Bischof von Nishnij-Nowgorod.

Valerian Viktorowitsch, über Ihr Leben, Ihre Studien, Ihre Erfolge, über die Akademie, ihre geistigen Einrichtungen usw., über unsere Kollegen, von denen ich seit nunmehr drei Jahren nichts weiß. Ich würde selber an W. I. S. schreiben, weiß aber nicht, wohin den Brief zu adressieren. An die Akademie zu schreiben, fürchte ich auch; dort seid Ihr wahrscheinlich alle so beschäftigt, daß Ihr gar nicht die Zeit haben werdet, meinen Brief [55] zu lesen, geschweige denn ihn zu beantworten. Auch um Ihnen zu schreiben, habe ich absichtlich die Ferienzeit gewählt, wo Sie nicht durch die Bürde erhabener Betrachtungen überlastet sind und freie Minuten haben, um sie den Erinnerungen aus der Seminaristenzeit zu widmen, deren Sie sich (man weiß es ja nicht!) vielleicht sogar schämen. Mir ist es aber angenehm, zu denken, daß Sie sich meiner nicht schämen als eines Menschen, der sich seinerzeit ebenfalls des Seminars schämte und erst unlängst seine eigentliche, natürlich negative Bedeutung erkannt hat. Jedenfalls erwarte ich von Ihnen einen Brief, erwarte ihn mit Ungeduld.

N. Dobroljubow [56]

Über die Bedeutung der Autorität in der Erziehung⁹

(Gedanken zu Herrn *Pirogows* „Lebensfragen“)

Die geistige Bewegung, die in unserer Gesellschaft durch die Ereignisse der letzten Jahre ausgelöst worden ist, hat sich kürzlich auch den Erziehungsfragen zugewandt. Nun haben wir bereits zwei pädagogische Zeitschriften, und außerdem erscheinen von Zeit zu Zeit Aufsätze über die Erziehung auch in anderen Publikationen. Aber den Anfang machte in dieser wichtigen Angelegenheit das „Marine-Sammelbuch“, das zu Beginn des vorigen Jahres einen Aufsatz von Herrn Böhm über Erziehungsfragen veröffentlicht hat, dem noch andere Artikel folgten, in denen mehr oder weniger neue und richtige Ansichten über die Erziehung geäußert wurden. Viele dieser Artikel wurden von den Lesern mit Sympathie aufgenommen, doch keinem von ihnen war ein so vollständiger und glänzender Erfolg beschieden wie den „Lebensfragen“ des Herrn Pirogow. Diese verblüfften alle Welt sowohl durch die erleuchtete Auffassung als auch durch die edle Gedankenrichtung des Verfassers, durch die flammende, lebendige Dialektik und durch die künstlerische Darstellung der angeschnittenen Frage. Alle, die den Artikel des Herrn Pirogow gelesen haben, waren von ihm begeistert, alle sprachen von ihm, diskutierten über ihn, stellten Betrachtungen an und zogen ihre Schlüsse. In diesem Fall kam die Gesellschaft sogar der literarischen Kritik zuvor, die nur die allgemeinen Lobesprüche bestätigt hat, ohne auf eine ausführliche Analyse des Artikels einzugehen und ohne irgendwelche eigene Schlußfolgerungen zu ziehen. Diese Erscheinung spricht recht sehr zu-[57]gunsten des russischen Publikums und ist um so bemerkenswerter, da sich doch der Artikel des Herrn Pirogow keineswegs durch irgendwelche süßliche Redensarten oder pom-pöse Ausrufe zur Beruhigung pflichtvergessener Väter und Erzieher auszeichnet, keineswegs bemüht ist, sich der bestehenden Ordnung der Dinge anzupassen, sondern, im Gegenteil, der ganzen Gesellschaft die bittere Wahrheit direkt ins Gesicht schleudert, unumwunden davon spricht, was bei uns schlecht ist. Mutig und leidenschaftlich, im Namen der höchsten, ewigen Wahrheiten geißelte er die kleinlichen Interessen des Zeitalters und die beschränkten Begrif-

⁹ Der Aufsatz wurde zum erstenmal im „Sowremennik“ (1857, Nr. V) veröffentlicht. Es ist einer der ersten Aufsätze, in denen Dobroljubow ausführlich über Erziehungsfragen spricht; Dobroljubow schrieb diesen Aufsatz aus Anlaß des nach dem Krimkrieg erschienenen aufsehenerregenden Artikels des berühmten russischen Chirurgen N. I. Pirogow „Lebensfragen“ („Marine-Sammelbuch“, 1856, Nr. IX). Nach dem Krimkrieg war Pirogow eine der populärsten Persönlichkeiten des russischen öffentlichen Lebens. Durch die Originalität und die Kühnheit, mit der Pirogow in diesem Artikel seine für jene Zeit außerordentlich fortschrittlichen Ansichten darlegte, zog er die Aufmerksamkeit breiter Leserkreise auf sich. Der Artikel Pirogows fand in der damaligen Literatur großen Widerhall und wurde in viele europäische Sprachen übersetzt.

fe, die eigennützigen Tendenzen, die in der heutigen Gesellschaft vorherrschend sind. Die Sympathie, die das Publikum einem solchen Artikel entgegenbringt, hat einen tiefen, heiligen Sinn. Bei all ihrer Unvollkommenheit, bei allen Fehlgriffen in der Praxis will und kann also unsere Gesellschaft wenigstens begreifen, was gut und recht ist, was angestrebt werden muß. Sie besitzt bereits so viel innere Kraft, daß sie vor der Erkenntnis der eigenen Mängel nicht zurückschreckt. Die Erkenntnis des vergangenen und des gegenwärtigen Übels ist aber die beste Bürgschaft dafür, daß das Gute in Zukunft möglich sein wird. Wir begrüßen mit tief empfundener Freude und aufrichtiger Sympathie diese edle Regung der russischen Menschen und erlauben uns, zu dem Artikel des Herrn Pirogow einige Gedanken zu äußern, die er bei jedem denkenden Leser hervorruft. Wir tun dies mit um so mehr Mut, als wir bisher noch nirgends eine aufrichtigere Entwicklung der in den aphoristischen Sätzen des Herrn Pirogow enthaltenen Gedanken angetroffen haben.

Das Wesentliche der in den „Lebensfragen“ dargelegten Gedanken besteht in folgendem. Die hauptsächlichsten und tiefsten Grundlagen unserer Erziehung stehen in völligem Widerspruch zu der herrschenden Gesellschaftsrichtung. Hieraus ergibt sich, daß wir nach Abschluß des Erziehungskurses, beim Eintritt in die Gesellschaft, uns gezwungen sehen, *entweder* alles, was man uns gelehrt hat, abzuschwören, um uns der Gesellschaft anzupassen, *oder* den eigenen Regeln und Überzeugungen zu folgen, und damit zum Gegner der herrschenden Gesellschaftsrichtung zu werden. Aber die heiligen, höchsten Überzeugungen den praktischen Rücksichten hinopfern, das ist allzu unsittlich und abscheulich; und gegen das Unrecht auftreten – wo soll man die Kräfte dazu hernehmen? Die Erziehung bereitet uns ja gar nicht darauf vor, einen solchen Kampf gegen die falsche Gesellschaftsrichtung aufzunehmen. Unsrer Erziehung sorgt überhaupt nicht dafür, uns die höheren menschlichen Überzeugungen beizubringen; sie ist bloß darum bemüht, aus uns [58] Gelehrte, Juristen, Ärzte, Soldaten usw. zu machen. Indes möchte der Mensch bei seinem Eintritt ins Leben irgendwelche Überzeugung haben, möchte feststellen, was er ist, worin sein Ziel und seine Bestimmung bestehen. In sich selbst schauend, findet er die fertige Lösung dieser Fragen, wie sie durch die Erziehung gegeben ist; aber wenn er die Gesellschaft betrachtet, sieht er in ihr Bestrebungen, die dieser Lösung völlig zuwiderlaufen. Er möchte gegen das Böse und Falsche ankämpfen – aber gerade da tritt die völlige Unzulänglichkeit seiner bisherigen Erziehung zutage: er ist für den Kampf ungeeignet, er muß sich zuerst umerziehen, um den Kampfplatz betreten zu können... Inzwischen verfliegen die Jahre, das Leben wartet nicht, es gilt zu handeln... und der Mensch handelt, wie es gerade kommt, häufig unter der Last der schweren Fragen zusammenbrechend, hingerissen durch den stürmischen Strom der Menge, bald in der einen, bald in der anderen Richtung, denn aus sich heraus vermag er nicht zu handeln, der innere Mensch ist in ihm nicht erzogen worden, ihm fehlen die Überzeugungen. Aber zu Überzeugungen zu gelangen, ist gar nicht so leicht:

„Nur derjenige kann Überzeugungen haben, der von früher Jugend an dazu erzogen ist, scharf in sein Inneres zu schauen, wer von den ersten Lebensjahren an dazu erzogen ist, die Wahrheit aufrichtig zu lieben, für sie entschieden einzutreten und ungezwungen offenherzig zu sein, sowohl den Lehrern als auch den Altersgenossen gegenüber.“

Dabei verweilt nun Herr Pirogow. Er zeigt das Übel in der Erziehung auf und beweist seine Grundsätze mit schonungsloser, unwiderstehlicher logischer Kraft. Er läßt uns auch die Ursache des Übels verstehen und erraten: das Überwiegen des Äußeren in der Erziehung selbst, die Vernachlässigung des inneren Menschen. Auf welche Weise jedoch in den Kindern der innere Mensch getötet wird, warum das Äußere in ihnen mehr zur Entfaltung kommt, infolge welcher besonderen Einflüsse sie den Schauplatz des Lebens nur unvorbereitet und ohnmächtig betreten – das untersucht Herr Pirogow nicht ausführlich, sondern läßt es wiederum nur erraten. Wir erlauben uns, hier darüber einige Gedanken zu äußern, die die Lektüre der „Lebensfragen“ in uns erzeugt hat.

Wenn wir bisher von unseren pädagogischen Gipfeln aus Erziehungsfragen behandelten, erinnerten wir stark an die Fabel, in der die Wölfe zu Vorgesetzten der Schafe gemacht sind. Hier waren alle Umstände glänzend durchdacht, alle Stimmen gesammelt, es fehlte nur das eine: die Schafe selbst wurden nicht gefragt. Ebenso steht es meist um unsere pädagogischen Betrachtungen, welche Fragen der höheren Philosophie ausgezeichnet behandeln und vom religiösen, staatlichen, sittlichen, allgemein psychologischen [59] und sonstigen Standpunkten aus richtige und nützliche Regeln aufstellen, aber einen sehr wichtigen Umstand außer acht lassen, nämlich das wirkliche Leben und die Natur der Kinder, der zu Erziehenden überhaupt... So kommt es, daß das Kind oft den pädagogischen Plänen zum Opfer gebracht wird. Hat der Erzieher einmal sein moralisches Steckenpferd bestiegen, so hält er seinen Zögling für sein Eigentum, für ein Ding, mit dem er umspringen kann, wie er will. „Das Kind darf keinen eigenen Willen haben“, sagen die neunmalweisen Pädagogen, „es hat den Forderungen der Eltern, der Lehrer, überhaupt der Erwachsenen blindlings zu gehorchen. Der Befehl des Erziehers soll für das Kind das höchste Gesetz sein und muß ohne die geringste Widerrede ausgeführt werden. Unbedingter Gehorsam ist die wichtigste und einzig notwendige Bedingung der Erziehung. Das Ziel der Erziehung besteht letztlich eben darin, an Stelle des *unvernünftigen* Willens des Kindes den *vernünftigen* Willen des Erziehers zu setzen.“

All das erscheint sehr logisch und richtig, nicht wahr? Doch wenn wir uns die Charakteristik dieser *vernünftigen* Erziehung vergegenwärtigen, wie sie in den „Lebensfragen“ gegeben ist, können wir, die wir selbst den Eindrücken der eigenen Erziehung und Belehrung noch nicht allzu fernstehen, nicht umhin, die logischen Betrachtungen mit einem mißtrauischen Lächeln entgegenzunehmen. Sie alle offenbaren sichtlich nur das eine: den schrecklich pedantischen Stolz der verehrten Pädagogen, gepaart mit der Verachtung der Würde der menschlichen Natur überhaupt. Wenn sie davon reden, daß in der Person des Erziehers für das Kind das sittliche Gesetz und die vernünftige Überzeugung verkörpert sind, so erheben sie offensichtlich den Erzieher auf eine unerreichbare Höhe und machen ihn zum unfehlbaren Vorbild der Moral und der Vernunft. Es ist natürlich nicht schwer, zuzugeben, daß, falls ein so idealer Erzieher möglich wäre, eine unbedingte, blinde Unterordnung unter seine Autorität dem Kinde keinen besonderen Schaden zufügen würde (wenn die Verlangsamung der selbständigen Entwicklung der Persönlichkeit nicht als großer Schaden in Rechnung gestellt wird). Aber erstens würde ein idealer Erzieher solch *unbedingten* Gehorsam auch gar nicht verlangen; er würde sich bemühen, in seinem Zögling möglichst rasch vernünftige Bestrebungen und vernünftige Überzeugungen zu entfalten. Zweitens aber wäre es ein allzu kühnes und absolut müßiges Unterfangen, wollte man in unserer Zeit unfehlbare, ideale Lehrer und Erzieher suchen. Dazu bedarf es gar vieler Voraussetzungen. Vor allem müßten die sittlichen Regeln des Erziehers unbedingt richtig und bei allen, [60] selbst den unwichtigsten, geringfügigsten Zufälligkeiten des Lebens streng eingehalten werden. Für ihn dürfte es keine unklaren Fragen, keine zweifelhaften Fälle geben; wie könnte er sonst in solchen Fällen dem Kinde Befehle erteilen, das jede Anordnung unbedingt erfüllt und folglich keinerlei Betrachtungen und Überlegungen anstellen kann? Außerdem wird im Erzieher dabei noch eine absolute Unvoreingenommenheit vorausgesetzt: er darf sich weder von Zorn noch von Liebe hinreißen lassen, darf keine Trägheit und keine Ermüdung fühlen, für ihn darf es weder gute noch schlechte Stimmung geben, er darf kein gewöhnlicher Mensch sein, sondern muß eine „Vorrichtung“ besonderer Art darstellen, in der sich, ohne die geringste Abweichung, das sittliche Gesetz verwirklichen soll. Aber soweit uns bekannt ist, sind derartige Vorrichtungen noch nicht erfunden, und wenn manche auch erklären, sie hätten das Geheimnis gelüftet und so etwas erfunden, so äußert sich hierin wiederum nur ihre Verachtung der menschlichen Natur und der Wunsch, um jeden Preis den Menschen unähnlich zu sein. Aber gesetzt den Fall, daß sich der Erzieher von etwas hinreißen lassen kann – wer bürgt dann für die unbedingte Unfehlbarkeit seiner Handlungen in bezug auf das Kind? Und wäre es dann nicht besser, das Kind schon

von den ersten Lebensjahren an daran zu gewöhnen, vernünftig zu denken, damit es möglichst bald die Fähigkeit und die Kraft erwirbt, unseren Befehl nicht zu befolgen, wenn wir etwas Falsches befehlen?

In geistiger Hinsicht sind für den idealen Erzieher ferner erforderlich: Klarheit, Festigkeit und Unfehlbarkeit der Überzeugungen, außerordentlich hochstehende, allseitige Entwicklung, umfassende und mannigfaltige Kenntnisse, die mit den allgemeinen Grundsätzen in völligen Einklang gebracht sind. Er müßte seiner Natur nach in jeder Hinsicht viel höher stehen als das Kind. Was könnte sich sonst ergeben, wenn sich zum Beispiel der Lehrer für Dershawn begeistert und das Kind zwingt, die Ode „Gott“ auswendig zu lernen, während der Schüler bereits an Puschkin Gefallen findet und die Ode „Gott“ als ein völlig unverständliches Wortgeklingel empfindet? Wie, wenn man das Kind ein ganzes Jahr lang mit Tonleitern abquält, während seine Finger schon frei die Tasten beherrschen und es nur den einen Wunsch hat, zu spielen und immer wieder zu spielen... Wie, wenn sich das Kind für ein Gemälde, eine Plastik, ein Theaterstück begeistert, an Blumen und Insekten Gefallen findet, voller Wißbegier irgendeinen physikalischen oder chemischen Apparat betrachtet, sich an seinen Erzieher mit einer Frage wendet, dieser jedoch nicht imstande ist, eine Er-[61]klärung zu geben?... Hier haben wir es schon mit einem üblen unbedingten Gehorsam zu tun! Aber gibt es denn viele Lehrer und Erzieher, die imstande wären, *alle* Kinderfragen zu beantworten? Viele von uns haben natürlich mehr als einmal beobachtet, wie mitunter ein aufgewecktes sieben- oder achtjähriges Kind manch ehrenwerten alten Mann an die Wand drückt und in die Enge treibt. Dieser ehrenwerte Alte hat jedoch seinen Zögling, der ihm ja unbedingt gehorchen soll!... Dieser wird natürlich niemanden in die Enge treiben.

Der ideale Erzieher, der nicht will, daß das Kind denkt und Überzeugungen gewinnt, und nur fordert, daß es gehorcht, müßte sich somit auf alles gefaßt machen, er müßte alles wissen, müßte von vornherein *alle* Fragen gelöst haben, die im Zögling auftauchen können, müßte alle Auffassungen, Argumente und Schlußfolgerungen behandeln können, die in der Seele des Kindes je entstehen können. Nur bei einer solchen Voraussetzung könnte er noch irgendwie die Erziehung leiten, ohne die Natur des Kindes zu vergewaltigen. Und dann müßte er die Kraft besitzen, um den Zögling auf jedem Gebiet den sichern und besten Weg führen zu können. Ob er im Kinde eine Neigung für Musik, für Malerei, eine Leidenschaft für Botanik, eine leichte Auffassungsgabe für Mathematik, dichterisches Empfinden, Sprachtalent usw. usw. entdeckt – er müßte durchaus fähig sein, in seinem Zögling alles zur Entfaltung zu bringen. Kann er das aber nicht, so ist er selbst also noch nicht so weit vorbereitet, noch nicht so weit entwickelt, um andere führen zu können. Wenn dem aber so ist, so hat er auch kein Recht, bedingungslosen Gehorsam zu fordern.

Aber selbst wenn wir annehmen, daß sich der Erzieher stets über die Persönlichkeit seines Zöglings erheben kann (was auch vorkommt, obgleich es natürlich bei weitem nicht immer der Fall ist), so kann er jedenfalls nicht höher stehen als die ganze Generation. Das Kind bereitet sich darauf vor, in einer neuen Sphäre zu leben; sein Lebensmilieu wird verschieden sein von dem vor 20-30 Jahren, als sein Erzieher seine Bildung erhalten hat. Der Erzieher sieht gewöhnlich die Bedürfnisse der neuen Zeit nicht voraus, ja, er begreift sie nicht einmal und hält sie für Unsinn. Er ist bestrebt, seinen Zögling an die Begriffe, an die Regeln zu fesseln, an die er sich selber hält: ein durchaus natürliches und begreifliches Bemühen, das dennoch in höchstem Grade schädlich ist, sobald es beim Kinde zur Einschränkung des eigenen Willens und Verstandes führt. Hieraus ergibt sich, daß sich der natürliche Sinn des Zöglings langsamer entfaltet und seine Aufnahmefähigkeit für [62] die Erscheinungen und die Bedürfnisse jenes Lebens, jener Gesellschaft, in welchen er zu wirken hat, mitunter ganz verdrängt wird durch die alten Vorurteile und Auffassungen, die er auf gut Glauben in seiner Kindheit von den Erziehern übernommen hat. Eine derartige Erziehung ist unzweifelhaft ein Feind

jeder Vervollkommnung und jedes Erfolges und führt zur toten Starrheit und zur Stagnation... ihr Einfluß wirkt sich schon nicht nur an einzelnen Personen, sondern an der ganzen Gesellschaft aus.

Wenn die Vorurteile und die Irrtümer der alten Generation gewaltsam, von Kindheit auf, der aufnahmefähigen Seele des Zöglings eingeprägt werden, so wird durch diesen unglückseligen Umstand die Aufklärung und die Vervollkommnung des ganzen Volkes für lange Zeit verzögert. Durch bittere Lebenserfahrung muß sich freilich die ganze Generation davon überzeugen, daß dasjenige, was man ihr in ihrer Kindheit auseinandergesetzt hat, falsch ist, und der Mensch verliert einen Teil seiner kindlichen Begeisterung für die früheren Ermahnungen, die vom Leben nicht gerechtfertigt worden sind; aber aus Gewohnheit hält er sich immer noch an diese Ermahnungen und überträgt sie auf seine Kinder, allerdings weniger begeistert, als sie ihm selbst erteilt worden waren. Die neue Generation verliert ein weiteres Teilchen der Ehrfurcht vor den anerzogenen Ansichten; dafür aber erstarkt die angestammte Gewohnheit, und je weiter, um so unbewußter und darum um so stärker hält das Volk an den Überlieferungen der Väter fest. Das Leben muß erst die Anwendung dieser längst erstarrten Überlieferungen unmöglich machen; es muß erst ein mächtiger genialer Denker auftreten, um die Gesellschaft dazu zu bringen, daß sie die Notwendigkeit und die Möglichkeit einer Änderung der landläufigen unvernünftigen Prinzipien empfindet. Und selbst wenn diese Entdeckung gemacht ist, wie langsam, wie schwach wird ein neuer Gedanke aufgenommen, wie lange dauert es, bis er in die Tiefen der menschlichen Seele eindringt und sich in den Massen verbreitet! Jahrhunderte sind verstrichen, seitdem die Bewegung der Erde bewiesen ist, aber bis heute noch betrachtet bei uns der einfache Mann, der beständig hört, daß die Sonne auf- bzw. untergegangen ist, die Sonne als eine riesige Laterne, die sich von Ost nach West am Himmelsgewölbe fortbewegt. Schon seit neun Jahrhunderten hallt Rußland wider von der göttlichen Lehre des Christentums, aber immer noch ist im Volke der Glaube an Haus-, Wasser- und Waldgeister lebendig. Sogar diejenigen, die sich in der Folge theoretisch vom Glauben ihrer Kindheit frei machten, huldigen ihm noch lange in der Praxis. Es gibt viele gebildete [63] Menschen, die einen richtigen Begriff von den Erscheinungen der Elektrizität haben und sich dennoch, wenn es donnert, entsetzt im dunkeln Zimmer verstecken; genau so gibt es sehr viele andere, die sich bis zu der Fähigkeit emporgeschwungen haben, über die wahre Würde des Menschen zu sprechen, und doch an ihren Bekannten am meisten die Eleganz der französischen Aussprache oder die moderne Weste schätzen. Woher kommt das, wenn nicht vom Einfluß der törichten Kindheitseindrücke, der auf das Kind leider von denjenigen ausgeübt wurde, die es liebt oder achtet?... „Der Einfluß der älteren Generationen auf die jüngeren ist unvermeidlich“, wird man sagen, „und er läßt sich nicht aufheben, um so mehr, als er bei all seinen schlechten Seiten auch viele gute Seiten hat: alle Schätze des Wissens, die in früheren Jahrhunderten gesammelt worden sind, werden eben dank diesem Einfluß auf das Kind übertragen, und ohne diesen Einfluß könnte man den Menschen unmöglich bis zu dem Punkte bringen, von dem aus er in seinem Leben die selbständige Fortsetzung dessen beginnen muß, was die Menschheit vor ihm vollbracht hat.“ Der Einwand ist durchaus zutreffend, und es wäre Wahnsinn, wollten wir die Vernichtung dessen verlangen, was natürlich ist, was von selbst in Erscheinung tritt, existiert und nicht vernichtet werden kann. Aber wir sehen auch gar keinen Grund, warum wir eintreten sollten für das, was an sich unvermeidlich ist. Die jüngere Generation muß notwendigerweise unter dem Einfluß der älteren stehen; und hieraus ergibt sich ein unermesslicher Nutzen für die Weiterentwicklung und die Vervollkommnung des Menschen und der Menschheit. Niemand wird diese offenkundige Wahrheit bestreiten wollen. Wir sagen nur: wozu die Vergangenheit als Ideal für die Zukunft hinstellen, wozu von den neuen Generationen die *unbedingte, blinde* Unterwerfung unter die *Meinungen* der vorhergegangenen Generationen fordern? Weswegen soll ich die selbständige Entwicklung des Kindes vernichten, seine Natur vergewaltigen, in ihm den Glauben an sich selbst töten und es zwingen, nur

das zu tun, was ich will, und nur so, wie ich es will; und nur darum, weil ich es will?... Proklamiert man einen solchen *unbedingten* Gehorsam, dann vernichtet man gerade die vernünftige, richtige, freie Entwicklung des Kindes. Wie schädlich sich das auf das ganze sittliche Wesen des Kindes auswirkt, ist aus unzähligen Versuchen ebenso wie aus theoretischen Betrachtungen klar zu ersehen. Einige von ihnen seien hier angeführt.

Vor allem wollen wir deutlicher definieren, was unter *unbedingtem* Gehorsam zu verstehen ist. *Unbedingt* bedeutet unabhängig [64] von irgendwelchen Bedingungen und Umständen, also etwas, was bei allen möglichen Zufälligkeiten unverändert bestehenbleibt, etwas, was nicht infolge irgendwelcher äußeren oder inneren Ursachen geschieht, sondern urwüchsig existiert und in sich selbst seine Berechtigung hat. Dieser Art ist eben der Gehorsam, den man bei uns von den Kindern verlangt und dessen Notwendigkeit kürzlich erst Herr Pastor Söderholm im „Marine-Sammelbuch“ (1856, Nr. 14) so eindringlich dargelegt hat¹⁰. Hieraus wird gefolgert, daß das Kind wortlos zu gehorchen hat, seinem Erzieher blindlings glauben muß, dessen Befehle als die einzig unfehlbaren, alles übrige jedoch als unrichtig zu betrachten hat und daß es schließlich alles nicht deshalb tun muß, weil es gut und recht ist, sondern weil es befohlen ist und folglich gut und recht sein muß.

Betrachten wir nun, welche psychologischen Auswirkungen ein derartiger Verzicht auf den eigenen Willen im Kinde erzeugen kann.

Zunächst setzen wir ideale Erzieher und Lehrer voraus. Ihre Ermahnungen sind immer richtig, immer konsequent, entsprechen immer dem Grad der geistigen Entwicklung des Kindes; sie selber werden von den Kindern geliebt und geachtet. Angenommen, diese Erzieher verlangen von den Kindern nicht *vernünftigen*, sondern *unbedingten* Gehorsam. Was ergibt sich daraus?

Ein Befehl wird erteilt; das Kind erfüllt ihn widerspruchlos; es wird dafür gelobt und belohnt. An der Handlung selbst ist aber nichts Belohnenswertes – das Kind hat nur deshalb den Befehl sofort ausgeführt, weil das Befohlene ihm als etwas ganz Natürliches erschien, weil es seinem eigenen Wunsche entsprach. Wofür wird es dann gelobt? Offenbar für den Gehorsam.

Ein anderer Befehl wird erteilt; dem Zögling mißfällt er, er findet ihn unrichtig, unangebracht, und er bringt seine Einwände vor. Man sagt ihm, er solle gehorchen und nicht rasonieren, und man zürnt ihm. Ob er will oder nicht, er gehorcht. Den Gedanken aber, daß seine Einwände richtig waren, behält er in voller Kraft bei. Wofür hat man ihn getadelt? Es ist klar, für den Ungehorsam.

Derartige Fälle wiederholen sich häufig, und in der Seele des Kindes erlischt nach und nach das Gefühl für Wahrheit, die Achtung vor der vernünftigen Überzeugung, und an ihre Stelle tritt die blinde Unterordnung unter die Autorität.

Ihr werdet sagen, daß der Zögling später, wenn er klüger geworden ist, selbst einsehen werde, wie vernünftig die Befehle des Erziehers waren. Das ist natürlich auch sehr oft der Fall, und das ist schön und gut, aber nur für den Erzieher, der auf diese Weise an Achtung gewinnt, aber keineswegs für den Zögling, auf den alle [65] derartigen Entdeckungen einen ganz entgegengesetzten Einfluß ausüben. Wenn das Kind nach einem Jahr, nach einem Monat, nach einer Woche, einem Tag, schließlich nach einer Stunde, jedenfalls nachträglich (denn die Sache ist bereits getan, und zwar nicht aus Überzeugung, sondern auf Befehl), einsieht, daß sein Widerspruch dumm und unbegründet war, dann verliert es das Vertrauen zur eigenen Vernunft, verliert jede Kühnheit und Energie in seinen eigenen Überlegungen, scheut davor

¹⁰ Gemeint ist der aus Anlaß von N. I. Pirogows Artikel geschriebene Aufsatz Pastor Söderholms: „Häusliche und gesellschaftliche Erziehung“.

zurück, sich irgendeine eigene Meinung zu bilden, und wagt es nicht, seiner eigenen Überzeugung zu folgen, sogar dann nicht, wenn sie ihm sonnenklar erscheint... ‚Wer weiß‘, denkt es, ‚vielleicht ist das irgendwie doch noch anders... Vielleicht wird sich nach einiger Zeit herausstellen, daß ich unrecht hatte.‘ Hieraus die Unentschlossenheit, die Langsamkeit, die Schlawheit, die abwartende Haltung in seinen Handlungen – Charakterzüge, die für das ganze Leben bleiben und uns häufig an Menschen auffallen, die eine wunderbare Kraft des Denkens in der Theorie besitzen, aber nicht den Mut haben, ihre Gedanken in die Praxis umzusetzen.

Wie aber, wenn das Kind im absoluten Sinne recht hatte, wenn sein Widerspruch vom Standpunkt der höheren Prinzipien aus richtig und nur den Lebensumständen nicht angepaßt war? Die Lebensumstände geben dem Erzieher recht; der Zögling sieht es ein; da er noch nicht durch bewußte Überzeugung im Prinzip gefestigt ist, so rückt für ihn die höhere Wahrheit nach und nach, als etwas mit dem Leben Unvereinbares, in die Kategorie der abstrakten, unbrauchbaren Ansichten, der leeren Hirngespinnste...

Einige Beispiele. Ein Junge sagt in seiner Familie, sein Kamerad sei ein Dieb. Der Vater schimpft den Sohn aus und befiehlt ihm, dies nie mehr zu sagen. Zuerst ärgert sich der Junge, er findet dieses Verbot ungerecht; aber acht Tage später, in einer Abendgesellschaft, bezieht ein anderer Kamerad den kleinen Dieb des Diebstahls. Es kommt zu einem Skandal: die beiden Familien überwerfen sich, der offenerzige Schwätzer wird bestraft... Der Vater sagt zu dem Jungen: „Siehst du, was dabei herauskommen kann?...“

Ein Knabe knüpft nahe Beziehungen zu einem alten Diener an; der hochmütige Erzieher schimpft ihn aus und verbietet ihm, mit dem Alten zu verkehren. Der Knabe aber gehorcht nicht. Eines schönen Tages ist er im Dienerzimmer so unartig, daß der alte Diener ihn ohne viel Federlesens bei der Hand nimmt, ihn hinausgeleitet und ihm die nötige Belehrung mit auf den Weg gibt. Dem Knaben ist das peinlich; der Erzieher, der all das sieht, ist entsetzt, und, die Eigenliebe des Knaben noch mehr anstachelnd, sagt er: [66] „Das kommt alles davon, daß du ungehorsam warst... Warte nur, er wird dich noch prügeln, wenn du weiter mit ihm vertraut umgehst...“ Und der Knabe bereut seine Freundschaft mit dem alten Diener, als hätte er ein Verbrechen begangen.

Die Erzieherin befiehlt dem Mädchen, sich anständig zu benehmen – sich aufrecht zu halten, sich einen leichten Gang anzugewöhnen, den Kopf hochzutragen, nur dann zu sprechen, wenn es gefragt wird usw. Versehen mit diesen Verhaltensmaßregeln, geht das Kind zu Besuch. Dort gibt es viele Kinder, und alle sind ausgelassen, lustig; sie rennen, lärmern, schwatzen, lachen laut. Die Kleine möchte sich den anderen Kindern anschließen, die Erzieherin aber sagt, das sei unartig, und sie langweilt sich, blickt voller Neid auf die fröhlichen Freundinnen, besonders auf die eine von ihnen, die am meisten tollt und sich anscheinend am besten amüsiert... Aber plötzlich ist dieses ausgelassene Mädchen hingefallen und hat sich ein Bein gebrochen... Die triumphierende Erzieherin sagt zu ihrer bescheidenen Schülerin: „Siehst du, das kommt davon, wenn man sich unartig benimmt!...“

Und ähnliches mehr. Man beurteile unvoreingenommen, ob der unbedingte Gehorsam hier der Entwicklung des sittlichen Gefühls förderlich ist? Tötet diese Erziehung nicht im Gegenteil auch die guten, heiligen Grundsätze ab, die dem Kinde angeboren sind? Ist es nicht vielmehr natürlich, daß das Kind hierbei die Ausnahme als Regel, die falsche Ordnung als die natürliche hinnimmt? Und wer ist daran schuld? Etwa das Kind selbst?

Welch reiche Entwicklung könnte indes der Geist nehmen, welche Energie der Überzeugungen würde im Menschen entstehen und mit seinem ganzen Wesen verschmelzen, wenn man ihn von frühester Jugend an gewöhnte, an das zu *denken*, was er tut, wenn das Kind jede Handlung ausführen würde im Bewußtsein, daß sie notwendig und richtig ist, wenn es ge-

wohnt wäre, sich selbst Rechenschaft über seine Handlungen abzulegen und das, was andere befehlen, zu tun, nicht aus Respekt vor der Person, die den Befehl erteilt hat, sondern aus eigener Überzeugung, daß die Sache selbst recht ist!.. Freilich müßten dann viele Erzieher ihren Beruf aufgeben, denn ihre Zöglinge würden ihnen beweisen, daß sie nicht zu befehlen verstehen!

Der *unbedingte* Gehorsam, der den Mut und die Selbständigkeit des Geistes im Kinde abtötet, wirkt sich auch schädlich auf das Gefühl aus. Das Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit und gewisser Menschenrechte beginnt in den Kindern sehr früh (wenn es überhaupt *beginnt* und nicht mit dem Kinde direkt geboren wird). [67] Dieses Bewußtsein erheischt unbedingt Befriedigung, die dann gegeben ist, wenn man die Möglichkeit hat, dem *eigenen* Streben zu folgen, und nicht als unbewußtes Werkzeug für irgendwelche fremde, unbekannte Ziele dienen muß. Sobald das Bestreben des Kindes befriedigt, d. h. sobald ihm die Freiheit gegeben wird, selbständig (wenigstens bis zu einem gewissen Grade) zu denken und zu handeln, ist das Kind heiter, willig, von den sympathischsten Gefühlen erfüllt, legt Sanftmut an den Tag, kennt keine Reizbarkeit und gehorcht in der angenehmsten und vernünftigsten Weise in allem, was es als richtig ansieht. Im Gegenteil, sobald die Aktivität des Kindes eingeschränkt, sein Streben niedergehalten wird und es weder die gewünschte Befriedigung noch eine vernünftige Erklärung findet, wenn das Kind, anstatt ein bewußtes persönliches Leben zu führen, wie ein Kadaver, wie ein Automat das willige Werkzeug eines fremden Willens sein muß, dann ist es nur natürlich, daß die Seele des Kindes von einer düsteren, drückenden Stimmung erfaßt wird, daß es mürrisch, schlapp, unlebendig wird, daß es sich anderen gegenüber feindselig verhält und niedrigsten Gefühlen und Stimmungen zum Opfer fällt. Gegenüber dem Erzieher selbst ist der Zögling, solange er sich nicht die *unbedingten* Qualitäten einer Maschine zu eigen gemacht hat, gereizt und argwöhnisch. Aber auch später, nachdem sich der Zögling bereits bis zu einem gewissen Grad entpersönlicht hat, bleibt sein Verhältnis zu dem Erzieher, der bloß die unbedingte Erfüllung der Befehle verlangt, recht unangenehm. Das Kind fühlt mit Recht, wenn auch aus einem unklaren Instinkt heraus, in ihm den Unterdrücker und Feind seiner eigenen Persönlichkeit, auf die der Mensch, selbst wenn er sich noch so sehr anstrengt, niemals ganz verzichten kann.

Soll noch von dem verderblichen Einfluß gesprochen werden, den die Gewohnheit des *unbedingten* Gehorsams auf die Entwicklung des Willens ausübt? Das erübrigt sich wohl, und wir würden gerne diesen Punkt stillschweigend übergehen, wenn wir nicht die seltsamen Behauptungen des Herrn Söderholm („Marine-Sammelbuch“ Nr. 14, S. 38/39) vor Augen hätten, der da behauptet, daß die Anstrengung, die das Kind macht, um den eigenen Willen zu überwinden und ihn einem fremden Willen zu unterwerfen, seine *sittliche Kraft* entfaltet (!). Schon allein dadurch wird in seiner Seele die erste Regung der Sittlichkeit, der erste sittliche Kampf hervorgerufen, und erst mit diesem Kampf beginnt eigentlich das *menschliche* Leben. Durch die beständige Übung in diesem Kampf werden aber seine Willenskräfte so gefestigt, daß der Mensch später, [68] wenn seine Erziehung schon abgeschlossen ist, imstande ist, *sich selbst* zu gehorchen und das auszuführen, was Vernunft und Gewissen von ihm verlangen.“ Diese ganze Betrachtung erinnert uns sehr an einen gescheiterten Papa, der, um in seinem Sohn körperliche Gewandtheit zu entfalten, ihn quer mit dem Rücken auf ein schmales Brett legte, das Brett dann anderthalb Meter hochhob und auf diese Weise seinen Sohn zu balancieren zwang. Das Kind zappelte mit den Armen und Beinen, um einen Stützpunkt zu finden, fand diesen nicht und rutschte entkräftet mit entsetzlichem Geschrei vom Brett hinab. Dank solchen klugen Maßnahmen verlief seine Entwicklung höchst abscheulich, dazu kam, daß es später nicht einmal über eine Brücke gehen konnte, ohne innerlich zu erschauern. Im allgemeinen ist dieses System, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben, bei uns schon längst bekannt, und seit langem sahen wir seine schrecklichen Ergebnisse. Das Kind fürchtet sich vor der Dunkelheit

– da wird es in ein dunkles Zimmer gesperrt; das Kind ekelt sich vor irgendeiner Speise – da wird es acht Tage lang absichtlich mit dieser Speise gefüttert; das Kind liebt es, über den Büchern zu sitzen – da wird es spazieren geschickt; es will herumlaufen – man befiehlt ihm, ruhig dazusitzen, und das geschieht sehr oft nicht aus der Einsicht heraus, daß das Befohlene notwendig oder nützlich sei, sondern aus reinen, eigennütigen pädagogischen Motiven, um das Kind an Gehorsam zu gewöhnen... Unsere praktischen Erzieher sind übrigens etwas konsequenter als Herr Söderholm; sie sagen einfach: „Man muß sich an Gehorsam gewöhnen; wenn man nicht schon jetzt den Trotz bricht, wird es dann zu spät sein.“ Somit geben sie offen zu, daß sie nichts anderes bezwecken, als der Gesellschaft künftige Moltschalins¹¹ zuzuführen. Aber Herr Söderholm versichert, durch Gehorsam werde die Willenskraft gefestigt! Ich bitte Sie, das ist ja ganz dasselbe, wie wenn ich meinen Zögling, um in ihm jede Vernunftregung zu ersticken, jedesmal „Mund halten!“ zurief (was unsere Erzieher, die *unbedingten* Gehorsam verlangen, gewöhnlich auch tun) und dann etwa folgenden Schluß ziehen wollte: „Dadurch entwickeln sich seine geistigen Fähigkeiten, denn er muß dabei im stillen nachdenken und erwägen, inwieweit meine Ansicht richtig und seine Ansicht falsch ist.“ Nicht wahr, das ist eine genau so logische Annahme wie die des Herrn Söderholm! Und wie leicht wäre es auf diese Weise, Kinder zu erziehen!

Zu Unrecht beruft sich Herr Söderholm auf den *Kampf*. Hier gibt es eigentlich keinen Kampf, sondern nur ein kampfloses Zurückweichen, das bei häufiger Wiederholung nicht eine Festigung [69] des Willens, sondern eine moralische Schwächung zur Folge hat. Selbst wenn tatsächlich ein Kampf stattfindet, so ist es ein höchst unvernünftiger Kampf: auf der einen Seite die innere Kraft, der natürliche Hang, der dem Kinde als richtig erscheint; auf der anderen Seite aber der äußere, unbegreifliche Druck einer fremden Willkür oder dessen, was dem Kind als Willkür erscheint... Beim *unbedingten* Gehorsam gehört der Sieg gewöhnlich der *äußeren* Kraft, und dieser Umstand muß unvermeidlich zu einer Abtötung der inneren Tatkraft führen und einem jede Lust nehmen, äußeren Einflüssen entgegenzuarbeiten. Dabei darf auch noch folgender Umstand nicht außer acht gelassen werden: viele der Befehle, die an das Kind ergehen, sind derart, daß es sich noch keine bestimmte Meinung über sie bilden kann und es ihm gleichgültig ist, ob es sie befolgt oder nicht. Ohne Ziel und Ursache zu verstehen, tut das Kind, was ihm befohlen wird, nur weil es befohlen wird. Das geschieht schon ganz ohne Kampf; die völlig unbewußte Einstellung, die hier vorherrscht, verwandelt sich später in Gewohnheit. Der auf diese Weise erzogene Mensch steht dann sein Leben lang unter den verschiedenen Einflüssen, die bestimmt sind nicht durch vernünftige Notwendigkeit, nicht durch wohlüberlegte Auswahl, sondern einfach durch Zufall. In wessen Hände der Mensch zuerst gerät, dem wird er folgen.

Welchen Einfluß die *unbedingten* Befehle auf das *Gewissen* ausüben (darauf weist Herr Söderholm ebenfalls hin), kann man daraus ersehen, was bisher gesagt worden ist. Der Mensch, der sich gewöhnt, alles ohne Widerspruch, ohne Überzeugung von Wahrheit und Recht zu tun und nur auf Befehl zu handeln, wird auch gleichgültig gegenüber Gut und Böse, begeht ohne jede Gewissensregung Handlungen, die dem sittlichen Gefühl widersprechen, wobei er sich damit zu rechtfertigen sucht, daß „*es so befohlen wurde*“.

Das sind alles Folgen, die sich zwangsläufig aus der Methode des absoluten Gehorsams selbst ergeben. Aber man bedenke noch, wie viele andere Mißhelligkeiten damit verbunden sind, die bei der Durchführung auftauchen. Die Befehle des Erziehers können ungerecht, inkonsequent sein und auf diese Weise die natürliche Logik des Kindes verdrehen. Sind mehrere Lehrer und Erzieher am Werk, so können sie in ihren Befehlen einander widersprechen, und das Kind, das ihnen allen in gleichem Maße zu gehorchen hat, gerät in einen dunkeln Irrgar-

¹¹ *Moltschalin* – eine der Personen der Handlung in der Komödie A. S. Gribojedows „Verstand schafft Leiden“,

ten, aus dem es sich nur herausfindet, nachdem es das Bewußtsein der sittlichen Pflicht gänzlich verloren hat (falls es nicht zu seinen *eigenen* Regeln und folglich dahin gelangt [70] ist, seine Lehrer zu verachten). Alle Mängel des Erziehers, die moralischen wie die geistigen, können sich leicht auf den Zögling übertragen, der gewohnt ist, seine Handlungen nicht mit dem sittlichen Gesetz, nicht mit der vernünftigen Überzeugung, sondern nur mit dem unbedingten Willen des Erziehers in Einklang zu bringen.

Mangel an Selbständigkeit im Denken und in den Auffassungen, ewige Unzufriedenheit in der Tiefe der Seele, Lässigkeit und Unentschlossenheit in den Handlungen, Mangel an Willenskraft, sich fremden Einflüssen zu widersetzen, überhaupt das Fehlen der eigenen Persönlichkeit und als Folge davon Leichtsinns und Niedertracht, Mangel an fester, klarer Erkenntnis der eigenen Pflicht und die Unfähigkeit, dem Leben etwas Neues, etwas Vollkommeneres, das von den früher üblichen Normen verschieden wäre, zu verleihen – das sind somit die Gaben, die durch die Erziehung zum *unbedingten* Gehorsam, dem Menschen für den Lebenskampf mit auf den Weg gegeben werden! Und mit diesen Eigenschaften soll der Mensch gegen die ganze Gesellschaft für seine Überzeugungen ankämpfen! Er, der gewohnt war, nach dem Sinn der anderen zu leben, nach dem Willen der anderen zu handeln, soll auf einmal *sich selbst* zum Maßstab für die ganze Gesellschaft machen, soll sagen: „Ihr irrt euch, ich habe recht; ihr handelt schlecht, gut handeln müßte man so! ...“ Wo soll er denn so viel Kraft hernehmen? In wessen Namen soll er kämpfen? Etwa im Namen der Autorität seiner Lehrer, die bisher sein Leben und sein Denken regiert haben? Wer hat ihm schließlich das Recht dazu gegeben? Eigentlich haben sich seine Verhältnisse auch jetzt nicht im geringsten geändert: bisher kannte er das Verhältnis der Unterordnung in der Erziehung und Schulung, nun soll genau solch ein Verhältnis in seiner Dienststellung und in der Gesellschaft beginnen. Wo ist der Kopf, der imstande wäre, eine solche Schlußfolgerung zu verdauen: hier ist die Grenzlinie – fünfzehn, zwanzig Jahre, bis zu der man dich führt und zwingt, den anderen widerspruchslos und *unbedingt zu gehorchen*; das geschieht eigentlich, damit du, nachdem du diese Grenze überschritten, imstande seiest, gegen die anderen zu *kämpfen*. Viel natürlicher wäre es, den Schluß zu ziehen, daß sich der Mensch auch im weiteren Verlauf seines Lebens so verhalten müsse, wie man es ihm bisher aufgezwungen hat.

All diese Betrachtungen setzen natürlich einen vollkommenen Erfolg des Systems des *unbedingten* Gehorsams voraus. Es gibt aber Naturen, bei denen dieses System absolut nicht gelingen kann. Das sind die stolzen, starken, tatkräftigen Naturen. Erlangen sie eine [71] normale, freie Entwicklung, dann erheben sie sich hoch über die Menge und setzen die Welt durch den Reichtum und die Fülle ihrer geistigen Kräfte in Erstaunen. Diese Menschen vollbringen große Taten, werden zu Wohltätern der Menschheit. Beengt man sie jedoch in ihrer selbständigen Entwicklung, preßt man sie in die banale Routine und in die engen Begriffe irgendeines höchst beschränkten Lehrers, ohne ihnen Spielraum für die Ausbreitung ihrer Flügel zu lassen, nötigt sie vielmehr, auf dem schmalen Pfad einherzutrotten, der dem Erzieher als durchaus passend und anständig erscheint, dann verfallen diese Menschen entweder in tatenlose Apathie und werden überflüssig auf der Welt, oder sie werden zu erbitterten, blinden Gegnern eben der Grundsätze, in denen sie erzogen worden sind. Dann werden sie selbst unglücklich und für die Gesellschaft gefährlich, die sie ausstoßen muß. Das eklatanteste Beispiel einer derartigen Wandlung bietet *Voltaire*, der erzogen wurde nach den gottesfürchtigen, auf strengem Kadavergehorsam begründeten Regeln der Jesuitenschulen. Ist ein solcher Schüler einmal zu der Überzeugung gelangt, daß sein Lehrer unrecht hat, dann ist er nicht mehr zurückzuhalten... Und was könnte ihn auch zurückhalten? Das Gute und das Böse, das Falsche und das Richtige ist bei ihm in den unbedingten Befehlen durcheinandergemengt und erscheint ihm durch das gleiche Prisma der Beschränkung seiner Persönlichkeit. Das sittliche Gefühl ist in ihm unentwickelt geblieben, sein Geist ist nicht gewohnt, ruhig und systema-

tisch seine Handlungen zu überdenken; alles, was er weiß und woran er glaubt, wurde ihm mit Gewalt in den Kopf hineingehämmert, ohne jegliche Teilnahme seines eigenen Willens und Gefühls. Darum erscheint ihm seine ganze innere Welt, die nicht von ihm selbst entwickelt, sondern ihm von außen aufgezungen worden ist, als etwas Fremdes, Äußerliches und wird auf einen Schlag, ohne besondere Mühe, ganz umgestürzt, insbesondere wenn hierbei noch ein Einfluß hinzukommt, der dem der Erzieher ganz und gar entgegengesetzt ist. In seiner Erbitterung gegen seine Unterdrücker entwickelt er in sich den Geist des Widerspruchs und wird zum Gegner schon nicht allein der Mißbräuche, sondern der in der Gesellschaft geltenden Prinzipien überhaupt. Natürlich erwartet ihn ein baldiger Untergang oder ein Leben voller schmerzlicher Unzufriedenheit mit sich selbst und den anderen, ein Leben, das in fruchtlosem Suchen hingeht, ein Leben, das unfähig ist, etwas Bestimmtes festzuhalten. Wie viele edle, begabte Naturen sind auf diese Weise zugrunde gegangen als Opfer des Diktats ihrer Lehrer, zugrunde gegangen manchmal unter lauten Klagen, aber noch häufiger einfach in stiller [72] Verbitterung gegen die Welt, ohne Lärm, ohne eine Spur zu hinterlassen.

„Aber was wollen Sie denn?“ wird man uns fragen. „Soll man etwa dem Kinde völlige Freiheit lassen, ihm nirgends Einhalt gebieten, allen seinen Launen nachgeben?...“

Keineswegs. Wir sind nur der Meinung, daß das Kind nicht abgerichtet werden darf wie ein Hund, indem man es zwingt, auf den Wink des Erziehers hin diese oder jene Kunststücke zu vollführen. Wir wollen, daß in der Erziehung das Vernünftige vorherrsche und daß dieses Vernünftige nicht allein dem Lehrer vertraut sei, sondern auch dem Kinde selbst einleuchte. Wir behaupten, daß alle Maßnahmen des Erziehers dergestalt in Erscheinung treten müssen, daß sie vom eigenen Bewußtsein des Kindes durchaus und klar gerechtfertigt werden können. Wir fordern, daß die Erzieher mehr Achtung vor der menschlichen Natur zeigen und für die Entwicklung, aber nicht für die Unterdrückung des *inneren Menschen* ihrer Zöglinge sorgen. Wir fordern, daß die Erziehung bestrebt sei, aus dem Menschen ein Wesen zu machen, das nicht aus Gewohnheit sittlich ist, sondern aus Einsicht und Überzeugung.

„Aber das ist ein lächerliches, unsinniges Begehren“, werden als Antwort auf unsere Argumente die tiefsinnigen Pädagogen mit einem verächtlichen Lächeln sagen. „Kann man denn von einem kleinen Kind verlangen, daß es hohe Fragen der Moral richtig behandle, kann man es denn *überzeugen*, wenn es noch nicht so weit ist, Überzeugungen zugänglich zu sein? Es wäre Wahnsinn, wollte man dem Jungen, den man spazierengehen schickt, eine ganze Vortragsreihe über Physiologie halten, um ihm zu beweisen, warum und wodurch der Spaziergang nützlich sei, genau so wie es unsinnig wäre, bei der Aufgabe des Einmaleins sämtliche mathematische Operationen durchzunehmen, bei denen das Multiplizieren notwendig ist, und erst dann den Schluß ziehen, wie nützlich es ist, das Einmaleins zu lernen... Die Hauptaufgabe der Erziehung besteht darin, um jeden Preis zu erreichen, daß der Zögling die Befehle der über ihm stehenden Personen widerspruchslos ausführt, und wenn sich das nicht durch Überzeugung erreichen läßt, so muß es durch Einschüchterung geschehen.“

Alle diese Betrachtungen haben *einen* Fehler – sie halten den heutigen Status quo für die normale Sachlage. Ich bin mit euch einverstanden, daß die Kinder noch nicht so weit sind, ihre Pflichten klar zu erkennen; aber eure Pflicht besteht eben darin, sie zu dieser Erkenntnis zu bringen. Dazu werden sie eben erzogen. Aber anstatt ihnen bewußte Überzeugungen beizubringen, unterdrückt ihr auch [73] diejenigen Überzeugungen, die in ihnen von selbst entstehen, und seid bemüht, sie lediglich zu unbewußten, willigen Werkzeugen eines anderen Willens zu machen. Merkt ihr aber, daß die Kinder euch nicht verstehen, dann legt ihr ruhig die Hände in den Schoß und bildet euch ein, daß ihr nichts Weiteres zu tun habt, als dazusitzen und auf bessere Zeiten zu warten: vielleicht werden sich doch noch einmal die Fähigkeiten des Kindes entfalten, wenn es größer geworden ist, dann wird man mit ihm auch vernünf-

tig sprechen können, jetzt aber möge es das tun, was ihm befohlen ist. – Wenn dem so ist, wozu seid ihr denn da, ihr weisen Pädagogen? Wozu die Erziehung?... Es ist ja eure Pflicht und Schuldigkeit, zu erreichen, daß man euch versteht!... Ihr seid für das Kind da, und nicht das Kind für euch; ihr habt euch seiner Natur, seinem Geisteszustand anzupassen, wie sich der Arzt dem Kranken, der Schneider dem Kunden anpaßt, für den er die Kleider anfertigt. „Das Kind ist noch nicht so weit!“ Aber wird es denn je so weit sein, wenn ihr gar nicht dafür sorgt, sondern im Gegenteil seine selbständige Entwicklung hemmt? Euerer Logik zufolge wäre es unmöglich, auf irgendeine vernünftige Weise eine fremde Sprache zu erlernen, denn wenn man sie zu studieren beginnt, versteht man sie ja nicht, man muß also die Sache so betreiben, daß man den Schüler zwingt, unbekannte Laute einfach zu wiederholen und auswendig zu lernen, ohne ihren Sinn zu verstehen; später, wenn ihm schon viele Wörter im Gedächtnis haften, werde ihr Sinn irgendwie nach und nach verständlich werden!... In allen diesen Argumenten kommt wohl nichts so kraß zum Vorschein wie der Wunsch, die eigene Faulheit und verschiedene eigennützige Ziele unter dem Deckmantel der heiligsten Grundlagen des Guten zu verbergen. Aber indem man die vernünftige Überzeugung degradiert und den Zögling nötigt, unbewußt zu handeln, kann man diese Grundsätze unvergleichlich schneller untergraben als durch die weitgehende Gewährung jeglicher Freiheit in der Entwicklung des Kindes... Alle diese kurzsichtigen Betrachtungen über die mangelnde Entwicklung der Natur des Kindes erinnern sehr an jene Herren, die sich gegen Gogol und seine Anhänger nur deshalb wenden, weil diese Schriftsteller angeblich leeres Stroh dreschen und niemanden belehren und die Personen, gegen die sich ihre Angriffe richten, nur mit dem Prügelstock zu bessern seien, aber keineswegs durch Überzeugung... Als ob der Prügelstock jemandem etwas beibringen könnte! Als ob man den Menschen, den man verprügelt hat, dadurch moralisch besser machen oder ihm irgendeine Überzeugung beibringen könnte außer etwa der, daß der andere in dieser [74] oder jener Hinsicht stärker ist als er!... Dem Tierbändiger genügt freilich das *argumentum baculinum** völlig; so werden Pferde zugeritten, so lehrt man die Bären tanzen, und so macht man aus Menschen geschickte Taschenspieler. Aber bei all ihrer Geschicklichkeit in ihrem Fach werden weder die Pferde noch die Bären, noch viele der auf diese Weise abgerichteten Menschen dadurch irgendwie klüger!...

„Wie aber“, sagen weiter die gelehrten Pädagogen, „soll man das Kind vor den schädlichen Einflüssen bewahren, unter denen es lebt? Soll man etwa dem Kinde erlauben, auf Grund der eigenen Erfahrung zur Erkenntnis der Schädlichkeit zu gelangen? Auf diese Weise würde kein einziges Kind heil bleiben. Wenn sich das Kind zum Beispiel davon überzeugen sollte, was Gift ist oder was es heißt, aus dem vierten Stockwerk zum Fenster hinauszufallen, wäre es wohl kaum dem Pädagogen dankbar, der aus lauter Achtung vor der menschlichen Natur im kritischen Augenblick anfinge, das Kind zu überzeugen, anstatt ihm einfach das Gift wegzunehmen oder es vom Fenster fortzuschleppen...“ Wir wollen den ganzen possenhaften Unsinn dieses Arguments beiseite lassen, demzufolge zum Beispiel der Untergebene seinen ertrinkenden Vorgesetzten nicht retten könnte (weil er von ihm ja keinen unbedingten Gehorsam verlangen kann, ohne den aber die Rettung unmöglich ist). Wir wollen nur das eine bemerken: die Kinder pflegen eben darum oft aus dem Fenster zu fallen oder Arsenik anstatt Zucker zu nehmen, weil das System des unbedingten Gehorsams sie zwingt, nur zu gehorchen, ohne ihnen den wahren Begriff der Dinge zu geben, ohne in ihnen vernünftige Überzeugungen zu wecken.

Ja, wenn die Klagen über den Unverstand der Kinder wenigstens gerechtfertigt wären! In Wirklichkeit stellen sie sich als pure Verleumdung heraus, die von der müßigen Phantasie ungeschickter Pädagogen für ihre eigenen Zwecke ersonnen ist. Vor allem sei bemerkt, daß nicht die Erziehung uns Vernunft gibt, genau so, wie zum Beispiel nicht die Logik denken

* Stockargument (*Die Red.*).

lehrt, nicht die Grammatik sprechen, nicht die Poetik Dichter werden lehrt usw. Die Erziehung, wie alle theoretischen Wissenschaften, die die innere Welt des Menschen zu ihrem Gegenstand haben, stellt sich nur zur Aufgabe, das zu wecken und zu erhellen, was in der Seele schon längst lebendig ist, aber nur unmittelbar, unbewußt und unklar in Erscheinung tritt. Bringt mit Hilfe eures Systems des *unbedingten* Gehorsams dem Affen Vernunft bei, und die ganze Welt wird sich [75] vor diesem System verbeugen und danach ihre Kinder erziehen. Aber das wird euch nimmer gelingen, und darum müßt ihr mit aller Bescheidenheit die Rechte der Vernunft in der Natur des Kindes selbst anerkennen und dürft sie nicht vernachlässigen, sondern müßt euch vernünftig der Vorteile bedienen, die sie euch bietet.

Doch die Kinder haben viel mehr Verständnis, als angenommen wird. Sie sind sehr klug und scharfsinnig, obwohl sie gewöhnlich nicht imstande sind, ihre Begriffe eindeutig und klar zu erfassen und auszusprechen. Die Logik des Kindes äußert sich sehr klar in seinem frühesten Lebensalter, und der beste Beweis hierfür ist die Sprache. Man darf mit aller Bestimmtheit behaupten, daß das drei- oder vierjährige Kind nicht einmal die Hälfte der Wörter gehört hat, die es gebraucht. Das Kind selbst bildet und erzeugt sie nach dem Vorbild der von ihm gehörten Wörter, und tut dies fast immer richtig. Dasselbe muß auch von den Formen gesagt werden: das Kind, das keine Ahnung von Grammatik hat, wird Ihnen absolut richtig alle Kasus, Tempi, Modi usw. des ihm unbekanntes Wortes hersagen, nicht schlechter, als Sie es selber tun, wenn Sie in schon vorgerücktem Alter irgendeine Fremdsprache studieren. Hieraus folgt, daß sich im Kinde schon sehr früh zumindest die Fähigkeit zu Induktion und Analogie, die Fähigkeit der Klassifikation entwickelt.

Dasselbe muß auch von der Erkenntnis des Zusammenhangs von Ursache und Wirkung gesagt werden. Das Kind, das sich einmal die Finger an der Kerze verbrannt hat, wird nicht ein zweites Mal die Kerze anfassen. Das Kind, das sieht, daß es im Winter Schnee gibt, im Sommer aber nicht, merkt, wenn der Schnee im Frühling schmilzt, daß der Sommer naht usw. usw. Jedes Kind ist lieb zu demjenigen, der es liebkost, und scheut denjenigen, der es grob behandelt usw.

Mehr noch. Die Kinder verstehen sehr früh Begriffe zu bilden. Nachdem das Kind erfahren hat, was ein Haus, ein Buch, ein Tisch usw. ist, erkennt es auch, ohne sich zu irren, andere Häuser, Bücher und Tische, selbst wenn es sie zum erstenmal sieht und sie den anderen, die es früher sah, gar nicht ähnlich sind. Das bedeutet, daß sich in seinem Kopfe bereits Begriffe gebildet haben, aber zur Bildung eines Begriffes bedarf es bekanntlich der Fähigkeit, zu urteilen und Schlüsse zu ziehen...

Woher kommen die hochgelahrten Pädagogen auf den Gedanken, daß das Kind der verstandesmäßigen Überzeugung unzugänglich sei und nur durch Furcht, Betrug usw. geleitet werden könne? Ich kann absolut nicht einsehen, warum diese falsche Überzeugung in [76] der Seele des Kindes eher Wurzel fassen soll als die richtige. Wenn das Kind weint, soll es unmöglich sein, es mit Vernunftgründen zu trösten; aber es soll möglich sein, ihm zu sagen: „Weine nicht, sonst holt dich der Wauwau“, oder: „Hör auf, sonst verhaue ich dich.“ Ich möchte wissen, in welchem Verhältnis das Weinen des Kindes zu dem „Wauwau“ oder zur Rute steht und was für eine Logik bei derartigen Ermahnungen im Kinde vorausgesetzt wird.

„Aber“, sagt man, „das Kind kann noch nicht richtig über Einzelfälle urteilen, denn es verfügt noch nicht über die nötigen Kenntnisse: es hat noch zu wenig gesehen und weiß zu wenig.“ Das trifft im höchsten Grade zu, und die Pflicht des Erziehers besteht eben darin, dem Kinde soviel wie möglich, so schnell wie möglich allerhand Kenntnisse und Tatsachen zu übermitteln, wobei dafür zu sorgen ist, daß sie vom Kinde möglichst vollständig und richtig aufgenommen werden. Als Anlaß zu dieser Übermittlung von Tatsachen kann man den Widerspruch des Kindes selbst benutzen, auf den der Lehrer nur aus Faulheit und Feigheit, keines-

wegs aber aus vernünftiger Überzeugung, nicht antworten mag. Sie zwingen ihren Zögling, etwas zu tun; er sagt, er könne es nicht – so zeigen Sie ihm doch, *wie* es zu tun ist. Der Zögling selbst will etwas tun, Sie aber sagen, das sei unmöglich, und fragen ihn, wie er sein Vorhaben ausführen möchte. Er setzt Ihnen seine angeblichen Pläne auseinander; Sie beweisen ihm folgerichtig und eingehend, daß sein Unternehmen unausführbar ist. Und schon allein dabei bieten sich Ihnen so viele ausgezeichnete Anlässe, dem Kinde eine Unmenge richtiger, lebendiger Kenntnisse über die Naturgesetze, über die Erscheinungen des geistigen Lebens, über den Aufbau der Gesellschaft zu übermitteln! Und seien Sie unbesorgt, das Kind wird instande sein, Ihre Erklärungen zu begreifen und sie zur Kenntnis zu nehmen.

Man kann im allgemeinen sagen, daß am Unverstand der Kinder die Erwachsenen meist selbst schuld sind. Bei uns wird gewöhnlich die Stärke der reinen Logik durch die Zufälligkeiten des Lebens einigermaßen erschüttert. Das *de jure* und das *de facto* verflechten sich unauflösbar, und wir pflegen dank unserer Gewohnheit zu Abweichungen häufig solche Anwendungen der Grundprinzipien oder solche allgemeine Schlußfolgerungen aus einzelnen Tatsachen zuzulassen, die das reine Denken keineswegs akzeptieren kann. Die reine jungfräuliche Logik des Kindes läßt dies nicht zu, und so kommt es, daß alles Unlogische, das wir unmerklich für uns selber aus Achtung und Respekt vor dem Status quo zulassen, von den [77] Kindern hartnäckig nicht verstanden wird. Haben Sie den Verstand des Kindes mit richtigen Tatsachen angefüllt, so wird es Ihnen schwerfallen, ihm eine aus diesen Tatsachen abgeleitete falsche Schlußfolgerung einzuhämmern; haben Sie das Kind gezwungen, zuerst einen falschen Grundsatz anzunehmen, so werden Sie es nicht so bald erreichen, daß es die von Ihnen abgeleiteten Schlußfolgerungen, die logisch dem angenommenen Grundsatz nicht entsprechen, als richtig ansieht. Das Beharren auf diesen unlogischen Sätzen ohne eine eingehende, offene Erörterung der Umstände, aus denen sie abgeleitet werden, führt unbedingt zur Entstellung des dem Kinde angeborenen gesunden Verstandes. Leider erfolgt eine solche Entstellung bei uns nur allzuoft.

Ebensoviel Schaden wird dem Auffassungsvermögen der Kinder auch durch das unnatürliche System zugefügt, das bei uns im Unterricht überhaupt angewandt wird. Kenntnisse können nur auf analytischem Wege erworben werden; die Wissenschaft selbst hat sich so entwickelt. Indes beginnt man bei uns selbst im Elementarunterricht mit der Synthese! Ein ganz verkehrtes System, es führt zu Unklarheit, Verworrenheit, Leblosigkeit des Unterrichts. Jeder Wissenszweig beginnt zum Beispiel mit einer Einleitung, in der vom Wesen, vom Wert, vom Nutzen, von der Einteilung der Wissenschaft usw. die Rede ist. Ich frage Sie: Wie wollen Sie, daß der Knabe all das begreift, bevor er die Wissenschaft selbst erlernt hat? Die Geschichte wird in die des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit, jeder Teil wird in aufeinanderfolgende Perioden usw. gegliedert. Worauf stützt sich diese Einteilung, woran kann sie anknüpfen im Kopfe des Jungen, der von Geschichte keine Ahnung hat? Die Geographie ist eine Wissenschaft, die zeigt usw.; sie besteht aus drei Teilen: der mathematischen, der physischen und der politischen Geographie. Die erste handelt von dem, die zweite von dem usw.... Ist etwa zu erwarten, daß sich das Kind, das auf diese Weise Geographie zu lernen beginnt, dabei etwas vernünftig aneignen kann?

Und doch sehe man sich nur an, wieviel Wißbegierde, welchen Heißhunger, die Wahrheit zu erforschen, die Kinder an den Tag legen. Der Wahrheitsinstinkt spricht aus ihnen sehr stark, vielleicht sogar stärker als aus den Erwachsenen. Sie haben kein Interesse für die Phantome, die sich die Menschen geschaffen haben und denen sie außerordentlichen Wert beimessen. Sie beschäftigen sich nicht mit Wappen, sie lassen sich nicht in philologische oder metaphysische Feinheiten ein, sie streben nicht nach Ämtern und Ehrenbezeugungen (natürlich nur, wenn man ihnen das alles nicht [78] fast von Geburt an eingeredet hat). Wie gern wenden sie sich aber an die Natur, mit welcher Freude erforschen sie alles Wirkliche, nicht Schemenhaf-

te, wie beschäftigt sie jede lebendige Erscheinung. Sie lieben keine Abstraktionen, und darin besteht ihre Rettung vor den gewaltsam in ihre Seele einbrechenden Klügeleien, die häufig sogar derjenige nicht beweisen und erklären kann, der sich abmüht, sie der Seele des Zöglings einzuprägen. Ja, es ist geradezu ein Glück für die Kinder, daß die Natur nicht plötzlich ihre Rechte über sie verliert und sie nicht ohne weiteres den entstellten, voreingenommenen, einseitigen Theorien der Menschen preisgibt...

„Aber“, wird man sagen, „in den Kindern ist der Hang zum Bösen sehr stark; es gilt, aktiv den von der Natur aus bösen Neigungen des Kindes entgegenzuarbeiten.“ Ohne ausführlich auf diese Ansicht einzugehen, erlauben wir uns, sie mit den Worten des Herrn Pirogow zu beantworten, dem man natürlich Glauben schenken kann, wenn es sich um die Eigenschaften der menschlichen Natur handelt. Hier seine Worte:

„Das Gute und das Böse in uns halten einander so ziemlich die Waage. Darum liegt absolut kein Grund vor, anzunehmen, daß die uns angeborenen Neigungen, selbst wenn sie durch die Erziehung wenig entfaltet werden, uns mehr zum Bösen hinziehen als zum Guten. Die Gesetze einer richtig organisierten Gesellschaft könnten aber dadurch, daß sie uns Vertrauen zur Rechtspflege und zur Scharfsicht der Herrschenden einflößen, auch den letzten Hang zum Bösen beseitigen.“

Aber selbst wenn es zutrifft, daß in unserer Natur ein angeborener Hang zum Bösen steckt, seid ihr denn imstande, diesen Hang zu vernichten? Ihr, die ihr euch beständig selbst widersprecht, durch eure Handlungen die eigenen Regeln über den Haufen werft, durch eure theoretischen Grundsätze die eigenen Handlungen verurteilt, auf Schritt und Tritt zu Fall kommt und die höchsten Eingebungen der Natur den eigennützigen Forderungen des brutalen Egoismus opfert – seid ihr dazu berufen, einen Stein auf das unschuldige Kind zu werfen und euch mit pharisäischem Hochmut gegen das wenige zu wenden, das ihr wahrnehmt? Nein, zuerst erzieht euch selber, und erst dann geht dazu über, die menschliche Natur in den euch anvertrauten Kindern zu korrigieren.

Kann man in den Kindern kein Ideal der sittlichen Vollkommenheit erblicken, so muß man doch wenigstens zugeben, daß sie unvergleichlich sittlicher sind als die Erwachsenen. Sie lügen nicht (solange man sie nicht durch Angst dazu bringt), sie schämen sich alles Schlechten, sie bewahren in sich die heiligen Gefühle der Menschenliebe, die von allen landläufigen Vorurteilen frei ist. Sie freunden sich mit einem Altersgenossen an, ohne zu fragen, ob er [79] reich ist, ob er ihnen der Abstammung nach gleichgestellt ist; sie neigen sogar besonders dazu, sich mit Enterbten, mit Dienstpersonen usw. anzufreunden. Und ihre Gefühle finden stets einen Ausdruck in Taten und bleiben nicht Lippenbekenntnisse, wie es bei Erwachsenen der Fall ist. Das Kind wird den ihm geschenkten Apfel nicht allein, ohne seinen Bruder oder seine Schwester, die es liebt, aufessen; es wird stets, wenn es zu Besuch gewesen ist, irgendeine Näscherei für seine geliebte Wärterin mitbringen; es bricht in Tränen aus beim Anblick der weinenden Mutter, aus Mitgefühl mit ihr. Die Ansicht, daß tierischer Egoismus das im Kinde vorherrschende Gefühl sei, ist überhaupt jeder Begründung bar. Wenn in den Kindern keine starke Entwicklung der Vaterlandsliebe und der Liebe zur Menschheit wahrzunehmen ist, so kommt das natürlich daher, daß ihre Begriffswelt noch nicht so weit ist, die ganze Menschheit zu erfassen. Sie kennen das nicht, und was man nicht kennt, das kann man auch nicht lieben.

Nein, nicht umsonst werden uns die Kinder sogar von dem als Vorbild hingestellt, den voller Ehrfurcht die Völker anbeten, dessen Lehren so viele Jahrhunderte hindurch im Weltall erklingen. Ja, wir müssen von den Kindern lernen, wir müssen uns selbst ändern, wir müssen *wie Kinder werden*, um zur Erkenntnis des wirklich Guten und Wahren zu gelangen. Wenn wir uns schon der Erziehung zuwenden wollen, so müssen wir damit anfangen, daß wir aufhören, die Natur der Kinder zu verachten und sie für unfähig zu halten, die Überzeugungen des Verstandes aufzunehmen. Im Gegenteil, wir müssen uns die inneren Schätze zunutze ma-

chen, die uns die Natur des Kindes bietet. Viele dieser natürlichen Schätze sind uns noch völlig unbekannt, vieles ist, nach den Worten des Evangeliums, den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen offenbart!...

Diese Verteidigung der Rechte der Natur des Kindes vor der Pädagogenwillkür, durch die eine natürliche Entwicklung aufgehalten wird, sollte nur auf einen der Hauptmängel unserer Erziehung hinweisen. Wir haben uns nicht auf Einzelheiten eingelassen und uns lediglich auf allgemeine Sätze beschränkt, in der Hoffnung, daß kluge Erzieher, die sich unserer Auffassung anschließen, selber merken werden, was sie zu tun und was sie zu unterlassen haben. Die Kunst der Behandlung der Kinder läßt sich nicht lehren; man kann nur die Grundsätze nennen, auf denen sie basiert, und das Ziel, das sie anstreben muß. Und wir sind der Meinung: die Hauptsache, die der Erzieher im Auge haben muß, ist, die menschliche Natur im Kinde zu achten, ihm völlige, normale Entwicklungs-[80]freiheit zu lassen und bemüht zu sein, ihm vor allem richtige Begriffe von den Dingen, lebendige und feste Überzeugungen beizubringen und es zu veranlassen, bewußt zu handeln, aus Achtung vor dem Guten und dem Rechten und nicht aus Angst und aus eigennütziger Interessiertheit an Lob und Belohnung...

Das zu erreichen, ist schwer, aber nicht unmöglich. Das Fundament zu dieser Anknüpfung an den natürlichen Sinn des Kindes wurde bereits vor mehr als einem halben Jahrhundert von dem edlen, selbstlosen Menschenfreund und Erzieher Pestalozzi gelegt. Madame de Staël äußerte sich über seine Schule, daß „das Nichtverstehen der Kinder eher von der Unklarheit der Darstellung kommt als von der Schwierigkeit der Wissenschaften selbst“ („De l'Allemagne“)¹². Seitdem dieser Gedanke geäußert worden ist, wurde er durch Tausende von Versuchen bestätigt, aber wir müssen die schmerzliche Wahrheit aussprechen, daß er bis auf den heutigen Tag seine Richtigkeit nicht verloren hat. Nicht nur die geistige, sondern, was viel trauriger ist, auch die sittliche Erziehung der Kinder krankt bei uns an der gleichen Unmotiviertheit, Äußerlichkeit, Starrheit. Sich von diesem kläglichen Zustand freizumachen, das Augenmerk nicht auf den toten Buchstaben, sondern auf den lebendigen Geist, nicht auf die Einhaltung der äußeren Form, sondern auf die Entwicklung des inneren Menschen zu richten – das ist die Aufgabe, die die heutige russische Erziehung zu erfüllen hat. [81]

¹² Der Verfasser zitiert hier das 1813 erschienene Buch „De l'Allemagne“ der französischen Schriftstellerin G. de Staël.

Gouvernements-Skizzen

(„Aus den Aufzeichnungen des pensionierten Hofrats Schtschedrin“.
Gesammelt und herausgegeben von *M. J. Saltykow*.
Dritter Band, Moskau 1857)¹³

Etwas mehr als ein Jahr ist vergangen, seitdem die ersten „Skizzen“ des Herrn Schtschedrin im „Russkij Westnik“¹⁴ erschienen und mit begeisterter Zustimmung des gesamten russischen Publikums aufgenommen worden sind. Bis zum gegenwärtigen Moment verläßt Herr Schtschedrin seine Arena nicht und setzt seinen edlen Kampf fort, ohne das geringste Anzeichen einer Erschöpfung seiner Kräfte. Er läßt eine Erzählung nach der anderen drucken und bekundet in ihnen immerfort, wie groß sein Vorrat an Mitteln, wie unerschöpflich die Quelle seiner Beobachtungen ist. Mehr noch, ihm schließen sich ständig neue Kämpfer an und sogar jene, die bisher geschwiegen und sich in einem Haufen unbekümmerter Zuschauer versteckt gehalten haben – auch sie stürzten sich, von seinem Anblick ermutigt und „in stärkerem Feuer auflodernd“, kühn auf das Feld der unblutigen Schlacht, mit der allmächtigen Waffe des Wortes. Das Publikum folgt noch immer mit Interesse dem Schaubild dieser Kampfleistungen, und die Erzählungen in *Schtschedrinscher Art* werden in den Zeitschriften in erster Reihe gelesen. Man kann aber nicht verkennen, daß jetzt im Publikum wie auch in der Literatur nicht mehr die frühere Begeisterung, der frühere Eifer vorhanden sind und daß viele jetzt das Mitgefühl für gesellschaftliche Fragen wie ein altmodisches Kleid abtragen. Wer erst in diesem Jahr begonnen hat, die russischen Zeitschriften zu lesen, und keinen Begriff davon hat, wie es bei uns vor zwei Jahren stand, der hat einige der schönsten Augenblicke seines Lebens verloren. Es ist sonderbar, von dieser Zeit wie von einer längst vergangenen zu sprechen; nichtsdestoweniger läßt sich aber nicht bezweifeln, daß sie vorbei ist und daß der russischen Literatur nicht so bald wieder eine solche Zeit beschieden sein wird. [82] Wir wachsen überhaupt irgendwie schnell und plötzlich heran, werden übersättigt, streifen die Begeisterung ab, noch bevor wir uns recht begeistert haben. Wir wachsen schnell, wahrhaftig mit Riesenschritten, geradezu von Stunde zu Stunde, aber sobald wir herangewachsen sind, wissen wir nicht, was wir mit unserem Gewachsensein anfangen sollen. Plötzlich wird es uns eng und stickig, weil sich bei uns immerwährend breite Naturen heranbilden, unsere Welt aber eng und niedrig ist – es fehlt an Raum, sich zu entfalten, es ist unmöglich, sich dem ganzen Wuchse nach aufzurichten. Und so sitzen wir, geduckt und gebückt, „in des Wissens Kreis, in Zweifel eingeschlossen“¹⁵, in völliger Untätigkeit, bis etwas allzu Außerordentliches uns aufrüttelt. Einer unserer gelehrten Professoren hat mit staunenswertem Scharfblick in einer Analyse der russischen Volksliteratur das russische Volk mit Ilja Muromez¹⁶ verglichen, der dreißig Jahre still dasaß und dann plötzlich, nachdem er bloß eine Schale starken Biers aus der Hand umherziehender Sänger getrunken, Heldenkräfte in sich fühlte und auszog, wunderbare Taten zu vollbringen. In der Tat, unsere ganze Geschichte zeichnet sich durch eine Art Ruckhaftigkeit aus: plötzlich bildete sich bei uns der Staat, plötzlich faßte das Christentum Fuß, plötzlich kehrten wir unsere ganze alte Lebensweise von oben nach unten, im Nu haben wir Europa eingeholt und sogar überholt: jetzt beginnen wir schon, es zu schelten, und sind bemüht, die russische Auffassung auszuhecken... So war es im großen, das gleiche ging auch im kleinen vor sich: wir wenden uns hurtig irgendeiner Sache zu, dann aber setzen wir uns wieder hin und ver-

¹³ Der Aufsatz erschien im „Sowremennik“ (1857, Nr. XII).

¹⁴ Der Aufsatz „Gouvernements-Skizzen“ wurde im „Russkij Westnik“, Jahrgang 1856, beginnend mit Heft VIII, in Fortsetzungen gedruckt. Damals war diese Zeitschrift ein Organ gemäßigt liberaler Richtung. Ihr Redakteur M. N. Katkow war zu dieser Zeit noch nicht offen mit seinen absolutistisch-feudalen Anschauungen hervorgetreten.

¹⁵ Aus M. J. Lermontows Gedicht „Betrachtung“.

¹⁶ *Ilja Muromez* – Held russischer Legenden.

bleiben wie Ilja Muromez in voller Gleichgültigkeit gegenüber allem, was in der weiten Welt vorgeht. Vor zwei Jahren hat uns der Krieg aufgerüttelt, indem er uns zwang, uns von der Macht europäischer Bildung und von unseren Schwächen zu überzeugen. Wir waren wie aus dem Schlafe erwacht, blickten mit offenen Augen auf unsere häusliche und gesellschaftliche Lebensweise und erkannten, daß uns so manches fehlt. Kaum hatte diese Erkenntnis unseren Geist erhellt, als wir mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit darangingen, „unsere gesellschaftlichen Wunden“ aufzudecken. Jetzt beginnen schon viele darüber zu lachen, und die Skeptiker, die von Anfang an versicherten, dies alles sei

„Der siechen Seele Fieberwahn,
Der Ärger unfreier Gedanken“¹⁷,

triumphieren jetzt hämisch und blicken ironisch auf die erwachsenen Kinder, die stets zu Überschwenglichkeit neigen und alles [83] in rosigem Lichte sehen. Doch sagt, was ihr wollt, man braucht über sie nicht zu lachen: in ihrem Überschwang gab es so viel Schönes, Edles, so viel Jugendgeist und Frische. Es war in der Tat eine Lust, die allgemeine Begeisterung zu sehen: der zaghafteste, mürrischste Mensch konnte wohl nicht umhin, sich hinreißen zu lassen, als er sah, wie alle einmütig und rastlos bestrebt waren, „unsere gesellschaftlichen Wunden“ aufzudecken, unsere Mängel in allen möglichen Beziehungen zu zeigen. Wie viele Fragen wurden doch damals angeregt, in welchem entlegenen Winkel drang man da vor! ... „Von Perm bis Tauris“¹⁸ hallte der eine laute, energische Ruf wider: Kommt alle, kommt, wer kann, Rußland von dem inneren Übel zu erlösen! Und alle erhoben sich, alle begannen zu sprechen – fest, energisch, vernünftig. Alte Leute schüttelten offenbar ihre alte Trägheit ab, es erschienen junge, in der Öffentlichkeit wirkende Menschen und machten sich mit frischen Kräften an das gemeinsame Werk. Die Literatur war wie stets das erste Sprachrohr der gesellschaftlichen Bestrebungen, führte ihre Klärung herbei und mäßigte ihre Kraft durch strenge, durchdachte Erörterung aller aufgeworfenen Fragen. Und die Literatur erlangte offenbar gesellschaftliche Bedeutung: sie wandte sich fast ausschließlich den Fragen zu, denen die Aufmerksamkeit des Publikums gewidmet war. Das Publikum begann von den Verkehrswegen zu sprechen – da erschienen in den Zeitschriften Dutzende von Artikeln über die Eisenbahn und andere Verkehrsmittel, in der aufrichtigen Erkenntnis, daß wir bisher wenige gute Straßen hatten und dadurch nicht wenig verloren haben. Es wurde die Zollfrage aufgeworfen – da erschien sofort eine Reihe von Artikeln über Freihandel und Schutzzollsystem. Man wurde auf die ökonomischen Verhältnisse des Volkes aufmerksam – da begann die Literatur von der Lage der landwirtschaftlichen Klasse, von freier Arbeit und anderen ökonomischen Fragen zu sprechen und hob dabei vorwiegend hervor, woran es bei uns gebrach und was getan werden mußte. In der Öffentlichkeit wurden Stimmen laut über die Wichtigkeit des Erziehungswesens und darüber, daß das, was bisher bei uns üblich war, unbefriedigend sei – da wurden sofort bittere Aufsätze über das Erziehungswesen geschrieben, pädagogische Zeitschriften gegründet, und das Publikum belohnte den Aufsatz mit um so größerem Beifall, je bitterer die in ihm ausgesprochene Wahrheit war. Eine Stimme hat sich gegen die Mißbräuche der Bürokratie erhoben – da eröffneten die „Gouvernements-Skizzen“ eine Reihe glänzender Artikel, die alle dunkeln Machenschaften der Kleinbeamtenschaft schonungslos brandmarkten und in [84] helles Licht rücken. Bittere Vorwürfe waren von überall zu hören, und niemand dachte daran, ihnen zu widersprechen. Poeten und Prosaiker, Gelehrte und Dilettanten, Theoretiker und Praktiker – alle stürzten sich opferungsvoll mit der Fackel der Enthüllung in den finsternen Sumpf der Unwissenheit und der Mißbräuche. In ihrer Seele brodelte eine machtvolle Kraft, in ihren Reden flammte das Feuer der Inspiration, das Unkraut des heimatlichen Ackers verbrennend. Erhebe dich, Poet! – ermutigten die Poeten sich selbst, im Nachdenken über ihre Mission:

¹⁷ Aus M. J. Lermontows Gedicht „Nicht glauben sollst du dir“.

¹⁸ Aus A. S. Puschkins Gedicht „An die Verleumder Rußlands“.

„Laß die Verse weithin schallen,
Recht und Wahrheit tue kund,
Weck die Geister aus dem Schläfe,
Fordre für das Unrecht Strafe,
Rohr die Lügen in den Grund.“¹⁹

Den Kampf im Namen der höchsten Wahrheit gegen die kleinlichen Interessen der Zeit! riefen hochgebildete Kritiker aus. „Von den ersten Lebensjahren an, von allem Anbeginn der Erziehung an muß man für diesen Kampf schulen, der in unserer Gesellschaft jedem anständigen Menschen bevorsteht!...“ „Die Wissenschaft muß kühn in den Kampf gegen die Unwissenheit und die Vorurteile eintreten“, sagten die besten unserer Gelehrten. „Wir müssen dem Krieg dankbar sein dafür, daß er uns viele dunkle Seiten unseres Lebens aufgedeckt hat, gegen die wir jetzt alle losziehen müssen, um die Ehre unserer Heimat zu schützen! ... „Diese mächtigen, edlen, selbstlosen Parolen mußten Widerhall finden in den Herzen von Menschen, deren Trachten auf das Wohl des Vaterlandes gerichtet war – und in der Tat, diese begeisterten Laute ließen vieler Herzen höher schlagen. Viele hörten die Beichte des ganzen russischen Volkes mit traurigem Lächeln, ja, mit Tränen in den Augen an, erhoben aber dann stolz ihr Haupt und gaben das feierliche Gelöbniß einer ehrlichen, unermüdlichen und furchtlosen Tätigkeit. Es gab auch solche – kraft der Umstände und durch die eigene Schwäche in die Banalität des Lebens hineingerissene Menschen –, die mit Schrecken auf das eigene Tätigkeitsfeld blickten und mit Bitterkeit seine Abscheulichkeit bekannten. Und was hatten alle diese Menschen im Auge? Was zwang sie, sich mit solchem Eifer einer feierlichen Selbstbeschuldigung zu unterziehen? Nichts Besonderes. Sie wiederholten einfach die Worte eines ihrer Herolde:

„Zu neuen Ruhmestaten ruft voller Macht uns auf
Und bringt Erleichterung uns der bittren Reue Tränen“,

[85] und glaubten gutmütig, daß nach dem Wort auch die Tat nicht lange auf sich warten lassen werde. Selbst Phrasengedresch nahm damals ernst anklagenden Charakter an. Der hohlste der Phrasendrescher, Herr Nadimow²⁰, schrie damals kühn von der Bühne des Alexandra-Theaters²¹ herab: „Schreien wir ins ganze Russenland hinaus, daß die Zeit gekommen ist, das Übel mit der Wurzel herauszureißen!“ – und das Publikum geriet in rasende Begeisterung und applaudierte dem Herrn Nadimow, als ob er sich in der Tat darangemacht hätte, das Übel mit der Wurzel herauszureißen... „Was lacht ihr? Über euch selbst lacht ihr“, erinnerte sich einer von den Skeptikern während einer Vorstellung des Stückes „Der Beamte“ laut an Gogols Worte. Doch diese Worte brachten niemanden in Verlegenheit: die Nachbarn blickten auf den Skeptiker so stolz und offen, als wollten sie ihm mit den Worten des gleichen Komikers antworten: „Ja, wir lachen über uns selbst, weil wir unsere edle russische Natur hören, weil wir das höchste Gebot hören, besser zu sein als die anderen.“²²

So belebte sich alles, alles war beseelt von dem Wunsche, vorwärtszuschreiten auf dem Wege der Aufklärung und der sittlichen Vervollkommnung. Vor zwei Jahren hätte ein Außenstehender angesichts dieser Rufe und dieser Bewegung unbedingt gedacht, daß dies das Erwachen eines Riesen sei, der nach langem Schlaf seine Glieder reckt, seine Gedanken in Ordnung bringt und sich anschickt, seine lange Untätigkeit durch Heldentaten von wunderbarer Größe gutzumachen. Und eine solche Annahme war durchaus natürlich: die reinen, hehren Bestrebungen der im öffentlichen Leben und in der Literatur Wirkenden waren so machtvoll, dringlich und stürmisch, daß sie unaufhaltsam vorwärtsschreiten mußten, alle durch die Un-

¹⁹ Aus N. F. Schtscherbinas Gedicht „Dem Poeten“ (1855).

²⁰ Nadimow – Held der Komödie XV. A. Sollogubs „Der Beamte“.

²¹ Alexandra-Theater, eines der ältesten russischen Theater, erbaut in Petersburg 1832.

²² Worte des Ersten Komikers in N. W. Gogols „Nachspiel zum Revisor“.

wissenheit geschaffenen Hindernisse zerstörend, allen im russischen Leben durch Egoismus, Eigennutz und gesellschaftliche Trägheit erzeugten Unrat hinwegspülend. Die Herzen schlugen damals stark und freudig in der vollen Überzeugung, daß Erkenntnis der Mängel bereits die halbe Besserung sei und daß der Russe nichts halb zu tun liebe. Man hätte es damals für Lästerung gehalten, wenn sich jemand erdreistet hätte, zu behaupten, daß dieser Ilja Muromez, der so viele Jahre still auf einer Stelle gesessen hatte, sich jetzt nur erhoben habe, um auf der Stelle zu treten. Im Gegenteil, er sollte unaufhörlich vorwärtsschreiten, das Leben genießen und ruhmreiche Taten vollbringen. Und alle warteten auf diese Großtaten, alle befanden sich in gespannter Erwartung von etwas Großem, Ungewöhnlichem. Alles schien gewisser-[86]maßen in feierlicher Vorbereitung begriffen, gleichsam am Vorabend eines hohen Feiertages:

„Damals wand sich froh im Reigen
Leicht beschwingt der Freunde Kreis:
Jugend, der das Träumen eigen
Und die Hoffnung lebendheiß ...“²³

Erfreulich war jene Zeit, die Zeit allgemeiner Begeisterung und Heißblütigkeit ... Die Seele eines jeden stand irgendwie allem Guten weiter offen, die ganze Umwelt hatte irgendwie ein lichtvolleres Aussehen. Als hätte der warme Frühlingsodem über den festgefrorenen, starren Boden geweht, und jedes lebende Wesen begann die Frühlingsluft freudvoll einzuatmen jede Brust atmete frei, jede Rede floß wohltönend und ungehemmt dahin wie ein vom Eise befreiter Fluß. Eine prächtige Zeit war das! Und es ist doch gar nicht so lange her!

Aber zwei Jahre sind verflossen, und obwohl in diesen Jahren nichts Wichtiges vorgefallen ist, bieten die gesellschaftlichen Bestrebungen bei weitem nicht das gleiche Bild wie früher. Viele Enttäuschungen haben wir bereits auf dem neuen Wege erlebt, viele Hoffnungen haben sich als leere Träumereien erwiesen, viele Erscheinungen haben wir gesehen, die geeignet sind, auch den vertrauensseligsten der Optimisten, die sich allgemein durch Vertrauensseligkeit auszeichnen vor den Kopf zu stoßen. Entschwunden ist nunmehr die frühere Begeisterung der früheren herzlich-stolze Ton...

„– wo blieb
Dein gewaltig Wort?
Deine stolze Kraft?“²⁴

Die Gespräche dauern natürlich auch jetzt an, und wir wollen keineswegs sagen, daß sich die Aufmerksamkeit der Gesellschaft von den Fragen, die unlängst noch mit solcher Energie gestellt wurden, abgewandt hat. Wir sagen bloß, daß all die exaltierten Gespräche im Wirken, im Leben der Gesellschaft wenige Resultate gezeitigt haben, was eben beweist, daß die meisten unserer hausbackenen Fortschrittler bisher, nach einem Ausdruck des Herrn Schtschedrin, „nicht mit dem Innern, sondern mit der Haut“ bei der Sache waren.

Die Literatur setzt ihr Werk gewissenhaft fort: den Dienst an der Sache der gesellschaftlichen Vervollkommnung hält sie für ihre [87] heiligste Bestimmung. Sie ist nunmehr für immer aus den Windeln heraus, und was auch geschehen möge, in der Literatur werden weder Portiergratulationen an den hohen Feiertagen noch Lakaienoden aus Anlaß der Gewährung eines Titels für Herrn Soundso, noch Gasthausdithyramben zu Ehren eines Festes mit Feuerwerk und Illumination je wieder das Bürgerrecht gewinnen. Die Literatur setzt ihre Bloßstellung des Bösen, ihre Aufforderungen zu allem Guten und Edlen tätig fort; nach wie vor spricht sie der Gesellschaft von ehrlicher und nützlicher Tätigkeit, sie singt immerfort dasselbe Lied:

²³ Aus W. A. Shukowskijs Gedicht „Das Leben“.

²⁴ Aus A. W. Kolzows Gedicht „Der Wald“.

„Auf, erwach, mach dich auf,
Schau dich doch selber an.“²⁵

Doch der frühere begeisterte Widerhall von seiten des Publikums bleibt bereits aus. Das Publikum ist schon müde geworden, es hält seine Aufgabe wohl bereits für erledigt, glaubt wohl, schon Lorbeeren verdient zu haben für die Teilnahme, die es gesellschaftlichen Fragen und den neuen Vertretern literarischer Anklagen erwiesen hat. Nur zeitweise flackert jetzt hie und da, ungleich und zuckend, das Feuer einer Begeisterung auf, die der früheren ähnlich ist. Aber auch dieses Aufflackern verschwindet bald spurlos, ohne den geringsten Einfluß auf die Tätigkeit der Gesellschaft auszuüben. Es stellt sich heraus, daß Begeisterung und Hoffnungen verfrüht waren und daß viele von den Leuten, die die Morgenröte eines neuen Lebens heiß begrüßt haben, plötzlich den Wunsch empfanden, den Mittag abzuwarten, und beschlossen, bis dahin zu schlafen; daß ein noch größerer Teil der Leute, die die Heldentaten hochgepriesen hatten, plötzlich ruhig wurde und sich versteckte, als er sah, daß Heldentaten nicht in Worten allein zu vollbringen sind, daß hier wirkliche Arbeit und Aufopferung not tun. Alle warteten ungeduldig, hegten Wünsche, baten um Verbesserungen, polterten mit Ingrimm gegen die Mißbräuche los, schalten auf die Trägheit und die Apathie der anderen, doch nur ganz selten machte sich jemand an die Arbeit. Durch eingebildete Schwierigkeiten und Hindernisse erschreckt, sind viele selbst von denen, die wahrhaft Nützliches leisten konnten,

„zu Anbeginn der Schlacht ganz ohne Kampf erschlaft“.²⁶

Es zeigte sich eine nicht allzu erhebende, ja recht unvorhergesehene Erscheinung: die russische Gesellschaft spielte gewissermaßen die Rolle einer talentierten Natur. Die Leser haben natürlich die „Gouvernements-Skizzen“ bereits gelesen und kennen daher sicherlich einige der von Herrn Schtschedrin skizzierten talen-[88]tierten Naturen. Doch nicht alle haben vielleicht über das Wesen dieses Typus und über seine Bedeutung in unserer Gesellschaft nachgedacht. Deshalb entschließen wir uns, ausführlicher diese Naturen ins Auge zu fassen, in denen, unserer Meinung nach, der vorherrschende Charakter unserer Gesellschaft ziemlich kraß zum Ausdruck gelangt. Die Abarten talentierter Naturen sind außerordentlich verschieden, aber sie haben auch etwas Gemeinsames, das gerade in ihrer *Talentierteit* besteht, die zuweilen wahrhaftes Bedauern auslösen und auf sehr traurige Gedanken bringen kann. Ihre Lage ist freilich lächerlich, sogar abscheulich, doch der Hohn über die Lage dieser Herren soll nicht auf ihre Natur selbst übertragen werden, die guter Eigenschaften gar nicht bar ist. Ihre Beschäftigungen und ihre Eigenheiten schildert Herr Schtschedrin in folgender Weise:

„Die einen von ihnen beschäftigen sich damit, daß sie im Schlafrock im Zimmer umhergehen und vor lauter Muße pfeifen; anderen geht die Galle über, und sie werden Mephistophelesnaturen im Gouvernementsmaßstab; die dritten treiben Pferdehandel oder schwindeln beim Kartenspiel; die vierten trinken eine ungeheure Menge Wodka; die fünften verdauen in Muße ihre Vergangenheit und protestieren vor Bitterkeit gegen die Gegenwart... Das Gemeinsame bei allen diesen Herren ist: erstens der ‚Wurm‘, zweitens, daß sich beim ‚Festmahl des Lebens‘ kein Platz für sie fand, und drittens, die ungewöhnliche Schwunghaftigkeit ihrer Natur. Doch die Hauptsache – das ist der Wurm. Dieser dumme Wurm ist die Ursache davon, daß unsere Petschorins aus einer Ecke in die andere schlendern und nicht wissen, wohin sie ihr Haupt legen sollen; er war es auch, der sie mit den Gutsbesitzern Poleshajew, Sopikow und Chrapowizkij so nahe bekannt gemacht hat. Leider muß ich sagen, daß die Petschorins²⁷ ausschließlich unter jungen Menschen anzutreffen sind. Ein alter, grauköpfiger Beamter oder Gutsbesitzer kann nicht zum Petschorin werden; er betrachtet das Leben von der praktischen Seite, seine Dornen oder Unbehaglichkeiten aber als unvermeidlich und unverbesserlich. Das sind Flöhe und Wanzen, die ihn so oft und so viel gebissen haben, daß sie für ihn nicht Feinde, sondern eher gute Bekannte geworden sind. Er dringt nicht in die Ursachen der Dinge ein, sondern nimmt sie so, wie sie sind, ohne sich mit dem Gedanken abzugeben, wie sie sein könnten, wenn... usw. Ein junger Mensch dagegen beginnt bereits dunkel zu ahnen, daß es um ihn herum etwas gibt, was nicht in Ordnung ist, etwas, worin der Zusammenhang fehlt, was sich nicht reimt, er

²⁵ Aus A. W. Kolzows Gedicht „Was schläfst, Bäuerlein, du?“

²⁶ Aus M. J. Lermontows Gedicht „Betrachtung“.

²⁷ *Petschorin* – Hauptperson von M. J. Lermontows Roman „Ein Held unserer Zeit“.

sieht sich in einem sonderbaren Widerspruch zu allem, was ihn umgibt, er will dagegen protestieren, da er aber keinerlei lebensnahe Grundsätze besitzt, die zur Aussöhnung nötig sind, bleibt er beim hohnvollen Lachen oder bei der pseudotragischen Entrüstung allein.“ („Gouvernements-Skizzen“, Bd. III.)

Man sieht also, wie Herr Schtschedrin auch die talentierten Naturen verhöhnt, er muß dennoch entdecken, daß sie in ihrer Grundlage etwas Gutes haben. Ihre Bestrebungen enthalten nichts Anstößiges, im Gegenteil, diese Bestrebungen stellen sie tatsächlich über jene apathischen Unpersönlichkeiten, die, das Leben von der praktischen Seite betrachtend, glückselige Beruhigung von allen [89] Zweifeln und Fragen finden in Weisungen des Lehrers oder in der Unterschrift des Ranghöheren. Das ganze Unglück der mißratenen talentierten Naturen besteht darin, daß sie keinerlei lebensnahe Grundsätze haben. Man braucht ihnen bloß rechtzeitig diese Grundsätze an die Hand zu geben, dann kann aus ihnen etwas positiv Gutes werden. Schon längst hat jemand bemerkt, daß es auf der Welt keine unfähigen Menschen gibt, sondern nur solche, die *nicht an ihrem Platze* sind; daß ein schlechter Lohnkutscher und ein von ihm aus dem Schlitten gestürzter schlechter Beamter, der wegen Unfähigkeit aus dem Dienst gejagt worden ist – daß sie vielleicht beide nicht schlecht wären, würden sie ihre Plätze tauschen: der Beamte hat vielleicht von Natur aus Neigung, Pferde zu lenken, während der Lohnkutscher imstande ist, ausgezeichnete Betrachtungen über Gerichtsfälle anzustellen... Das ganze Unglück kommt davon, daß sie nicht auf dem richtigen Platz sind, woran aber weder der Beamte noch der Lohnkutscher schuld sind, sondern schuld ist ihr Schicksal, dieses „dumme Huhn“. Das gleiche geschieht mit allen talentierten Naturen: sie machen eine einseitige Entwicklung durch, die nicht ihren Bedürfnissen entspricht, und geraten, unter dem Druck ungünstiger Umstände, auf eine falsche Bahn. Sie sind nicht dermaßen tierisch, kleinmütig und blind, um ganz mühelos nachzugehen, in der biedereren Überzeugung, daß dem so sein müsse; das ist ihre gute Seite. Aber sie besitzen auch nicht so viel innere Kraft, Geist und Edelsinn, um bis zum Ende durchzuhalten, den eigenen guten Neigungen nicht untreu zu werden und nicht in Apathie, Phrasendreschen und sogar Gaunerei zu verfallen: das ist ihr wesentlicher, schrecklicher Mangel. Doch dieser Mangel besteht offenbar nicht von Natur aus. Er ist eine Folge von Charakterschwäche, wo diese sich zu heißem Verlangen gesellt. Heißes Verlangen ist an sich eine überaus lobenswerte Sache und eigentlich nichts anderes als ein einfaches Anzeichen lebendiger Jugend des Menschen – der Charakter aber wird, wie alle zustimmen, nicht mit dem Menschen geboren, sondern wird von ihm während der Erziehung erworben und gestaltet sich endgültig in den darauf folgenden Leiden und Nöten des Lebens. Folglich bleibt als rein persönliche Eigenschaft des Menschen, strenggenommen, nur die lebendige Aufnahmefähigkeit seiner Natur – ein gar nicht schlechtes Merkmal, für alles andere aber fällt die Verantwortung auf das Milieu. Man wird uns sagen: Warum übt dieses Milieu auf andere nicht den gleichen Einfluß aus, warum wirkt es gerade auf die talentierten Naturen so verderblich? Die Antwort ist einfach: Diese Naturen eilen in ihrer Empfänglichkeit den anderen voraus, packen [90] oft mehr an, als sie ertragen können, und stoßen dabei häufiger als andere auf Gegenwirkungen, denen zu widerstehen sie außerstande sind. Während liebe, artige Kinder die Ruhe glückseliger Unkenntnis genießen und nicht vergessen, daß sie eben Kinder sind und folglich ihre eigene kleine Welt bilden müssen, ohne sich in die Angelegenheiten der Großen einzumischen, drängen sich empfängliche und hitzköpfige Kinder unaufhörlich dorthin, wo man nach ihnen nicht fragt, lernen frühzeitig die Mißhelligkeiten des Alltags-Lebens kennen und erhalten von den Großen frühzeitig praktische Widerlegungen ihrer kindlichen Gedankengänge. Bei manchen gewinnen die natürliche Logik und die Gewöhnung an Betätigung die Oberhand: sie prüfen die praktischen Anschauungen von allen Seiten und schätzen sie sehr richtig ein; sie stürzen vor der Macht der Umstände nicht zu Boden, sinken nicht zu boshafter Phrasendrescherei und zynischer Trägheit herab – aus Unwillen darüber, daß man nichts Großes leisten könne –, sondern kämpfen bis zum Ende gegen die feindliche Kraft, und gelingt es ihnen nicht, sie zu überwältigen, so fallen sie im

Kämpfe und rufen schon allein durch das Geräusch ihres Sturzes neue aufopferungsvolle Kämpfer zu ihrem Leichnam herbei. Aber solcher starker Menschen gibt es nicht viele. Die Mehrzahl hält dem feindlichen Druck nicht stand und geht moralisch zugrunde, ohne Nutzen und oft gar zum Schaden auch für die anderen. In gesellschaftlicher Hinsicht sind sie natürlich keines Lobes wert: sie sind in der Gesellschaft stets entweder Müßiggänger oder Schwindler. Deshalb denken wir gar nicht daran, sie zu rechtfertigen, genau so wie wir nicht daran denken, ihre Untätigkeit auf Kosten der unmerklichen Tätigkeit bescheidener schaffender Menschen zu verherrlichen. Wir wollen bloß sagen, daß die talentierten Naturen in ihrem Wesen mehr Ansätze einer guten Entwicklung bieten als die artigen, lieben, folgsamen usw. Kinder und daß ihre Entwicklung unter günstigen Umständen gute Früchte tragen würde. Wir können sie wohl mit fruchtbarem Boden vergleichen. Man möge irgendwo in der Umgebung von Petersburg guten Boden (wenn sich solcher findet) mit Mais, Roggen und Nesseln besäen. Der Mais wird natürlich infolge der verschiedenen Annehmlichkeiten des Petersburger Klimas nicht aufgehen, der Roggen aber wird von den Nesseln erstickt werden. So taugt dann das Feld nichts. Wie kann man es da seinem Ertrage nach mit einem anderen, zwar ziemlich dürrtigen Feld vergleichen, auf dem immerhin, wenn auch recht kümmerlich, Roggen gedeiht! Und doch ist nicht zu leugnen, daß auf dem ersten Feld der Boden besser ist. Sich selbst überlassen und vernachlässigt, dazu noch durch irgend-[91]welche Zäune und Baulichkeiten dem Zutritt der Sonne entzogen, mit allerlei Unrat bedeckt, kann es ganz und gar von Nesseln überwuchert werden. Gerät es aber einem tüchtigen Landwirt in die Hände, so wird er es nicht nur von dem Unrat säubern und die Nesseln ausjäten, er wird nicht nur eine gute Ernte einbringen, sondern auch ein ganzes Treibhaus da einrichten und die zartesten Pflanzen großziehen, indem er sie vor den verschiedenen ungünstigen Petersburger Einflüssen bewahrt.

Wenn zum Beweis unserer Worte noch Beispiele notwendig sind, so braucht man diese nicht weit zu suchen. Bei Herrn Schtschedrin sind drei Kategorien talentierter Naturen vertreten: die mephistophelische, die abgrundlos versoffene und die der Gaunerei verfallene. Man muß zugeben, daß die Auswahl dieser drei Kategorien an sich recht gelungen ist. Die mißlungene Tätigkeit talentierter Naturen hat gewöhnlich eines dieser drei Resultate. Sie alle sind widerlich und schädlich oder wenigstens unnütz: man betrachte jedoch den Anfang der Lebenslaufbahn dieser Herrschaften, dringe in das Wesen ihrer Natur ein, und man wird sehen, daß in allen ihren Leidenschaften ein gutes Grundprinzip enthalten ist und daß sie nur deshalb zu Fall kommen, weil sie nicht die Kraft haben, sich den äußeren Einflüssen zu widersetzen. Woher diese Kraftlosigkeit kommt, haben wir zum Teil bereits erklärt. Wir wollen bloß hinzufügen, daß diese Eigenschaft, die von der natürlichen, jedem Dinge in der Welt anhaftenden Trägheit abhängt, gesteigert wird durch die ständige Gewöhnung an die passive Aufnahme fremder Ideen und um so abscheulicher wird, je mehr Geist und frische Kräfte eine solche passive Natur besitzt. Über einen Menschen, der keine fünf Worte sinnvoll verbinden kann, ist man nicht ärgerlich, wenn er sein ganzes Leben lang bei Abschreibearbeiten sitzt. Ja, man bemerkt ihn gar nicht: er ist zufrieden mit seinem Schicksal und strebt nicht hoch hinaus, da er weiß, daß es gefährlich ist, sich ohne Flügel in die Luft hinaufzuwagen. Wenn aber ein Mensch, der die Dinge leicht und schnell erfaßt, lebensnahe, hohe Bestrebungen hat, den Grad der eigenen Kräfte sehr gut kennt – wenn ein solcher Mensch, sich plötzlich der Trägheit hingebend, jede Beschäftigung verschmäht und seine Fähigkeiten nur zum Dreschen von leerem Stroh oder zu verschiedenen unrühmlichen Machenschaften verwendet, so ist das bereits ärgerlich und bitter. Einen solchen Menschen werden sofort alle bemerken, weil er allen mit seinen Klagen über die Ungerechtigkeit des Schicksals lästig wird, sich allen aufdrängt mit der Verhöhnung seiner Nächsten, allen durch sein bewußtes, beabsichtigtes Nichtstun auffällt. Da haben wir z. B. [92] Herrn Korepanow vor uns. Er lenkt in den Gesellschaftskreisen der Stadt Krutogorsk nicht deshalb die Aufmerksamkeit auf sich, weil er ein Taugenichts

ist und sein ganzes Leben mit Nichtigkeiten verbringt. Er ist nicht leerer als die anderen: wie andere versieht auch er ein Amt – wie andere erscheint auch er auf den Kinderbällen der Fürstin Anna Lwowna, wie andere beschäftigt er sich mit nichts Besonderem. Mit einem Wort, an ihm ist nichts Bemerkenswertes, und man geht an ihm vorbei, wirft einen zerstreuten Blick auf ihn und denkt: ‚Da ist noch einer von der Unmasse jener, die in Krutogorsk ein kümmerliches Dasein fristen, sich ernstlich mit Nichtstun beschäftigen und keinen Begriff von anderen, besseren Tätigkeitssphären haben...‘ Plötzlich aber hält Herr Korepanow sie an mit dem Ausruf:

„Ich bitte, mich nicht mit diesem Haufen zu verwechseln; ich versichere Ihnen, daß ich viel besser bin als sie alle. Schauen Sie nicht darauf, daß ich mich unter ihnen herumtreibe und genau so wie sie nichts tue ... Glauben Sie mir, daß ich vieles, sehr vieles tun könnte, wenn ich nur wollte... Ich will aber nicht...“ „Um so schlimmer“, antworten Sie, „also sind Sie, Monsieur Korepanow, selbst schuld an Ihrer Nichtigkeit. Von diesen Leuten ist nichts zu verlangen; sie tun das, was sie können; sind sie schuld daran, daß ihre Kräfte zu etwas Größerem nicht ausreichen? Sie aber sind viel schlimmer als die, denn Sie tun nicht einmal das, was Sie können. Sie sind einfach ein Nichtsnutz, Monsieur Korepanow.“

Und was würden Sie denken? Korepanow ist im Nu mit Ihnen einverstanden und beginnt, sich selbst zu schelten.

„Ja“, sagt er, übrigens nicht ohne einen Anstrich von feiner Ironie, „ich bin dumm, ich bin schwach, ich habe eine kleinliche, nichtige Seele. Ich beneide sogar diese banale Zufriedenheit und ungestörte Ruhe, die auf den Gesichtern meiner Amtskollegen geschrieben stehen: immerhin ist also ihr Leben nicht umsonst verflossen... Ich aber zweifelte nur immer und rannte herum, ohne Ziel und Zweck, hin und her. Wozu aber das?... Es wäre für mich weit ruhiger gewesen, ein warmes Plätzchen zu erlangen wie Nikolaj Fedorytsch, die Anfissa Iwanowna zu heiraten, die aus alten Beinkleidern einen Schal macht, und in aller Gemütsruhe sein Geld zu zählen wie Semen Semenytsh...“

Sie stimmen zu, daß das in der Tat ruhiger gewesen wäre, als ohne Sinn und Zweck sein Leben lang herumzurennen; Korepanow aber bekundet völligen Abscheu vor der Tätigkeit der Nikolaj Fedorytsch, Semen Semenytsh und ähnlichen. Er flößt sogar den Kindern von Semen Semenytsh und Nikolaj Fedorytsch Widerwillen gegen den Diebstahl und das knausrige Leben der Eltern ein und ist stolz auf seine Verdienste in dieser Hinsicht. Er nennt Krutogorsk eine Müllgrube und ist sehr unzufrieden damit, daß hier jeder ständig die einmal angelegte Livree tragen muß. An den Ausfällen Korepanows sieht man, daß er in einem guten Schule war, [93] Gut und Böse unterscheiden kann und einen Begriff von wirklicher Sittlichkeit hat. Er gibt auch selber zu, daß er in seiner Jugend kluge Leute vom Katheder herab gehört hat, doch gereichte das Studium nicht zum Nutzen. Er habe nicht über den Büchern hocken und Korn für Korn aufpicken wollen, sondern habe stets gewartet, daß jemand ihm „das Wissen eintrichtern werde, worauf er dann weise sein werde wie Minerva“. Da haben wir das erste Versagen vor Schwierigkeiten, den ersten Triumph der Trägheit. Ferner ist Korepanow deswegen nicht dort in Diensten geblieben, wo sich seine Talente besser hätten entfalten können, weil „er essen will, man aber in Petersburg oder Moskau so etwas nicht sofort findet“. Er sei aber, man begreife das doch, zu faul gewesen, etwas mit Arbeit allmählich zu erstreben: er möchte eben alles mit einemal. Da fährt er nun nach Krutogorsk, wo er Verwandte hat, „die folglich bereits auch für ihn einen Platz warmgesessen haben...“ „Hier versieht er irgendwie seinen Dienst wie alle, hauptsächlich aber speit er Galle gegen alle Welt und ist bestrebt, die eigene Überlegenheit und die Ungerechtigkeit des Schicksals ins richtige Licht zu rücken. In gewissem Sinne ist das Schicksal tatsächlich ungerecht gegen ihn, aber dadurch ungerecht, daß es ihm Verwandte gegeben hat, die dem Taugenichts mit Mühe und Not einen Platz warmgesessen und ihn von der Notwendigkeit befreit haben, selbst zu arbeiten, um eine Stellung und Brot zu erlangen. Wäre das nicht geschehen, so wäre Korepanow eine ausgezeichnete Arbeitskraft und wäre für eine ehrliche und nützliche Tätigkeit nicht dadurch verlorengegangen, daß er zu einem Durchschnitts-Mephistopheles wurde.

Betrachten wir nun Lusgin, ebenfalls eine talentierte Natur, nur von anderer Art. Etwas entschieden Schlimmes gibt es in dieser Natur nicht. Sich die früheren Jahre Lusgins in Erinnerung rufend, sagt Herr Schtschedrin, daß Lusgin damals unbedacht gut und großmütig gewesen sei, daß sein Blut stark kochte, der lebenspendende Quell der Jugend reichlich und unerschöpflich sprudelte. Lusgin selbst äußert in einer offenen Aussprache, daß in ihm auch in vorgerückten Jahren noch viel Liebe, Heißblütigkeit und Eifer erhalten geblieben seien. Er bedauert es, daß er seine Jugend schmachvoll hingebracht und sich nicht so sehr mit den Vorlesungen als vielmehr mit tollen Streichen beschäftigt hat. In seinem Leben gibt es Beispiele von prächtiger Handlungsweise. Er heiratete die arme Gouvernante seines Nachbarn, die vom wollüstigen Hausherrn und seiner kapriziösen Frau schikaniert wurde. Er wollte nicht in Petersburg dienen, weil es dort „Fröste gibt, etwas Kaltes, [94] Glitschiges“, man läuft den ganzen Tag herum, um das Glück zu haben, den Mund beim Anblick einer Person, die man nötig braucht, zum Lächeln zu verziehen. Er hörte auf, einen Schulkameraden zu besuchen, als dieser es sich einfallen ließ, ihm durch Berufung auf den wirklichen Staatsrat Strekosa, auf die Fürstin Obolduj-Tarakanowa usw. Sand in die Augen zu streuen. All das zeugt, das muß man zugeben, von einer guten, sympathischen Natur mit wahrhaft edlen Neigungen. Man könnte ihn einfach für einen vortrefflichen friedlichen Gutsbesitzer halten, der endlich nach den Aufregungen des Lebens Ruhe im Familienkreis gefunden hat. Eine solche Schlußfolgerung wäre aber verfehlt; Lusgin hat sich zwar, wie er selbst zugibt, nicht mit den Vorlesungen beschäftigt, immerhin ist aber einiges von den höheren Wissenschaften ihm in den Kopf geraten, und er kann sich nicht mehr mit seiner engen Sphäre zufrieden geben – „die Maßstäbe würgen uns“, sagt er, „unsere Natur ist breit, ich möchte kreuz und quer vieles erfassen, die Maßstäbe sind aber klein. Temperament ist noch in Unmengen da, nur weiß man nicht, wo man es hintun soll: unsere Sphäre ist eng, kein Platz da, sich breitzumachen ...“ Wer hat Sie aber daran gehindert, Herr Lusgin, gerade so viel zu erfassen, wie Ihnen Ihre Kräfte erlauben? Warum versauern Sie auf dem Dorf und versehen nirgends einen Dienst, nicht einmal in einem Wahlamt? Aber es kam eben so: als Lusgin von der Hochschule zurückkehrte, da redete seine Mutter auf ihn ein: „Bleib nun eine Zeitlang bei mir“, und es fanden sich auch forsche Nachbarn – da blieb er denn auch, um so mehr, als er von Jugend auf einen Herzenshang zur Trägheit empfand... Auf dem Dorf quält ihn aber die Langeweile: seine Bildung ist nicht so umfassend, daß er sich mit sich selbst und dem Familienkreis begnügen könnte; er sucht andere Zerstreungen und findet sie selbstverständlich ohne besondere Schwierigkeiten: er trinkt sich jeden Tag einen Rausch an, treibt so seine Frau zur Verzweiflung und zerrüttet die eigene Gesundheit... Da soll nun einer sagen: Ist da die Natur schuld? Lusgin ist in jeder Weise bemüht, die ganze Schuld auf die Natur abzuwälzen, obwohl er eigentlich gar nicht daran denkt, sich zu rechtfertigen. Im Gegenteil, er verbreitet sich wie alle talentierten Naturen furchtlos und schamlos über seine Mängel und versichert, daß er ein Schwein sei, daß er verkommen sei, daß er abscheulich sei, von den Härchen am Scheitel bis zu den Nägeln an den Zehen. Doch all diese Selbstanklagen helfen wenig. Er hat nicht mehr die Kraft, sich aufzurichten: „Ich habe mich“, sagt er, „dermaßen an Müßiggang gewöhnt, habe mich so sehr in ihn hineingefressen daß ich keine Lust mehr [95] habe, auch nur an irgend etwas zu denken.“ Dabei will er nicht die Verantwortung für alles übernehmen. Da er fühlt, daß er nicht die Kraft hat, sich aufzurichten, ist er bemüht, sich einzureden, daß eben das Schicksal so entschieden habe, daß es anders gar nicht sein könne, daß es eben „diesem Feuer beschieden sei, in der Brust zu Ende zu brennen, ohne sich in irgend etwas zu äußern“. In dieser Überzeugung greift er vor Verzweiflung um Gläschen, um seine ärgerlichen Gemütswallungen im Wein u ersäufen. Dann aber klagt er über die Natur in überaus komischer Weise:

„Warum“, sagt er, „hat sie mich nicht zum Zeno gemacht, sondern mich mit den Neigungen eines Sybariten ausgestattet? Warum stählte sie mein Herz nicht zum Kampfe gegen die Dornen der rauhen Wirklichkeit, sondern hat es im Gegenteil verweichlicht und nur dazu befähigt, auf Gutes und Schönes zu reagieren? Die Natur ist also eine dumme Gans.“

Was hat das mit der Natur zu tun, Herr Lusgin? Die Natur bringt alle Leute ohne Ausnahme schwach und hilflos auf Gottes Erde: weder stählt noch verweichlicht sie jemanden absichtlich, aus der Erwägung heraus, daß dieser Herr da zu kämpfen haben werde, jener aber nicht, also müsse man ihnen in weiser Voraussicht die und die Eigenschaften verleihen. Sie erfinden das nur zur Rechtfertigung Ihrer Faulheit, daß die Natur Ihnen irgendwie abhold ist und sich wegen irgendwelcher Intrigen in den Kopf gesetzt hat, Sie zu verweichlichen. Nichts Derartiges war der Fall: die Menschen werden nicht im Schoße der Natur gehärtet, sondern im Schmelzofen der Lebenserfahrungen. Diese Härtung geht Ihnen eben ab, weil Sie es von allem Anfang an nicht nötig hatten, Ihre Faulheit zu überwinden und andere für sich denken und handeln ließen. Die Folge war dann die, daß Sie, obwohl Sie ein gutes Herz haben und obwohl dieses Herz auf alles Schöne reagiert, nicht nur ein schlechter, sondern auch ein platter, sogar schmutziger Mensch geworden sind. Das werden wir Lusgin sagen, da wir seine Faulheit und seinen Zynismus nicht fördern wollen. Wenden wir uns aber an die Leser, so müssen wir natürlich hinzufügen, daß das Schicksal tatsächlich ziemlich grausam gegen Lusgin war. Man brachte ihn aus der unmittelbaren Einfachheit und den patriarchalischen Verhältnissen des Landlebens heraus, gab ihm einigermaßen einen Begriff von höheren Dingen, gab ihm aber keine grundlegenden, festen Prinzipien, weckte in ihm nicht einmal Interesse für die Wissenschaft, und sei es auch nur in dem Grade, daß er sie verschiedenen tolldreisten Zerstreuungen vorgezogen hätte. Bei den ersten Versuchen, irgend etwas zu leisten, stößt er auf Hindernisse: da [96] lenken ihn Mutter und Heimatsnest vom Dienst ab, dort verleiten ihn die *forschen* Nachbarn in fernegelegene Jagdreviere oder zu einer stürmischen Orgie, während ihm andererseits stolze Parvenüs und rückgrattose Speichellecker das Petersburger Leben abstoßend machen. Für ihn ist das schon allzuviel, sein Hang zur Faulheit, die Gewohnheit, sich den Forderungen eines fremden Willens zu fügen, und die allzu oberflächliche Bildung können den unaufhörlichen Versuchungen nicht standhalten. Und da hat das Schicksal dafür gesorgt, ein Heimatsnest bereitzustellen, in dem man auf fremde Kosten leben kann... So ist ein Mensch zugrunde gegangen, aus dem unter anderen Umständen etwas Rechtes hätte herauskommen können.

Es gibt noch eine besondere Art talentierter Naturen, die scheinbar den beiden Mustern, die wir soeben geprüft, völlig unähnlich sind, im Wesen aber ihnen außerordentlich nahestehen. Ein Musterbild solcher Naturen bietet uns der von Herrn Schtschedrin geschilderte Gorechwastow Dieser könnte auf den ersten Blick wohl als sehr tätig erscheinen. Er ist ein Projektmacher, ein Gauner und Falschspieler, er hat bereits Staatsuniform getragen, er hat auch schon Staatsgelder gestohlen, hat manchen gezwungen, aus dem Fenster zu springen, und war zuweilen gezwungen, selber diesen Sprung zu wagen, er hat es verstanden, Vermögen anzuhäufen und sie dann wieder zu verlieren. Was kann man mehr verlangen als eine so energische, ständige, nur schlecht gelenkte Aktivität. Das sei wohl keine schwache Natur mehr, die Ansätze des Guten in sich trug und nur infolge ihrer Faulheit und Schwäche zugrunde ging; das sei eine starke, verbrecherische Seele, die nur zu Abscheulichkeiten aller Art Talent habe. Er ähnele den beiden Kleinmütigen, die wir soeben bei Herrn Schtschedrin gesehen haben, gar nicht. So scheint es auf den ersten Blick. Faßt man aber die Sache näher ins Auge, so wird sich herausstellen, daß auch Gorechwastow im wesentlichen genau dasselbe ist wie Korepanow und Lusgin. Der Unterschied zwischen ihnen besteht nur darin, daß jene beiden immerhin etwas gelernt und sich bei aller Oberflächlichkeit ihrer Bildung einige der einfachsten Lehren zu eigen gemacht haben, wie z. B. daß Diebstahl schmachlich, Falschspielerei widerwärtig sei usw. Gorechwastow wurde auch das nicht eingeflößt, sondern man lehrte ihn bloß angenehme Manieren und über alles *causer*. Als talentierte Natur folgte er dieser Richtung, und seine Manieren schienen in der Tat gut, und es wurde aus ihm ein ausgezeichnete *Causeur**. Seine

* veraltet: unterhaltsamer Plauderer

Kameraden führen an Sonntagen zu den Französischen, auch er [97] fuhr mit, weil er nicht die Kraft hatte, der Versuchung zu widerstehen, da er keinerlei innere Stütze hatte, genau so wie Lusgin und Korepanow. Peter Burkow bringt ihn mit Menschen zusammen, deren Karriere und Lebensbestimmung sich auf nicht ganz ehrliche Heldenstücke auf dem grünen Tuch beschränken, und er macht mit ihnen mit; diese Leute fassen einen Streich en grand [vollständig] ins Auge, um einen Kaufmann zu betrügen, und er arbeitet eifrig an der unmittelbaren Durchführung des Projekts; Peter Burkow redet zu ihm von einem Leben en artiste [als Künstler] – er ist auch bereit, en artiste zu leben; er lädt ihn ein, auf den Jahrmärkten herumzureisen – auch dazu ist er bereit. Zuweilen scheinen gute Instinkte in ihm zu erwachen: es wird ihm z. B. unbehaglich, sich an eine widerwärtige Dame zu verkaufen, die sich in den Kopf gesetzt hat, seine athletischen Formen nutzbar zu machen. Burkow sagte ihm jedoch, daß das Unsinn sei, und befahl ihm im Namen der Freundschaftsrechte, sich zu entschließen – und Gorechwastow entschloß sich. Man sehe bloß: wo kann man einen noch schwachmütigeren Menschen finden? Er ist weit schwächer als Lusgin und Korepanow, weil er noch weniger innere Überzeugung besitzt als sie: er kann sich den ihn umgebenden Einflüssen entschieden nicht widersetzen, er kann ihnen nicht einmal ausweichen und untätig bleiben, sondern ordnet sich ihnen geradezu unter... Dann aber geht er schon weiter nach dem Gesetz der Trägheit und offenbart nicht selten sogar den Umständen angemessene äußerliche Festigkeit und Mut. Nur sind Energie und Festigkeit der Bravour eines Lakaien ähnlich, der von der Treppe laut „Vorgefahren!“ ruft, dann aber sofort devot dem Herrn in den Wagen steigen hilft und demütig vor ihm steht, wenn es diesem einfällt, ihm eins zu versetzen. Gorechwastows Mut verschwindet im Nu: er zittert und erblaßt, sobald er in seiner Nähe einen Kavalier* oder einen anderen polizeilichen Machthaber erblickt oder einfach auch nur in fremder Gesellschaft die Bezeichnung „Schuft“ angehängt bekommt, mit dem lebenswürdigen Versprechen, ihn aus dem Fenster hinauszuerwerfen. Die Unfähigkeit, äußeren Einflüssen zu widerstehen, zeigt sich bei ihm auf Schritt und Tritt, noch mehr als bei Korepanow und Lusgin.

Faulheit, Abscheu vor der Arbeit bilden ebenfalls eine der wesentlichen Seiten seines Charakters, trotz seiner scheinbar unermüdeten Tätigkeit. Er wollte nicht in Diensten sein und wurde gerade deswegen zum Gauner, weil er nicht „jeden Tag sieben Stunden lang in einem stikigen Loch sitzen und mit Sehnsucht an den [98] Posten eines Gehilfen des Abteilungsleiters denken“ wollte. Er fühlt, daß er „über dem allgemeinen Niveau steht“, daß er Poet und Literat, Projektmacher und Kapitalist sein kann. Er will aber unbedingt soviel wie möglich ohne jede Arbeit bekommen, und er wählt die Falschspielerei als das leichteste Mittel zur Bereicherung. Ruiniert und mittellos geworden, lebt er im vierten Stockwerk nach Künstlermanier, und auch in dieser Lage gefällt ihm am meisten die volle Sorglosigkeit, der er sich überlassen kann. Selbst seinen Nachbar Dremilow anzuschauen, ist ihm zuwider, und zwar nur deswegen, weil dieser immer mit einem Buch dasitzt. Entrüstung übermannt ihn, sobald er an ein solches arbeitsames Wesen auch nur denkt. „Nun, was ist denn das für ein Leben, frage ich Sie“, ruft er aus, „darf denn ein Mensch sich den Hämorrhoiden zum Opfer bringen, hat er das Recht dazu? Und was wird er am Ende erreichen?“ usw. Gorechwastow ist es zu wenig, praktisch ein Faulpelz zu sein, er ist bemüht, seine Faulheit zur Theorie zu erheben. Er drückt sich sogar positiv in dem Sinne aus, daß „eine geniale Natur keine Wissenschaft braucht, weil sie alles mit dem eigenen Verstand herausbekommt. Fragen Sie z. B. mich... nun, worüber Sie wollen! Ich werde auf alles Antwort geben, weil das bei mir etwas Russisches, Angeborenes ist.“ Wie man sieht, wäre auch dieser Herr, ähnlich Lusgin, nicht abgeneigt, die Schuld für seine Hohlheit auf die Natur, auf das Angeborene abzuwälzen. Doch man muß in seinen Worten und seinen Erzählungen die äußerste Entwicklung der Faulheit sehen, die die natürliche und daher für jeden Menschen zulässige Neigung zur Ruhe bei weitem übersteigt.

* Polizist. (*Die Red.*)

„Doch er spielt, gaunert, macht Projekte – so kann man uns einwenden. Dazu ist auch viel Tätigkeit nötig. Gorechwastow arbeitete mit dem Verstand, mit Händen und Füßen und mit allen Körperteilen, um ein Vermögen zu erwerben. Er verbrachte ganze Nächte ohne Schlaf, setzte sich Gefahren aus, bereiste Jahrmärkte, machte Reisen durchs Fenster aus dem zweiten Stockwerk auf die Straße. Was man auch sagen möge, eine passive, träge Natur, die ihr höchstes Glück in apathischer Untätigkeit findet, ist dazu nicht fähig.“

All das scheint auf den ersten Blick sehr richtig zu sein. Doch bei einiger Aufmerksamkeit ist unschwer zu erkennen, daß auch die Tätigkeit Gorechwastows völlig passiv, durch rein äußere Umstände erzwungen ist. Fast immer handelt er nach fremden Fingerzeigen, von anderen Gaunern geführt, fast immer folgt er unbeirrt der Richtung, in die man ihn stößt. Wenn man will, ist wohl auch er nicht ganz ohne Arbeit. Kann man aber dann auch nur einen Menschen in der Welt finden, der ohne Arbeit ist? Der eine läuft den ganzen Tag um den Billardtisch herum, der andere sitzt beim [99] Schachspiel, der dritte raucht tiefsinnig seine Zigarre. Ein anderer geht, um sich Bewegung zu machen, einen halben Tag spazieren, die andere Hälfte aber verwendet er, um seinem Magen Arbeit zu geben, die dieser in vierundzwanzig Stunden kaum leisten kann... Der eine trägt sein ganzes Leben lang Nachrichten herum, ein anderer quält sich jeden Abend im Theater ab usw. usw. All das ist ja, wenn man will, auch Arbeit, und kein Mensch kann in seinem Leben ohne Arbeit dieser Art auskommen, weil das Gesetz der Natur selbst unbedingt irgendeine Bewegung vorschreibt. Was ist das aber für eine Bewegung, was erstrebt sie, durch welche Kraft wird sie hervorgebracht? – darauf muß bei der Einschätzung menschlicher Betätigung geachtet werden. Auch wenn man einen Stein wirft, fliegt er, und wenn man ihn geschickt übers Wasser wirft, so wird er sogar auf dem Wasser Kreise ziehen. Und wenn man Wasser aufkocht, so wird es so aufwallen, daß es auch über den Rand fließen wird; dann aber wird es sich über den Boden ergießen und sofort kalt werden, nur eine Pfütze wird davon bleiben. Auf solche Aufwallungen beschränkt sich auch die Tätigkeit gescheiterter talentierter Naturen. Der innere Drang zur Tätigkeit ist für sie bereits unverstänlich geworden; bewußt und ständig sein Ziel verfolgen – dazu fehlt es ihnen an Geduld und Festigkeit. Für eine Gemütsaufwallung, selbst für eine starke, reichen ihre Kräfte noch aus, weil sie überhaupt infolge der Schwäche ihrer inneren Kräfte geneigt sind, sich durch äußere Eindrücke hinreißen zu lassen; doch ein einziger Mißerfolg, ein einziges Hindernis, das man nicht sofort beseitigen kann, und die Energie läßt sie im Stich, und die natürliche Trägheit gewinnt die Oberhand. Sie alle sind aktive Vertreter jener Auffassung der Dinge, die Gorechwastow in folgender Weise äußert:

„Ich, Nikolaj Iwanytsch, bin ein Patriot und liebe den Russen, weil er nicht lange nachdenkt. Ein anderer, ein Deutscher oder ein Franzose, wird bei jedem Ding stehenbleiben – es ist sogar widerlich, ihm zuzuschauen – als wollte er gebären, unsereiner aber geht bloß heran, wirft einen Blick auf die Sache und zuckt die Achseln: ‚Das sollte man nicht überwinden?‘ sagt er, ‚da sei Gott vor, das machen wir ja im Nu!‘ Und in der Tat, wie er da anfängt, mit der Axt loszuhauen, da fliegen die Späne nur so. Man kann wohl sagen, eine geniale Natur! Hat ohne Wissenschaft alle Wissenschaften absolviert!... Wissen Sie, ich schau’ mir manchmal gern unsern Mushik an, wie er es macht: den ganzen Tag liegt er, so scheint es, auf der faulen Haut, dafür aber, wenn er sich dann an die Sache macht, geht ihm die Arbeit nur so von der Hand. Woher bloß all die Kraft kommt!“

Neben der Kleinmütigkeit und der Faulheit besitzt Gorechwastow auch andere, zweitrangige Anzeichen talentierter Naturen. Mit wunderbarer Offenherzigkeit erzählt er seine Großtaten, schildert sich [100] selbst dabei ganz energisch und übertrifft in diesem Falle Korepanow und Lusgin in dem Maße, in dem seine Natur schwunghafter ist als die ihrige.

„Ich bin ein niederträchtiger Kerl!“ ruft er aus und rauft sich dabei die Haare. „Ich bin es nicht wert, in der Gesellschaft anständiger Menschen zu sein! Ich bin ein niederträchtiger Kerl, ich habe meine Jugend zugrunde gerichtet! Ich muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich es wagte, Ihr Haus durch meine Anwesenheit zu besudeln.“

‚Welch starke Reue!‘ können Sie da denken. Bleiben Sie ruhig, das ist bloß so ein Ausbruch zur Beruhigung des eigenen Gewissens. ‚Wir sind keine solchen Flachköpfe wie manche andere; wir fühlen unsere höhere russische Rasse und wissen, daß wir, wenn wir wollten, sehr

gute Menschen sein könnten.‘ Auf die Tätigkeit Gorechwastows üben solche Ausbrüche nicht den geringsten Einfluß aus. Zur selben Zeit, wo er deklamiert, er sei nicht würdig, wird er verhaftet, weil eine Frau, zu der er „unerlaubte“ Beziehungen unterhalten hat, Staatsgelder stiehlt. Nachdem er seine Jugend verlebt hat, ist dieser Herr so faul geworden, daß er nunmehr selber nicht einmal stehlen will, sondern seine Geliebte dazu zwingt.

Lassen wir jetzt die talentierten Freunde des Herrn Schtschedrin beiseite, und stellen wir die Frage in abstrakterer Form um persönliche Empfindlichkeit nicht anzutasten. Unserer Meinung nach gibt es in einer jungen Gesellschaft, die noch nicht alle ihre Anschauungen und Meinungen gründlich zu verarbeiten vermochte, die infolge ungünstiger Umstände (wie es in der Gelehrtensprache heißt) ihre Selbstbestimmungskraft zum Handeln noch nicht zu entwickeln vermochte, unbedingt zwei Hauptkategorien von Mitgliedern. Die einen sind völlig passiv, unpersönlich und äußerst beschränkt, sowohl in ihren Fähigkeiten als auch in ihren Bedürfnissen. Diese sind ruhig; sie regen sich nicht auf, zweifeln nicht und geraten nicht aus ihrem Geleise, ja, sie ahnen nicht einmal, daß man aus dem Geleise geraten kann. Beim Studium, im Dienst, im Leben – stets sind sie *korrekt*; was man ihnen befiehlt, sie tun es, was man zum Lernen aufgibt, das lernen sie, bis zu welchen Grenzen man ihnen zu gehen gestattet, so weit werden sie gehen. Das sind bereits erschlagene, hoffnungslos verlorene Menschen, von ihnen ist nichts zu erwarten, man braucht sich nicht zu bemühen, sie nach der richtigen Seite hin zu lenken. Wie man sie auch lenken möge, sie kommen aus ihrer Nichtigkeit nicht heraus, sie werden Ihre Ideen nicht entwickeln, sie werden Ihnen keine Gehilfen sein. Wie Schiffsballast verleihen sie dem Schiff der Ge-[101]sellschaft nur Stabilität gegen stürmische Winde und gegen die Stöße der hochgehenden Meereswogen. Sie sind schwerfällig und unbeweglich und einer ein für allemal auswendig gelernten Regel, einer für immer anerkannten Autorität in stumpfsinniger Treue ergeben, abweichen tun sie nur in der Praxis und immer unbewußt. Sie können sich über einen Roman von George Sand lobend äußern, solange sie nicht wissen, daß er von George Sand verfaßt ist; sie können sich sogar über etwas Widersinniges lustig machen, wenn Sie ihnen nicht sagen, daß sie diesen Widersinn einem von ihnen verehrten Buche entnommen haben; sie können eine abscheuliche Handlung verurteilen, wenn sie nicht wissen, daß diese von einem General begangen worden ist. Sobald aber die Autorität zum Vorschein kommt, erhellt sich ihr Bewußtsein, und da hilft keinerlei Überzeugung mehr... Überzeugung und Prinzipien gibt es für diese Menschen nicht: für sie gibt es nur Regeln und Formeln. In ihrer Tätigkeit gibt es etwas, was dem Bärenanzug zum Vorteil des Besitzers und zur Belustigung des müßigen Volkes ähnlich ist; in ihren Gesprächen aber erinnern sie an einen Papagei, der auf alle Ihre Worte mit dem einen eingepaukten Wort antwortet und zu Ihnen oft ganz verkehrt auf alle Ihre Liebenswürdigkeiten „Dummkopf“ sagt. Manche belustigen sich übrigens auch daran: es sei interessant, daß der Vogel wie ein Mensch spricht.

Die andere Hälfte der jungen Gesellschaft bilden eben jene Leute, die man „zeitgenössische Helden“, „Provinz-Petschorins“, „Bezirks-Hamlets“, endlich „talentierte Naturen“ nennt. Die letzte Benennung entspricht vielleicht weniger als alle anderen dem Gedanken, den wir äußern wollen, aber es kommt ja nicht auf die Benennung an. Von Natur ist hier natürlich nicht viel da, sondern es wirken hier Lebensumstände, die in erster Linie in den Zeitverhältnissen bestehen. Petschorinsche Manieren und Prätensionen auf Talentierteit der Natur erscheinen stets, wie Herr Schtschedrin bereits bemerkt hat, in der jungen Generation, die eine verhältnismäßig größere Frische der Kräfte, eine lebendigere Aufnahmefähigkeit der Gefühle aufweist. Verschiedenartigen Einflüssen ausgesetzt, sehen sich die jungen Menschen der Notwendigkeit gegenüber, schließlich die Wahl zwischen ihnen zu treffen. Es beginnt eine innere Arbeit, die bei manchen außerordentlichen Persönlichkeiten unaufhörlich fortgeht, sich lebhaft und selbständig abspielt, mit strenger Abgrenzung der inneren organisch-natürlichen

Ansporne von den äußeren Einflüssen, die mehr oder weniger gewaltsam wirken. Doch derartige Persönlichkeiten stellen eine Ausnahme [102] dar, die sich um so seltener zeigt, je niedriger das Bildungsniveau der ganzen Gesellschaft ist. Der größte Teil der Menschen aber, die mit ihrem Denken in einer wenig gebildeten Gesellschaft zu arbeiten beginnen, erweist sich als zu schwach und untauglich, um den Hindernissen, die sie erwarten, standzuhalten. Von dem Augenblick an, da sie in der Welt erscheinen, in den allerersten, für Eindrücke besonders empfänglichen Lebensjahren sind die Menschen der neuen Generation jedenfalls von einem Milieu umgeben, das nicht denkt, moralisch nicht vorwärtsschreitet, jede Art von Denken als Teufelsspuk betrachtet und den Willen des Kindes, ohne sich dessen bewußt zu sein, praktisch bedrückt und vergewaltigt. Dieser zweite Umstand – der Widerstand der ursprünglichen Erziehung und des gesamten Milieus gegen die Ideen der Zeit, der die neue Generation bereits angehört – bringt denn auch den größeren Teil der talentierten Naturen zu Fall. Es entstehen in ihnen gewisse Forderungen, die vom bisherigen Milieu und dem bisherigen Leben nicht befriedigt werden: die Befriedigung muß anderswo gesucht werden. Dazu bedarf es aber vieler anhaltender Anstrengungen, man muß lange gegen den Strom schwimmen. Das Schiff indessen ist schon längst auf eine Sandbank aufgelaufen, und der Ballast zieht es mit vollem Gewicht nach unten. Die talentierten Naturen, die bemerkt haben, daß ringsum alles in Bewegung ist – die Wellen eilen dahin, und Schiffe ziehen vorbei –, möchten auch selbst irgendwohin weiterziehen, doch sie sind außerstande, das Schiff von der Sandbank flottzumachen und in die ihnen erwünschte Richtung zu bringen; ganz allein von den Ihrigen weit fortzuschwimmen, fürchten sie sich: das Meer kennen sie nicht, und sie sind schlechte Schwimmer. Vergeblich schreit ihnen jemand, der, geschickter und unerschrockener als sie, auf das andere Ufer hinüberschwamm, von dort, um ihnen den Weg der Rettung zu zeigen, zu; die schlechten Schwimmer haben Angst, sich in die Wellen zu stürzen. Sie beschränken sich darauf, ihren Kleinmut und ihre Lage zu verfluchen. Zuweilen, den Blick auf die vorbeieilenden Wellen gerichtet oder durch den aus dem Sprachrohr des Kapitäns kommenden Ruf ermutigt, bilden sie sich plötzlich ein, das Schiff bewege sich schnell vorwärts, dann rufen sie begeistert: „Es geht vorwärts, es geht vorwärts, es ist in Bewegung gekommen!“ Bald aber überzeugen sie sich selbst von der optischen Täuschung und beginnen wieder Flüche auszustößen, oder sie versinken in apathische Untätigkeit. die einfache Wahrheit vergessend, daß sie auf, der Sandbank sterben müssen, wenn sie selbst nicht Sorge dafür tragen, daß das [103] Schiff von der Sandbank loskommt, und vor allem dem Kapitän und seinen Matrosen nicht wenigstens helfen, den Ballast über Bord zu werfen, der das Schiff daran hindert, flott zu werden.

Welche dieser beiden Kategorien besser ist, das zu entscheiden wird natürlich keinem schwerfallen. In Wirklichkeit sind sie *beide schlimmer*, und wehe der Gesellschaft, die lange bei diesen beiden Kategorien stehenbleibt und in der sich die Zahl der sich rettenden Ausnahmen nicht von Jahr zu Jahr vergrößert. Das Fehlen jeder Selbständigkeit, träge Apathie und der Hang zum Äußerlichen bilden wesentliche Merkmale sowohl der talentierten Naturen als auch der Menschen, die zum gesellschaftlichen Ballast gehören, obwohl diese Eigenschaften nicht bei allen in gleichem Grade anzutreffen sind. Folglich sind die eine wie die andere Sorte Menschen kein großer Gewinn für die Gesellschaft, die zielbewußtes, selbständiges Leben und Wirken anstrebt. Die beste der talentierten Naturen wird nicht über ein theoretisches Verständnis des Notwendigen und über lautes Schreien, wenn es nicht allzu gefährlich ist, hinausgehen. Im Falle ungünstiger Umstände aber werden sie entweder zweideutig oder gar in vollem Gegensatz zu ihren Überzeugungen zu reden beginnen. Die kühnsten von ihnen werden schweigen und dieses Schweigen für Heldentum halten. „Wir“, so werden sie sagen, „sind Märtyrer unserer Überzeugungen: alle sprechen wider ihr Gewissen und erzielen dadurch einen Vorteil; auch wir könnten einen Vorteil erzielen durch Verkündung fremder Gedanken, die wir nicht teilen: wir aber wollen uns nicht verstellen, wir schweigen, verheimli-

chen unsere eigene, selbständig herausgearbeitete Anschauung bis zu der Zeit, wo es möglich sein wird, sie ohne Befürchtungen auszusprechen.“ So entstehen in der Gesellschaft eine absolut ungestörte Stille, vollste Unbeweglichkeit, die höchstens nur durch das Unfugtreiben talentierter Naturen gestört wird, die sich an der Sicherheit friedlicher Bürger vergreifen.

Doch die junge, noch nicht ganz entwickelte Gesellschaft hat eine Zukunft. Und für diese Zukunft bieten die Menschen der zweiten Kategorie, d. h. Menschen mit schwunghaften Naturen, immerhin verhältnismäßig mehr günstige Hoffnungen als die energielosen Wesen ohne jegliches Streben. Sie werden jedenfalls keinen so lähmenden Einfluß auf die Tätigkeit der ihnen folgenden Generationen ausüben, weil sie bereits wenigstens ein unklares Vorgefühl der Wahrheit, wenigstens eine schüchterne, schwache Rechtfertigung jugendlicher Gemütswallungen haben. Lugin wird es bereits nicht wagen, seine Kinder zu verprügeln, weil sie ihn der [104] Lüge überführt haben: Korepanow vermittelt der Krutogorsker jungen Generation fruchtlos „eine Abscheu vor jenen Scheußlichkeiten, in welchen ihre lieben Eltern verknöchert sind“. Rudin²⁸ (ebenfalls eine talentierte Natur) hatte einen günstigeren Einfluß auf den jungen Studenten Bassistow als alle seine Professoren zusammengenommen. Die talentierten Naturen zeigen wenigstens schwache Ansätze von Betätigung, wenigstens den Wunsch, das, was ihnen von anderen übergeben wurde, auf verschiedene Manier zu wenden; in den unnützen, unpersönlichen Naturen gibt es nicht einmal den Gedanken daran, daß man selber handeln kann und soll; die passive Aufnahme von außen kommender Einschärfungen regt sie nicht nur zu keiner Tätigkeit an, sondern schläfert sie noch mehr ein, und sie werden beruhigt durch jenen Prozeß mechanischer Fortbewegung, den sie Leben und Tätigkeit nennen... Diese unglückseligen, sich abmühenden Menschen zu beschuldigen, wäre schon deshalb ungerecht, weil sie keinen eigenen Willen, keinen eigenen Gedanken haben und folglich für nichts verantwortlich sein können. Aber man muß ihre Lage bedauern, man muß wünschen, daß sich die Zahl derartiger Leute, die zu Unrecht ein menschenähnliches Aussehen haben, in der Menschheit immer mehr verringere.

Wir kehren jetzt zum Anfang unseres Aufsatzes zurück und wollen den Lesern die Frage stellen: Besteht die Mehrheit unserer Gesellschaft nicht aus Angehörigen der beiden von uns genannten Kategorien? Bilden bei uns die Menschen, die mit Wahrheitsliebe und erhabenen Bestrebungen eine ehrliche, unermüdete Betätigung verbinden, nicht Ausnahmen? Wahrscheinlich wird jeder Leser unter seinen Bekannten Dutzende von Menschen finden können, denen zeit ihres Lebens keine einzige Frage in den Sinn gekommen ist, die nicht ihre eigene Haut betraf, und Dutzende anderer, die ihr ganzes Leben fruchtlos in Fragen und Zweifeln verbringen, aber nicht den Versuch machen, durch ihre Tätigkeit auch nur eine einzige von ihnen zu lösen, und in Wirklichkeit sogar den Entscheidungen untreu werden, die sie in der Theorie getroffen haben. Wie viele Menschen sehen wir, die sich vor denjenigen erniedrigen, die sie innerlich verachten, die über das lachen, was sie fürchten, die Dinge tun, deren Scheußlichkeit sie sehr gut kennen, die das sagen, woran sie selber nicht glauben usw. Woher kommt das alles? Eben davon, woran die talentierten Naturen zugrunde gehen – an der ungenügenden Entwicklung der inneren Kraft, die notwendig ist, um äußeren Einflüssen standzuhalten. Heute wissen wir, Gott sei Dank, bereits alle so manches, denn „gelernt hat jeder [105] von uns allen sein Pröbchen, minder oder mehr“. Das Schlimme aber ist, daß dieses Lernen sehr wenigen von uns zum Nutzen gereicht; nur sehr wenige entschließen sich, mit dem eigenen Verstand fremde Einflüsterungen zu überprüfen, in fremde Systeme das Licht des eigenen Gedankens hineinzutragen und den Weg rücksichtsloser Ablehnung im Interesse der Feststellung der reinen Wahrheit zu betreten; der größere Teil nimmt das Lernen nur mit dem Gedächtnis auf, und wenn er zuweilen vermittels des Verstandes handelt, so nicht etwa

²⁸ Rudin – Held des gleichnamigen Romans von I. S. Turgenew.

deswegen, weil das für ihn ein inneres, lebendiges Bedürfnis ist, sondern nur deswegen, weil seinem Kopf die Lehre eingehämmert wurde, die ihm zu denken befiehlt. So beginnt dann das Denken auf Bestellung, ohne jede Beteiligung des Herzens, lediglich unter Beobachtung dialektischer Feinheiten. Auch das ist freilich gut: es ist immerhin besser als eine völlige, tote Gedankenlosigkeit. Das Leben wird aber nicht durch Dialektik erfaßt, und wer nicht selber in die Mannigfaltigkeit seiner Einflüsse eingedrungen ist, ohne sich um Theorien zu kümmern, die einem in den Jahren der Ahnungslosigkeit aufgezwungen worden sind, der wird den Gang des Lebens nicht begreifen. In einer Gesellschaft, in der bei einzelnen Personen fremde, sinnlos auf Treu und Glauben übernommene Formen und Formeln noch stark wirken, kann man lange keine ersprießliche und konsequente Tätigkeit erwarten. In vielen Geistern können prächtige Anläufe entstehen, die durch übernommene Anschauungen hervorgerufen wurden: sie alle aber, die Anläufe und die Anschauungen selbst, gehen nutzlos zugrunde und werden zu Staub, da sie außerstande sind, sich dem Druck der finsternen, schweren Masse zu widersetzen, die ihnen von allen Seiten den Weg verstellt. Gerade deswegen ist gewöhnlich der Übergang der Völker aus dem Zustand passiver Rezeption in den Zustand selbständiger Betätigung so langsam. Langsam, kaum merkbar, vergrößert sich von Generation zu Generation die Zahl der selbständig denkenden Menschen, und noch langsamer ergibt sich die Möglichkeit, den Gedanken auf die Tat anzuwenden. Das Ideal einer persönlich selbständigen Betätigung hat noch kein Volk erreicht, und nicht viele Völker gibt es, bei denen bewußt entwickelte Persönlichkeiten nicht die Ausnahme bilden.

Unsere Gesellschaft ist im Verhältnis zur europäischen Zivilisation noch sehr jung, und es kann daher nicht wundernehmen, daß sich ihre gewaltige Mehrheit rein passiv zur Wissenschaft und zum Denken verhält. Unter dieser Mehrheit gibt es friedliche Menschen, die sich durch eine bewundernswerte Fähigkeit auszeichnen, [106] leicht alle Widersprüche zu verdauen, die sich aus einer Vermengung der durch das Leben gebrachten neuen Begriffe mit den alten, in der Kindheit erworbenen Gewohnheiten ergeben. Es gibt auch talentierte Naturen verschiedener Arten, die lärmend ihre Untätigkeit kundtun und, gegen die Gegenwart protestierend, in der Mußezeit ihre Vergangenheit verdauen. Sie sind es, die gewöhnlich von ihrer höheren russischen Rasse sprechen, deren Vorzüge sie in Gorechwastows Manier bestimmen: „Der Russe hat“, sagen sie, „eine geniale Natur, ohne Studium hat er alle Wissenschaften absolviert.“ Und in der Tat – setzen wir im Hinblick auf gewisse Erscheinungen unseres gesellschaftlichen Lebens die Rede Gorechwastows fort – „wie er da anfängt, mit der Axt loszuhauen, da fliegen die Späne nur so. Den ganzen Tag liegt er, so scheint es, auf der faulen Haut, dafür aber, wenn er sich dann an die Sache macht...“ „In anderthalb Jahrhunderten haben wir Europa eingeholt, ja überholt!“ rufen bei uns, Gorechwastow sekundierend, viele talentierte Naturen aus. „Aber bedenkt doch wir waren schon vor acht Jahrhunderten Europa weit voraus“, erwidern andere, „wir waren stets nicht das, was die übrigen Menschen waren; wir haben schon längst ohne Studium alle Wissenschaften absolviert, weil die geniale Natur kein Studium erfordert: das ist bereits bei uns allen eine russische angeborene Eigenschaft.“

Leider sind das alles Worte, Worte, die keinen inneren Sinn haben. Das Gerede von unserem ungewöhnlich raschen Wachstum erweist sich als eine schönrednerische Floskel. Vom alten Rußland sind uns in genügender Menge naiv erzählte Tatsachen von Eigennutz und Kniffen der Beamtschaft geblieben. Vor hundert Jahren hat Sumarokow die Dankbarkeit der Zeitgenossen für erfolgreiche Verfolgung dieses „Nesselsamens“ erworben. Sechzig Jahre vor unserer Zeit prophezeiten die Zeitschriften aus Anlaß des Lustspiels von Kapnist die Ausrottung des Bestechungsunwesens²⁹. Im vorigen Jahre noch hat Herr Schtschedrin selbst die

²⁹ Gemeint ist die Komödie von W. W. Kapnist „Die Verleumdung“.

vergangenen Zeiten³⁰ zu Grabe getragen. Nun erwiesen sich aber alle Verstorbenen als gesund und munter und meldeten sich mit lauter Stimme im dritten Teil der „Skizzen“ und in anderen literarischen Erzeugnissen der letzten Zeit. Beweist das etwa, daß wir in moralischer und geistiger Hinsicht sehr gewachsen sind? Erinnert das nicht im Gegenteil an Gorech-wastow, der sich in tragischen Deklamationen über seine eigene Scheußlichkeit und Niedertracht ergeht, sich die Haare vor lauter Reue ausrauft und gleichzeitig einen neuen Diebstahl vorbereitet?...

[107] „Wieweit haben Sie sich schließlich verstiegen?“ wenden uns praktische Leute ein. „Sie geben schließlich selber zu, daß Ihre vielgelobte Art von Literatur ohnmächtig ist? Wozu haben also alle diese abscheulichen Bilder, schmutzigen Szenen, banalen und niederträchtigen Charaktere geführt? Wozu führte also die ganze von Ihnen stets so gelobte Bloßlegung des gesellschaftlichen Geschwürs? Es erweist sich also, daß Ihre literarischen Entlarvungen gar keinen Sinn haben und auch nicht haben können. Glauben Sie uns, daß die Polizeiwachtmeister und Landpolizisten Ihre Betrachtungen und Skizzen nicht lesen werden, und wenn sie sie auch lesen, so werden sie bloß auf Sie schimpfen: ‚Die haben es leicht‘, werden sie sagen, ‚vor lauter Nichtstun Geschichten zu schreiben, aber unsereinem hängen so viele Verpflichtungen am Hals, daß man, weiß Gott, kaum allen gerecht werden kann.‘ Und glauben Sie uns, daß die Erkenntnis der Verpflichtungen gegenüber dem Magen, der Familie, der Obrigkeit usw. auf den Menschen viel stärker einwirken als die Überredungskünste aller Ihrer Bücher. Ganz zu Unrecht erniedrigt sich die Literatur, indem sie aus den lichten Höhen der Phantasie in den Abgrund der schmutzigen Wirklichkeit hinuntersteigt. Sie soll reine Opfer auf dem Altar der Musen darbringen, statt dessen aber greifen ihre Priester nach dem Besen! Geboren sind wir zur Begeisterung, zum Preisgebet und *Wonnesang*. Wozu geben Sie sich mit aufregenden Erscheinungen des Alltagslebens ab? Warum verfolgen Sie irgendwelche Ziele, deren Erreichung Sie sehr zu interessieren scheint? Die Kunst soll keine außerhalb ihrer selbst stehenden Ziele zulassen, sonst wird sie entstellt, profaniert, auf die Stufe eines Handwerks herabgedrückt, und das alles ohne den geringsten Nutzen für die Gesellschaft, lediglich zu dem Zweck, der Galle irgendeines Herrn freien Ausweg zu geben. Lassen Sie lieber dieses Genre: es führt zu nichts Gutem. Die jahrhundertelange Erfahrung muß Sie von dieser unwiderlegbaren Wahrheit überzeugen. Stellen Sie uns lieber erhabene Gefühle dar, edle Naturen, ideale Gestalten. Geben Sie uns Musterbeispiele des Guten und Schönen, die uns entzücken könnten, bei denen sich unsere Seele von den Aufregungen und den herzbewegenden Bildern des alltäglichen Lebens erholen und ausruhen könnte. Schreiben Sie über die Kunst, über Gegenstände, die das Herz in süße Rührung oder andächtige Verzückung versinken lassen. Beschreiben Sie schließlich die Schönheiten der Natur, des Himmels... Dann wird Ihre Literatur ihre direkte Bestimmung erfüllen, den Dienst an der Kunst, und wird folglich nützlich, angenehm und, was die Hauptsache ist, künstlerisch sein.“

In den Worten der praktischen Menschen klingt furchtbare Verbitterung. Schon lange blicken sie schief auf diese Richtung, die ihrer Theorie arg zugesetzt hat und es allerdings auch nicht unterließ, die Praxis ein wenig anzutasten. Alle ihre Einwände sind natürlich nicht neu und bilden Variationen des Puschkinschen Gedichts „Der Pöbel“, vielleicht unter Hinzufügung gefühlvoller Verslein aus Ilja Muromez:

„Ach, nicht immer nur Tränen bittere
Wegen der Nöte des Lebens vergießen...
Laß uns im Zauber der Träumereien
Vergessen für einen Augenblick finden.“³¹

Warum sollte man sich auch nicht vergessen, wenn man es will, besonders, wenn es nur für einen Augenblick sein soll. Doch bei der den talentierten Naturen angeborenen Trägheit lieben sie es, [108] sich für lange, ja womöglich für immer zu vergessen. Sie sind bereit, in ihrem Schlummer von ganzem Herzen „der Wahrheit Stimme“ zu verfluchen, wenn sie plötzlich ihre süßen Träumereien zerstört. Viele ästhetisch geschulte talentierte Naturen hegen einen starken Wunsch nach diesem Vergessen, um die Glückseligkeit der Ruhe zu genießen. Doch wir bekennen, wir haben nie „des Wahnes Glückseligkeit“ begriffen, und begreifen noch weniger, warum Menschen die Kunst zur Dienerin dieses Wahnes machen wollen. Ihr wollt nicht die Scheußlichkeit und die Platitude des Lebens anblicken; aber ist denn die Lite-

³⁰ „Vergangene Zeiten“ – eine Reihe von Erzählungen in den „Gouvernements-Skizzen“.

³¹ Aus N. M. Karamsins „Ilja Muromez“.

ratur eine Stopferin, daß ihr sie zwingen wollt, die Löcher eures abgetragenen Gewandes irgendwie zu stopfen? Ihr wißt, daß der Mensch nicht imstande ist, von sich aus auch nur ein einziges Sandkörnchen auszudenken, das in der Welt nicht existierte, das Gute und das Böse, alles wird gleichermaßen der Natur und dem wirklichen Leben entnommen. Wann hält sich der Künstler mehr an das im voraus ins Auge gefaßte Ziel; dann, wenn er in seinen Werken ohne Verheimlichung und ohne Beschönigungen die Wahrheit der ihn umgebenden Erscheinungen ausdrückt, oder dann, wenn er vorsätzlich bemüht ist, nur das Erhabene, das Ideale, das den wohlgepflegten Instinkten der ästhetischen Theorie Entsprechende auszuwählen? Wodurch wird die Kunst höher emporgehoben: durch ein Beschreiben des Plätscherns der Bächlein und die Schilderung der Beziehungen zwischen Tal und Hügel oder durch Darstellung des Ganges des menschlichen Lebens und des Zusammenstoßes verschiedener Prinzipien, verschiedener gesellschaftlicher Interessen? Euch beliebt es, die Vertreter der gesellschaftlichen Richtung als Kehrichtfeger zu bezeichnen. Mag dem so sein; wir wollen nicht dagegen streiten, wir wollen euch sogar unsere aufrichtige Dankbarkeit und unsere Verwunderung über eure ästhetische Weisheit aussprechen und stellen euch an die Seite des deutschen Professors (denkt doch bloß – eines Professors!, eines deutschen!), von dem Heine sagt:

„Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaues.“³²

Daß aber die literarischen Entlarvungen keine praktisch wohltuenden Resultate zeitigen oder ihrer nur wenige zeitigen – wer trägt da die Schuld? Wollt ihr etwa wieder sagen, daß es die Literatur ist? Gegen sie richtet ihr ja auch ohnehin die Anklage übermäßiger Schärfe der Einmischung in Angelegenheiten, die sie nichts angehen usw. Sie handelt so energisch, wie sie nur kann, ihr aber seid mit ihren Handlungen unzufrieden und wollt sie einstellen, [109] weil sie schwach seien! Es wäre viel konsequenter eurerseits, wenn ihr sagen würdet, daß man deswegen den Ton der literarischen Entlarvungen verschärfen müsse, um auf raschestem Wege praktische Resultate zu erzielen. Dann würden wir mit euch gar nicht streiten, obwohl wir uns jedenfalls nicht entschließen würden, einen allzu merkbaren Erfolg in der Verbesserung der Sitten vermittels der Literatur zu versprechen. Die Literatur ist in unserem Leben keine so dominierende Kraft, daß sich alles ihr unterordnen würde: sie ist der Ausdruck der Begriffe und der Bestrebungen der gebildeten Minderheit und ist nur der Minderheit zugänglich; ihr Einfluß auf die übrige Masse ist nur mittelbar, und er verbreitet sich überaus langsam. Und auch ihrem eigentlichen Wesen nach ist die Literatur keine zwingende Kraft, die jemandem die physische oder die moralische Möglichkeit nimmt, gesetzwidrig zu handeln. Sie liebt Gewalt und Zwang nicht, sondern liebt die ruhige, vorurteilslose und ungehemmte Betrachtung. Sie stellt Fragen, betrachtet sie von allen Seiten, teilt Tatsachen mit, erregt im Menschen Gedanken und Gefühl, maßt sich aber nicht irgendeine ausführende Gewalt an, wie ihr es von ihr fordert. Uns kommt jetzt der Anfang eines seinerzeit berühmten französischen Werkes über eine sehr wichtige Frage in den Sinn. „Man wird mich fragen“, sagt der Verfasser, „was ich denn für ein Herrscher oder Gesetzgeber sei, daß ich es wage, über Politik zu sprechen? Ich will darauf antworten: ‚Ich schreibe gerade deswegen, weil ich weder Herrscher noch Gesetzgeber bin. Wäre ich das eine oder das andere, so würde ich nicht unnützerweise Zeit auf Gespräche darüber verwenden, was zu tun sei: ich würde es tun, oder ich würde schweigen...‘“ Man muß doch endlich die Bedeutung des Schriftstellers begreifen, man muß begreifen, daß seine Waffe das Wort, die Überzeugung ist, nicht aber materielle Kraft. Erkennt ihr die Richtigkeit der Argumente an und verbessert ihr eure Handlungsweise trotzdem nicht entsprechend, so seid ihr schon selber daran schuld: ihr besitzt also keinen Charakter, habt nicht die Fähigkeit, Schwierigkeiten zu bekämpfen, der Begriff einer ehrli-

³² Aus H. Heines Gedicht „Zu fragmentarisch ist Welt und Leben“.

chen Koordinierung des Handelns und des Denkens ist bei euch nicht entwickelt. Gefallen euch aber die Argumente selbst nicht, dann ist es etwas anderes. Dann spricht uns vor aller Welt von eurer eigenen Überzeugung, beweist, daß Herr Schtschedrin die Unwahrheit spricht, daß er Dinge erfindet, die nicht vorgekommen sind. Das Publikum wird euch dann ebenfalls anhören, wird feststellen, auf wessen Seite die Wahrheit ist. In diesem Falle wird die Literatur selbstverständlich auch größere Bedeutung erlangen, obwohl sie natürlich auch dann keine [110] Wunder vollbringen und den Gang der Geschichte nicht zum Stehen bringen wird. Beispielsweise wollen wir etwa auf die Geschichte des Altertums hinweisen, um nicht die neuen Völker heranzuziehen. Die Athener waren doch wohl wirklich ein literarisches Volk. Gerichtliche Angelegenheiten wurden entschieden durch die Rührung der Richter nach dem Lesen einer guten Tragödie; Beredsamkeit lenkte das Schicksal des Staates; doch nichts konnte den Verfall der athenischen Macht abwenden, als das Heldentum des Volkes verschwand. Aristophanes sagte, ganz anders als unsere Satiriker, Kleon die ungeschminkte Wahrheit direkt ins Gesicht, und die armen Bürger freuten sich über seine spitzen Ausfälle; Kleon aber, als reicher Mann, herrschte dennoch über Athen mit Hilfe einiger reicher Männer. Demosthenes verkündete dem ganzen Volk mit Donnerstimme seine Philippiken. Philipp kannte die Kraft des Redners, sagte, daß er ihn mehr fürchte als eine ganze Armee, und da er begriff, daß man den Kampf mit gleichen Waffen führen müsse, bestach er Äschylos, der sich mit Demosthenes messen konnte. Der Kampf dauerte lange, bis dann der Gang der Ereignisse selbst zeigte, daß Demosthenes recht hatte: die Athener hörten auf ihn, sammelten endlich ein Heer und zogen gegen Philipp. Doch die ganze Beredsamkeit eines Demosthenes war außerstande, die Zeiten der Miltiades und Themistokles wiederzubringen. Die Athener unterwarfen sich der Herrschaft Philipps. Ist etwa auch hier Demosthenes schuld? – Wozu habe er das gesagt? Hätte er es nicht gesagt, so wäre man vielleicht besser daran.

Übrigens, wenn wir uns die Sache gut überlegen, überzeugen wir uns, daß es sich nicht lohnt, sich um die Verteidigung des Herrn Schtschedrin und seiner Richtung ernstlich zu bemühen. Die ganze ablehnende Haltung gegenüber Herrn Schtschedrin kommt nur von einer verschwindend geringen Minderheit unseres Volkes, die in dem Maße, wie sich die Volksbildung ausbreitet, immer geringer sein wird. Die Vorwürfe aber, die man Herrn Schtschedrin macht, werden nur in entfernten, kaum bemerkbaren Zirkeln dieser Minderheit laut. In der Masse des Volkes aber wird der Name des Herrn Schtschedrin, wenn er dort bekannt wird, stets mit Achtung und Dankbarkeit ausgesprochen werden: er liebt dieses Volk, er sieht viele gute, edle, wenn auch unentwickelte oder falsch gelenkte Instinkte in diesen sanftmütigen, schlichten, arbeitenden Menschen. Sie gerade verteidigt er gegen die talentierten Naturen verschiedener Art und gegen die talentlosen Tugendbolde; ihnen gegenüber verhält er sich ohne jede Negation. In den „Wallfahrern“ ist großartig der Kontrast zwischen dem treuherzigen Glauben, den [111] lebendigen, frischen Gefühlen der einfachen Menschen und der hofärtigen Leere Darja Michailownas, der Gemahlin des Generals, oder der widerlichen Prahlerei des Steuerpächters Chreptjugin. Und wird das etwa Verneinung der Würde des Volkes, Unliebe zur Heimat sein, wenn ein edler Mann erzählt, wie man das gottesfürchtige Volk von den Heiligenbildern, an die es aufrichtig glaubt und die es anbetet, fortjagt, um Platz zu machen für die Generalin Darja Michailowna, die nachlässig sagt: „C'est joli“, oder wie der Schreiber, ein halber Analphabet, den treuherzigen Glauben eines Greises verhöhnt, indem er versichert, daß „der einfache Mensch aus den Schranken seiner Unwissenheit über sein natürliches Wesen nie im Leben hinauskommen kann“; oder wie man den ermüdeten, vor Durst ganz erschöpften Pilgerinnen das Wasser vom Munde wegnimmt, um dem silbernen Samowar des Iwan Onufritsch Chreptjugin aufzustellen. Nein, die verneinende Einstellung bekunden gerade jene Leute, die sich durch derartige Erzählungen gekränkt fühlen und sich wahn sinnigerweise von ihrer Heimat lossagen, indem sie sich an die Stelle des Volkes setzen. Sie sind faule Teile, verdorrte Zweige eines Baumes, die von dem Kenner kenntlich gemacht

werden, damit der Gärtner sie abhackt; sie aber erheben ein Geschrei darüber, daß man den Baum fällt, daß der Baum zugrunde geht. Ja, der Baum kann gerade durch diese faulen, verdorrten Zweige zugrunde gehen, wenn sie nicht abgeschlagen werden. Ohne sie aber wird der Baum nichts verlieren: er ist frisch und jung, er kann hochgezogen und geradegerichtet werden, seine Wachstumskraft ist derart, daß an Stelle der abgeschnittenen bald neue, gesunde Zweige sprießen werden. Um die dünnen Zweige aber braucht es einem nicht leid zu tun: mögen sie jemandem wenigstens beim Einheizen des Ofens von Nutzen sein.

Das Mitgefühl für die unverdorrene, einfache Klasse des Volkes wie auch für alles Frische und Gesunde in Rußland äußert sich bei Herrn Schtschedrin außerordentlich lebendig. Wir glauben, daß der ästhetischste, verzückteste Mensch ausruhen kann bei dem Bilde der Wallfahrer und Pilger, die auf dem Domplatz auf das Erscheinen der Heiligenbilder warten. Hier gibt es keine Gefühlsduselei und keine falsche Idealisierung; das Volk erscheint, wie es ist, mit seinen Mängeln, seiner Roheit und seiner Unentwickeltheit; Bitterkeit und Armut, Lumpen und Hunger treten hier auf den Plan. Hier gibt es auch Lieder, die davon berichten, daß die Zeit des Antichristes gekommen sei, weil man

„Allgemein Haare und Bärte barbieret,
In lateinisch Gewand sich kleidet...“

[112] Doch diese armen, unwissenden Pilger, diese abergläubischen Bäuerinnen erwecken in uns keinen Hohn, keinen Abscheu, sondern Bedauern und Mitgefühl. Man wird traurig, wenn man die Gespräche der Frauen über die ihnen bevorstehende Übersiedlung über Perm hinaus nach den sibirischen Gegenden anhört. Es tut einem leid um den alten Ort, es tut einem leid, die Elterngräber zu verlassen. Doch was soll man tun? Es lebt sich ja so schlecht an dem alten Ort. Der Boden ist lauter Tundra und Moor, die Familie ist groß, man kann sein Auskommen nicht finden, und das Geld für die Steuern ist nicht aufzutreiben. In Sibirien aber, so heißt es, reift auch das Getreide, und es gibt auch Vieh. Die Teilnehmerinnen am Gespräch seufzen, und die Unterhaltung verstummt scheinbar, doch – fährt Herr Schtschedrin fort –

„dieser Herzensschmerz, diese nagende Not, der wir gleichmütig den Namen alltäglicher, gewöhnlicher Erscheinungen geben, kommt nie zu Ende. Sie reifen endlos im Herzen des armen schaffenden Menschen heran und äußern sich in Klagen, die immer eintönig und immer ergebnislos sind, sich aber trotzdem ununterbrochen wiederholen, weil es dem Menschen unmöglich ist, nicht zu stöhnen, wenn der ohne irgendwelche Anstrengungen seinerseits herangereifte Seufzer der Brust entflieht.

„So ist es, Bruder“, sagt ein bejahrter, dem Aussehen nach sehr ruhiger Mushik, als er auf dem Marktplatz seinen Landsmann trifft. „So ist es, auch den Matjuscha hat man unter die Rekruten gesteckt.“

In den sonnverbrannten, rauhen Zügen seines Gesichts erscheint eine fast unmerkliche krampfartige Bewegung, seine Stimme zittert, und ein gewöhnlicher, verhaltener Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Er war doch ein guter Junge“, fährt der Mushik fort, „keiner Fliege hätte er etwas zuleide getan, er arbeitete ohne Widerspruch, und auch unter die Rekruten ging er ohne Widerspruch. Mit keinem Ton ließ er es sich anmerken, als man das Wort „tauglich“ aussprach.“

Vor meiner Einbildungskraft ersteht plötzlich dieser prächtige, ruhige Junge Matjuscha, wohl nicht lustig, sondern eher verzagt, arbeitsliebend und ehrlich. Ich sehe ihn hinter dem Pfluge, munter und stark, trotz den Schweißtropfen, die von seinem sonnverbrannten Gesicht herunterströmen; ich sehe ihn zu Hause, wie er widerspruchslos jede Hausarbeit verrichtet, ich sehe ihn im Gotteshaus, wie er bescheiden dasteht und sich mit Eifer immer wieder bekreuzigt; ich sehe ihn spät abends, wie er nach der schweren Tagesarbeit, die für ihn nie ein Ende nimmt, in den Schlaf der Gerechten versinkt. Ich sehe den alten Vater und die alte Mutter, die sich endlos über ihr geliebtes Kind freuen; ich sehe die Urne mit den zusammengerollten Losen, ich höre die Worte: „tauglich“, „tauglich“, „tauglich“.

„Nun, bist du beten gekommen, Onkel Iwan?“ fragt den Mushik sein Gesprächspartner.

„Ja, zum Heiligen, möchte er sich doch seiner erbarmen, unser Beschützer“ antwortet der Alte mit zitternder Stimme. „Gar keinen Mangel hat man an ihm gefunden, an Matjuscha. Sein Körper, weißt du, ist schneeweiß und so stark...“

Und dieser ganze Haufe kam hierher mit reinem Herzen, in seiner ganzen Unschuld das Seelenopfer bewahrend, das er dem verehrungswürdigen, hochgebenedeiten Abbild des Heiligen darzubringen versprach. Wie ich seine Gespräche [113] höre, beginne ich selbst die Möglichkeit und die Berechtigung dieses unaufhaltsamen Strebens nach der seelischen Großtat zu begreifen, das sich so leicht und natürlich aus allen Lebensumständen erklärt, die das schlichte Dasein des einfachen Menschen umgeben.“ (Bd. III.)

Wir wollen hier unter dem Einfluß dieses rührenden Gefühls stehenbleiben. Zum Schluß möchten wir nur bemerken, wie gleichmäßig, ohne Ausbrüche, aber auch wie hingebungsvoll, einfach und offen sich das tiefe Gefühl, der tiefe Glaube dieses Volkes äußert, und zwar nicht in Ausrufen, sondern durch die Tat. Das ist etwas ganz anderes als die Phrasendrescher, von denen wir zu Anfang des Aufsatzes gesprochen haben. Von dem Gerede dieser Herrschaften braucht man sich nicht hinreißen zu lassen, auf sie braucht man keine Hoffnung zu setzen: sie können nur Phrasen bieten, innerhalb ihres Wesens aber herrschen Trägheit und Apathie. Nicht so ist diese lebendige, frische Masse: sie liebt es nicht, viel zu sprechen, sie paradiert nicht mit ihren Leiden und Kümernissen, und oft begreift sie sie sogar selber nicht recht. Dafür aber, wenn diese tüchtige, sachliche „Gemeinschaft“ etwas begreifen und ihr einfaches, aus dem Leben hervorgegangenes Wort aussprechen wird, dann wird dieses Wort fest sein, und die Gemeinschaft wird das tun, was sie versprochen hat. Auf sie kann man, sich verlassen. [114]

Physiologisch-psychologisch vergleichende Betrachtung über Anfang und Ende des Lebens

(Von dem Verdienten Professor *W Berwi*, Kasan 1858)³³

Die Fortsetzung des Lebens interessiert den Herrn Verdienten Professor Berwi sehr wenig; die Sorge um die Fortsetzung des Lebens hält er sogar für eine materialistische Richtung, die zu grobem Sensualismus führe. Um möglichst weit von der Materie abzurücken und um die Ablenkung des Menschen von den Sorgen um das gegenwärtige Leben, wie sein Ausdruck lautet, „nach Möglichkeit zu fördern“, wirft der Herr Verdiente Professor Berwi einen physiologisch-psychologischen Blick auf den Menschen vor seiner Geburt und nach seinem Tod, d. h. poetisch gesprochen,

„Das Ende an den Anfang knüpfend,
Haucht er dem Tode Leben ein...“³⁴

Herrn W. Berwis psychologische Ideen betreffen eher das im Mutterleib befindliche Kind, die physiologischen Untersuchungen aber den Leichnam, in dem alle physiologischen Funktionen bereits aufgehört haben. In diesem Leichnam erfaßt Herr Berwi einen gewissen Geist und stellt darüber physiologische Betrachtungen an, ohne zu ahnen, daß der Geist, der sich beim Verwesen des Leichnams absondert, nicht mehr der Physiologie, sondern der Chemie angehört. Für jeden andern ist es heutzutage recht schwer, Chemie mit Physiologie zu wechseln; für Herrn Berwi aber war das leicht, weil er nicht unserer Zeit angehören will und

³³ Den Anlaß zur Abfassung des Aufsatzes („Sowremennik“, 1858, Nr. III) gab die Weigerung der Studenten der Kasaner Universität, Berwis Vorlesungen zu hören. Das hier behandelte Werk wurde in den „Wissenschaftlichen Abhandlungen der Kasaner Universität“ (1858) veröffentlicht. Der Verfasser, W. F. Berwi, war nach Absolvierung der Medizinisch-Chirurgischen Akademie Schiffsarzt und nachher Geburtshelfer. Mit Unterstützung des Ministers für Volksaufklärung erhielt er den Lehrstuhl für Physiologie an der Kasaner Universität. Die experimentelle materialistische Richtung in der Physiologie war damals bereits zur Entwicklung gelangt. Die idealistischen Ansichten Berwis bewirkten einen Kollektivprotest der Studenten, die seine Vorlesungen boykottierten. Der Professor mußte die Universität verlassen, und den „schuldigen“ Studenten drohte Bestrafung.

Dobroljubows Aufsatz half ihnen, den schweren Folgen des Unwillens der Vorgesetzten zu entgehen.

³⁴ Nicht wörtlich zitierte Verse aus G. R. Dershawins Ode „Gott“.

sich in jeder Weise darum bemüht, ob man sie, diese unsere Zeit, nicht irgendwie vernichten, töten könnte. Zu diesem Zwecke gab er seine „Physiologisch-psychologische Betrachtung“ heraus, in der er unter anderem seine Unzufriedenheit darüber äußert, daß sich alle Natur-[115]wissenschaften materiellen, für das gegenwärtige Leben nützlichen Forschungen zugewandt haben. Eine solche Richtung der Naturwissenschaften ist für Herrn Berwi wie ein Stich ins Herz. Wegen der Naturwissenschaften ist er über unsere ganze Zeit entrüstet, und wir verstehen, nachdem wir seine Broschüre gelesen haben, vollauf die Ursache der Entrüstung des Herrn Verdienten Professors und haben sogar Mitgefühl für ihn in seiner traurigen Lage, obwohl wir zu unserem Bedauern seinem Leid in keiner Weise abhelfen können. In der Tat, jede Seite der „Physiologisch-psychologischen Betrachtung“ des Herrn Berwi beweist, daß er die Naturwissenschaften vor sehr geraumer Zeit, in weit zurückliegenden Jahren studiert hat, da Schubert und Eschenmeyer auf dem Gebiete der Anthropologie herrschten, vielleicht sogar noch früher, in jenen vorgeschichtlichen Zeiten, da es auch Lavoisier noch nicht gab. Es scheint, wir würden wenig fehlgehen, selbst wenn wir die Zeit der Bildung des Herrn Berwi ins Mittelalter verlegen wollten, danach zu urteilen, daß er zur Bekräftigung seiner Ansichten lateinische Zitate aus Bacon, Seneca und Cicero anführt und sogar (wie es scheint, zur Erklärung seiner ganzen Broschüre) das lateinische Sprichwort: *errare humanum est*, was bekanntlich bedeutet: Irren ist menschlich. Die Forschungen der neuesten Naturwissenschaftler sind Herrn Berwi völlig unbekannt. Am meisten stützt er sich auf die Autorität von Plinius; selten verweist er auf Blumenbach, auf Bougainville, von den Neuen aber kennt er nur „seinen gelehrten Mitarbeiter N. A. Pell, der handgreiflich bewiesen hat, wie trügerisch alle Schlußfolgerungen sind, die die Umwandlung von Hafer in Roggen beweisen sollten“. Ist es da verwunderlich, daß Herr Berwi, bei einem solchen Stand seiner Kenntnisse, äußerst unzufrieden ist mit unserer Zeit, in der die Naturwissenschaften einen so gewaltigen Schritt vorwärts getan haben, indem sie die physiologischen Betrachtungen über die Kräfte der Natur mit den Resultaten experimenteller Erforschung der Materie in Einklang brachten. Gegenwärtig bedient man sich in den Naturwissenschaften der positiven Methode, alle Schlußfolgerungen beruhen auf aus der Erfahrung gewonnenen, faktischen Kenntnissen und nicht auf phantastischen, irgendeinmal und von irgend jemandem aufs Geratewohl aufgestellten Theorien, auch nicht auf dunkeln Mutmaßungen, mit denen sich in alten Zeiten Unwissenheit und Halbwissen begnügten. Heute werden altertümliche Autoritäten, vor denen Herr Berwi in Ehrfurcht erstirbt, nicht mehr anerkannt, und überhaupt haben Autoritäten, was wissenschaftliche Forschungen anbelangt, keine große Bedeutung. Heute bezeichnen junge Menschen nicht nur Paracelsus [116] Phantasien ohne weiteres als Unsinn, sondern finden sogar Verirrungen bei Liebig, von dem Herr Berwi, wie es scheint, gar nichts gehört hat, lesen Moleschott, Du Bois-Reymond und Vogt, ja, glauben auch diesen nicht aufs Wort, sondern sind bestrebt, sie zu überprüfen und sie sogar mit eigenen Erwägungen zu ergänzen. Die heutigen jungen Menschen, wenn sie sich schon mit Naturwissenschaften beschäftigen, vereinigen damit auch die Naturphilosophie, in der sie wiederum nicht Plato, nicht Oken, ja nicht einmal Schelling folgen, sondern den besten, kühnsten und praktischsten von Hegels Schülern³⁵. Wie soll da Herr Berwi über all das nicht zürnen, wo er doch in der Philosophie bei Fichte stehengeblieben ist, den er übrigens nicht begreift und dessen Lehre (wie Herr Berwi selber auf S. 13 zugibt) „ihm irgendwie in nebelhafter Ferne vorschwebt“. Wie soll er unserer Zeit nicht zürnen, wo die Erfolge der Naturwissenschaften seine mittelalterlichen Theorien völlig vernichten und ihn nicht nur in den Augen eines Spezialisten lächerlich machen, der die Errungenschaften der positiven Kenntnisse mit Aufmerksamkeit verfolgt, sondern sogar in den Augen eines jeden gebildeten Menschen, der etwas später als Lavoisier und Fichte geboren ist. Herr Berwi liebt unsere Zeit nicht, weil sie ihn überholt hat. Ist aber die Zeit schuld daran? Wer hieß

³⁵ Gemeint sind die Linkshegelianer D. Fr. Strauß, L. Feuerbach u. a.

ihn denn zurückbleiben? Reichten aber die Kräfte zur Fortsetzung des Weges nicht aus, wozu dann auf dem Wege bleiben und unnützerweise andere behindern? Kann doch der Gang der Zeit und der Kenntnisse nicht stehenbleiben und auf einen der Adepten der Wissenschaft warten, mag dieser Adept auch ein Professor sein... Ja, der Herr Verdiente Professor Berwi ist hinter der Wissenschaft zurückgeblieben, stark zurückgeblieben, und er tut uns wahrlich von Herzen leid. Wir empfinden stets ein wehmütiges Gefühl beim Anblick im Herbst verspäteter Vöglein, die nicht rechtzeitig in warme Länder zu fliegen vermochten, eines Wagens, der hinter dem Wagenzug zurückgeblieben ist und sich allein auf einsamem Wege traurig fortbewegt, des Küchleins [Küken], das, nachdem es sich seitwärts vergafft, nicht zusammen mit den andern der Mutter folgte, dann wie verrückt hin und her rennt und sie dort sucht, wo sie vor einer Minute war, wo sie aber, o weh, nicht mehr ist!... Gleich diesen zurückgebliebenen Wesen erweckte in uns auch Herr Berwi ein wehmütiges Gefühl, weil er, nach dem Ausdruck des Poeten, auf dem Scheideweg der Lebenden steht

„Wie ein aus Stein gemeißelt Grabmal
An Stätten, wo das Leben rauscht.“

[117] Aus Mitgefühl für Herrn Berwi wollten wir von ihm und seiner „Physiologisch-psychologischen Betrachtung“ ganz schweigen. Doch nach dem Lesen seiner Broschüre und nach kurzer Überlegung überzeugten wir uns, daß unser Mitgefühl für Herrn Berwi völlig unbegründet ist. Wir sahen, daß der ehrenwerte Autor der „Betrachtung“ auf jener Stufe der Selbstzufriedenheit steht, die nicht Mitleid, sondern ein Gefühl ganz anderer Art hervorruft. Er bekennt seine Rückständigkeit nicht, er sucht nicht einmal zu begreifen, was die neuen Forscher hervorgebracht haben, er will nicht jene einholen, die ihm zuvorgekommen sind, sondern bemüht sich – was soll man da wohl denken? –, jene zum Stehen zu bringen, die auf der Bahn des Wissens dem Herrn Berwi vorausseilen. Er sagt, daß sich die Naturwissenschaften jetzt nicht mit dem beschäftigen, womit sie sich beschäftigen sollten, daß sie einen falschen Weg gehen, anders gesagt – er verneint die Bedeutung jener Resultate, die durch die positiven Forschungen der neuen Zeit erzielt worden sind. Was sind das nun für Aufgaben, die, nach Meinung des Herrn Berwi, den Wissenschaften bevorstehen und denen diese ausgewichen sind? Diese Aufgaben sind überaus verwickelt, und würde man sie nicht schon im Mittelalter erschöpft haben, so würde ihre Erfindung sogar dem Scharfsinn eines Kifa Mokijewitsch³⁶ Ehre machen. Man sehe bloß: die Psychologie soll die Bestimmung des Unterschiedes zwischen dem Lebensprinzip und der Seele im Menschen anstreben; die Physiologie soll sich mit der Erforschung der Lebensprozesse im Leichnam beschäftigen; die Physik soll die von der Materie getrennte Kraft und die vom Einfluß der Kraft freie Materie auffinden; die Chemie soll, indem sie die Körper ihrer Analyse unterzieht, etwas Übersinnliches in ihnen aufsuchen. Überhaupt will Herr Berwi, indem er die Naturwissenschaften mit den Moralwissenschaften vermengt, den Naturforschern eine Verpflichtung auferlegen, die, außer den mittelalterlichen Alchimisten, niemandem mehr auch nur in den Kopf kam. Er will, daß die physikalischen Forschungen nicht die Erkenntnis der Veränderungen und der Wirkungen der Materie bezwecken, sondern sich die Aufgabe stellen, in der Materie den Geist, das Urprinzip, den Äther, die Lebenskraft, mit einem Wort irgend etwas aufzufinden, nur soll dieses „irgend etwas“ nicht positiv, materiell, sondern etwas „den Sinnen Unzugängliches“ sein. Dieses Verlangen ist freilich widersinnig; doch für Herrn Berwi ist es sehr gut, denn auf diese Weise glaubt er sein Unwissen zu verbergen. „Nicht deswegen – heißt es – führe ich die neuesten Forschungen nicht an, weil ich sie nicht kenne, sondern weil ich sie verwerfe als schädlich und ruchlos, [118] zum groben Sensualismus führend. Nicht deswegen halte ich an den alten Begriffen fest, weil ich an die neuen nicht herangekommen bin, sondern weil die neuen das Streben nach Übersinnlichem nicht enthalten.“ Ist dem aber so, so braucht man die Lage

³⁶ *Kifa Mokijewitsch* – anekdotische Figur in N. W. Gogols „Toten Seelen“.

des zurückgebliebenen, doch selbstzufriedenen Wanderers gar nicht zu bedauern, um so weniger, als er ja selber jene, die vorwärts zu kommen bemüht sind, angreift und verunglimpft. Wir wollen Herrn Berwi aus seiner Verborgenheit hervorholen und stellen ihn vor die Öffentlichkeit, damit er das ehrenwerte Publikum mit seinen mystisch-alchemistischen Anschauungen ergötze, die im Mittelalter als scholastische tiefgründige Weisheit (sapientia scholastica [scholastische Weisheit]) erscheinen mochten, heute aber nicht anders denn als Marktschreierpossen aufgenommen werden können. Schlagen wir aufs Geratewohl verschiedene Seiten auf; ganz gleichgültig, welche: auf jeder gibt es irgendein Kuriosum.

So findet man z. B. ganz zu Beginn der Untersuchung einen Vergleich von Geburt und Tod in folgendem Sinne: vor der Geburt des Kindes leidet die Mutter, nach der Geburt freut sie sich. Genau so weinen und leiden nach dem Tode des Menschen seine Angehörigen und seine Freunde. Was folgt daraus? Man höre:

„Diese Pein, dieser Gram, die unsere Brust erregen, führen uns zu der beruhigenden Überzeugung von der Unsterblichkeit: genau so wie die Geburtswehen, die der Geburt vorausgehen, das freudige Erscheinen eines neuen Menschen in der Welt ankündigen.“

Nicht wahr, wie geschickt doch Herr Berwi mit seinem Gegenstand umzugehen versteht? Er unternimmt es, etwas zu beweisen, worüber es unter gebildeten Menschen längst keine Zweifel mehr gibt, doch trotz aller Leichtigkeit der Aufgabe bringt er es durch den possenhaften Vergleich fertig, den Gegenstand selbst lächerlich zu machen. Das ist sogar besser als jener Witzbold, der beweisen wollte, daß die Vermehrung der Zahl der Beamten eine baldige Aufklärung des Staates ankündige, indem er folgenden Vergleich zog: die Morgenröte *erscheint* am Himmel vor Aufgang der Sonne, die alles erleuchtet; so *erscheint* der Beamte im Büro vor Verbreitung der Aufklärung im ganzen Staat.

Folgendermaßen aber kompromittiert Herr Berwi die Gemeinfaßlichkeit der Darlegung:

„Wer auf den Leichnam eines Menschen oder auf einen geschossenen Hasen oder auf eine geschlachtete Henne einen Blick wirft, wird ohne Zögern sagen, daß das tote Körper sind. Warum? Weil sie aufgehört haben zu leben, des Lebens verlustig gegangen sind. Folglich beraubt der Tod das Lebewesen seines Lebens, und der tote Körper ist eine Verneinung des Lebenden oder etwas dem lebenden Körper Entgegengesetztes.“

[119] Man könnte denken, daß Herr Berwi, der ehrenwerte Herr W. Berwi, der Herr Verdiente Professor Berwi, offenbar annimmt, ja, die Überzeugung und die feste Gewißheit hat, daß die Gemeinfaßlichkeit, die Einfachheit der Darlegung, die Gemeinverständlichkeit der Darstellung von Dingen oder Gegenständen darin – und nicht in etwas anderem – bestehen, als eben darin, einfache Wahrheiten, die einfachsten Sätze, allen begreifliche Dinge, Sachen, die bei niemandem Zweifel erregen, einigemal zu wiederholen, vielmals zu wiederholen, auf verschiedene Weise hin und her zu wenden. Der ehrenwerte Herr W. Berwi, der Verfasser der „Physiologisch-psychologischen Betrachtung“, Herr W. Berwi, zweifelt offenbar nicht im geringsten daran, daß vielmalige Wiederholung ein und derselben Worte auf verschiedene Weise eben Gemeinfaßlichkeit der Darlegung ist.

Leider hält sich der ehrenwerte Autor nicht immer an eine solche Gemeinfaßlichkeit; fast auf jeder Seite finden sich bei ihm lange Perioden, die für das menschliche Begriffsvermögen undurchdringlich und sogar des logischen, zuweilen aber auch des grammatikalischen Sinnesbar sind. Auf S. 16 gibt es z. B. eine solche Periode:

„Wenn die vermittels der äußeren Sinne gewonnenen Eindrücke uns nicht zur Erkenntnis der Außenwelt führen, so daß wir uns nicht von unserem geistigen Sein überzeugen können, das ohne Mittun unseres Körpers des Wissens selbst, dieser unerläßlichen Bedingung aller geistigen Betätigungen in dieser Welt, bar ist.“

Punkt, meine Leser, Punkt! Worauf warten Sie noch? Ist es Ihnen wirklich zu wenig, was Ihnen Herr Berwi in dieser ersten Hälfte einer nicht zu Ende gesprochenen Konditionalperiode zusammengeredet hat? Hat sich schon hier „geistiges Sein mit dem eigenen Körper“ ge-

funden, was würde sich erst gefunden haben, wenn dieses „Wenn“ zum gewünschten Ende gebracht worden wäre!

Wendet man zwei Blätter um, so findet man noch die folgende Periode:

„Gleich dem mit freiem Willen begabten menschlichen Geist offenbart sich das Lebensprinzip in den schöpferischen Eigenschaften durch selbständiges Sein, das, entsprechend seinem Ziel, die erhaltenen Stoffe in dessen Wirkungskreis verwandelt, ohne sich den allgemeinen Gesetzen von Physik und Chemie zu unterordnen, denen sich das Mineral nicht entziehen kann.“

Nicht wir haben das ersonnen; wir versichern, daß nicht wir es waren. Wir haben den Worten des Herrn Berwi nichts hinzugefügt und nichts von ihnen weggenommen; sogar seine Rechtschreibung haben wir beibehalten.

Dafür aber versteht es Herr Berwi, sich sehr geistreich über [120] die Skeptiker oder, wie sein Ausdruck lautet, die „Nihilisten“ lustig zu machen. Er bemerkt giftig:

„Ich gestatte mir, zu glauben, daß Nihilisten, wenn sie von einem Hund ins Bein gebissen werden (merken Sie hier die feine Nuance von Verachtung?) oder wenn sie sich in den Finger schneiden, den dadurch entstehenden Schmerz nicht für ein Trugbild halten werden.“

Außerordentlich geistreich und giftig! Allen Nihilisten muß wohl nach den Spötteleien des Herrn Berwi sehr schlecht zumute sein. Schade ist nur, daß diese giftigen Spötteleien sich wohl seit Sokrates' Zeiten wiederholen und in russischer Sprache zum erstenmal, wie es scheint, in Kurganows Briefsteller³⁷ gedruckt worden sind.

Dem Herrn Verdienten Professor Berwi darf es nicht als kränkend erscheinen, daß wir ihm die Ehre der Erfindung eines gegen die Skeptiker gerichteten Witzes absprechen. Ihm verbleiben viele Erfindungen, die ihm persönlich gehören, und wir wollen, um Herrn Berwi zu Gefallen zu sein, einige von ihnen, und zwar die interessantesten unseren Lesern übermitteln.

Auf Seite 60 sagt Herr Berwi, daß der Embryo im Mutterleib, der Erkenntnis der Außenwelt beraubt, sich mit *Selbstbewußtsein* beschäftigt oder, wie sich der ehrenwerte Professor mit der ihm eigenen Gemeinfaßlichkeit ausdrückt, „in die subjektive Nacht des Selbstbewußtseins versenkt ist“.

Auf Seite 36 sagt Herr Berwi, „daß sich der Mensch, als Körper der Natur, den Gesetzen derselben nicht entziehen kann“. Auf Seite 37 aber fügt er hinzu: „Doch als Individuum verfolgt er sein eigenes Ziel und *ändert die allgemeinen Gesetze der Natur*.“

Es wäre interessant, von Herrn Berwi zu erfahren, was für *allgemeine Gesetze* der Natur es sind, die der Mensch als Individuum nach seinem Willen ändert... Übrigens finden wir auf Seite 25 einen Satz, der nunmehr nicht den Menschen allein, sondern auch alle Tiere noch mehr über die Natur erhebt. Herr Berwi behauptet, daß die Tiere außerhalb der Bedingungen des Raumes leben, oder führen wir lieber die eigenen Worte des Herrn Berwi an: „Der Weltgeist offenbart sich in diesen Körpern (der Tiere) durch Handlungen in der Zeit, die nicht durch die Grenzen des Raumes eingeschränkt werden.“

Bei Darstellung der mütterlichen Fürsorge der Natur für die Tiere weist der ehrenwerte Professor u. a. auf Seite 26 darauf hin, zu welchem Zweck die Tiere Hunger und Durst empfinden. „Damit das Tier von seinen Bedürfnissen Kenntnis hat“, sagt er, „wird es durch die Gefühle von Hunger, Kälte, Durst usw. zu deren Befriedigung bewogen.“

[121] Übrigens führt eine solche, bis zum äußersten getriebene Teleologie den Verfasser oft zu Schlußfolgerungen, die nicht als gelungen bezeichnet werden können. Zu solchen mißblun-

³⁷ N. G. Kurganows „*Briefsteller*“ – eine im 18. Jahrhundert und zu Beginn des 19. Jahrhunderts verbreitete Sammlung von grammatischen Regeln, Erzählungen, Gedichten, Anekdoten usw.

genen Schlußfolgerungen zählen wir den auf Seite 24 ausgesprochenen Gedanken, daß „der Teil seinem Ganzen gleich“ sei. Herr Berwi sagt, daß „manche Erzeugnisse der Natur die reinsten Vertreter der Materie“ sind, und fährt dann fort:

„Diese Erzeugnisse besitzen keine eigene Bedeutung, wie auch kein eigenes Zentrum, weshalb jeder *Teil* derselben seiner Bedeutung nach *dem Ganzen gleich* ist. Hierher gehören die Körper, die in ihrer Gesamtheit die sogenannte tote Natur bilden: Minerale, Salze, Wasser usw.“

Wir wiederholen: das steht, Wort für Wort, gedruckt auf Seite 23/24 der kleinen Broschüre des Herrn Verdienten Professors W. Berwi „Physiologisch-psychologische Betrachtung über Anfang und Ende des Lebens“. – Man könnte uns sagen, daß Herr Berwi hier etwas anderes und nicht die Größe verstanden habe und daß die Worte „seiner Bedeutung nach“ die Sache zu seinen Gunsten ändern. Doch wir fragen Sie und Herrn Berwi: Wodurch wird denn die Bedeutung der ihrer Zusammensetzung nach gleichen organischen Stoffe bestimmt, wenn nicht durch die Größe? Worauf sonst, außer der Größe, könnte man sein Urteil über die Bedeutung von zwei Stücken reinen Silbers verschiedenen Gewichts, von zwei Blöcken gleichen Granits, Marmors usw. stützen? Nein, wie man auch die Sache mildern mag, der Satz, daß Herr Berwi die Teile mancher Körper als ihrem Ganzen gleich betrachtet, bleibt in voller Kraft.

Man wird einwenden: es kann nicht sein, daß Herr Berwi das Axiom nicht kennen sollte, wonach der Teil stets kleiner ist als sein Ganzes. Doch, es kann sein. Wir haben dafür einen analogen, sehr überzeugenden Beweis. Auf Seite 50 sagt Herr Berwi folgendes:

„Ich nehme an, daß ich ein Herz, Lungen, eine Leber usw. habe. Das ist eine auf Analogie begründete Schlußfolgerung, *genau so, wie ich annehme*, daß Jupiter und Saturn Körper sind, die unserer Erde gleichen und wie sie ihre Bewohner haben.“

Sehen Sie, hätten wir Ihnen gesagt: Herr Berwi weiß nicht einmal, ob er ein Herz und Lungen hat, so hätten Sie es nicht geglaubt. Wir hoffen aber, jetzt, da wir seine eigenen Worte angeführt haben, werden Sie es glauben. Er erklärt selber, daß er nicht bestimmt weiß, ob er ein Herz hat oder nicht; ich *nehme an*, sagt er, daß ich eins habe – *genau so, wie ich annehme*, daß es auf dem Saturn Bewohner gibt... Aber es ist ja möglich, daß es sie gar nicht gibt... Es ist das ein einfacher Analogieschluß.

[122] So urteilt Herr Berwi, und wir haben von uns aus seinen Gedanken nichts hinzugefügt; Sie können selber nachschlagen, wenn Sie es nicht glauben: dazu haben wir ja bei Wiedergabe der Meinungen des Herrn Berwi überall die Seiten angegeben.

Nicht wahr? – all dies ist äußerst amüsan, und die angeführten Meinungen des Herrn Berwi würden an sich genügen, um die Kritik der Mühe zu entheben, sich mit seinem Werk abzugeben. Die Leser wundern sich wahrscheinlich schon lange, wozu wir uns so bemühen, um verschiedene Wunderdinge aus dem Büchlein des Herrn Berwi herauszusuchen, wo es doch genügen würde, es in fünf Zeilen dem allgemeinen Spott preiszugeben. Um den Grund für die Beachtung anzuführen, die wir dem Herrn Berwi widmen, wollen wir noch einen Auszug, nunmehr den letzten, geben, und er wird natürlich den Lesern zeigen, daß der Spott allein hier nicht genügt, daß die Angelegenheit des Herrn Berwi eigentlich gar nicht amüsan ist. Auf Seite 4 sagt er: „Ich veröffentliche das, was ich alljährlich meinen Hörern vortrage“, und fügt hinzu: „Meine Hörer sind Jünglinge und als solche für alles Hohe und Ideale empfänglich.“ – Hier liegt die ernste und betrübliche Seite der Frage. Mag doch Herr Berwi phantasieren, worüber es ihm beliebt, mag er die moderne Entwicklung der Naturwissenschaften verwünschen, mag er doch daran zweifeln, ob er ein Herz und Lungen habe, und gleichzeitig glauben, daß der Teil seinem Ganzen gleich sei, und daß das Tier eigentlich fressen will, um von seinen Bedürfnissen Kenntnis zu haben. Aber er trägt ja das alles seinen jugendlichen Hörern vor: das ist das Unglück dabei. Und aller Wahrscheinlichkeit nach trägt er ihnen auch noch

manches Schlimmere vor, denn jeder Professor sucht, wenn er seine Vorlesungen veröffentlicht, sie möglichst gut zu bearbeiten. Außerdem beweist die Vorlesung des Herrn Berwi, daß sie gleichsam als Schaustück abgefaßt ist: äußerst präventiös und mit einem Überfluß an völlig unnötiger und, aufrichtig gesagt, äußerst wohlfeiler Gelehrtheit. Es ist die Rede von Scipio, von Regulus, von Ludwig XIV., von Napoleon, vom Sternbild des Stieres, von der Fruchtbarkeit der Ratten, von einem im Jahre 497 gefangenen Hecht, von der Emsigkeit der Bienen, von wilden sibirischen Füchsen usw. usw. Es werden hier Gedichte von Voltaire und Goethe angeführt, es heißt, daß man den Planeten Neptun Newton nennen sollte, daß die arabischen Pferde vorzüglich sind, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein schreckliches Übel für die Menschheit sind usw. Herr Berwi, der dafür gesorgt hat, ähnliche nicht zur Sache gehörende Betrachtungen in seine Vorlesungen [123] einzufügen, hätte natürlich, wenn er es vermocht hätte, auch für die Richtigkeit seiner wissenschaftlichen Begriffe, für logisch richtige Schlußfolgerungen oder wenigstens für eine vernünftige Darlegung gesorgt. In Wirklichkeit steht es ja damit so: nehmen wir z. B. an, Herr Berwi wisse, daß der Teil stets kleiner ist als sein Ganzes (eine kühne und völlig a priori, ohne irgendwelche faktische Grundlagen gemachte Annahme; doch nehmen wir das an, aus Achtung vor dem Professorentitel des Herrn Berwi): werden seine Hörer deswegen besser daran sein, wenn er sich mit ihnen so auseinandersetzt, wie seine ganze Broschüre abgefaßt ist? Man darf annehmen, daß sie in keiner Weise besser daran sein werden. Das sind nun die Leute, die man in diesem Falle von Herzen bedauern muß, nicht aber Herrn Berwi selbst. Er verdient schon deshalb kein Bedauern, weil er, trotz seiner Rückständigkeit in der Wissenschaft und seinen ungeheuerlichen Verstößen gegen den gesunden Menschenverstand, unbeirrbar Selbstzufriedenheit besitzt. Diese „empfindlichen Jünglinge“ aber, die sich unter seiner Führung befinden, verdienen das Bedauern eines jeden gebildeten Menschen, um so mehr, da sie Herrn W. Berwi, als ihren Professor, unter allen Umständen unbedingt hören müssen. [124]

Die organische Entwicklung des Menschen im Zusammenhang mit seiner geistigen und sittlichen Betätigung

(„Die organische Erziehungspflege. Aus dem Gesichtspunkte der Gesundheit, zugleich mit Beziehung auf Selbsterziehung dargestellt. „Von *K. F. Schnell*. Aus dem Deutschen übersetzt von *F. Böhmer*, St. Petersburg 1857. – „Das Buch vom gesunden und kranken Menschen“ von *Dr. C. E. Bock*. Aus dem Deutschen übersetzt von *I. Paulson* und *F. Böhmer*, St. Petersburg 1857, 2 Teile)³⁸

Die beiden von uns genannten Werke sind schon vor ziemlich langer Zeit in russischer Übersetzung erschienen, doch haben sie, wie es scheint, beim russischen Publikum keine besondere Beachtung gefunden. Diese Bücher sind indes sehr beachtenswert, insbesondere für uns, die wir irregemacht worden sind durch die verstiegenen Theorien gelehrter Pädagogen, die von der geistigen Entwicklung des Menschen solche Dinge reden, daß einem einfach die Haare zu Berge stehen. So erklärt Schnell, ohne zu irgendwelchen verzwickten Darlegungen Zuflucht zu nehmen, kurz und bündig: „Wir stellen hier die Gesundheit als Zweck und Ziel der Erziehung und Bildung auf.“ (Leipzig 1856, S. 1.) Mit dieser Definition beginnt er sein Buch, mit ihr beschließt er es, sie ist auch durch alle Partien seines Werkes streng durchgeführt. Dr. Bock behauptet ebenfalls: „Natürlich müssen vor allem die Sinne fortwährend gehörig gepflegt und geübt sowie zum Aufnehmen neuer Eindrücke benutzt werden.“ (Leipzig 1855, S. 383.)

Die Definition Schnells wird zweifellos dank ihrer besonderen Einfachheit jedem Leser sofort verständlich erscheinen. Zugleich aber ist ebenso unzweifelhaft, daß sich viele beeilen

³⁸ Veröffentlicht im „Sowremennik“ (1858, Nr. V).

werden, diese Definition in einem sehr beschränkten Sinn auszulegen, und daß sie sich darum mit wohlgemeintem Gespött gegen Bock und Schnell wenden werden, und auch gegen uns, weil wir diese Prinzipien für durchaus vernünftig halten. „Ihre Idee“, werden sie uns giftig ent-[125]gegen „ist keineswegs neu; Sie haben die Ehre, sie mit der Frau Prostakowa, mit dem Herrn Skotinin³⁹, mit den Eltern des von Osnowjanenko geschilderten Pan Chalawski⁴⁰ und überhaupt mit allen Papachen und Mamachen zu teilen, für die das Wort *Erziehung* mit dem Worte *Großfüttern* gleichbedeutend ist. Leider findet Ihre Theorie der *Erziehung im Interesse der Gesundheit* noch viele Vertreter in der dahinschwindenden Generation der Großmütter, Tanten und Ammen aus der entlegensten Provinz, die ihren Zögling, der von der Universität zurückgekehrt ist, mit den Worten empfangen: ‚Ach, du meine Güte, wie hat man dich dort zugerichtet! Als du hinfuhrst, war es eine Freude, dich anzusehen, und jetzt bist du Haut und Knochen. Das kommt eben von eurer verfluchten Wissenschaft!‘ Ihrer Idee werden alle Lämmel freudig zustimmen, die bis zu ihrem fünfzehnten Lebensjahr nichts lernen, dafür aber pausbäckig sind, weil sie sich von früh bis spät im Freien herumtreiben“, usw. usw.

Auf all diese Einwände können wir unseren aufgeklärten Gegnern nur erwidern, daß nicht jede Krankheit den Menschen mager macht und daß nicht jedes Dicksein Gesundheit bedeutet. Es sei hier an die poetische Klage des dicken Mannes erinnert, der da behauptet:

„Die Menschen haben mich falsch erkannt,
Weil ich durch meinen Schmerbauch bin bekannt“,

denn sie wissen nicht, daß

„Derjenige, der
Dem Aussehen nach als Glückspilz gilt,
Bei weitem nicht wirklich so gesund ist,
Wie er rotwangig und rund ist“.

Ja, der Irrtum von Frau Prostakowa und ihresgleichen bestand nicht darin, daß diese Leute um die Gesundheit ihrer Kinder besorgt waren, sondern darin, daß sie nicht begriffen, was Gesundheit bedeutet. Die liebende Mama mästet ihren Mitrofan⁴¹, und er, der vor dem Schlafen etwa drei Scheiben Rauchfleisch und dann noch fünf, sechs Pastetchen aus Sauerteig verzehrt, legt sich zur Ruh', hat die ganze Nacht hindurch Magendrücken und geht dann morgens ganz benommen umher... Ist das Gesundheit? Wenn die Gesundheit darin bestehen soll, daß die vegetativen Lebensfunktionen im Menschen ungestört vor sich gehen und daß der Körper keinerlei akuten Schmerz empfinde, dann könnte man wohl der Ansicht zustimmen, daß alle fettleibigen Idioten völlig gesund seien. Aber in diesem Fall müßte man ja auch den Gelähmten als [126] gesunden Menschen ansprechen und ebenso den Mann im Säuferwahnsinn als gesund betrachten. Doch halten wir das eine wie das andere für eine Krankheit, und zwar für eine sehr ernste. Mehr noch. Einen Menschen, der an ständigen hysterischen Anfällen, Krämpfen, Migräne und Nervenstörungen jeder Art usw. leidet, betrachten wir ja als krank oder jedenfalls als nicht ganz gesund. Gebrechen verschiedener Art, wie Taubheit, Blindheit usw., müssen ebenfalls zu den krankhaften Erscheinungen gezählt werden. Genau so zu den Krankheiten zu zählen sind auch besondere, abnorme Zustände, in die gewisse Menschen verfallen, wie z. B. Lethargie oder Apathie gegen alles in der Welt sowie der völlige Gedächtnisschwund, allerhand Wahnvorstellungen, allgemeine Körperschwäche und das Unvermögen, sich auch nur im geringsten zusammenzunehmen, usw. Kurzum, unter Gesundheit ist nicht bloß das äußerliche körperliche Wohlergehen zu verstehen, sondern die

³⁹ *Prostakowa* und *Skotinin* – Personen in D. J. Fonwisins Komödie „Der Minderjährige“.

⁴⁰ „Pan Chalawski“ – Titel eines historischen Milieuromans des ukrainischen Schriftstellers G. F. Kwitka-Osnowjanenko.

⁴¹ *Mitrofan* (*Mitrofanuschka*) – Hauptperson in D. J. Fonwisins Komödie „Der Minderjährige“.

natürliche, harmonische Entwicklung des gesamten Organismus und der richtige Verlauf all seiner Funktionen überhaupt.

Dagegen ließe sich wiederum ein Einwand erheben, und diesmal ein ziemlich gründlicher. Man könnte auf die untere Klasse des Volkes hinweisen, die körperlich gesünder zu sein pflegt als die höheren Klassen; man könnte auf die Wilden hinweisen, die sich ausgezeichnete Gesundheit und riesiger Körperkraft erfreuen; auf der anderen Seite aber könnte man viele große Gelehrte, Dichter und Staatsmänner anführen, die erschöpft, krank und schwächlich sind ... Aus dieser Gegenüberstellung könnte man eine Schlußfolgerung ziehen, die auf den ersten Blick nicht unbegründet erscheint: wollte man die ganze Entwicklung des Menschen nur darauf lenken, daß er gesund ist, dann müßte man als Ideal die Irokesen nehmen, die, wie man sagt, keine Krankheiten kennen, und müßte die ganze Bedeutung der großen Männer leugnen, die sich durch ihr geistiges und sittliches Wirken hervorgetan haben.

Nach aufmerksamer Betrachtung muß dieser Einwand aus vielen Gründen als völlig nichtig erkannt werden. Vor allem müssen wir wiederholen, daß wir unter der Gesundheit des Organismus keineswegs das physische Wohlergehen des Körpers allein verstehen. Lächerlich und jämmerlich erscheint uns die anmaßende Ignoranz des groben Materialismus, der den hohen Wert der geistigen Seite des Menschen herabsetzt und den Nachweis zu erbringen sucht, daß die Seele des Menschen aus irgendeiner ganz feinen Substanz bestehe. Die Unsinnigkeit derartiger Klügeleien ist schon seit so langer Zeit und so unwiderleglich bewiesen worden, sie stehen in einem so direkten Widerspruch zu den Ergeb-[127]nissen der Naturwissenschaften selbst, daß heutzutage höchstens ein ganz rückständiger, unwissender Mensch derartige materialistische Klügeleien noch gelten lassen kann. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß die körperliche Betätigung wichtiger sei als die geistige, wir wollen keineswegs das physische Wohlergehen als unser Lebensziel hinstellen. Im Gegenteil, wir wollen davon sprechen, daß unser Körper, als dienliches Werkzeug der geistigen Betätigung, oft durch verschiedene Schwächen und Krankheiten verderbt und der Möglichkeit beraubt ist, seiner Bestimmung nachzukommen. Wir wenden uns dagegen, daß wir uns häufig nur in Worten um die Pflege des Geistes bemühen, während wir durch die Tat keineswegs bestrebt sind, den Körper dem Geiste unterzuordnen, und durch Hingabe an das Sinnenleben sowohl unseren Körper zerstören als auch unsere geistigen Fähigkeiten daran hindern, richtig in Erscheinung zu treten, denn nichtgesunde körperliche Organe werden unfähig, einer höheren geistigen Betätigung zu dienen. Das sagt uns die ständige Erfahrung, das sagt uns unsere innere Erkenntnis, unser Glaube; und dasselbe wird auch durch die Ergebnisse der neuesten Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet bestätigt. Eben diese Notwendigkeit, den Körper so zu pflegen, daß er einem richtigen geistigen Wirken dienen kann, diese Wahrheit, die durch allzu häufige Wiederholung schon abgedroschen ist, die Wahrheit, daß mens sana, d. h. ein gesunder Geist, mit corpore sano, d. h. mit einem gesunden Körper, verbunden sein muß – das eben wollen wir durch Anführung dieser unbestrittenen Tatsachen der Naturwissenschaft beweisen. Eben in diesem Sinne müssen alle unsere Bemerkungen über den unlöslichen Zusammenhang der seelischen und der körperlichen Betätigung verstanden werden.

Doch kehren wir zu dem von uns angeführten Einwand zurück. Abgesehen davon, daß er den Begriff Gesundheit einseitig, eng auffaßt, enthält er auch noch den Fehler, daß er Objekte unter nicht ganz gleichen Bedingungen miteinander vergleicht. Die nationale Verschiedenheit und ferner auch der Unterschied in der Beschäftigung der Menschen üben in jeder Hinsicht einen starken Einfluß auf den jeweiligen Grad seiner Entwicklung aus. Könnte man die Gesundheit rein abstrakt betrachten, so brauchte man nicht einmal die Menschen anzuführen, sondern könnte als Beispiel direkt die Tiere nehmen. Gibt es denn einen stabileren und gesünderen Organismus als, sagen wir, den des Elefanten oder des Löwen oder gar des Stiers? Nicht zu Unrecht sagt man im Volke: „Gesund wie ein Stier.“ Aber der Bau des Organismus

dieser Tiere [128] ist ein ganz anderer als der unsrige, und darum lassen wir sie in Ruhe. Es gibt wohl Würmer, von denen, wenn man sie in zwei Teile zerschneidet, beide Hälften in verschiedener Richtung weiterkriechen, als wäre nichts passiert; nach diesen Tieren können wir uns nicht richten. Ebenso wenig können sich die europäischen Gelehrten nach den Irokesen richten. Außerdem ist zu bemerken, daß der krankhafte Zustand selbstverständlich die von diesen Gelehrten gemachten nützlichen Entdeckungen und Forschungen keineswegs gefördert hat. Meist betraf die Krankheit gar nicht die Organe, die sie für ihr Fach brauchten (als Ausnahme könnte man Beethoven anführen; aber auch bei ihm war die Schädigung des Gehörorgans zu der Zeit, als er seine besten Werke schuf, noch nicht sehr schlimm); eine lokale Störung braucht in diesem Fall nicht in Betracht gezogen zu werden⁴². Gewiß, Byron hinkte, und das hinderte ihn nicht, ein großer Dichter zu sein, genau so wenig, wie z. B. schwache Augen viele andere gehindert haben, große Gelehrte, Philosophen usw. zu sein. Doch wird natürlich jeder zugeben, daß ein äußerliches Gebrechen am allerwenigsten als Krankheit des Organismus bezeichnet werden kann. Andererseits wird jeder zugeben, daß jede krankhafte Empfindung im Körper unsere geistige Tätigkeit, sei es auch nur für einen Augenblick, behindert, und daß folglich die großen Gelehrten, wenn sie völlig gesund wären, noch mehr geleistet hätten, als sie bei ihren Gebrechen geleistet haben.

Man sagt, daß im Gegenteil manchmal durch die Krankheit des Körpers die geistige Betätigung stärker angeregt werde. Man führt hierzu viele Beispiele an. Man nennt verschiedene Dichter, die erst, nachdem sie erblindet waren, die Kraft ihres Talentes erkannt und der Welt offenbart haben. Dazu gehören selbstverständlich Homer und Milton, da werden auch die Verse Puschkins angeführt, die an einen blinden russischen Dichter gerichtet sind:

„O Sänger, als vor dir die Welt
Im tiefen Nebel war entschwunden,
Erwachte dein Genie sofort...“⁴³

Man weist ferner auf Ignatius von Loyola hin, der während seiner Krankheit in sich die Berufung zur Gründung des Ordens erkannt hat; auf Mohammed, der während seiner epileptischen Anfälle den Ruf Allahs vernommen haben soll; auf die Asketen, deren Kontemplationen eben eine Folge der Kasteiung ihres Fleisches waren, usw. Zu diesem Thema könnte man Tausende von Beispielen anführen; zahllos sind auch die Fälle, in denen der Antagonismus zwischen der geistigen und der körperlichen Natur im Menschen [129] in Erscheinung tritt. Aber in alledem ist eine Mißdeutung vorherrschend; zuerst waren die groben Materialisten daran schuld, und dann verfielen auch die träumerischen Idealisten bei der Widerlegung der ersteren in denselben Fehler. Wir möchten bei dieser Frage ausführlicher verweilen, denn wir halten eine Erläuterung gerade dieses Punktes für höchst notwendig, um zu zeigen, wie wichtig ein gesunder Organismus nicht nur für die körperliche Tätigkeit, sondern auch für das moralische Wirken des Menschen ist.

Laßt uns z. B. damit beginnen, daß schon für die erste Stufe des menschlichen Bewußtseins die Wahrnehmung des Antagonismus zwischen den Gegenständen eine durchaus natürliche und unvermeidliche Sache ist. Solange wir den Unterschied zwischen den Gegenständen nicht wahrnehmen, existieren wir unbewußt. Der erste Akt des Bewußtseins besteht darin, daß wir einen Unterschied machen zwischen uns selbst und den übrigen Gegenständen, die in der Welt existieren. Schon in diesem Unterscheidungsvermögen ist zugleich eine gewisse Gegenüberstellung vorhanden, und diese Gegenüberstellung ist um so deutlicher, je mehr Selbständigkeit wir unserer Existenz einräumen. Nachdem der Mensch sich selbst als etwas von der ganzen übrigen Welt Verschiedenes erkannt hat, muß er unbedingt zu der Schlußfol-

⁴² In Wirklichkeit schuf Beethoven seine besten Werke in seinen letzten Lebensjahren, als er völlig taub war.

⁴³ Aus A. S. Puschkins Gedicht „An Koslow“. Der Lyriker Koslow war blind.

gerung gelangen, daß er ein Recht hat, an und für sich zu leben und zu wirken, ein gesonder-tes, selbständiges Leben zu führen. In der Tat aber stößt er beständig bei der Erfüllung seiner persönlichen Bestrebungen auf unüberwindliche Hindernisse, und indem er seine eigene Ohnmacht erkennt, aber seinen Zusammenhang mit den allgemeinen Gesetzen der Natur noch nicht deutlich erfaßt, stellt er sich selbst in eine feindliche Beziehung zu der Natur. Ihn dünkt, daß in der Natur irgendwelche dem Menschen abholde Kräfte vorhanden seien, die ihm ewig entgegenwirken. Hieraus entwickelt sich nach und nach die Vorstellung von den dunkeln Kräften, die beständig dem Menschen schaden. Doch kann auch die wohltuende Kraft der Natur dem Menschen, der nun einmal einen Unterschied zwischen sich selber und der Natur macht, nicht unbemerkt bleiben; und auf diese Weise entsteht zugleich mit der Vorstellung von der dunkeln Kraft auch die Erkenntnis von der lichten und guten Kraft, die den Menschen schützt. Hierin liegt der Anfang des Dualismus, den wir in der Grundlage aller natürlichen Religionen finden; Wischnu und Schiwa, Ormuzd und Ahriman, Belbog (der Weiße Gott) und Tschernobog (der Schwarze Gott) der Slawen usw. usw. – sie alle sind eine Verkörperung der ursprünglichen Vorstellungen des Menschen von den Kräften der Natur. In ihrer weiteren Entwicklung, in dem [130] Maße, wie die Erfahrungen der Menschheit zu-nehmen, zerfällt die allgemeine Idee in eine Unzahl von Sonderideen und wird auf jede ein-zelne Erscheinung angewandt. So entstehen die Vorstellungen vom Kampf zwischen Licht und Dunkel, Wärme und Kälte, Meer und Festland, der Erde und dem heidnischen Himmel usw. Schließlich richtet der Mensch seinen Blick von der Außenwelt auf sich selbst und be-ginnt auch in seiner eigenen Natur den Kampf irgendwelcher entgegengesetzter Regungen wahrzunehmen. Noch unfähig zu der Idee der allgemeinen Einheit und Harmonie emporzu-steigen, setzt er auch in sich selbst wie in der Natur die Existenz verschiedener, einander feindlicher Grundprinzipien voraus; während er danach forscht, woher diese Grundprinzipien entspringen, befindet er sich fast völlig unter dem Einflusse der Eindrücke der Außenwelt und zögert daher nicht, ihren Ursprung denselben feindlichen Kräften zuzuschreiben, die er bereits in der Natur beobachtet hat. Er entdeckt in sich selbst irgendwelche unklaren Wün-sche, eine gewisse Unzufriedenheit mit der Außenwelt und zieht natürlicherweise den Schluß, daß in ihm irgendein besonderes Wesen sitzt, das höher ist als das Wesen, das sich in seiner Tätigkeit nach außen hin offenbart. Hieraus folgt der direkte Schluß, daß im Menschen zwei feindliche Wesen vorhanden sind: das eine, innere, höhere Wesen entspringt dem guten Grundprinzip, das andere, äußerliche, grobe, dunkle Wesen ist von der bösen Kraft erzeugt. Auf diese Weise bildet sich jene düstere Vorstellung vom Körper als dem Kerker der Seele heraus, die bei den vorchristlichen Völkern bestand. Mit dem Christentum beginnt der uralte Dualismus nach und nach zu verschwinden und verliert im Bewußtsein der Allgemeinheit bis zu einem gewissen Grade seine Kraft. Doch den weisen Scholastikern des Mittelalters tat es leid, die alten Vorstellungen über Bord zu werfen, und sie klammerten sich an den Dualismus als den unerschöpflichen Quell dialektischer Disputationen. In der Tat, wenn alles einfach, natürlich und harmonisch ist, worüber soll man da disputieren? Viel besser ist es, an zwei Grundprinzipien, zwei Kräften, zwei entgegengesetzten Tendenzen festzuhalten, von denen ausgehend man, gewappnet mit Sophismen, auf das Kampffeld müßiger Dialektik treten kann. Eben diese neunmalweisen Scholastiker hemmten denn auch den allgemeinen gesun-den Menschenverstand, der natürlich schon längst hätte begreifen müssen, daß das Endziel des Wissens nicht der Kampf, sondern die Versöhnung, nicht Gegensätzlichkeit, sondern Einheitlichkeit ist. Die mittelalterlichen Gelehrten haben es fertiggebracht, die Seele vom Körper zu trennen, und als sie die Seele als etwas dem [131] Körper völlig Fremdes erkann-ten, begannen sie nachträglich herumzuraten, wie sich denn diese Seele mit dem Körper ver-einige. Im Altertum dachte auch Aristoteles darüber nach: für ihn war dies selbstverständlich verzeihlich. Er dachte sich den Körper als groben Stoff, die Seele aber ebenfalls als Stoff, nur einen ganz feinen Stoff, und darum ist die von ihm gestellte Frage gewissermaßen im Sinne

der Chemie zu verstehen. Daher gelangte er auch nur entsprechenden Theorie vom *influxus physicus** als der Erklärung des Zusammenhangs von Seele und Körper. Die mittelalterlichen Gelehrten konnten die Annahme des Aristoteles von der materiellen Natur der Seele nicht gelten lassen. Sie alle waren Christen, größtenteils Geistliche, sie alle glaubten an die Geistigkeit und die Unsterblichkeit der Seele, befaßten sich jedoch mit einer Frage, die nur bei der Annahme des Aristoteles denkbar war. Auf welche Weise vereinigt sich der Geist mit dem Körper, fragten sie, welchen Platz nimmt der Geist im Körper ein? Durch welche Zusammenhänge wird der Schmerz, der dem Körper zugefügt wird, auf die Seele übertragen? Was sind das für Leiter, die dem Körper die Gedanken und die Willensregungen übermitteln?... Die Scholastiker, die alle diese Fragen stellten, begriffen nicht, daß sie durch die Annahme, die Seele sei ein ideelles Wesen, das mechanisch in den Körper eingeschlossen ist, selber in den größten Materialismus verfielen. Nimmt die Seele ein bestimmtes Plätzchen im Körper ein, so ist sie selbstverständlich materiell; ist sie durch irgendwelche äußere Bindemittel mit dem Körper verbunden, so ist wiederum dieselbe Schlußfolgerung unvermeidlich. Zu diesem Irrtum kam noch ein anderer, ebenfalls heidnischer Irrtum hinzu, nämlich, daß der Körper unter dem Einfluß einer bösen Macht stehe und daß von ihm alles Unreine in die Seele gelange. Auf Grund dieser Auffassung übertrafen die mittelalterlichen Asketen sogar die grausamen, blutigen Geißelungen, denen sich die Inder in ihrem religiösen Taumel unterziehen. Es ist bekannt, bis zu welchem Wahnsinn die Flagellanten in ihrer Überwindung des Fleisches gingen. Es ist auch bekannt, wie viele Zauberer und wie viele Unglückliche und „Besessene“ damals verbrannt wurden, da man überzeugt war, daß in ihrem Körper der Teufel sein Unwesen treibe...

Zu unserer Zeit ermöglichten es die Erfolge der Naturwissenschaften, die uns bereits von vielen Vorurteilen befreit haben, daß wir uns auch eine gesündere, einfachere Auffassung vom Verhältnis zwischen dem geistigen und dem körperlichen Wirken des Menschen bilden. Die Anthropologie hat uns vor allem den klaren Beweis erbracht, daß alle unsere Bemühungen, uns einen abstrakten [132] Geist ohne irgendwelche materielle Attribute vorzustellen oder positiv zu bestimmen, was der Geist seinem Wesen nach sei, stets absolut fruchtlos waren und es auch bleiben werden. Ferner hat die Wissenschaft klargemacht, daß jede vom Menschen ausgehende Tätigkeit nur insofern von uns wahrgenommen werden kann, wie sie sich in körperlichen, äußerlichen Erscheinungen offenbart hat, und daß wir uns folglich von der Tätigkeit der Seele nur auf Grund ihrer Äußerung im Körper eine Vorstellung machen können. Zugleich haben wir erfahren, daß jeder der einfachen Stoffe, aus denen sich unser Körper zusammensetzt, an sich leblos ist, also hängt die von uns geäußerte Lebenskraft nicht von diesem oder jenem Stoff ab, sondern von einer bestimmten Kombination all dieser Stoffe. Hatte man diese genaue Erkenntnis erlangt, so konnte man nicht mehr im groben, blinden Materialismus verharren, der die Seele als irgendein Stückchen feinsten, ätherischen Stoffes betrachtete; da konnte man die Fragen nach dem organischen Lebendes Menschen nicht mehr so stellen, wie es die alten heidnischen Philosophen des Altertums und die mittelalterlichen Scholastiker taten. Es bedurfte einer breiteren, klareren Auffassung, man mußte all das, was bis dahin absichtlich auseinandergehalten wurde, zu einer Einheit zusammenfassen; man mußte das, was bis dahin als irgendwelche getrennte, lose Teile erschienen war, verallgemeinern. Das große Verdienst der modernen Wissenschaft besteht darin, daß sie die scheinbaren Widersprüche zu einer natürlichen Einheit verbunden hat. Erst die moderne Wissenschaft hat die scholastische Zwiespältigkeit des Menschen überwunden und hat angefangen, den Menschen in seinem vollständigen, untrennbaren Bestande, das Körperliche mitsamt dem Geistigen, zu betrachten, ohne sie trennen zu wollen. Sie erblickte in der Seele eben die Kraft, die

* 1. Beeinflussung der Seele durch den Leib in der Scholastik; 2. Wechselwirkung von Leib-Seele, Körper-Geist (17. und 18. Jahrhundert)

den ganzen körperlichen Bestand des Menschen durchdringt und beseelt. Auf Grund dieser Vorstellung betrachtet die Wissenschaft heutzutage die körperliche Betätigung nicht mehr getrennt von der geistigen und umgekehrt. Im Gegenteil, in allen, selbst in den winzigsten körperlichen Äußerungen erblickt die Wissenschaft die Wirkung derselben Kraft, die sich unbewußt in der Blutbildung, in der Verdauung usw. auswirkt und in den Funktionen des Nervensystems und vornehmlich denen des Gehirns die Höchsthöhe des Bewußtseins erreicht. Die Auffassung der wahren Wissenschaft, die sich durch Einfachheit und faktische Lebenswahrheit auszeichnet und im Einklang steht mit der höchsten christlichen Auffassung von der Persönlichkeit des Menschen als eines selbständigen individuellen Wesens überhaupt, hat ferner noch einen anderen Vorzug. Durch [133] diese Auffassung wird unbestritten die Wahrheit statuiert, daß die Seele nicht durch äußere Bande mit dem Körper verbunden ist, nicht zufällig in ihn hineingelegt ist, nicht irgendein Eckchen in ihm ausfüllt, sondern mit ihm zwangsläufig, fest und unlösbar verschmolzen ist, ihn ganz und überall durchdringt, so daß ohne sie, ohne diese beseelende Kraft, kein lebender menschlicher Organismus denkbar ist und umgekehrt.

Hat man sich diese Auffassung zu eigen gemacht, dann ist unschwer zu begreifen, in welchem Sinne die Gesundheit als das oberste Gebot der menschlichen Entwicklung angenommen werden kann. Wenn sich jede seelische Tätigkeit unbedingt in äußeren Erscheinungen manifestiert und wenn als Werkzeuge dieser Manifestation unbedingt die Organe unseres Körpers dienen müssen, so ist klar, daß wir zur richtigen Äußerung des seelischen Wirkens über richtig entwickelte, gesunde Organe verfügen müssen. Mag der Wunsch, gute Ratschläge anzuhören und gute Vorbilder anzusehen, noch so stark sein, ein Blinder und ein Tauber können diesen Wunsch ebensowenig der Erfüllung zuführen, wie der Mensch ohne Beine gehen, der Stumme reden kann usw. Genau so können wir nicht ruhig und geduldig sein, wenn unsere Nerven zerrüttet sind, können wir nicht richtig denken, wenn unser Gehirn verletzt ist, usw. In allen diesen Fällen sind wir krank, selbst wenn wir keinen akuten Körperschmerz empfinden. Genau so ist ein Organismus, in dem die eine Seite zum Nachteil der anderen allzu stark entwickelt ist, nicht als völlig gesund anzusprechen. So kommt es, daß sich der Organismus, in dem eine Steigerung der Gehirnfunktionen alle anderen Funktionen überwuchert, abnorm, krankhaft entwickelt.

Genau so abnorm ist auch die Entwicklung des Organismus, in dem die Entwicklung des Nervensystems und insbesondere des Hirns durch eine intensive Muskeltätigkeit eingeschränkt und gedämpft wird. In diesem Sinne sind folglich sowohl die blassen und erschöpften gelehrten Kinder als auch die Wilden, die über eine ungeheure Körperkraft verfügen, aber grob und ungebildet sind, in gleichem Maße einseitig entwickelt, und diese Einseitigkeit kann man als das Fehlen vollständiger Gesundheit des Organismus bezeichnen. Dieser Mangel behindert selbstverständlich nicht im geringsten das richtige Funktionieren derjenigen Organe, die sich gut entwickelt haben, obwohl er das Aufkommen einer vollkommenen Harmonie im Organismus verhindert. Darum finden wir auch stets so viel Fieberhaftes, Krampfhaftes in der Tätigkeit der Enthusiasten, bei denen die Stärke des Gefühls und der Phantasie über die Vernunft die Oberhand bekommt. Darum finden wir auch eine solche Beschränkt-[134]heit und Begriffsarmut bei Menschen die sich ihr ganzes Leben lang mit körperlicher Arbeit befassen; eine animalisch gesunde Konstitution ist für den Menschen ungenügend: er braucht eine menschliche Gesundheit, eine Gesundheit, bei der die Pflege der Seele durch die Pflege des Körpers nicht behindert, sondern gefördert wird. Widrigenfalls findet eine einseitige, ungesunde Entwicklung statt, bei der, was ganz natürlich ist, der krankhafte Zustand der einen Organe die anderen zu einer verstärkten Tätigkeit anregt. Jede Krankheit kann man im Grunde genommen definieren als Störung des richtigen Verhältnisses zwischen den Teilen, aus denen sich unser Organismus zusammensetzt. Die Tatsache zum Beispiel, daß sich bei

einer Erschöpfung des Körpers infolge einer Krankheit die Tätigkeit der Phantasie steigert, widerspricht also keineswegs der allgemeinen Harmonie des Organismus, sondern bestätigt sie vielmehr. Es ist schon längst festgestellt worden, daß die Natur gewissermaßen bestrebt ist, dem Menschen den Mangel der einen Organe durch eine stärkere Entwicklung der anderen zu kompensieren. So besitzen die Blinden ein gutes Gehör und einen gut entwickelten Tastsinn; die Tauben hingegen zeichnen sich oft durch ein scharfes Sehvermögen aus usw. Dasselbe muß auch mit den Funktionen geschehen, die mit unmittelbarer Beteiligung des Gehirns wirken. Diese können sich um so stärker entwickeln, je weniger sich die übrigen Funktionen entfalten. So wird ein Mensch; der erblindet ist, gezwungen, auf gewisse gesellschaftliche Beschäftigungen zu verzichten, außerdem ist ihm die Möglichkeit genommen, mit Hilfe des Auges neue Eindrücke zu empfangen. Es ist höchst natürlich, daß sich ein Mensch in dieser Lage mehr seiner eigenen subjektiven Welt zuwendet und sich mit der Verarbeitung der Eindrücke beschäftigt, die er früher schon erhalten hatte. So konnte auch ein Ignatius von Loyola ungeachtet der Schwäche seines Körpers während seiner Rekonvaleszenz in seiner Phantasie allerlei große Pläne entwerfen. Diese Tatsache ist durchaus natürlich; so ist es bekannt, daß die infolge andauernden Hungerns eintretende Körperschwäche mit Delirium endet und daß sich das Delirium überhaupt am häufigsten bei Krankheiten einstellt, durch die der Organismus erschöpft wird. Derartige Erscheinungen weisen uns eher auf einen Zusammenhang als auf einen Antagonismus hin.

Betrachten wir den Menschen als einheitliches, ungeteiltes Wesen, als wahres Individuum, so beseitigen wir auch die unzähligen Widersprüche, die die Scholastiker zwischen der körperlichen und der seelischen Tätigkeit zu finden glauben. Selbstredend, wollte [135] man den Menschen in Teile zerhacken, so könnte man eine Unmasse von unversöhnlichen Widersprüchen entdecken, wie man sie untersolchen Umständen in allem finden könnte. Was wäre, wenn wir z. B. nachzuforschen begännen, in welchem Teil der Geige der von ihr erzeugte Ton sitzt, ob in den Saiten, in den Wirbeln, in den Schallöchern oder gar im Resonanzboden selbst?... Zu welch kuriosen Betrachtungen würde uns der Versuch führen, eine solche Frage zu lösen, die an und für sich unmöglich ist! Etwas Ähnliches geschah bei den Scholastikern, die sich bemühten, den Körper dem Geiste gegenüberzustellen. Woher kommt es, sagten sie, daß sich unsere Seele freuen kann, während der Körper Schmerz empfindet? Wie kann die Seele einen Gegenstand übersehen, auf den die Augen gerichtet sind? Wie kann die Seele Kälte empfinden, wenn die Hände unmittelbar nach einem heißen Gegenstand einen warmen anfühlen? usw. Die Widersprüche waren zahllos, und die Scholastiker zogen aus ihnen – übrigens ohne jede Berechtigung – eine ziemlich kuriose Schlußfolgerung, nämlich: die Seele des Menschen sei ein Ding für sich und der Körper ein Ding für sich; das eine handle nach seinen eigenen Gesetzen und das andere nach seinen vollkommen besonderen Gesetzen. So sinnlos auch diese Schlußfolgerung ist, wurde sie dennoch lange Zeit auf Treu und Glauben hingenommen, bis die Ergebnisse der Naturwissenschaften uns dazu verholten haben, die organische Natur des Menschen genauer zu bestimmen. Heute zweifelt niemand mehr daran, daß alle Bemühungen, einen Grenzstrich zwischen den geistigen und den körperlichen Funktionen des Menschen zu ziehen, vergeblich sind und daß die menschliche Wissenschaft dies nie und nimmer erreichen kann. Ohne dingliche Äußerung können wir nichts über die Existenz einer inneren Tätigkeit sagen, alle dingliche Äußerung aber geschieht im Körper; kann man denn den Gegenstand von seinen Merkmalen trennen, und was bleibt vom Gegenstand übrig, wenn wir die Vorstellung von all seinen Merkmalen und Eigenschaften vernichten? Die absolut simple und logische Erklärung von Tatsachen eines scheinbaren Antagonismus in der menschlichen Natur ist dann gegeben, wenn wir den Menschen einfach als einheitlichen, unteilbaren Organismus betrachten. Dann läßt sich zum Beispiel die Tatsache, daß wir mitunter einen Gegenstand anschauen, ohne ihn zu sehen, ganz einfach erklären. Der Akt des Sehens besteht nicht allein darin, daß sich der sichtbare Gegenstand in unserem Auge wider-

spiegelt; die Hauptsache besteht hier darin, daß der Sehnerv erregt wird und den Eindruck des Gegenstandes dem Hirn übermittelt. Das Sehen vollzieht sich, genau so wie alle unsere Sinneswahr-[136]nehmungen, nicht im Auge, sondern im Gehirn; durchschneidet man z. B. den Augennerv, so werden sich die Gegenstände nach wie vor im Auge widerspiegeln, aber wir werden sie nicht sehen. Darum ist durchaus nichts Sonderbares daran, daß, wenn wir mit irgendwelchen wichtigen Gedanken beschäftigt sind, d. h. wenn sich im Gehirn eine intensive Tätigkeit abspielt, ein schwacher Reiz des Sehnervs, für den wir in anderen Fällen empfindlich sind, sich als ungenügend erweist und im Gehirn nicht in unser Bewußtsein gelangt. Sobald aber der Nervenreiz allzu stark wird, so wird unsere Aufmerksamkeit sofort von den Gegenständen, an die wir dachten, abgelenkt und richtet sich auf den Gegenstand, von dem der Reiz ausgeht. Auf ebenso natürliche Art erklärt die Physiologie auch alle anderen Widersprüche, wie sie von den Scholastikern ausgeheckt wurden, die, ohne es selbst zu wissen, einem allzu groben Materialismus verfallen waren.

Nach diesen einleitenden Erklärungen hoffen wir, daß bei den Lesern keine Zweifel mehr darüber bleiben werden, was wir unter einer gesunden Entwicklung des Organismus verstehen und warum wir dieser so großen Wert beimessen. Heutzutage ist es überhaupt üblich geworden, nach dem Beispiel hochtrabender Poeten über den Materialismus und den praktischen Sinn des Zeitalters zu klagen. Es dünkt uns jedoch, daß Ärzte und Physiologen mit viel größerem Recht unserer Zeit einen einseitigen, kurzsichtigen Idealismus vorwerfen. In der Tat, man sehe sich nur an, wie verächtlich wir die körperliche Arbeit behandeln, wie wenig wir auf die Pflege der körperlichen Kräfte achten. Freilich, wir lieben die Schönheit, die Gewandtheit, die Grazie; aber auch hierbei kommt oft unsere Geringschätzung der einfachen, gesunden Entwicklung des Organismus zum Ausdruck. An den Gesichtern gefällt uns oft der träumerische, überirdische Ausdruck und die blasse Gesichtsfarbe, „der Sehnsucht Merkmal“; am Körperbau finden wir die Taille schön, die man mit einem Arm umfassen kann; von den kleinen Händchen und Füßchen gar nicht zu reden. Das kann man natürlich nicht als durchaus verwerflich betrachten, man kann nicht behaupten, daß ein großer Fuß unbedingt schöner sei als ein kleiner; aber unsere Vorliebe, die nicht auf der Vorstellung einer symmetrischen Entwicklung aller Organe des Menschen, sondern auf irgendeiner unfäßbaren Schrulle beruht, zeugt von einem einseitigen, falschen Idealismus. Muskulöse, stark entwickelte Arme und Beine wecken in uns den Gedanken an körperliche Arbeit, durch die bekanntlich diese Organe entwickelt werden; und das mißfällt uns eben. Hingegen zeugen winzige, zarte Händchen da-[137]von, daß sich ihr Besitzer oder ihre Besitzerin mit grober Arbeit nicht abgibt, sondern sich mit irgendeiner höheren Tätigkeit befaßt. Das brauchen wir gerade... Die entstellten Tendenzen des Idealismus kommen ständig bei uns zum Vorschein. Wir sind beispielsweise sehr streng in der Beurteilung der Handlungen anderer Menschen und neigen sehr dazu, von jedem zu fordern, daß er ein Tugendbold sei. Es kommt sehr selten vor, daß wir auf die Lage des Menschen, auf seine Lebensverhältnisse, auf verschiedene mildernde Umstände achten, dafür aber sagen wir sehr oft mit erstaunlicher Kühnheit: „Er hat gelogen; das genügt, ich halte ihn für einen ehrlosen Menschen.“ Nun, ist das nicht etwa eine idealistische Denkweise?... Und unsere Vergnügungen? Wir arrangieren Wohltätigkeitsbälle, organisieren Wohltätigkeitslotterien, veranstalten Theateraufführungen ebenfalls für wohltätige Zwecke: kann man denn darin etwas anderes sehen als hohe Bestrebungen, die mit materieller Berechnung nichts gemein haben? Wir begeistern uns für alle Künste und behaupten, daß die Klänge der Verdischen Opern oder die Landschaften Calames erhabene, reine, ideale Stimmungen in uns erwecken. In Wirklichkeit aber steckt hinter all dem vielleicht nur einfach eine angenehme Befriedigung des Ohrs und des Auges oder gar der Wunsch, die Langeweile totzuschlagen; doch würden wir das niemals zugeben. Und das soll unseren Hang zum Idealismus ausdrücken? Wir genieren uns, uns die Dinge so vorzustellen, wie sie sind; wir wollen sie unbedingt als schöner hinstellen, veredeln undbürden uns dabei oft eine Last auf, die wir

gar nicht zu tragen vermögen. Wer von uns war nicht mitunter bemüht, einer ganz einfachen Handlung, die man manchmal ganz zufällig begangen hat, einen Anstrich von Heroismus, Großmut oder subtiler Einsicht beizumessen? Wer hat die einfache, durchaus verständliche Neigung zu einer Frau nicht mit den rosigen Blumen des Idealismus geschmückt? Welcher Gebildete schließlich, wir berufen uns auf unsere Leser selbst, hat nicht mit aller Bestimmtheit, mitunter sogar mit Entzücken, von Homer, von Shakespeare, vielleicht auch von Beethoven, von Raffael und seiner Madonna gesprochen, und haben denn viele selber, in der Tiefe ihrer Seele, das erfaßt, wovon sie sprachen? Nein, man mag sagen, was man will, der Wunsch, den Idealisten zu spielen, ist in uns sehr stark; die Ärzte und die Naturforscher haben gar nicht so unrecht.

Aber dieser falsche, unproduktive Idealismus findet in nichts so deutlich seinen Ausdruck und verursacht nirgends so viel Schaden wie im Erziehungswesen. Wo wird heutzutage dafür gesorgt, daß die Erziehung dem individuellen Organismus der Kinder an-[138]gepaßt wird? Wo beschäftigt man sich mit dem Anschauungsunterricht im frühen Kindesalter? Wer ist mehr darauf bedacht, seinen Kindern eine gesunde Pflege des Organismus angedeihen zu lassen, als ihnen alle möglichen, mitunter höchst widerwärtigen Abstraktionen beizubringen? In alten Zeiten liebte man es, die Kinder zu mästen; heutzutage liebt man es, sie Hunger leiden zu lassen, damit sie nicht verfetten und verblöden. In alten Zeiten hielt man die Kinder bis zum fünfzehnten Lebensjahr vom Buch fern, indem man von dem Gedanken ausging, das Kind müsse sich austoben, das Lernen laufe ja nicht davon; heutzutage läßt man die Kinder nicht herumtoben, man zwingt sie, ruhig zu sitzen und zu lernen. Früher jagte man die Kinder zeitig ins Bett, damit sie nicht von Kräften kämen, und sie verschliefen den halben Tag; heutzutage zwingt man die Kinder, so lange über den Aufgaben zu sitzen, bis ihr schwer gewordener Kopf auf den Tisch niedersinkt. Schon dem zweijährigen Knaben redet man etwas vom Lernen vor, und schon mit fünf Jahren, manchmal noch früher, werden ihm hohe Ideen über seine Bestimmung, Architekt, Ingenieur, General, Rechtsgelehrter oder dergleichen zu werden, eingetrichtert. Vielleicht steckt der größte Materialismus dahinter; doch ist das Resultat keineswegs der körperlichen Gesundheit und Entwicklung des Kindes förderlich. Heute ist es keine Seltenheit mehr, eine Mutter anzutreffen, die mit Stolz und geheimem Selbstgenuß davon erzählt, wie ihr Sohn während der Prüfungen nächtelang nicht geschlafen, den Appetit verloren hat, abgemagert und spindeldürr geworden ist. Gewiß, es ist sehr lobenswert, wenn man sich mit dem Fleiß und der Liebe zur Wissenschaft brüstet; doch ist es immerhin um die Kinder schade.

Auch beim weiteren Studium ist eine falsche idealistische Richtung, verbunden mit einer Vernachlässigung der organischen Pflege der Kinder, nicht zu verkennen. Die Eltern wünschen z. B., daß ihr Sohn ein berühmter Feldherr werde. Sie sind sich natürlich dessen bewußt, daß das Ziel verfehlt wird, wenn das Kind stirbt, und darum sind sie bemüht, es vor dem Tode zu schützen, d. h. sie lassen es nicht herumlaufen und herumtollen, behüten es vor Erkältung und Zugluft, kleiden es warm, halten es diät usw. Das Kind ist natürlich schwächlich und kränklich, wird aber vor zufälligen Erkrankungen bewahrt, wenn auch nicht immer. Nun kommt die Zeit des Studiums, und dem Knaben werden sofort heldenhafte Verhaltensmaßregeln und große historische Beispiele vorgehalten. Schwäche und Kleinmut seien verächtlich, wird ihm gesagt, man müsse stets mutig und geistesgegenwärtig handeln. So [139] waren Leonidas von Sparta, Alexander von Mazedonien, Julius Cäsar u. a. Ein Suworow hat die und die Mühsale ertragen, ein Napoleon hat sich den und den Gefahren ausgesetzt, ein Mucius Scävola, ein Horatius Codes haben das und das vollbracht usw. usw. Die höchst lobenswerten Eigenschaften und Heldentaten dieser Männer ebenso wie die beredten Belehrungen der Eltern machen auf den Kleinen einen starken Eindruck. Er wäre bereit, gleich jetzt in den Krieg zu ziehen und Wunder an Tapferkeit zu vollbringen. Aber gleich jetzt darf er nicht einmal auf den Hof: ge-

stern hat es ein wenig geregnet, und darum ist es noch feucht. Der Junge wäre auch gerne bereit, Mucius Scävola nachzuahmen, aber ihn hält die Erinnerung daran zurück, was sich für ein Radau dieser Tage im ganzen Hause erhoben hatte, als sich der künftige Held beim Versiegeln eines Briefes etwas Siegelack auf das Fingerchen getropft hatte. Er selbst hatte über die ganze Straße weg gebrüllt, seine Mutter war in Ohnmacht gefallen, man holte rasch einen Arzt, man umwickelte und verpackte den Helden und ließ ihn zwei Tage nicht aus dem Bett. Und so sieht der Junge, daß es etwas schwierig ist, ein Mucius Scävola zu sein, und fast vergeblich erweisen sich alle hohen Vorhaltungen, die man ihm macht, wenn man versucht, *nur* auf den Geist einzuwirken und den Körper ganz zu vernachlässigen.

Genau so ist es bei uns mit allem, was Kindererziehung anbetrifft. Besonders häufig leiden darunter die Kinder, deren Bestimmung es überhaupt ist, zu lernen, *gebildete* Menschen zu werden. Man beginnt damit, daß man sie an das Buch setzt und sie zwingt, aus dem Buch das zu lernen, was sie aus dem lebendigen Leben, aus der Wirklichkeit erfahren müßten. So erhält ein Junge, der in Petersburg lebt, erst aus dem Unterricht in verschiedenen Wissenschaften Kenntnis über vieles, was ihn umgibt. Aus der Geographie erfährt er, daß Petersburg an der Newa liegt, die in den Finnischen Meerbusen mündet und dabei mehrere Inseln bildet; aus der Geschichte lernt er den Petersburger Stadtbezirk, das Häuschen Peters des Großen u. a. kennen; aus der Naturkunde erfährt er von der Existenz des Granits usw. Aber man bedenke nur, ob er, dem System unserer Lehrbücher folgend, so bald an all diese Gegenstände herankommen wird! Was Wunder, wenn es bei uns zu anekdotenhaften Fällen kommt, ähnlich dem, von dem wir neulich gehört haben und den wir seiner Kuriosität halber hier anführen wollen. Ein sehr *gebildeter* Junge war aufs Gymnasium gebracht worden; er bestand die Aufnahmeprüfung direkt in die zweite Klasse und blieb bei seinem Onkel. Einen Tag nach der Abreise seiner Eltern fing er bei Tisch an darüber zu klagen, daß er [140] nichts essen könne, der Trifon des Onkels sei schlecht und man müsse den Trifon auspeitschen. Im Hause des Onkels gab es überhaupt niemanden namens Trifon, und darum konnte niemand begreifen, was der Junge wollte; er aber konnte es nicht erklären und wiederholte nur sein Geschimpfe und seine Klagen über Trifon. So blieb die Sache auch unaufgeklärt. Aber am Tage darauf wiederholte sich dieselbe Geschichte, und da erst stellte es sich heraus, daß der Koch auf dem Gut der Eltern des Knaben Trifon hieß, und der *gebildete* Junge, der für die zweite Klasse des Gymnasiums vorbereitet worden war, hatte sich nie Gedanken darüber gemacht, was Trifon bedeutete, und wußte nicht, was ein Koch ist!

Das alles zeugt sehr deutlich davon, wie wenig bei uns die Auffassung verbreitet ist, daß zwischen den organischen Funktionen und der Ausübung der inneren seelischen Fähigkeiten ein Zusammenhang bestehen muß. Wir hämmern den Kindern eine ungeheure Menge verschiedenartiger abstrakter Begriffe in den Kopf, die ihnen völlig fremd sind, die weiß Gott von wem und wie ausgeheckt worden sind und häufig in der Tat absolut unnützlich sind; wir wollen uns aber nicht um die richtige, vernünftige Pflege der Organe kümmern, die notwendig sind, damit sich die geistige und sittliche Betätigung richtig vollziehen kann. In unseren unpraktischen oder vielleicht gar allzu praktischen Träumereien vergessen wir, daß der menschliche Organismus seine bestimmten physischen Bedingungen für jede Art geistiger Betätigung hat, daß man ohne Zunge nicht sprechen, ohne Ohren nicht hören, ohne Hirn nicht fühlen und denken kann. Dieser letzte Umstand wird besonders oft außer acht gelassen, und darum sorgt man bei uns in der Erziehung gar nicht für eine richtige Pflege der Hirntätigkeit. Aber gerade dies ist das Haupthindernis für die Erlangung erfolgreicher Resultate unserer Erziehung, die zweifellos sehr klug und sittlich, aber in ihren Mitteln einseitig ist. Dr. Bock, ein in Deutschland sehr bekannter Gelehrter, schreibt darüber folgendes:

„Ebenso können aber auch Kinder, in deren Gehirn der Stoffwechsel und das Wachstum nicht ordentlich unterstützt wird, zumal wenn dabei das Gehirn unverhältnismäßig tätig sein muß, recht bald geistesschwach oder

hirnkrank werden. Dies zeigt sich ganz deutlich dann, wenn bei kleinen Kindern das weiche Gehirn zu zeitig angestrengt wird oder wenn blutarmer Schulkinder, welche der unzureichenden Ernährung ihrer Hirnsubstanz wegen in der Regel geistig träge sind, mit Gewalt und ebenso schnell wie gesunde Kinder klug werden sollen. Es muß eine solche falsche Hirndressur um so mehr schaden, je weniger diese armen Kinder zu Hause passende Nahrung und gehörige Ruhe haben.“ (S. 381.)

Genau dieselbe Auffassung finden wir auch bei Schnell, dem Verfasser eines anderen Buches, dessen Titel wir am Anfang unse-[141]res Aufsatzes angeführt haben. Diesbezüglich finden wir bei ihm folgende Sätze:

„Alle Naturbildung erleichtert das Lernen und verjüngt den Geist, alle Kunstbildung (durch Lesen) erschwert es und belastet den Geist mit fremdem Material, so daß nur erstes vorteilhaft, letzteres dagegen nachteilig auf die Gesundheit wirkt. Die vielen Gehirnkrankheiten bei Kindern nach angestrengtem Unterricht in früheren Jahren (Gehirnwassersucht, Gehirnhypertrophien) liegen nicht sowohl in dem Lernen selbst, als in der schlechten, unnatürlichen Methode, nicht von sinnlichen Anschauungen beim Unterricht auszugehen, sondern den Kopf mit auswendig gelernten geistigen Formen vollzupropfen, die dann in Verderbnis übergehen und die Gehirnorganisation in diese mit hineinziehen. Auch noch im späteren Alter hat das äußere Aufnehmen von geistigen Formen eine völlige Abstumpfung der Empfänglichkeit des Gehirns für assimilierbare Geistesnahrung für Natur- und Weltsprache zur Folge. Wie in dem Sinnenleben durch Verhinderung einer vollständigen sinnlichen Assimilation Gelegenheit zu phantastischen Sinneserscheinungen gegeben wird, so wiederholt sich dasselbe im Seelenleben des Gehirns. Die unvollkommene geistige Assimilation oder die Verhinderung der Vergeistigung der sinnlichen Welt gibt vorzüglich Gelegenheit zum phantastischen Seelen- und Geistesleben. Das Gehirn, anstatt der Objekte zu denken, bringt (subjektive) Schwärmereien hervor und macht sich seine eigene Welt, und wenn die Ansicht der psychischen Ärzte richtig ist, daß die Zahl der Irren und Halbirren, die teils ihre phantastische Tollheit durch brutale Handlungen, teils ihre stumpfe Schwäche durch dienstbare Unterwürfigkeit bekunden, unter uns immer mehr zunimmt, so liegt die nicht in historischer Notwendigkeit des Zeitalters, sondern in dein geistigen Parasitenleben...“ (S. 12728.)

Der letzten Bemerkung braucht man nicht zuzustimmen, denn die Mängel der Erziehung sind natürlich selbst eine historische Erscheinung, die sich aus der heutigen Ordnung der Dinge ergibt. Doch die Empörung des Autors über die Abstraktheit der Erziehung, die heutzutage vorherrscht, ist durchaus gerechtfertigt. In allen Forderungen und Methoden der heutigen Erziehung zeigt sich die völlige Vernachlässigung des organischen Lebens des Menschen als Menschen und nicht als einer speziellen Maschine für Buchhaltung, tapfere Taten, Bautätigkeit, Heroismus, Ehrlichkeit, allumfassende Gelehrtheit usw. Wenn wir die Köpfe der Kinder mit Abstraktionen jeder Art vollstopfen, regen wir natürlich auch dadurch ihre Hirntätigkeit an, aber diese Tätigkeit ist einseitig und krankhaft eben darum, weil wir den Zusammenhang zwischen den Funktionen des Hirns und dem Zustand des Gesamtorganismus nicht beachten wollen. Dieser Umstand wirkt sich auf die geistige und sittliche Betätigung des Menschen im höchsten Grade ungünstig aus. Die Physiologie hat durch die ununterbrochene Reihe von Forschungen und Entdeckungen der letzten Zeit bereits ziemlich klar den unzweifelhaften Zusammenhang zwischen dem sittlichen Leben des Menschen und der Beschaffenheit und Entwicklung des [142] Gehirns nachgewiesen, und es ist sehr bedauerlich, daß sich unser gebildetes Publikum bis auf den heutigen Tag so wenig für die mit Hilfe der Naturwissenschaften gewonnenen Resultate interessiert. Im Hinblick darauf erlauben wir uns, hier einige allgemein bekannte Tatsachen anzuführen, die auf unseren Gegenstand Bezug haben.

Einer der bekanntesten Naturforscher der neueren Zeit, Moleschott, gelangte auf Grund seiner Forschungen zu der direkten Schlußfolgerung, daß der Gedanke die materielle Zusammensetzung des Hirns beeinflusst und umgekehrt auch die Zusammensetzung des Hirns den Gedanken. Diese Schlußfolgerung hat er in einem seiner Werke mit gewissen Einzelheiten dargelegt, die hier anzuführen wir für überflüssig halten. Wir wollen die Leser nur an einen Satz erinnern, der aus der vergleichenden Anatomie längst bekannt ist, nämlich, daß in der sukzessiven Stufenleiter der Tierwelt, angefangen von den untersten Organismen bis hinauf zum Menschen, die Gehirnmasse in direktem Verhältnis zu den geistigen Fähigkeiten steht. Die Protisten haben kein wirkliches Gehirn, sondern nur Nervenknotten, die eine gewisse

Keimform des Gehirns darstellen. Die kleinste Gehirnmasse weisen die Amphibien und die Fische auf; die größte wurde bei den Hunden, den Elefanten und den Affen gefunden, d. h. gerade bei den Tieren, die sich durch ihre Gelehrigkeit auszeichnen. Die Gehirnmasse des Menschen ist jedoch größer als die aller Tiere. Die Gehirnmasse ist hier natürlich relativ, im Vergleich zu der ganzen Körpermasse zu verstehen; außerdem werden hier die Gehirnteile nicht berücksichtigt, welche die zentralen Bewegungs- und Sinnesorgane enthalten. Das gleiche Verhältnis finden wir zwischen den geistigen Fähigkeiten und der Zusammensetzung und Beschaffenheit des Gehirns. So haben die Forschungen von Bibra den Beweis erbracht, daß die Funktionen des Denkvermögens eines Tieres um so vollkommener sind, je mehr Fett und Phosphor in seinem Hirn enthalten sind. Laut den Forschungen eines anderen Naturwissenschaftlers stehen Gelehrigkeit und Auffassungsgabe in direktem Verhältnis zu dem Gewicht des Gehirns. Die Beobachtungen von Huschke haben ergeben, daß die Windungen der Hirnoberfläche eines Tieres desto verwickelter und tiefer sind und dem Auge des Beobachters desto weniger Regelmäßigkeit und Symmetrie zeigen, je höher dieses in der geistigen Entwicklung steht. In Anwendung auf den Menschen findet das alles seine absolute Bestätigung. Das Gehirnfett des Menschen enthält bedeutend mehr Phosphor als das aller anderen Tiere; das Gewicht des Menschenhirns ist größer, die Windungen sind tiefer und eigenartiger. Ein Unterschied in all diesen Hinsichten ist nicht allein [143] zwischen Mensch und Tier wahrzunehmen, sondern auch zwischen Menschen verschiedener Stämme, verschiedener Lebensweise, verschiedenen Alters und Geschlechts. So enthält das Gehirn der neugeborenen Kinder verhältnismäßig weniger Fett als das der Erwachsenen; überhaupt ist das Gehirn des Kindes dünnflüssiger und weicher, enthält mehr weiße Gehirnmasse als graue, die sich dann in der Folge mit der Entfaltung der geistigen Fähigkeiten vergrößert. Vogt behauptet, daß die Entfaltung der geistigen Fähigkeiten der Kinder streng parallel mit der Entwicklung der Hirnhemisphären verläuft. Die Gehirnsubstanz des Menschen entwickelt sich und vergrößert sich überhaupt bis zum 40., ja, bis zum 50. Lebensjahr; im Alter aber beginnt sie abzunehmen, zusammenschrumpfen, wird dehnbar und wäßriger. Dementsprechend tritt im hohen Alter Gedächtnisschwäche, Abnahme des raschen, sicheren Urteilsvermögens usw. ein.

Dasselbe Verhältnis besteht auch bezüglich des Gewichts des Gehirns. Das gewöhnliche Gewicht des menschlichen Hirns beträgt 3-3,5 Pfund. Durch eine Fülle von Beobachtungen ist erwiesen worden, daß das Hirn der Frau im allgemeinen um ein $\frac{1}{4}$ - $\frac{1}{6}$ Pfund weniger wiegt als das des Mannes. Das entspricht durchaus auch ihrer geistigen Entwicklung: bekanntlich ist (wahrscheinlich infolge der Bedingungen unserer Zivilisation) das Urteilsvermögen der Frauen weniger entwickelt als das der Männer. Dieser Unterschied besteht auch bezüglich des Gewichts des Gehirns bei Menschen mit verschiedenen Fähigkeiten. So wog das Gehirn Cuviers mehr als 4 Pfund, während die Gehirne einiger Idioten, die von Tiedemann gewogen wurden, bloß ein Gewicht von 1-2 Pfund aufwiesen.

Wir halten es für überflüssig, uns darüber auszulassen, wodurch sich der Schädel der Neger und anderer auf einer niedrigen Stufe stehender Völkerschaften vom Schädel der gebildeten Völker unterscheidet. Wer kennt nicht die sonderbare Entwicklung des oberen Schädelteils bei diesen Völkerschaften, die so weit geht, daß manche von ihnen, z. B. die Neuholländer, überhaupt keinen oberen Gehirnteil aufweisen? Und wer weiß zugleich nicht, daß in der Entwicklung der geistigen Fähigkeiten diese Völkerschaften unvergleichlich tiefer stehen als die Völker kaukasischer Abstammung?

Wir wollen noch auf auffallende Tatsachen hinweisen, die den unlösbaren Zusammenhang zwischen dem Hirn und dem Verstand oder überhaupt dem geistigen Leben des Menschen zeigen. Die Beschäftigungsart des Menschen beeinflusst den Zustand des Gehirns. Durch geistige Tätigkeit wird sein Umfang vergrößert, und es wird [144] gestärkt, ähnlich, wie unsere Muskeln durch Leibesübungen gestärkt werden. Laut Beobachtungen gewisser Naturforscher

ist das Gehirn der Gelehrten, der Denker usw. härter, enthält mehr graue Substanz und hat mehr Windungen. Bei den Menschen der gebildeten Klasse ist überhaupt eine stärkere Ausbildung des vorderen Gehirnteils wahrzunehmen als bei Leuten aus dem Volke. Jede geistige Störung findet ihre Auswirkung im Zustand des Gehirns. Die Aussagen der Mediziner, die Leichen von Geistesgestörten untersucht haben, liefern den Beweis; daß bei jeder Geistesgestörtheit unbedingt Gehirnschäden auftreten. Außerdem wurden viele unanfechtbare Fälle beobachtet, wo bei lokalen Gehirnverletzungen Gedächtnisschwund eintrat und, was besonders merkwürdig ist, häufig nicht das Gedächtnis überhaupt, sondern nur die Erinnerung an gewisse Gegenstände fortfiel. Manche vergaßen z. B. die Ereignisse bestimmter Jahre ihres Lebens, andere vergaßen eine bestimmte Sprache, die sie früher gut beherrschten, wieder andere erkannten nicht mehr die Gesichter ihrer Bekannten u. a. m. Jeder derartige Fall war die Folge eines lokalen Gehirnschadens.

Der Zusammenhang zwischen der geistigen Tätigkeit und den Funktionen des Gehirns wird überhaupt in den Werken der besten und gewissenhaftesten Naturforscher als unzweifelhaft anerkannt. Valentin meint, wenn wir irgendeinem Säugetier das Gehirn nach und nach wegschneiden, so nehmen die Äußerungen seiner inneren Tätigkeit in dem Maße ab, wie die Gehirnmenge abnimmt; wenn wir dabei die sogenannten Hirnhöhlen erreichen, so verfällt das Tier in völlige Gefühllosigkeit. Diese Sachlage wird absolut evident aus den Experimenten von Flourens, der bei gewissen Tieren, die Beschädigungen des Gehirns ertragen können, das Hirn schichtweise von oben wegschnitt. Solche Versuche unternahm er an Hühnern, die er durch sukzessives Wegschneiden des Gehirns so weit brachte, daß bei ihnen jede Äußerung einer höheren Lebenstätigkeit verschwand. Sie verloren sogar die Fähigkeit willkürlicher Bewegung und jede Aufnahmefähigkeit für Eindrücke der Außenwelt. Dabei aber hörte ihr Leben nicht auf; das Leben wurde durch künstliche Ernährung aufrechterhalten, so daß die Hühner einige Monate lang weitervegetierten und sogar an Gewicht zunahmen.

Auf Grund all dieser Tatsachen ist die Bedeutung einer regelmäßigen Entwicklung des Gehirns für das regelmäßige Funktionieren der geistigen Betätigung nicht zu verkennen. Da der Mensch die Tiere vor allem durch eine vollkommeneren Beschaffenheit des Gehirns übertrifft, so muß dieses Organ der geistigen Betätigung für [145] den Menschen von besonders großer Bedeutung sein. In diesem Fall kann man nur die Worte Dr. Bocks wiederholen:

„Nur deshalb, weil das Gehirn beim Menschen eine vollkommeneren Ausbildung als beim Tiere erlangt, unterscheidet sich der Mensch vom Tiere. Mangel an Gehirn, unvollkommene Ausbildung oder krankhafte Veränderungen desselben heben das Bewußtsein, die geistigen Fähigkeiten sowie das Vermögen, zu empfinden und willkürliche Bewegungen zu machen, in höherem oder niederem Grade auf und können den Menschen in seinem Tun und Treiben weit unter das Tier setzen. Es ist deshalb das erste Erfordernis, wenn ein Mensch auch wirklich mit menschlichem Geiste begabt sein will, daß er von Natur ein richtig beschaffenes Gehirn besitzt.“ (S. 133.)

Damit aber das Gehirn gesund bleibt und sich richtig ausbildet, bedarf es gewisser besonderer Bedingungen. Im Organismus des Menschen gibt es keinen einzigen Teil, der für sich, ohne jegliche Verbindung mit anderen Teilen existiert; doch ist kein Teil unseres Körpers so wesentlich mit allen übrigen Teilen verbunden wie das Gehirn. Ohne uns auf irgendwelche Einzelheiten einzulassen, wollen wir uns darauf beschränken, zu sagen, daß sich im Gehirn die Bewegungs- und die Gefühlsnerven konzentrieren. Hieraus ist verständlich, welcher enger Zusammenhang zwischen der Gehirntätigkeit und dem allgemeinen Zustand des Körpers besteht. Es liegt auf der Hand, daß sich jede Veränderung im Organismus auch im Gehirn widerspiegeln muß, wenn nicht in seinem denkenden, so in seinem empfindenden Teil. Die physiologische Forschung vermochte bis heute den mikroskopischen Bau der Teilchen und die chemische Zusammensetzung des Gehirns noch nicht ganz klarzustellen, und darum kann man noch nicht sagen, durch welche materielle Veränderungen des Organismus eben diese

oder jene Seite der Gehirntätigkeit bedingt wird. Doch ist bereits genau festgestellt, daß, abgesehen vom Schutze des Gehirns vor Beschädigungen, für seine Ausbildung zwei Hauptbedingungen erforderlich sind: *gesunde Ernährung und regelmäßige Übung*. Die Ernährung des Gehirns geschieht durch das Blut. Für eine richtige Ernährung des Gehirns ist also notwendig, daß sich Bluterzeugung, Blutumlauf und Blutreinigung im Organismus regelmäßig vollziehen. Wir sehen häufig Beispiele dafür, daß sich das Schlechtwerden des Blutes auf die Ausübung der Gehirnfunktionen auswirkt. Das ist z. B. bei Gallenerguß, bei Nervenfieber, bei sogenannter Tollwut usw. der Fall. Außer der Ernährung bedarf es für die Ausbildung des Gehirns noch der Übung durch Wahrnehmung von äußeren Eindrücken.

„Es muß sich durchaus das gesunde Gehirn“, sagt Dr. Bock, „erst durch Eindrücke von außen, mit Hilfe der Sinne, allmählich seinen Verstand hervorbilden, und hierauf beruht die Erziehung. Ein Mensch, der sofort nach seiner Geburt von allem abgeschlossen würde, könnte auch nicht eine Spur menschlichen Geistes [146] erlangen; und wollte man einen Menschen von Geburt an nur mit Tieren umgehen lassen, so würde er, natürlich nur insoweit es seine Organisation zuläßt, sich auch nur tierische Manieren aneignen.“ (S. 133.)

Die Beobachtungen der Geschichte der geistigen Entwicklung des Menschen bestätigen zweifellos die Auffassung von Bock und zeigen, daß, je weniger äußere Eindrücke ein Mensch empfangen hat, desto kleiner, enger sein Begriffskreis und desto beschränkter infolgedessen auch sein Urteilsvermögen ist. Diese These wird von vielen bestritten, die behaupten, daß die Begriffe und die Urteile im Menschen schon bei seiner Geburt vorhanden sind und daß er sich sonst durch nichts von den Tieren unterscheiden würde, die genau so vollkommene, ja mitunter noch bessere Sinnesorgane besitzen als der Mensch. Es wird außerdem behauptet, daß, wenn alle Vorstellungen aus der Außenwelt gewonnen würden, Kinder, die unter gleichen Einflüssen groß geworden sind, auch den gleichen Grad von Klugheit aufweisen müßten. Dieser Einwand ist völlig unbegründet; denn da wird der Umstand gänzlich außer acht gelassen, daß die Wahrnehmung der äußeren Eindrücke sich nicht in den Sinnesorganen selbst, sondern im Gehirn vollzieht; das Gehirn aber ist bei den Menschen und den Tieren verschieden und läßt sogar bei verschiedenen Menschen eine gewisse Verschiedenheit zu. Daß sich gewisse Besonderheiten im Körperbau, im Temperament, in den Neigungen von den Eltern auf die Kinder vererben, ist eine Tatsache, die von der Naturwissenschaft noch nicht erklärt werden kann, aber durchaus feststeht. Daher kommt es, daß ein und dieselben Eindrücke auf verschiedene Menschen oft verschieden wirken. Dabei kann man vergleichsweise an eine auffallende Tatsache erinnern, die aus der Medizin bekannt ist. Medikamente, die dem Kranken verabreicht werden, wirken nicht auf alle Körperorgane in gleichem Maße, sondern vornehmlich auf diese oder jene Organe, für die sie auch bestimmt sind. Der Prozeß ihres Gebrauches durch den Organismus ist in allen Fällen absolut der gleiche: sie werden vom Blut aufgenommen und zusammen mit dem Blut durch den ganzen Körper getragen. Aber bei diesem Umlauf findet – nach gewissen, mitunter bekannten, mitunter aber uns unbekanntem chemischen Gesetzen – ihre Anziehung an diesen oder jenen Teil des Organismus statt. Es ist somit anzunehmen, daß auch in der Hirntätigkeit gewisse Eindrücke vorzugsweise vor den anderen wahrgenommen werden und daß Eindrücke, die durch die Sinnesorgane des einen Menschen gewissermaßen unbeachtet hindurchgehen, auf einen anderen eine starke Wirkung ausüben.

Daß der Mensch die Begriffe nicht aus sich heraus entwickelt, [147] sondern sie von der Außenwelt empfängt, wird entschieden bestätigt durch eine Unmasse von Beobachtungen an Menschen, die sich in irgendeiner besonderen Lage befinden. So besitzen z. B. die Blindgeborenen nicht die geringste Vorstellung von Licht und Farben; die Taubgeborenen können sich keinen Begriff von der Musik machen. Menschen, die im Wald, in der Gesellschaft von Tieren, ohne Berührung mit Menschen aufgewachsen sind, zeichnen sich durch Wildheit und durch eine Zurückgebliebenheit ihrer Begriffswelt aus. Diese Zurückgebliebenheit grenzt

mitunter an das völlige Fehlen jedweden Anzeichens von Vernunft, wie z. B. bei dem bekannten Kaspar Hauser, dieses „mißlungenen Versuchs einer vernünftigen Existenz“, wie sich ein deutscher Schriftsteller ausdrückt.

Dasselbe wird auch durch Beobachtungen an Kindern bestätigt, auch wenn sie in normalen Verhältnissen leben. In der ersten Zeit seines Lebens weist das Kind keine bewußte Tätigkeit auf. Nach Meinung der Physiologen empfindet es sogar weder Schmerz noch Hunger; es nimmt zwar die Brust der Mutter, aber völlig unbewußt, mechanisch, einfach infolge eines bestimmten physiologischen Prozesses, der sich in seinen Nerven abspielt. Es schreit und strampelt, weil die Empfindungsnerven, die gereizt werden, den Reiz auch auf die Bewegungsnerven übertragen. Beispiele einer derartigen unwillkürlichen Bewegung sind mitunter auch an Leichen und an Körpern des Pflanzenreichs wahrzunehmen. Was aber das Bewußtsein betrifft, so hat es das neugeborene Kind nicht und kann es nicht haben.

„Die äußeren Eindrücke auf die Empfindungsnerven des Kindes“, sagt Bock, „rufen nun aber nicht etwa Empfindungen, weder angenehmer noch unangenehmer Art (Schmerzen), im Innern desselben hervor, denn das Bewußtseinsorgan, durch welches man empfindet, das Gehirn nämlich, ist zur Zeit noch gar nicht so ausgebildet, daß es empfinden könnte. Das Schreien wird ohne alle Empfindung bloß dadurch veranlaßt, daß die Nervenfasern.... jetzt nur diejenigen Nervenfasern, welche das Schreien veranlassen, in Tätigkeit versetzen, ohne aber im unentwickelten Gehirne, wie später, gleichzeitig Empfindungen erregen zu können.“ (S. 415.)

Auf welche Weise nach und nach die Entwicklung des bewußten Lebens im Menschen vor sich geht, wird ziemlich ausführlich in dem Buche Dr. Bocks auf S. 428-436 dargelegt. Wir halten es für angebracht, hier seine wichtigsten Gedanken anzuführen.

Das Bewußtsein beginnt im Kinde, nach der Ansicht Dr. Bocks, ziemlich früh.

„Solange Eltern“, sagt er, „in dem Wahne stehen, der Geist (d. h. die Fähigkeit des Gehirns, zu fühlen, zu denken und zu wollen) trete so ohne weiteres zu einer bestimmten Zeit (wenn der Verstand kommt, wie man zu sagen pflegt) in den Körper hinein, solange kann von einer vernünftigen Erziehung gar keine Rede sein.“ (S. 428.)

[148] Die von Dr. Bock propagierte Erziehung ist übrigens nicht die abstrakte Erziehung, für die man bei uns sorgt, sondern eine diätetische Erziehung. Anfänglich sind die Empfindungen des Neugeborenen außerordentlich stumpf, so da es in der ersten Zeit nicht einmal die Muttermilch von den bittersten Stoffen zu unterscheiden vermag, und erst die Gewohnheit an das Süße lehrt ihn, nach und nach den süßen und den bitteren Geschmack auseinanderzuhalten. Genau so entwickeln sich allmählich, durch Gewöhnung an Eindrücke bestimmter Art, auch alle übrigen Empfindungen, so daß man in dieser Zeit dem Kinde viele Gewohnheiten und Bedürfnisse beibringen kann, die ihm später in Fleisch und Blut übergehen können. Früher als andere Empfindungen stellt sich im Kinde das Tastvermögen der Lippen ein, mit denen es nach der Brust der Mutter sucht; nachher entwickeln sich das Gesicht, das Gehör usw. Im ersten Lebensmonat bleiben die Augen des Kindes völlig untätig, und daher ist sein Blick auch ganz ohne Sinn und unbestimmt. In der fünften oder der sechsten Woche beginnt das Kind bereits die Gegenstände der Umgebung zu betrachten, wodurch in seinem Gehirn die ersten Sinneseindrücke entstehen, d. h. geistige Bilder, die sich nach und nach immer mehr klären. Allmählich erreichen sie einen solchen Grad von Klarheit, daß sie dem Bewußtsein des Kindes sogar dann erscheinen können, wenn diese Gegenstände selbst nicht vor seinen Augen stehen. Damit beginnt die Tätigkeit des Vorstellungsvermögens. Das Gehör entwickelt sich parallel mit dem Gesicht, und beide Organe sind in ihrer Entwicklung einander behilflich, so daß z. B. ein Eindruck, der auf das Gehör einwirkt, das Kind bereits zwingt, die Augen aufzutun und dahin zu blicken, woher der Laut kommt. Im dritten Lebensmonat macht sich im Kinde bereits der Wunsch bemerkbar, nach dem Gegenstand, den es sieht, zu greifen; dabei ist bei ihm das absolute Fehlen der Begriffe Entfernung und Größe zu beobachten, ebenso wie das Unvermögen, seine Muskeln zu gebrauchen. Das Kindchen streckt die Händ-

chen *an dem Gegenstand vorbei*, und wenn man ihm den Gegenstand in die Hände gibt, versteht es nicht, ihn festzuhalten. Aber allmählich entwickelt sich in ihm auch der Tastsinn. Mit drei Monaten beginnt das Kind schon zu lallen. Hört das Kind oft ein und dasselbe Wort, verbunden mit dem Anblick eines bestimmten Gegenstandes, so vereinigen sich die beiden Vorstellungen – der Bezeichnung und des Gegenstandes selbst – in seinem Kopfe, so daß es sich bei der Nennung des Gegenstandes an dessen Gestalt erinnern und begreifen kann, wovon die Rede ist. Nur bleiben ihm die Verbindung zwischen den Gegenständen und die Reihen-[149]folge der Handlungen noch fremd; die zusammenhängende Rede ist ihm absolut unverständlich. In dieser Zeit (d. h. im fünften oder im sechsten Lebensmonat) lernt das Kind den freundlichen Ton in der Rede vom zornigen unterscheiden. Zwei Monate später bilden sich in ihm bereits unklare Vorstellungen auch darüber, in welcher Reihenfolge und zu welchem Zweck das eine oder das andere getan wird. Hat das Kind diesen Grad der geistigen Entwicklung erreicht, so versucht es schon selber zu sprechen, aber diese Fähigkeit stellt sich bei ihm früher oder später ein, je nachdem, wie seine Bewegungsorgane entwickelt sind. Der Wille entwickelt sich am allerspätesten, erst im zweiten Lebensjahr, wenn das Kind ohne fremde Hilfe laufen kann und wenn es bereits einen Vorrat von Eindrücken besitzt, der für die Bildung von eigenen Urteilen und Schlußfolgerungen ausreicht. Daraus ist zu ersehen, wie wichtig die ersten Eindrücke, die vom Gehirn des Kindes aufgenommen werden, für seinen zukünftigen Charakter und seine Tätigkeit sind. Es wurde beobachtet, daß Kinder, mit denen die Mutter oder die Amme in den ersten Monaten ihres Lebens lustig plauderte und scherzte, ein gütiges und heiteres Gemüt bekommen. Viele Kinder, die man lange am Gängelband geführt hat und nicht ohne fremde Hilfe gehen ließ, behalten in ihrem Charakter für immer eine gewisse Unentschlossenheit und ein gewisses Mißtrauen in ihre eigenen Kräfte. Kinder, die in ihrem ersten Lebensjahr nur an angenehme Empfindungen gewohnt waren und von denen man bei ihrem ersten Schrei alles Unangenehme fernhielt, ertragen auch später nur schwer jedes Unbehagen und geraten bei dem geringsten Mißerfolg in Zorn. Die meisten Kinder, die man sprechen *lehrt*, d. h. denen man Wörter einpaukt, ohne den Gegenstand selbst zu zeigen, bekunden in der Folge eine beträchtliche Oberflächlichkeit. Von noch größerer Bedeutung sind die äußeren Eindrücke für das Kind, das bereits das dritte oder das vierte Lebensjahr erreicht hat. Bock ist der Ansicht, daß bis zu diesem Alter Belohnungen und Bestrafungen, ja sogar Körperstrafen, zulässig seien, aber nicht als vernünftige Erziehungsmaßnahmen, sondern einzig und allein in Anbetracht dessen, daß im Kinde die Organe der Vernunfttätigkeit noch nicht entwickelt sind und die tierhafte Unmittelbarkeit überwiegt. So kann ein träges Pferd unermüdlich den ganzen Weg zurücklegen, wenn vor ihm ein Wagen mit Heu fährt; der Reiter gibt dem Pferde die Sporen, damit es schneller läuft. In der frühen, fast unbewußten Lebensperiode des Kindes sind Belohnungen und Bestrafungen eben in diesem Sinne zulässig. Vom vierten Lebensjahr an werden sie überflüssig und sind durch Über-[150]zeugung zu ersetzen. Dr. Bock meint: „Es drückt die Erwartung einer Belohnung dem guten Benehmen und der Folgsamkeit des Kindes den Charakter des Eigennutzes und der Käuflichkeit auf.“ (S. 448.) Die Strafe schreckt natürlich die Kinder, aber „der Schreck“, sagt Bock, „erregt Furcht, und diese macht das Kind feig und heuchlerisch.“ (S. 454.) Vom fünften und insbesondere vom sechsten Lebensjahr an muß man die Kinder daran gewöhnen, zu denken und sich über alles klarzuwerden, was sie tun. Deshalb soll man die Kinder niemals zwingen, das zu tun, was über ihre Begriffe hinausgeht und worüber sie sich bei dem geringen Vorrat ihres aus der Beobachtung geschöpften Wissens keine klare Vorstellung machen können. Man soll die äußeren Sinne des Kindes möglichst viel und richtig üben, damit die Menge der Eindrücke in seinem Gehirn zunehme, und dann werden klare Auffassungen und Urteile über die verschiedenen Beziehungen der Gegenstände unvermeidlich von selbst in seinem Kopfe entstehen. Stopfen wir aber dem Kinde den Kopf mit verschiedenen Begriffen voll, die über sein Auffassungsvermögen hinausgehen, so erreichen wir nur, daß sich das

Kind seiner Empfindungen nicht bewußt werden kann und unfähig ist, sie seinem Willen unterzuordnen oder sich von ihnen zu befreien. Dr. Bock schreibt:

„Man glaubt, dadurch gefühlvolle Menschen zu erziehen, bildet aber sentimentale Schwärmer, die, für das praktische Leben untauglich, weder sich selbst noch andern vernünftig zu raten und zu helfen imstande sind.“ (S. 454.)

Wir glauben, die wenigen von uns angeführten Tatsachen können eine gewisse Vorstellung geben von dem Zusammenhang der Nerven- und der Gehirnfunktionen mit der geistigen Tätigkeit des Menschen. Unzweifelhafte Tatsachen zeigen uns deutlich, daß wir ein gesundes, regelmäßig ausgebildetes Gehirn haben müssen, damit sich unsere Gedanken richtig bilden und äußern. Wenn wir also wollen, daß sich die *geistige* Seite unseres Ichs ausbilde, dürfen wir auch die physiologische Entwicklung des Gehirns nicht unbeachtet lassen.

Bei dem Leser kann aber noch die Frage entstehen: „Was ist für die *sittliche* Entwicklung zu tun, auf die das Gehirn einen nicht direkten, sondern mittelbaren Einfluß haben muß?“ Diesbezüglich haben wir bereits nebenbei einige Bemerkungen von Dr. Bock angeführt; doch können wir hier noch einige Gedanken hinzufügen. Sie sind recht einfach und werden daher nicht langatmig sein.

Folgt man der althergebrachten (und bisher allgemein üblichen) Gliederung der seelischen Fähigkeiten des Menschen, so bleiben außer dem Verstand noch das Gefühl und der Wille. Die Gefühls-[151]tätigkeit schreibt man gewöhnlich dem Herzen zu und trennt sie ganz vom Gehirn. Diese Ansicht kann man nicht als völlig begründet bezeichnen. Eigentlich hat das Herz mit unseren Gefühlen und Leidenschaften absolut nichts zu tun. Alles, was wir dem Herzen zuzuschreiben gewohnt sind, entsteht wiederum nur im Gehirn. Aber vom Gehirn führen zum Herzen besondere Herznerven, die mit allen übrigen Nerven des Körpers in Verbindung stehen; deshalb überträgt sich jeder einigermaßen empfindliche Reiz, wo und wodurch er auch entstehen mag, unverzüglich im Gehirn oder im Rückenmark auf die Herznerven und erzeugt ein intensives Herzklopfen. Da wir das Herzklopfen eher wahrnehmen als die Tätigkeit der Gehirnnerven, so schreiben wir auch jedes Gefühl dem Herzen zu. Daß aber die primäre Ursache jedes Gefühls dennoch im Gehirn liegt, davon kann man sich leicht, z. B. durch folgende Betrachtung, überzeugen. Die Gefühle entstehen in uns infolge der Eindrücke, die wir von den Gegenständen der Außenwelt empfangen. Doch dieser Eindrücke können wir uns nur dann bewußt werden, wenn sie auf das Gehirn eingewirkt haben. Sonst werden wir einen Gegenstand anschauen und ihn nicht sehen; ein durchgeschnittener Nerv kann durch alle möglichen Mittel gereizt werden, und doch werden wir keinen Schmerz empfinden, denn der Nerv ist vom Gehirn getrennt. Es leuchtet also ein, daß jedes Gefühl, bevor es eine Widerspiegelung im Herzen findet, zuerst im Gehirn als Gedanke, als Bewußtsein des Eindrucks entstehen muß und erst dann sich im Organismus auswirken und sich als Herzklopfen äußern kann. Folglich muß man auf das Gefühl wiederum durch das Denken einwirken. Die einen Gefühle entwickeln sich in uns stärker als die anderen; die einen Menschen fühlen anders als die anderen – das alles stimmt. Doch die Ursache dieser Verschiedenheit steckt keineswegs in der Entwicklung des Herzens, dieses hohlen Muskels, der das Blut nach oben treibt. Die Ursache liegt meist im Unterschied der von unserem Hirn aufgenommenen ursprünglichen Eindrücke. Ist der Mensch von den ersten Lebenstagen an gewohnt, z. B. ständig melodische Klänge zu vernehmen, so ist es natürlich, daß sich bei ihm ein Sinn für Musik entwickelt; war der Mensch in seiner Kindheit nicht gewohnt, unangenehme Empfindungen zu ertragen, so ist es verständlich, daß er durch die geringste Ungelegenheit außer sich gerät; war man mit Erfolg bemüht, im Kinde seine freie Gedankentätigkeit zu hemmen, so entsteht in ihm unvermeidlich ein Gefühl des Abscheus gegen geistige Tätigkeit, usw. Es muß überhaupt gesagt werden, daß unsere falschen Gefühle durchaus die Folge [152] einer unvollständigen, unrichtigen oder völlig verkehrten Wahrnehmung der Eindrücke durch das

Gehirn sind. Ebenso wie wir nach einem starken Laut nicht mehr imstande sind, einen mittelstarken, aber durchaus hörbaren Laut zu vernehmen, oder ebenso wie wir nichts sehen, wenn wir plötzlich aus einem hell erleuchteten Raum in einen schwach beleuchteten, aber immerhin hellen Raum treten; genau so kommt es zu ähnlichen unrichtigen Wahrnehmungen und infolgedessen auch Gefühlen, auch wo es um Dinge geht, die unmittelbar auf unsere geistige Tätigkeit Bezug haben. Jemand, der gewohnt ist, ständig gelobt zu werden, ist unzufrieden oder gar ärgerlich, wenn man ihn weniger lobt als sonst; wer an ein müßiges Leben gewohnt war und nur selten starke Eindrücke zu erleben hatte, der schreckt vor der geringsten Mühsal als etwas Undurchführbarem zurück; für den, der von Kindesbeinen an gewohnt war, Zeuge schmutziger, grober Szenen zu sein, ist selbst ein trivialer Kreis, wenn er auch nur um ein Geringes sauberer ist als seine frühere Gesellschaft, schon ein Genuß. Alle unsere bösen und guten Gefühle und Leidenschaften befinden sich also in völliger Abhängigkeit von dem Entwicklungsgrad und von der Gesundheit oder der Krankheit des Gehirns. Es ist allbekannt, daß sich zugleich mit der Bildung sympathische Gefühle entwickeln und daß bei der Unwissenheit egoistische Gefühle vorwiegen.

Auf Grund dieser Angaben kann man entschieden behaupten, daß die Bemühungen vieler Erzieher, *auf das Herz* des Kindes *einzuwirken*, ohne ihm gesunde Begriffe beizubringen, durchaus vergeblich sind. Das Ergebnis einer derartigen „Einwirkung auf das Herz“ ist gewöhnlich die Gutmütigkeit aus Gewohnheit bei völliger Labilität und Kraftlosigkeit der Überzeugungen. Man darf mit aller Entschiedenheit behaupten, daß nur diejenige Güte und derjenige Edelmut durchaus zuverlässig sind und wirklich nutzbringend sein können, die auf fester Überzeugung beruhen und gut durchdacht sind. Sonst besteht keine Gewähr für die Moral des Menschen mit *gutem* Herzen, und noch viel weniger für seine Nützlichkeit für die anderen. Denken wir daran, wie gefährlich ein „Bärendienst“ sein kann.

In der Erziehung tritt also die Ausbildung des Gefühls von selbst auf, sobald die geistigen Wahrnehmungen richtig, konsequent und klar sind. Man kann an Kindern oft beobachten, welches Vergnügen die klare Erkenntnis irgendeines neuen Gegenstandes, eines neuen Gedankens ihnen macht. Es ist, als ob sie ein besonderes Licht erhellte, ihre Augen leuchten, ihr ganzes Gesicht scheint zu strahlen, im Überschwang der Gefühle beginnen sie zu reden, äußern Gedanken, entwerfen Pläne usw. Das bedeutet, daß der Gedanke [153] von ihnen mit der Fülle und der Klarheit erfaßt worden ist, die ausreichen, um in ihnen ein inneres Gefühl zu erwecken, und glücklich der Lehrer, der es versteht, seine Schüler oft in diesen Zustand zu versetzen. In dieser Hinsicht hat Herr Schnell durchaus recht, wenn er sagt:

„Wahrlich, es bedarf in den Schulen nicht der verstehenden Gebärden, nicht des fein künstlichen oder berechneten Tones, um den Unterricht gemütvoll und gemütbildend zu machen; das kommt von selber, falls der Unterricht sonst nur rechter Art und Natur ist: die Freude und Wonne, die Erweckung und Teilnahme des Gemütes ist eine gesunde Blüte und Frucht desselben. Denn das rechte Licht der Erkenntnis und des Bewußtseins erhellet nicht nur, es erwärmt und belebt auch das Herz. ‚Bewußtsein und Freude sind innig verwandt.‘“ (S. 112.)

Was den Willen betrifft, so hängt er noch mehr als das Gefühl von den Eindrücken ab, die unser Gehirn von der Außenwelt empfängt. Heutzutage begreift schon jeder, daß es für den Menschen keine absolute Willensfreiheit gibt und daß der Mensch wie alle Objekte der Natur von ihren ewigen Gesetzen abhängt. Außer Herrn Berwi, dem Autor der „*Physiologisch-psychologischen Betrachtung*“*, kann heute niemand mehr sagen, daß der Mensch außerhalb der Bedingungen von Raum und Zeit existiere und nach Belieben die allgemeinen Gesetze der Natur verändern könne. Jedermann versteht, daß der Mensch nicht alles tun kann, was er will, folglich ist seine Freiheit eine relative, beschränkte Freiheit. Außerdem kann die geringste Überlegung jeden davon überzeugen, daß es niemals Handlungen gibt, die völlig frei wä-

* Siehe vorl. Buch S. 114. (*Die Red.*)

ren, die von nichts außer unserem Willen abhängen. In unseren Entschlüssen lassen wir uns ständig von irgendwelchen Gefühlen oder Erwägungen leiten. Das Gegenteil voraussetzen hieße eine Wirkung ohne Ursache annehmen.

Im Grunde genommen ist es unmöglich, sich den Willen als besondere, selbständige, von anderen unabhängige Fähigkeit zu denken. Alle Willensäußerungen sind bedingt und werden sogar unvermeidlich durch die Menge des Wissens erzeugt, die in unserem Gehirn angehäuft ist, sowie durch den Grad der Reizbarkeit, den unsere Nerven besitzen. Als Werkzeug der Erfüllung unserer Wünsche dienen die Bewegungsnerven, die vom Hirn zu allen Muskeln führen. Darum wird unsere Tätigkeit auch durch den Entwicklungsgrad der Muskeln bedingt. Es ist ferner notwendig, daß die Muskelnerven mit dem Gehirn verbunden sind; sonst werden sie uns nicht gehorchen, und wir werden außerstande sein, Bewegungen auszuführen.

[154] Daß die Wünsche zuerst im Gehirn entstehen, kann allein schon dadurch bewiesen werden, daß diese Wünsche stets irgendein Objekt, irgendein Ziel haben. Für einen Wunsch ist es also erforderlich, daß der Gegenstand zuerst einen Eindruck auf unser Hirn ausübt; denn man kann doch nicht etwas wünschen, wovon man keine Vorstellung hat. Ferner ist es notwendig, daß der Eindruck des Gegenstandes für unsere Natur angenehm, d. h. beruhigend und nicht zerstörend ist: wie alles in der Welt strebt der Mensch nur danach, was seiner Natur in irgendeiner Hinsicht entspricht, und wendet sich von dem ab, was ihr zuwider ist. Die sogenannte Freiheit der Wahl bedeutet also im Grunde genommen eben die in unserem Geiste bestehende Möglichkeit, mehrere Gegenstände miteinander zu vergleichen und zu bestimmen, welcher von ihnen besser ist. Hier ist es am Platz, an den bekannten Ausspruch zu erinnern: „Jeder Verbrecher ist vor allem ein schlechter Rechner.“ In der Tat, ein großer Teil der Verbrechen und der unsittlichen Handlungen geschieht aus Unwissenheit, in Ermangelung gesunder Begriffe vom Lauf der Dinge, aus Unvermögen, sich über die gegenwärtige Sachlage und die Folgen der Handlung klarzuwerden; und nur wenige unsittliche Handlungen geschehen infolge einer festen, aber falschen Überzeugung. Danach kann man die leichtsinnigen Vergehen von den ernsthaften Verirrungen unterscheiden. Manche amoralische Personen suchen sich damit zu rechtfertigen, daß sie ihre Denkweise für richtig halten und ihre Handlungen dieser anpassen. Aber solcher Menschen gibt es nicht allzu viele. Die meisten Menschen begehen allerhand Vergehen deshalb, weil sie eigentlich von nichts eine bestimmte Vorstellung haben und zwischen Gut und Böse hin und her schwanken. Überkommt einen gute Laune, so glaubt man, dies sei unsittlich, in einem andern Augenblick kann genau dasselbe als sittlich erscheinen. Da will einer der Verdauung halber ein Gläschen leeren, er versteht wohl, daß man nicht viel trinken soll; aber um andern Gesellschaft zu leisten, ist er bereit, noch ein zweites Gläschen zu trinken und ein drittes, und da werden auch schon alle seine Begriffe umgeworfen. Solange ein Mensch Geld hat und nicht Not leidet, wird er keine Bestechung annehmen wollen und sie für ehrlos halten. Aber dieser selbe Mann wird sogar selbst Bestechungsgelder erbitten, wenn er von bitterer Not bedrückt wird. So gewöhnen sich alle bestechlichen Beamten, Betrüger und Schikanierer nach und nach daran und erreichen eine gewisse Kunstfertigkeit in ihrem Fach. Mitunter stellt sich mit der Praxis auch die ihr angepaßte theoretische Überzeugung ein. Am häufigsten aber bleibt die moralische Überzeugung als solche im [155] Kopfe abstrakt bestehen, während sich die Geschäfte unabhängig davon abwickeln. All das ist eine Folge davon, daß die Moralbegriffe in den Köpfen vieler Menschen nicht selbständig herausgebildet werden, sondern nur so nebenbei durch die Worte anderer in die Köpfe geraten, zu einer Zeit, wo wir noch nicht imstande sind, diese Belehrungen zu begreifen. Die Moralbegriffe vieler Menschen lassen sich vergleichen mit unseren Begriffen von der Schädlichkeit, sagen wir, des Tabakrauchens, des Genusses von Tee, Kaffee usw. Wir alle haben davon sprechen hören, daß all das schädlich sei; aber was haben wir nicht schon alles gehört! Es ist recht schwierig, sich ein klares, richtiges Urteil darüber zu

bilden, ob und in welchen Fällen Tabak und Tee schädlich sind; darum begnügen wir uns damit, was darüber gesprochen wird, und vergessen auch das häufig. Man kann ja nicht bei jeder Zigarette und bei jeder Tasse Tee an die medizinischen Ratschläge zurückdenken, die vielleicht nicht einmal richtig sind. Genau so vergessen viele bei ihren Alltagsgeschäften auch die Moral. Überhaupt bedeutet die Willkür, die von so vielen mit der wahren Freiheit verwechselt wird, im Gegenteil die sklavischste Abhängigkeit des Menschen vom erstbesten Eindruck. So kommt es, daß Kinder, deren Launen alle ohne Widerrede erfüllt wurden, selbst wenn sie noch so sinnlos waren, ebensowenig als moralisch freie Menschen aufwachsen wie auch jene Kinder, bei denen von ihrem Lebensanfang an alle Willensäußerungen, d. h. alle Versuche einer selbständigen Betrachtung der Dinge, unterdrückt wurden. Herr Schnell sagt mit Recht darüber:

„Was schließlich die Gefahren des Willens betrifft, so ist es besonders die Willkür, wovon wir uns und andere zu hüten haben. Wer seiner augenblicklichen Stimmung blindlings folgt, wer nur willkürlich handelt und seinen Willen nicht einer höheren Macht, einem höheren Richter unterordnen lernt, schwebt in großer Gefahr, entweder ein schwacher, charakterloser Mensch oder ein Tyrann seiner selbst und anderer zu werden. Kinder schon können es werden... Die Tyrannen und Unterdrücker der Menschheit werden auf solche Weise gebildet, und es ist ihnen nie und nimmer zu trauen, wenn sie auch mit dem lockenden Rufe der Freiheit und mit dem Motto der Brüderlichkeit und Gleichheit die Volkshymne anstimmen; denn die Willkür ist der Hebel aller Ungerechtigkeiten und Vergehungen, aller Verbrechen und Grausamkeiten.“ (S. 192 u. 193.)

Der unzweifelhafte Einfluß der organischen Entwicklung auf die geistige und sittliche Betätigung des Menschen ist schon längst zum Gegenstand der Untersuchung der Naturforscher geworden. Die Art und Weise und das eigentliche Wesen dieses Einflusses werden mit jedem Tag durch die neuesten physiologischen Forschungen immer besser erklärt. Gestützt auf diese Forschungen können wir jetzt schon [156] getrost sagen, daß die natürliche, richtige, gesunde Ausbildung aller Kräfte des Organismus für die geistige Tätigkeit von viel größerer Bedeutung ist als alle möglichen künstlichen Belehrungen. Der gesunde Zustand und die normale Ausbildung des Gehirns aber spiegeln sich auch in unseren Empfindungen und Wünschen stärker und rascher wider als alle möglichen Moralpredigten und pathetischen Reden, die wir auswendig lernen, meist ohne jeden Sinn.

Wenn wir in diesem Aufsatz auf gewisse Ergebnisse der physiologischen Forschung hingewiesen haben, so brachten wir keineswegs irgendwelche erläuternde Einzelheiten über den Bau des Organismus überhaupt, über die Zusammensetzung und die Struktur unseres Gehirns, unseres Nervensystems usw. Wir hielten diese Einzelheiten unserem Aufsatz fern, weil sie allzu weit über seinen Rahmen hinausgegangen wären und den Lesern, die mit Anatomie und Physiologie nicht bekannt sind, dennoch keinen klaren Begriff vom Bau unseres ganzen Organismus hätten geben können; diese Kenntnisse können nur aus einem Werk geschöpft werden, das sich speziell mit diesem Gegenstand befaßt. Unser Aufsatz aber ist gerade für Menschen geschrieben, die mit der Physiologie absolut nicht vertraut sind; wer sich auch nur einigermaßen mit Physiologie beschäftigt hat, wird hier wahrscheinlich keine einzige neue Tatsache, keine einzige neue These finden... Aber auch für Menschen, die den heutigen Stand der Physiologie nicht kennen, kann unser Aufsatz nicht befriedigend erscheinen, eben weil ihm die Einzelheiten fehlen. Strenge Kritiker werden sagen, daß folglich unser ganzer Artikel unnütz und zwecklos geschrieben ist! Wir wollen dieser Bemerkung zuvorkommen und beeilen uns, die Einschränkung zu machen, daß wir unseren Notizen keine besondere Bedeutung beimessen. Unser einziges Ziel war, bei den Lesern, denen die Naturwissenschaften völlig fremd sind, ein gewisses Interesse für sie zu wecken und zugleich die Aufmerksamkeit des Publikums auf zwei Bücher zu lenken, die für die erste Bekanntschaft mit der Physiologie und mit dem Verlauf der menschlichen Entwicklung recht nützlich sind. Alle anatomischen und physiologischen Details, die in unserem Artikel fehlen, kann der Leser in dem „Buch vom gesunden und kranken Menschen“ von Dr. Bock, einem sehr einfachen, gemeinver-

ständlichen Werke, finden. Und eine Anwendung der physiologischen Prinzipien auf die Erziehung kann man in dem Werke von Schnell finden, der ebenfalls viele nützliche, richtige Gedanken darlegt, wenn er sich auch mitunter von Phantasien hinreißen läßt, die für die richtige organische Entwicklung des Menschen eigentlich gar nicht nötig sind. [157]

Die ersten Regierungsjahre Peters des Großen

(„Geschichte der Regierung Peters des Großen“ von N. Ustrjalow.
St. Petersburg 1858, 3 Bände)⁴⁴

„Indem Peter sein Vaterland an Europa annäherte
und das ausrottete, was die Tataren zeitweilig an
Asiatischem in es hineingetragen hatten, wirkte er
ganz im Geiste des Volkes.“

(„*Otetschestwennyje Sapiski*“ 1841, Kritik.)⁴⁵

Dritter und letzter Aufsatz

Die Ereignisse, die Rußland während der Kindheit und der frühen Jugend Peters bewegten, stählten seinen Charakter und begünstigten seine Abkehr von vielen Vorurteilen des alten Rußlands. Doch waren diese Ereignisse noch nicht ausreichend, um in Peters Seele die bestimmte Idee einer Umgestaltung entstehen zu lassen, deren Rußland damals bedurfte. Daher finden wir in seiner anfänglichen Tätigkeit kein strenges Befolgen eines von vornherein durchdachten und tief erwogenen Plans. Offenkundig ist das Streben nach etwas *Anderem*, *Neuem*, offenkundig ist die Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung, offenkundig ist der Tätigkeitsdrang des jungen Herrschers und seiner nächsten Umgebung. Aber es fällt auch auf, daß sich noch bei niemandem, nicht einmal bei Peter selbst, zu dieser Zeit ein bestimmtes Ideal herausgebildet hat, dessen Verwirklichung es anzustreben galt. Sogar das Endziel der Umgestaltungen – der Entfaltung der natürlichen, sowohl der materiellen als auch der moralischen Kräfte des Volkes einen größeren Spielraum zu gewähren –, sogar dieses Ziel selbst war zur Zeit der Umgestaltungen Peters von niemandem klar erkannt. Viele auf Tatsachen bezügliche Einzelheiten, die wir in Herrn Ustrjalows „Geschichte Peters“ finden, weisen deutlich darauf hin, und das Zeugnis der Tatsachen wird durch gewisse Betrachtungen ziemlich leicht erklärt und bestätigt. Wir wollen zuerst diese Betrachtungen darlegen und dann zu den Tatsachen übergehen.

[158] Beim Studium der Geschichte großer Männer verfallen wir gewöhnlich in eine kleine Illusion, durch die die Klarheit unseres Blickes getrübt wird. Wir verstehen es fast niemals, die einzelnen Momente im Leben der historischen Persönlichkeit klar zu unterscheiden, und stellen sie uns in vollem Glanz ihrer außerordentlichen Eigenschaften und Taten vor, in der Gestalt, wie sie in die Geschichte eingegangen ist. Dabei zählen wir oft zu den Verdiensten bzw. den Mängeln dieser Persönlichkeit nicht nur ihre Handlungen selbst, sondern auch die Folgen dieser Handlungen, die vielleicht von ihrem Willen gar nicht abhingen. Ein großer Feldherr hat einen Krieg begonnen und dabei nur die unumgänglichen und sichersten Chancen in Rechnung gestellt; aber während des Krieges selbst traten günstige Umstände ein, auf die er nicht gerechnet hatte, die er jedoch auszunutzen verstand. Wir glauben gerne, daß der Feldherr von vornherein diese Umstände voraussah, sie in Rechnung stellte, seine Handlungen danach richtete – und durch eine solche Betrachtung wird die Größe des Feldherrn in

⁴⁴ Veröffentlicht im „Sowremennik“ (1858, Nr. VI-VIII). In der vorliegenden Ausgabe wird nur der dritte und letzte Aufsatz (Sämtliche Werke, Band III) abgedruckt, der für die Klarlegung von Dobroljubows Ansichten über Geschichtsphilosophie am aufschlußreichsten ist.

⁴⁵ *Motto* aus dem Aufsatz W. G. Belinskis über drei Bücher zur Geschichte Peters I., erschienen in der Zeitschrift „*Otetschestwennyje Sapiski*“ (Vaterländische Blätter), 1841.

unseren Augen über die Maßen gesteigert. Ein geschickter Herrscher war, aus einem ganz natürlichen Gefühl heraus, bestrebt, seinen Machtbereich zu erweitern und die Macht seiner Gegner zu mindern; wir finden in diesen Handlungen den tiefen, klar erkannten Gedanken der Zentralisierung des Staates und preisen den ungewöhnlichen Weitblick und die Weisheit des Herrschers. Ein anderer Herrscher hat ein Gesetz erlassen, das nach hundert oder zweihundert Jahren einen gewaltigen Einfluß auf den Zustand des ganzen Staates ausgeübt hat; wir schreiben auch diesen späten Einfluß dem Genie des Herrschers zu, der, wie wir annehmen, ganz klar alle Folgen erkannt hatte, die seinem Gesetz in der Zukunft entspringen müssen usw. In allen derartigen Fällen verwechseln wir die Resultate mit der Tat selbst und zwingen die von uns gezogene logische Schlußfolgerung den Tatsachen selbst auf. In früheren Zeiten pflegte man genau so die großen Männer der Dichtkunst zu beurteilen. Nach der Analyse aller Werke des Dichters und nach der Bestimmung ihres vorwiegenden Charakters pflegte man beispielsweise zu sagen, der Dichter habe sich die und die Themen vorgenommen und sie sein ganzes Leben hindurch entwickelt. Heute hat man in den ästhetischen Abhandlungen diese Manier aufgegeben, denn man hat sich überzeugt, daß es im Charakter und im ganzen Leben eines Menschen eine willkürliche vorgefaßte Absicht nicht geben kann. Die Werke eines Dichters, eines Künstlers spiegeln die Eindrücke seines Lebens wider, und ihr Charakter wird durch die Tatsachen bestimmt, aus denen sich seine Existenz zusammengesetzt hat. Er [159] handelt nicht nach einem bestimmten Programm, das für ihn von Kindheit an für sein ganzes Leben aufgestellt war, sondern folgt dem lebendigen Strom der Geschehnisse, spiegelt in sich die Mängel und die Vorzüge, die Leiden und die Freuden seiner Gesellschaft und seiner Zeit wider. So denkt man jetzt über die großen Männer der Dichtkunst. Leider wird diese Auffassung selten auf die großen Persönlichkeiten der Geschichte angewandt, obwohl sie hier noch mehr angebracht ist als in der Ästhetik. Aus alter Gewohnheit geben wir uns bis jetzt noch, nach der Betrachtung des gesamten Wirkens einer historischen Persönlichkeit mit allen seinen unzähligen Folgen, sofort dem Gedanken hin, daß alle von uns abgeleiteten Folgen von ihm selbst richtig und positiv in Rechnung gestellt waren. Daraufhin beginnen wir ihn über alle Maßen zu preisen, wenn diese Folgen uns gut dünken, oder erbarmungslos zu tadeln, wenn sie uns aus irgendeinem Grunde nicht zusagen. Indessen ist sowohl das eine wie das andere von unsrer Seite unbegründet oder zumindest übertrieben. Die Zukunft sehen wir niemals so deutlich wie die Vergangenheit, genau so wenig, wie die Vergangenheit ihrerseits je die gleiche Macht über uns hat wie die Gegenwart. Darum sieht jede historische Persönlichkeit der Gegenwart viel deutlicher das Verhältnis ihrer Handlungen zu vergangenen Tatsachen, auf denen sie beruhen, als zu ihren fernen Folgen in der Zukunft. Aber auch die Vergangenheit dient ihr nicht als Hinweis auf jene notwendige historische Kontinuität, bei der sich die längst in Erscheinung getretenen Ursachen mit den fernen, künftig noch eintretenden Folgen verbinden. Eine solche Kontinuität wird erst durch die Geschichtswissenschaft erforscht, in der sowohl die Ursachen als auch die Wirkungen in einem bestimmten Kreis der Erscheinungen bereits abgeschlossen sind. Für den Menschen unserer Zeit dient aber die Vergangenheit als Antrieb nur insofern, als sie noch in der Gegenwart fortbesteht und diese behindert oder begünstigt. Eine bestimmte Maßnahme, eine Institution, überhaupt die Lage der Dinge, ändert sich nicht dann, wenn ein genialer Geist erkannt hat, daß sie in einigen Jahrhunderten zu üblen Folgen führen könnte, so, wie sie vor einigen Jahrhunderten zu solchen Folgen geführt hatte. Nein, sie ändert sich dann, wenn sie der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht mehr entspricht, wenn ihr ungünstiger Einfluß nicht mehr nur von einigen vorausgesehen, sondern für die Mehrheit fühlbar wird. In solchen Zeiten treten eben energische Persönlichkeiten auf, die sich sofort an die Spitze der Bewegung stellen und ihr Geschlossenheit und Einheitlichkeit verleihen. Sie allein fallen uns in dem historischen Bericht auf und [160] erscheinen dem aufmerksamen Blick als die einzigen, ursprünglichen Urheber der Ereignisse, die unter ihrer Teilnahme stattfanden. Eine aufmerksamere Betrachtung zeigt aber

immer, daß die Geschichte in ihrem Verlauf ganz unabhängig ist von der Willkür einzelner Personen, daß der Weg der Geschichte bestimmt wird durch die Beschaffenheit der Ereignisse selbst und keineswegs durch das Programm, das von dieser oder jener historischen Persönlichkeit aufgestellt worden ist. Im Gegenteil, das Wirken aller historischen Persönlichkeiten verläuft nicht anders als unter dem Einfluß der Umstände, die ihrem Erscheinen auf dem geschichtlichen Schauplatz vorangingen und es begleiteten. Den hervorragenden Vorantreibern der Geschichte die klare Erkenntnis ferner Folgen ihrer Handlungen zuschreiben oder alle ihre noch so kleinen, Einzelheiten betreffenden Taten einer einzigen herrschenden Idee, deren Repräsentanten sie ihr ganzes Leben lang sind, unterordnen, hieße also, die Willkür des einzelnen höher stellen als den unvermeidlichen Zusammenhang und die Aufeinanderfolge der historischen Erscheinungen. Mehr noch, das hieße, vor den großen Männern kindisch auf den Knien liegen und völlig vergessen, daß sie immerhin Menschen sind und folglich, wie alle Menschen auch, in ihren Kräften und Kenntnissen beschränkt sind. Wir vergessen das, wenn wir einem Menschen die Fähigkeit zuschreiben, von Grund aus das erkannt und gewußt zu haben, was er höchstens unklar ahnen konnte. Überirdische Inspiration, plötzliche Intuition, Prophetie und Hellseherei gehören bekanntlich in das Gebiet der Gaukler. In der Tat, so klug und genial einer auch sein mag, er kann seine Betrachtungen nur anstellen auf Grund des Materials, über das er verfügt. Darum beschränken sich alle großen Pläne, hohen Ideen, komplizierten Vorhaben gewöhnlich auf das Erreichen des *nächstliegenden* Ziels. Ist dieses Ziel erreicht, dann beginnt schon die weitere Entfaltung der Idee, die Pläne erweitern sich, das frühere Ziel wird seinerseits zur Grundlage, zum Ausgangspunkt für neue Ziele usw. Doch je weiter sich das Vorhaben in die Zukunft erstreckt, je mehr es sich auf Ereignisse stützen muß, die sich noch nicht vollzogen haben, sondern erst geplant sind, desto mehr rückt es aus der Welt der Wirklichkeit in das Gebiet der Phantasie. Jede historische Persönlichkeit empfindet das wohl, und jeder ist natürlicherweise bemüht, sich vor diesen Luftschlössern in acht zu nehmen. Darum scheint es uns, daß unfaßbare, welthistorische Erwägungen, die an jede, auch die einfachste Handlung der großen Persönlichkeit geknüpft werden, sie in eine seltsame, unnatürliche Lage versetzen. Das erhebt sie gewissermaßen auf eine für gewöhnliche Sterb- [161]liche unerreichbare Höhe und verleiht ihr einen wunderbaren, übernatürlichen Glanz. Doch eben dies nimmt ihr die einfache, menschliche Größe, indem es sie zu etwas Märchenhaftem, für den Menschenverstand Unfaßbarem macht. So vernichten die phantastischen Erzählungen über die Großtaten verschiedener Helden, indem sie sie über die gewöhnlichen Menschen erheben, gerade dadurch die wahrhaft menschliche Seite ihres Heldentums. In der Geschichte werden derartige Übertreibungen zu Märchen, in der realen Wirklichkeit führen sie zur Scharlatanerie und Gaukelei. Diese Gaukelkünste verblüffen die Unwissenden, täuschen aber den Gebildeten nicht. Die Kunst des Arztes mag noch so groß sein, aber wenn er auf Grund medizinischer Unterlagen voraussagen wollte, wie viele Jahre die Kinder, die Sie erwarten, leben werden, so werden Sie ihm natürlich nicht allzusehr glauben... Genau so wenig werden Sie einem Gärtner glauben, der, nachdem er einen Baum gepflanzt hat, behaupten wollte, er wisse, wie viele Blätter dieser Baum im kommenden Jahr haben werde. Genau so glauben die Menschen auch einer historischen Persönlichkeit nicht, die sie zu überreden sucht, irgendeinen Entschluß zu fassen im Namen der segensreichen Folgen, die ihm nach Ablauf von Jahrhunderten entspringen würden. Ein Mensch kann nur dann die anderen dazu bringen, etwas zu tun, wenn er gewissermaßen die Verkörperung des Gedankens der Allgemeinheit, die Inkarnation eines Bedürfnisses darstellt, das bereits durch die vorhergegangenen Ereignisse entstanden ist. Diese Bedürfnisse greifen bekanntlich niemals allzuweit in die Zukunft und beschränken sich häufig allein auf den gegenwärtigen Augenblick. So muß, mehr oder weniger, die historische Persönlichkeit sein, die als Repräsentant einer allgemeinen Bewegung auftritt. Die weiter entfernten, von der Masse noch nicht empfundenen Bedürfnisse können von den Theoretikern und Philosophen erkannt und erörtert werden, die

gewöhnlich außerhalb der Bewegung des gegenwärtigen Augenblicks stehen. Dafür aber treten denn auch solche Menschen gewöhnlich in der Geschichte nicht als die großen Lenker der Geschehnisse ihrer Zeit auf. Sie werden erst später richtig gewürdigt, wenn ihre Ideen durch die Tatsachen bestätigt und zeitgerecht, d. h. dem Bewußtsein der Mehrheit entsprechend, sind. Die Menschen der Praxis hingegen, die von der Geschichte gepriesen werden, haben gewöhnlich eben darum Erfolg, weil sie fest und direkt das *nächstliegende Ziel* anstreben, das für alle sichtbar ist, und das Endziel dem weiteren Verlauf der Ereignisse überlassen.

Wir hielten es für notwendig, diese Betrachtungen anzustellen, [162] um dem Befremden entgegenzutreten, das manche an den Tag legen, wenn sie aus dem Buch des Herrn Ustrjalow den klaren Beweis schöpfen, daß Peter zu Beginn seiner umgestaltenden Tätigkeit bei weitem nicht von bestimmten, umfassenden Umgestaltungsideen durchdrungen war. Bisher pflegte man uns Peter mit den rhetorischen Farben zu malen, die der Lobrede Lomonossows auf ihn entnommen wurden. Peter erschien uns in der übernatürlichen, unwahrscheinlichen Größe eines Halbgottes und nicht nur als ein großer Mann, und wir gewöhnten uns, alle seine Handlungen, selbst die einfachsten und zufälligsten, mit hehren Ideen und welthistorischen Plänen zu verbinden. Uns schien, daß Peter schon von der Wiege an die Umgestaltung Rußlands beschlossen hatte, daß er das Spiel mit dem Kinderregiment begann, um in Rußland eine siegreiche reguläre Armee vorzubereiten; daß er sein kleines Segelboot reparieren ließ, weil er von der Idee der Errichtung einer Flotte durchdrungen war; daß er mit Lefort befreundet war und die Deutsche Siedlung aufsuchte, weil er schon in jungen Jahren den Plan gefaßt hatte, „Rußland dem System der europäischen Staaten einzugliedern“. Mehr noch, wir waren bisher bemüht, jeder Handlung Peters eine besondere, mystische Bedeutung beizumessen und bis zu lächerlichen Einzelheiten den Gedanken auszuspinnen, daß *das ganze Leben* Peters der Sorge um das Wohl seiner Untertanen gewidmet war. Er fuhr im Einspanner, mit einem einzigen Diener: heute finden wir, er hätte das aus dem Wunsch heraus getan, sein Volk vor Luxus zu warnen. Er führte die Axt: wir sagen, er hätte sich dabei von dem Gedanken leiten lassen, seine Untertanen ein Vorbild der Arbeitsamkeit zu zeigen. Er hat einen Barren Eisen geschmiedet: uns scheint, er hätte es einzig und allein deshalb getan, weil er die Entwicklung der nationalen Industrie fördern wollte... Das alles läßt sich jetzt schön ausdenken, und das alles wurde zum Teil durch die Folgen bestätigt: Peters Einfachheit war tatsächlich ein Schlag gegen den Luxus der Bojaren, sein Beispiel beeinflusste tatsächlich seine Umgebung. Es wäre aber außerordentlich merkwürdig, wenn man voraussetzen wollte, Peter hätte sich von vornherein ausgedacht: ‚Ich will mal versuchen, einen Barren Eisen zu schmieden; dadurch wird sich wahrscheinlich die Industrie im Staat entwickeln.‘ So etwas auszudenken, geziemt höchstens demjenigen, der zu nichts Anderem, Ernsterem fähig ist. Was aber Peter anbetrifft, so braucht man nicht in jeder seiner Handlungen die Frucht eines von vornherein aufgestellten Theorems zu erblicken. Wir haben bereits im vorigen Aufsatz gelegentlich bemerkt, daß Peter vornehmlich eine aktive [163] und nicht eine kontemplative Natur war. In seinem Tun kam direkt seine lebendige, stürmische Natur zum Ausdruck, und nicht ein Staatsprogramm. Wenn er nicht einmal bei den auswärtigen Staatsgeschäften seine Bestrebungen zügeln konnte und ganz gegen alle Regeln der Etikette selber bei dem Botschafter vorgefahren kam, auf den er lange gewartet hatte, so kamen diese Leidenschaftlichkeit und Ungeduld in kleineren, weniger wichtigen Angelegenheiten um so mehr zum Ausdruck. Nichts ist für einen Biographen leichter, als sich durch die Leidenschaftlichkeit der Natur eines ungewöhnlichen Menschen hinreißen zu lassen und das, was eine einfache Folge dieser Leidenschaftlichkeit war, der Eingebung eines hohen Gedankens, tiefen Erwägungen usw. zuzuschreiben. Daran ist sogar nichts Schlechtes, dennoch aber trifft das nicht zu und kann, unserer Meinung nach, der richtigen Auffassung von einer historischen Persönlichkeit nur schaden. Wir haben bereits oben gesehen, wie sich Herr Ustrjalow hinreißen ließ, als er sagte, daß beim Anblick des Segelbootes bei Peter blitzschnell der Gedanke entstanden war, Ruß-

land müsse umgestaltet werden. Wir haben auch eine andere Überschwenglichkeit kennengelernt, infolge deren Herr Ustrjalow meint, daß in der Seele Peters schon vor seinem siebzehnten Lebensjahr, bereits vor seiner Bekanntschaft mit Lefort, die genialen Pläne seines künftigen Wirkens völlig ausgestaltet waren. Wir hatten im letzten Aufsatz Gelegenheit, zu bemerken, daß derartige Annahmen jeder historischen Begründung bar sind. Nun werden wir im Verlaufe unseres Aufsatzes sehen, daß auch nach der Bekanntschaft mit Lefort, nach dem Sturz Sophies, Peter nicht mit einemmal zu Umgestaltungen schritt, sondern daß er diese nach und nach, schrittweise, in dem Maße plante, wie er neue Kenntnisse erwarb und seinen eigenen Gesichtskreis erweiterte. Tatsachen, die davon zeugen, bietet uns Herr Ustrjalow selbst.

Das Erste und Unanfechtbare, was in der Geschichte Peters von allen hervorgehoben wird, ist seine Vorliebe für das Fremdländische, sein Wunsch, Rußland an Europa anzunähern. Wann hat sich in ihm diese Liebe zu Ausländern herausgebildet, und in welchem Maße hat sie ihn zu Beginn seiner Regierungszeit beherrscht? Seit seiner Kindheit, behaupteten bisher die Historiker, die der Meinung waren, daß sich Peter in seiner Kindheit mit Lefort angefreundet hatte. Nun hat Herr Ustrjalow die Ansicht widerlegt, daß sich Peter in seiner Kindheit unter dem Einfluß Leforts entwickelt hat, und darum muß der Ursprung der tiefgehenden Pläne Peters hinsichtlich seiner Annäherung Rußlands an Europa in eine etwas spätere Zeit verlegt werden. Übrigens spricht Herr Ustrjalow selbst [164] darüber sehr unbestimmt, und man könnte eher denken, daß auch er schon in Peters Kindheit das geniale Vorhaben findet, dessen Ausdruck das ganze Leben Peters war. Zu dieser Annahme veranlassen uns folgende Sätze, die wir bei Herrn Ustrjalow finden:

„Plötzlich, wie aus einem undurchdringlichen Nebel, erschien Peter vor den Augen der erstaunten Nachwelt mit den unzweifelhaften Anzeichen eines großen, wenn auch noch nicht ganz klaren Gedankens ... Auf der erhabenen Stirn Peters muß man, sobald die Geschichte sie mit ihrem hellen Lichte bestrahlt“ (mit dieser hochtrabenden Redewendung will Herr Ustrjalow sagen: seit den ersten Nachrichten über das Leben Peters), „den tiefen Gedanken wahrnehmen, der in der Seele des großen Zaren bereits entstanden war, des Gedankens, dem er in der Folge bis zu seinem Grabe treu geblieben ist“

Die Beredtheit dieser Sätze macht dem Herrn Ustrjalow alle Ehre; doch konnten wir leider nicht recht begreifen, von was für einem „großen Gedanken“ der beredte Historiker hier spricht. Wenn er hier allgemein den Gedanken der Umgestaltung des Staates meint, so läßt er sich offensichtlich von seiner eigenen Beredsamkeit hinreißen und vergißt die Tatsachen. Hat er eine spezielle Äußerung der allgemeinen Idee der Umgestaltung im Auge, d. h. die Annäherung an Ausländer, um von ihnen zu lernen, so wird man auch in diesem Fall, wie wir weiter sehen werden, der Beredsamkeit gewisse Tatsachen zum Opfer bringen müssen. Versteht schließlich der beredte Historiker unter dem tiefen Gedanken, dem Peter bis zum Grabe treu geblieben sei, Peters Leidenschaft für das Militär und die Marine, die sich bei ihm früher als alle anderen Leidenschaften eingestellt hat, so hat auch diese Leidenschaft im jugendlichen Peter noch nicht die Pläne ausgelöst, die man tatsächlich als tiefen Gedanken bezeichnen könnte. Wir werden sehen, daß Peter erst später auf den Gedanken kam, sowohl eine reguläre Armee als auch eine Flotte, ins Leben zu rufen. Das sind Tatsachen, die wir in dem Buche des Herrn Ustrjalow vorfinden. Machen wir mit den Beziehungen Peters zu Ausländern am Beginn seiner Regierungszeit den Anfang.

Peter zeigte das Astrolabium, das Fürst Dolgorukij mitgebracht hatte, Hulst; Hulst empfahl ihm Timmermann; Timmermann machte den Carsten Brandt ausfindig; Brandt machte den Zaren mit Kort bekannt. Im Troizkij-Kloster lernte Peter Lefort und Patrick Gordon kennen, durch Gordon machte er die Bekanntschaft von Mengden und Winus, durch Winus die Bekanntschaft von Krewst usw. Bald ist Peter von Ausländern umgeben, und das ist ein sichtlicher Grund für den Gedanken, Peter hätte von Anfang seiner Regierungszeit an den innigen

Wunsch gehegt, Rußland möge sich die europäischen Bräuche und Sitten aneignen. [165] Aber stimmt das auch? Man betrachte doch die Lage der Dinge. Gleich nach dem Sturz Sophies setzt Peter die Würdenträger ab, die unter ihr die wichtigsten Posten im Staate innehatten. Wer wird nun an ihre Stelle gesetzt? Die Naryschkins, die Lopuchins, die Streschnews, die Romodanowskijs, die Golizyns, die Dolgorukijs u. a., d. h. Verwandte des Zaren, seine Erzieher, seine Freunde, alles angesehene russische Bojaren. Kein einziger von den Ausländern hat einen wichtigen Posten bezogen; sie alle blieben bei ihren Regimentern, wie es auch früher schon Brauch war. Mehr noch, als zu Beginn seiner Herrschaft die gegnerische Partei mit Ausländerverfolgungen begonnen hatte, zeigte Peter sehr wenig Interesse für die Ausländer. In den ersten Tagen seiner Regierung wurde in Moskau der Ketzer Kuhlmann verbrannt. Gleich danach wurde ein Ukas erlassen, ohne Zarenbefehl keinen einzigen Ausländer nach Rußland hereinzulassen. Anfang 1689 hatte Sophie durch ein besonderes Manifest die von Ludwig XIV. vertriebenen französischen Emigranten protestantischer Konfession nach Rußland eingeladen; am Ende desselben Jahres veröffentlichte Peter einen Ukas, der allen zugezogenen Ausländern Schwierigkeiten in den Weg legte. Allen an den Grenzen stationierten Woiwoden wurde befohlen: die aus dem Ausland eintreffenden Ausländer aufs genaueste auszufragen, aus welchem Lande sie kämen, welchen Ranges sie seien, zu wem und wozu sie reisten, wer sie in Moskau kenne, ob sie in Rußland schon früher gewesen seien, ob sie von ihren Regierungen ausgestellte Zeugnisse und Reiseurkunden besäßen. Nach Einsammlung all dieser Informationen sollte man über alles nach Moskau berichten und auf die Verfügung des Zaren warten. Ohne eine solche Verfügung aber dürfe niemand aus dem Auslande nach Rußland hereingelassen werden. Es fragt sich: Hätte eine solche Verfügung zustande kommen können, wenn Peter bereits in Gedanken beschlossen hätte, welche Rolle die Ausländer unter ihm spielen sollten? Man könnte sagen, daß Peter in diesem Falle den Forderungen der gegnerischen Partei nachgegeben habe; aber weniger als irgend etwas anderes kann man Peter übermäßige Nachgiebigkeit und Willfährigkeit vorwerfen. Die Energie seines Charakters gestaltete sich sehr früh heraus, und die keine Hemmnisse kennende feste Entschlossenheit kommt auch in seinen jungen Jahren genau so kraß zum Vorschein wie im reifen Alter. Nein, wenn er zustimmte, einen Ukas herauszugeben, der die Zulassung von Ausländern nach Rußland erschwerte, so geschah es eben deshalb, weil in seinem Geiste damals die Idee seines Verhältnisses zu den Ausländern noch keine klare Formen angenommen hatte. [166] Peter liebte die Lefort, Timmermann, Brandt u. a., er liebte die Ausländer, die er gelegentlich in der Deutschen Siedlung kennengelernt hatte; aber damals dachte er gar nicht daran, dieses Gefühl zu verallgemeinern und es auf sämtliche Ausländer auszudehnen. Brandt war ihm lieb als der Mann, der eine Jacht zu bauen verstand, Lefort war für ihn das Muster eines lustigen Gesprächspartners und guten Erzählers, aber keineswegs der Repräsentant europäischer Prinzipien. Peter liebte und schätzte seine *deutschen* Freunde, aber liebte und schätzte *sie persönlich* und kümmerte sich wenig darum, was für Prinzipien sie repräsentierten. Das geht auch daraus hervor, daß Peter den Versuch zuließ, die Bekenntnisfreiheit der Bewohner der Deutschen Siedlung einzuschränken; das geht auch aus der originellen Art und Weise hervor, wie er Gordon für eine erlittene öffentliche Beleidigung entschädigte. Herr Ustrjalow erzählt darüber folgendes:

„Gordon, der zur festlichen Hof Tafel anlässlich der Geburt des Zarewitsch Alexej Petrowitsch eingeladen war (28. Februar 1690), mußte auf das dringende Verlangen des obersten Seelenhirten (des Patriarchen Joachim) den Palast verlassen. Dieser hatte mit aller Entschiedenheit erklärt – zweifellos zum nicht geringen Ärger Peters –, daß sich die Anwesenheit von Ausländern bei derartigen Anlässen nicht ziemte. Am Tage darauf tröstete der Zar den beleidigten General durch ein üppiges Festmahl und eine freundschaftliche Unterhaltung in einem der Vorortpaläste.“

Ist es da nicht klar, daß sich in dieser ganzen Geschichte das Interesse Peters einstweilen nur auf die Person Gordons beschränkt? Er äußert sich einstweilen nicht darüber, ob es sich zie-

me oder nicht, daß Ausländer an den Festlichkeiten des Zaren teilnehmen; er gibt der Stimme nach, die verlangt, daß sich der Ausländer entferne, und sucht bloß am Tage darauf, aus Freundschaft zu diesem Ausländer, ihn für die erlittene Kränkung zu entschädigen.

Man könnte annehmen, daß Peters Nachgiebigkeit lediglich die Folge der Achtung gewesen sei, die er dem Patriarchen Joachim entgegenbrachte. Eine solche Nachgiebigkeit hätte ihm aber jedenfalls schwerfallen müssen, und er wäre natürlich bemüht gewesen, die erstbeste Gelegenheit zu benutzen, um sich ihrer zu entledigen. Wir sehen aber, daß nach dem Tode Joachims (im März 1690) Peter zwar auf seinen Platz Markell, einen sanftmütigen und den Andersgläubigen gegenüber toleranten Priester, einsetzen wollte, aber auf seiner Wahl nicht allzusehr beharrte. Auf Wunsch der Zarin Natalja Kirillowna wurde zum Patriarchen Hadrian ernannt, „der einzige Ratgeber und Busenfreund des verstorbenen Patriarchen“, nach dem Ausdruck des Herrn Ustrjalow derselbe Mann, von dem das in unserem ersten Artikel erwähnte, das Bartrasieren scharf brandmarkende Sendschreiben stammt.

[167]

Überhaupt beschränkte sich in der ersten Zeit Peters Vorliebe für die Ausländer, wie es scheint, nur auf den engen Kreis der ihn umgebenden Persönlichkeiten und stützte sich nicht auf irgendwelche weitgehende Erwägungen. Etwas allgemeinere Bedeutung gewinnt diese Vorliebe in dem Augenblick, da Peter (schon im Jahre 1693) eine Reise nach Archangelsk unternahm und die holländischen und die Hamburger Schiffe besichtigte. Eine wirklich staatliche Bedeutung aber gewinnt sie erst nach dem ersten Asowschen Feldzug, da Peter, durch den mißlungenen Versuch gewitzigt, voller Ungeduld ausländische Ingenieure, Artilleristen, Schiffbauer, Kapitäne usw. nach Rußland einzuladen beginnt. Das fing im Jahre 1696 an, und in demselben Jahre wurden junge Russen ins Ausland beordert und die Reise des Zaren selbst beschlossen. Hier sieht man bereits die wirkliche, durchdachte Überzeugung, daß wir von Europa zu lernen und für Rußland die nützlichen Kenntnisse und Künste der Ausländer zu entlehnen haben. Um aber diesen Beschluß zu fassen und sich seiner genau bewußt zu sein, bedurfte es für Peter offenbar mehr als der bloßen Erzählungen Leforts oder irgendeiner plötzlichen, geheimnisvollen Eingebung, wie sie ihm manche Historiker zuschreiben wollen. Die Sache war einfach: die Erfahrungen einiger Jahre hatten ihm gezeigt, daß die damals in Rußland vorhandenen Hilfsmittel untauglich waren; die ihm nahestehenden Ausländer sagten ihm, wo andere, bessere Mittel zu finden seien; er aber war charakterfest genug, um seine weitere Tätigkeit der Aufgabe zu widmen, eifrig nach diesen Mitteln zu suchen und sie sich anzueignen und das, was sich in Anbetracht dieser Mittel als unbrauchbar erwies, zu vernichten. Peter hat das getan, was vor ihm niemand zu tun gewagt hatte, obgleich man natürlich auch vor ihm die Notwendigkeit von vielem, was er durchgeführt hat, einsah.

Daß Peter in der ersten Zeit seiner Regierung überhaupt noch keinen bestimmten Entschluß hinsichtlich seiner Handlungsweise gefaßt hatte, beweist seine Untätigkeit in den ersten fünf Regierungsjahren vor den Asowschen Feldzügen. Wir wissen, daß Peter in keiner Sache zu zögern liebte; sobald er sich irgendein Ziel für seine Handlungen gesetzt hatte, schritt er schnell und unbeugsam diesem Ziele entgegen. Keine nebensächlichen Beschäftigungen und Zerstreungen, keine äußeren Hindernisse konnten ihn zwingen, auf seinen Gedanken zu verzichten, sobald dieser von seinem Herzen Besitz ergriffen hatte. Man kann daher die Untätigkeit Peters vor den Asowschen Feldzügen nicht anders erklären als daraus, daß ein solcher klar erkannter Gedanke nicht vorhanden [168] war, daß ein bestimmtes Ziel fehlte. Laut der klaren, direkten Zeugenaussage des Historikers „verliefen die ersten fünf Regierungsjahre Peters in militärischen Exerzitien, in Manövern zu Lande und zur See, in Feuerwerken und fröhlichen Festen. In dieser Zeitspanne wurde *kein einziges* bemerkenswertes Gesetz erlassen, wurde *keine einzige* wichtige Verfügung in *irgendeinem* Zweig des öffentlichen Lebens ge-

troffen“. Zur Bestätigung seiner Worte führt Herr Ustrjalow aus der Gesetzessammlung die wichtigsten gesetzgebenden und Regierungserlasse des Jahrfünfts 1690 bis 1694 an, und unter diesen *wichtigsten* Beschlüssen finden wir lediglich einige einfache Bestätigungen früherer Gesetze. Über den Grad ihrer Wichtigkeit kann man im allgemeinen danach urteilen, daß sich unter ihnen z. B. solche Verfügungen befinden wie die über das Unterbleiben der Sitzungen der Zentralämter in der Zeit vom 21. Dezember bis zum 8. Januar; über die Brandmarkung von Verbrechern, die zum zweitenmal bestraft und verbannt werden, mit dem Buchstaben „B“^{*}; über das Verbot für Lohnkutscher, mit ihren Pferden im Kreml zu stehen, usw.

Allerdings blieb Peter auch in dieser Zeit nicht müßig. Im Gegenteil, er selbst wiederholt gern in seinen Briefen, daß er unermüdlich schaffe. Schon im Jahre 1689 schrieb er an seine Mutter aus Perejaslawl: „Dein Söhnchen, der *in Arbeit verbleibende* Petruschka, erbittet Deinen Segen.“ Im Jahre 1695 schrieb er an Romodanowskij vom Asowschen Feldzug aus: „Wir hoffen, durch Eure vielen warmen Gebete, durch Euer Sendschreiben und *unsere Arbeit und unser Blut* das Nötige zu schaffen.“ In demselben Jahre schrieb er aus der Nähe von Asow an Winius: „Im Joche des Mars schaffen wir unermüdlich.“ In einem Brief an Romodanowskij schreibt er davon, daß er lange nicht geschrieben hätte, weil er „in beständiger Arbeit verharre“. Im Jahre 1696 schrieb Peter aus Woronesh an Streschnew: „Wir aber essen, nach dem Befehle Gottes an unseren Urahnen Adam, unser Brot im Schweiß unseres Angesichts.“ Zu jener Zeit arbeitete Peter bereits an der Schaffung der Flotte und maß seiner Arbeit offensichtlich viel mehr Bedeutung bei als einer einfachen Spielerei. Das begriff auch seine Umgebung, nicht nur er selbst. In Beantwortung des Briefes Peters über den Urahnen Adam schrieb Streschnew:

„Euer Gnaden schreiben, daß Ihr nach Befehl Gottes an unseren Urahnen Adam Euer Brot im Schweiß des Angesichts verzehret: und das wissen wir auch, daß Du nimmer müßig, sondern stets emsig sein mußt, und das *nicht für Dich selber, sondern für alle rechtgläubigen Christen.*“

[169] Doch, wie gesagt, der Gedanke, daß Peter für das Wohl der Allgemeinheit arbeite, tritt in bestimmter Form sowohl bei seinen Anhängern als auch bei ihm selbst erst seit dem Asowschen Feldzug auf. Selbst die Schmeichelei der Höflinge, die auch unter Peter nicht ausbleiben konnte, wird erst seit dieser Zeit kühner und schwungvoller. Nach der Einnahme von Asow schrieb Romodanowskij an Peter bereits folgendermaßen:

„Ich weiß, daß Du, Herr, mehr als die anderen arbeitest und das uns Erwünschte erfüllst, und nach Deinem ganzen Tun betrachte ich Dich mit vielen an Gottesglauben gleich Petrus, an Weisheit gleich Salomo, an Kraft gleich Simson, an Ruhm gleich David, und was die Hauptsache ist, während die anderen Menschen das Beste durch viel Lernen und lange Tage des Suchens finden, es fällt Dir, Herr, zu durch kurzes Suchen, in vollkommener und fertiger Gestalt.“

Vor dem Asowschen Feldzug wagten nicht einmal die Hofleute seiner Zeit, in dieser Sprache zu Peter zu sprechen. Offensichtlich begriffen auch sie, daß die Zeit noch nicht gekommen war, den Beschäftigungen Peters staatliche Bedeutung beizumessen... Um so seltsamer wäre es, wenn ein späterer Geschichtsschreiber in ihnen tiefe Ideen und Absichten für das Wohl des Staates finden wollte. So konnte man nur reden, solange die Tatsachen verborgen blieben und nicht genügend aufgehellt waren. Nunmehr beweisen die von Herrn Ustrjalow veröffentlichten Materialien unbezweifelbar, daß die Beschäftigung Peters in den ersten Regierungsjahren meist den Charakter mechanischer Spielereien trug, die für ihn eine Art von Zerstreung, eine Liebhaberei waren und nicht mehr; oder aber er *befriedigte*, nach seinem eigenen Ausdruck, seine *Lust*. Außerdem wurden diese Arbeiten häufig von verschiedenen Belustigungen und von Mußestunden im Freundeskreise abgelöst. Über den Charakter dieser Belu-

* Im russischen Alphabet der 3. Buchstabe, mit dem Lautwert „W“; erster Buchstabe des Wortes „Wor“ – Verbrecher. (*Die Red.*)

stigungen gibt uns folgende Beschreibung des Herrn Ustrjalow eine Vorstellung:

„Es gab Tage, da Peter alle seine Arbeiten verließ und sich mit seinen Arbeitsgenossen lärmender Fröhlichkeit hingab. Er nahm seine Gesellschaft gewöhnlich zu Lefort mit, für den er später ein prächtiges Palais am Ufer der Jausa erbauen ließ, mitunter auch zu Lew Kyrillowitsch Narjuschkin nach Fili, zu dem Fürsten Boris Alexejewitsch Golizyn, zu Peter Wassiljewitsch Scheremetew oder zu General Gordon und ergötzte sich bis spät nach Mitternacht mit Musik und Tanz, mitunter auch unter den Salven der Geschütze, die rings um das Haus aufgestellt wurden, in dem die Zarengesellschaft zechte.

Den Vorsitz bei diesen Gelagen führte stets der frühere Lehrer des Zaren, der Hauptschriftführer Nikita Moissejewitsch Sotow, der den Spitznamen ‚Fürst-Papst, Patriarch von Preßburg, Jausa und ganz Kokuj‘ bekam. Er achtete streng darauf, daß die Becher regelrecht geleert wurden, und eiferte durch sein eigenes Beispiel die Gesprächspartner zum Kampfe an gegen den Geist der Trunkenheit, diesen unsichtbaren, aber tückischen und gefährlichen Feind, der seine Kraft darin zeigte, daß die einen Gäste auf der Stelle einschlieften und bei dem Hausherrn [170] übernachteten, die anderen aber mit Mühe und Not ihre Häuser erreichten und, wie beispielsweise Gordon, in drei Tagen kaum zu sich kommen konnten.

Heil und gesund blieb dabei nur der Zar, den die aufgehende Sonne am nächsten Tag schon bei der Arbeit sah. Er war die Seele der Zecher, erfand schnurrige Belustigungen, behandelte alle einfach, freundschaftlich und zürnte nicht, wenn ihm widersprochen wurde; er liebte aber weder beharrlichen Widerspruch noch beharrliche Schmeicheleien; insbesondere duldete er es nicht, wenn man die Unwissenheit lobte und Wissenschaft und Kunst oder seine Freunde tadelte; mitunter ließ ihn ein ärgerliches oder unpassendes Wort in solchem Zorn auflodern, daß mitten im ausgelassensten Gelage seine Partner verstummten und erschauerten. In solchen Fällen war Lefort der einzige, der den aufgeregten Zaren beruhigen konnte. Wenige Minuten später erhellte sich seine düstere Stirn, das Gewitter zog vorüber, und alle ließen den Becher kreisen unter dem Donner der Geschütze, der die Gemächer der Zecher erschütterte.

Besonders lustig verbrachte er die Christwoche und die Faschingszeit. In der Christwoche pflegte er, von seiner ganzen Kumpanei, bis an die achtzig Mann und mehr, von Christsängern begleitet, Bojaren, Generale, reiche Kaufleute zu besuchen, Christus zu preisen, nahm dabei Geschenke an und vergnügte sich mehrere Tage hintereinander. In der Butterwoche ließ er stets glänzende Feuerwerke abbrennen, die er stets selbst arrangierte, und verfertigte eigenhändig im Vergnügungshof Raketen, Sterne, Räder, Schwärmer und Figurenfeuerwerk.“

Herr Ustrjalow spricht sehr unbestimmt davon, wie oft Feierlichkeiten, Gastmähler und sonstige Belustigungen Peters stattfanden. *Es gab Tage*, sagt er, und dieser Ausdruck will anscheinend darauf hinweisen, daß solche Tage nicht oft vorkamen. Die weitere Darstellung des Herrn Ustrjalow zeigt jedoch deutlich, daß das ganze Jahrfünft 1690-1694 eine fast ununterbrochene Kette militärischer und maritimer Spielereien war, die gewöhnlich von festlichen Vergnügungen begleitet waren. Peter hatte die Regierung im Oktober 1689 übernommen. Im Januar und im Februar 1690 ließ er bereits, wie Gordon dies bezeugt, Feuerwerke abbrennen; im Frühjahr begannen die Kriegsspiele und Manöver, bei denen Peter u. a. durch die Explosion einer Granate eine Brandverletzung davontrug. Den Sommer hindurch lag er krank, im Herbst nahm er die Manöver erneut auf, und im Winter arbeitete er wieder an den Feuerwerken für die Weihnacht und die Butterwoche. Frühjahr und Sommer 1691 waren Manövern und der Vorbereitung zu einer Musterschlacht gewidmet, die denn auch im Oktober durchgeführt und mit einem fröhlichen Festgelage abgeschlossen wurde. Den Herbst und den Winter verbrachte Peter damit, daß er zwischen Moskau und Perejaslawl-Salesskij hin und her reiste, wo seine neuen Schiffe erbaut wurden. Im Frühjahr 1692 begann er sich mit dem Stapellauf dieser Schiffe zu beschäftigen; er begnügte sich nicht mit der Anwesenheit seiner Lieblingsgesellschaft bei dieser Feier und lud auch die Zarrinnen – seine Mutter und seine Frau – nach Perejaslawl ein. [171] Im August trafen diese aus Moskau ein, und am 14. August fand auf dem Admiralsschiff ein zeremoniöses Mahl statt. Acht Tage später feierte man den Stapellauf des Schiffes, und nun rissen die Festmahle nicht mehr ab. Die Zarin Natalja Kyrillowna feierte hier ihren Namenstag und kehrte erst Anfang September – übrigens noch nicht ganz gesund – nach Moskau zurück. Peter blieb noch eine Zeitlang in Perejaslawl, dann kehrte er nach Moskau zurück und erkrankte selbst an blutigem Durchfall, „infolge übermäßiger Arbeit und wahrscheinlich infolge der allzu vielen Festmahle“, wie der Historiker bemerkt. Seine

Krankheit dauerte bis Weihnachten und ließ ernsthafte Befürchtungen aufkommen. Einige der Lieblinge Peters besorgten sich schon Pferde, um bei der ersten Nachricht von seinem Tode aus Moskau fliehen zu können.

„Doch die Vorsehung erhielt Peter für Rußland“, fährt sein Historiker fort, um die Weihnachtszeit begann sich seine Gesundheit zu bessern, und Ende Januar konnte er, übrigens noch nicht ganz hergestellt, durch die Stadt fahren und als Brautführer die Gäste zur Hochzeit eines deutschen Goldschmieds einladen, auf dem Hochzeitsfest traf er die Anordnungen und bewirtete die Gäste unaufhörlich mit Getränken, selbst aber trank er wenig.“

In der Butterwoche brannte Peter, wie gewöhnlich, ein Feuerwerk ab, das er selbst angefertigt hatte, und beschloß es mit einem „üppigen Abendgelage, das bis drei Uhr nachts dauerte“. Das Frühjahr 1693 verbrachte Peter mit Schiffbau, im Juli begab er sich nach Archangelsk. Hier blieb er bis Mitte September in Erwartung der Ankunft ausländischer Schiffe, fuhr auf das Weiße Meer hinaus und machte die Bekanntschaft der Ausländer, die in Archangelsk lebten. Herr Ustrjalow berichtet, daß Peter in Archangelsk „sich gerne von ausländischen Kaufleuten und Schiffskapitänen zu Mahlzeiten und Abendunterhaltungen einladen ließ und mit besonderem Vergnügen mit ihnen die Zeit bei einem Glas ausländischen Weines verbrachte und sie über das Leben in ihrer Heimat ausfragte“. Er pflegte auch den Erzbischof von Archangelsk, Afanassij, zu besuchen, mit dem er sich laut Bericht der „Dwinskije Sapiski“, auch „über See- und Flußfahrten mit Schiffen und anderen Fahrzeugen mit großem Verständnis“ unterhielt. Im Oktober 1693 kehrte Peter nach Moskau zurück und widmete sich den Vorbereitungen auf die kommenden Kämpfe zur See im Weißen Meer, die im folgenden Frühjahr stattfinden sollten.

„Inzwischen verbrachte er fröhlich und lärmend die Abende im Kreise seiner Kumpane mitunter bis spät nach Mitternacht“ (Gordon: „Am 5. November 1693 zechten wir bei Lefort bis sechs Uhr früh“), „feierte in der Deutschen Siedlung die Hochzeiten von Offizieren, Kaufleuten und allerhand Meistern.“

Im Januar 1694 starb Peters Mutter. Ihr Tod beeindruckte Peter [172] stark, und seine Trauer war ebenso stürmisch wie auch alle seine Empfindungen und Bestrebungen. „Drei Tage lang trauerte er und weinte bitterlich; am vierten war er schon ruhiger, verbrachte den Abend bei seinem Freunde Lefort in Gesellschaft; am Tage darauf ebenfalls und ging dann an die Arbeit.“ Im Frühjahr beschloß er, sich wieder nach Archangelsk zu begeben; er schrieb im voraus dorthin an Apraxin und bat ihn unter anderem, „das Bier nicht zu vergessen“. Er trat die Reise im April an, „nach einem Abschiedessen, das Lefort gegeben hatte, und auf dem man von Mittag bis Mitternacht gezecht hatte“. Aus Archangelsk wallfahrte er im Juni nach Solowki, um vor den Reliquien der Wundertäter niederzuknien, und erlitt unterwegs durch einen Sturm beinahe Schiffbruch. Die Folge war, daß seine Heimkehr von einer so gefährlichen Reise mehrere Tage mit fröhlichen Festen in Archangelsk gefeiert wurde.

„Zuerst wurde Peter mit seiner ganzen Kumpanei vom Kapitän eines englischen Schiffes zum Essen eingeladen, wobei man, nach den Worten Gordons, weder mit Wein noch mit Pulver sparte. Am zweiten Tage darauf nahm Peter an der Namenstagsfestlichkeit bei Tichon Nikititsch Streschnew teil; von ihm begab er sich auf die Jacht *St. Peter*, die am gleichen Tage dem Konteradmiral Gordon angewiesen worden war, feierte bei ihm die Einweihung und verbrachte bei dem Admiral den Abend und die ganze Nacht bis 2 Uhr früh; am folgenden Tage war er auf einem großen Fest bei dem Woiwoden F. M. Apraxin.“

Bald darauf feierte Peter seinen Namenstag (29. Juni); zu Mittag tafelte man in den Gemächern des Zaren, den Abend verbrachte Peter bei dem englischen Kapitän John Grames, der seine Gäste glänzend bewirtete. Einige Tage darauf feierte man den Stapellauf eines neuen Schiffes; dabei wurden alle von dem Vizeadmiral Buturlin mit einem lustigen, lange dauernden Festgelage bewirtet. Zehn Tage später feierte man die Ankunft einer holländischen Fregatte. „Die Feier war unbeschreiblich; die ganze *Kumpanei* versammelte sich auf dem Schiff und vergnügte sich da lange.“ Mitten in der Zecherei, fügt Herr Ustrjalow hinzu, wollte Peter seine Freude mit seinen abwesenden Kameraden teilen und verständigte sie durch einen Brief kurz von der Ankunft der Fregatte. „Ausführlicher werde ich mit der nächsten Post schreiben“,

schließt Peter dieses Schreiben, „aber heute habe ich gefeiert, es ist unbequem, ja unmöglich, ausführlich zu schreiben; in solchen Fällen wird immer Bacchus geehrt, der mit seinen Weinblättern die Augen denjenigen zudeckt, die ausführlich schreiben wollen.“ Nach seiner Rückkehr aus Archangelsk *vergnügte* sich Peter wiederum an den Manövern bei Koshuchowo, die, wie gewöhnlich, mit einem großen Festgelage abgeschlossen wurden. Das war im Oktober 1694. Bald darauf wurde der Asowsche Feldzug ins Auge gefaßt, und an [173] Stelle der Spielereien Peters traten wirkliche, ernsthafte Taten und militärische Erfahrungen.

Wir haben diesen kurzen Auszug aus einigen Kapiteln des zweiten Bandes des Herrn Ustrjalow angeführt, um zu zeigen, womit dieses Jahrfünft ausgefüllt war, in dessen Verlauf der Geschichtsschreiber das völlige Fehlen staatlicher Tätigkeit beim jungen Zaren wahrnimmt. Nach unserem Auszug wird den Lesern auch die folgende Bemerkung verständlicher sein, die Herr Ustrjalow hinsichtlich der damaligen Untätigkeit Peters macht.

„Der Zar“, sagt er, „der in der Kunst der Staatsverwaltung noch wenig erfahren war und *ausschließlich seinen Herzenswünschen frönte*, überließ offenbar alle Geschäfte dem gewöhnlichen Lauf in den Ämtern und fand wohl keine Zeit für langwierige Beratungen mit seinen Bojaren; mitunter kam es vor, daß er Ministerialberichte auf dem Kanonenhof entgegennahm und erledigte.“

Wir wollen bemerken, daß hier unter den *Herzenswünschen* Peters natürlich nicht die Ideen der staatlichen Umgestaltung zu verstehen sind, sondern die Leidenschaft für das Kriegswesen und insbesondere für die Seefahrt. Die Leidenschaft für das Seewesen trat zu jener Zeit bei Peter schon wirklich in starkem Maße hervor. Ihretwegen vergaß er alles, ihr gab er sich mit der Begeisterung und der Leidenschaftlichkeit hin, die seine stürmische Natur überhaupt kennzeichneten. In einem fort reist er nach Perejaslawl, und sogar in Moskau arbeitete er an dem Bau von Schiffen. Zum Stapellauf eines Schiffes lud er aus Moskau seine Mutter und seine Frau ein; zwecks Besichtigung von Schiffen reiste er nach Archangelsk, und von dort konnte man ihn schon durch nichts mehr fortbringen. Vergeblich sandte ihm seine Mutter Brief auf Brief, in denen sie ihn bat, möglichst schnell zurückzukehren. „Ich bitte Dich, mein Augenlicht“, schrieb sie, „erbarme Dich derer, die Dich geboren hat, komm zu uns, sobald es Dir möglich ist, ohne zu zögern ...“ „Erweise mir, mein Augenlicht, die Gunst, komm zu uns, mein Liebster, ohne Dich aufzuhalten. Weiß Gott, mein Augenlicht, groß ist mein Kummer, daß ich Dich, mein Augenlicht und meine Freude, nicht sehe.“ Peter achtete nicht auf das Flehen der bekümmerten Mutter, er wollte unbedingt die Schiffe abwarten und antwortete ihr mit Beruhigungen folgender Art: „Um die eine Gnade bitte ich: wozu grämst Du Dich um mich? Geruht hast Du, mir zu schreiben, Du hättest mich der Obhut der Mutter Gottes anvertraut, und hat man einen solchen Hüter, wozu dann trauern?“ Ebenso gleichgültig verhielt sich Peter zu jener Zeit auch anderen Angelegenheiten gegenüber, die über den Kreis des Marine- und Militärwesens hinausgingen. Als er 1694 in Archangelsk einen Brief von [174] Winius erhält mit der Nachricht, daß in Moskau in Abwesenheit des Zaren viele Brände stattfanden, beginnt er sein Antwortschreiben mit der Nachricht, ein neues Schiff wäre in See gestochen und sei „mit dem Weihrauch des Mars beräuchert worden; bei dieser Beräucherung hat man auch Bacchus gehuldigt. Oh, wie frech ist doch Euer Vulkanus“, fährt er dann fort. „Ohne sich auf Euch, die Ihr auf dem Festlande seid, zu beschränken, wagte er sich hier in das Reich Neptuns und hätte beinahe alle Schiffe, die mit Waren für den Jahrmarkt in Kontschukorje liegen, verbrannt, doch erlitt er durch unsere Bemühung schwere Verluste...“ Der scherzhafte Ton des Briefes zeigt, daß sich Peter unter dem freudigen Eindruck des Stapellaufs des Schiffes die Nachricht von den Moskauer Bränden gar nicht zu Herzen nahm. Er erwähnt sie nur gewissermaßen wegen der mythologischen Namen, die in seinem Schreiben verstreut sind.

Aber auch das genügt nicht: sich seiner Leidenschaft für Schiffe hingebend, war Peter bereit, ihr sogar ernsthafte politische Interessen zum Opfer zu bringen... So begab er sich Anfang

1692 mit sechzehn seiner Schüler nach Perejaslawl, legte dort den Kiel zu einem Schiff und wollte nicht einmal zum feierlichen Empfang des persischen Botschafters nach Moskau zurückkehren. Seine Minister, Lew Kyrillowitsch Naryschkin und Fürst Boris Alexejewitsch Golizyn, mußten speziell nach Perejaslawl reisen, um Peter zu überzeugen, daß die übliche Audienz notwendig sei, um ein Zerwürfnis mit dem Schah zu vermeiden. Peter reiste nach Moskau, aber schon zwei Tage nach dem Empfang des Botschafters eilte er wieder zu seinen Schiffen.

Es nimmt darum nicht wunder, daß der Historiker in den auswärtigen Angelegenheiten dieselbe Untätigkeit feststellt wie in den inneren. Die beständige Bedrohung Rußlands durch die Krimtataren fand bei Peter nicht die geringste Beachtung.

„Trotz den nachdrücklichen Forderungen des polnischen Königs“, schreibt Herr Ustrjalow, „die durch Bitten des österreichischen Kaisers bekräftigt wurden, wich Peter sorgfältig allen entschlossenen Handlungen gegen die Krimtataren aus, ungeachtet dessen, daß diese, erbost durch die Feldzüge des Fürsten Golizyn, uns weder im Winter noch im Sommer in Ruhe ließen. Peter begnügte sich allein mit dem Schutz der Südgrenzen und übertrug ihre Verteidigung dem Militärkreis von Belgorod unter Führung des Bojaren Boris Petrowitsch Scheremetew.“

Mehr noch, Peter war beinahe bereit, sich mit den Bedingungen des Vertrags von Bachtshissaraj abzufinden, und nur die Bedingung, dem Khan einen jährlichen Tribut zu zahlen, hielt ihn davon ab. Dabei ist nicht zu vergessen, wie sehr er Golizyn wegen des Mißlingens der Krimfeldzüge zürnte.

[175] Herr Ustrjalow ist der Ansicht, daß „die Hauptursache der Unentschlossenheit Peters in diesem Fall seine Absicht war, vor allem die Kriegskunst in allen ihren Formen zu erlernen, um desto sicherer den Kampf gegen die Feinde zur See und zu Lande aufnehmen zu können“. Diese Erklärung kann man wohl kaum in ihrer ganzen Tragweite annehmen. Ohne jeden Zweifel verstand Peter, wie auch jeder Mensch mit gesunden Sinnen, daß man eine Armee für den Krieg braucht. Es bedarf eines hohen Grades von Stumpfsinn, um anzunehmen, daß die Armee bloß ein glänzendes Paradespielzeug sei, das durch einen Krieg nur verdorben werden kann. Selbstverständlich dachte Peter nicht so. Mag dem auch so sein, aber zu sagen, daß er fünf Jahre lang die auswärtigen Staatsgeschäfte *absichtlich* vernachlässigte, weil er die Ausbildung einer tüchtigen Armee für den Kampf gegen den Feind im Auge hatte – das zu sagen, liegt, unserer Meinung nach, kein historischer Grund vor. Mehr noch, wenn wir durch diese Einschränkung gewissermaßen Peters zeitweilige Untätigkeit rechtfertigen wollten, würden wir der verfochtenen Sache einen schlechten Dienst erweisen. Die Folgen haben gezeigt, daß in der ganzen Zeit von 1690 bis 1695 für die Aufstellung einer Armee und selbst für den Ausbau des Seewesens in Rußland sehr wenig, so gut wie nichts getan wurde. Hätte sich Peter darum gekümmert, und zwar so gekümmert, daß er deswegen die wichtigsten diplomatischen Beziehungen vernachlässigte, wie hätte er dann so viele Mißstände und Mangel dulden können, wie sie im Asowschen Feldzug, dem ersten ernsthaften Unternehmen Peters, zutage getreten sind? Wir sehen in der Folge, wie Peter es versteht, in alle Einzelheiten einzudringen, sich um alles zu kümmern, alles vorausszusehen und für alles vorzusorgen in den Dingen, zu denen er sich bereits entschlossen hatte. Nichts Ähnliches sehen wir vor den Asowschen Feldzügen. Man sieht, daß bis dahin die militärischen Übungen und Spielereien Peters zur See und zu Lande erst nur seine *persönliche* Leidenschaft waren, mit der einstweilen noch keine bestimmten Pläne verknüpft waren. Peter selbst läßt nirgends ahnen, daß er bereits staatliche Ziele im Auge hatte, als er sich im Bau von Schiffen, der Anfertigung von Feuerwerken und der Veranstaltung von Musterschlachten übte.

„Einige Jahre lang *ging ich meiner Lust* auf dem Perejaslawl-See nach“, schreibt er im Vorwort zu dem Seereglement, „aber dann erschien er mir zu klein, und ich fuhr nach dem Kubenskoje-See, aber dieser gefiel mir nicht, weil er seicht war. Dann fing ich an, meine Mutter anzuflehen, mich das Meer sehen zu lassen. Anfangs ließ sie mich nicht, und dann, als *sie meinen großen Wunsch und meine unwiderstehliche Lust* sah, gab sie nur ungern ihre Einwilligung.“

[176] Nachdem sich Peter an den holländischen und den englischen Schiffen satt gesehen hatte, richtete er, nach seinen eigenen Worten, sein ganzes Sinnen auf den Bau einer Flotte, und „als es wegen der Kränkungen seitens der Tataren zur Belagerung von Asow kam und dieses dann glücklich genommen wurde, so konnte ich meinem unabänderlichen Wunsch zufolge nicht lange überlegen, ging vielmehr bald an die Arbeit“. Es ist klar, daß der erste Gedanke an eine Flotte bei Peter erst beim Anblick der ausländischen Schiffe im Weißen Meer, d. h. im September 1693, entstanden war. Endgültige Form nahm dieser Gedanke erst nach dem Asowfeldzug an. Bis dahin war es einfach die *Freude* an der Seefahrt gewesen, die auf nichts anderes aus war, als einen immer größeren Spielraum für sich selbst zu gewinnen.

Dasselbe ist auch von dem Landmilitärwesen zu sagen. Peter selbst bezeugt klar in einem Briefe an Apraxin aus der Zeit vor dem Asowschen Feldzug, daß die Militärspiele für ihn einfach eine Belustigung waren.

„Obwohl wir uns zu jener Zeit, im Herbst“, schreibt er, „fünf Wochen lang vor Koshuchowo mit Mars-Spielen beschäftigten und *nichts im Sinne hatten als Spiel*, so wurde jedoch dieses Spiel zum Vorbote einer wirklichen Kriegstat.“

Es ist unmöglich, direkter und schärfer alle Exklamationen zu widerlegen, die von leichtfertigen Lobhudlern ausgestoßen werden über die großen Absichten und Pläne, die Peter mit seinen Spielereien verbunden haben soll. „*Nichts hatte ich im Sinne als Spiel*“, sagt er einfach und streng zu ihnen, im vollen Bewußtsein dessen, daß seine Taten keiner schmeichelhaften Ausschmückungen bedürfen, die von einer müßigen Phantasie erfunden werden. Wenn er sich mit *Spielen* beschäftigt, scheut er sich nicht, dies einzugestehen: auch für ernstes Tun wird bei ihm die Zeit kommen. Dann wird das Spiel ihm den Nutzen bringen, den er früher selbst nicht ahnte.

Aber auch abgesehen vom Eingeständnis Peters selbst haben wir ein faktisches Zeugnis über den Zustand des Kriegswesens in Rußland gegen Ende des ersten Jahrfünfts der Regierung Peters. Dieses Zeugnis liefert uns der erste Asowsche Feldzug. Dieser Feldzug wurde ohne viele Überlegungen unternommen. Die Beratung darüber fand auf dem Kanonenhof statt. Vor dem Beginn des Feldzuges drückte sich Peter über ihn in einem Brief an Apraxin folgendermaßen aus: „Bei Koshuchowo haben wir unseren Spaß gehabt; jetzt marschieren wir nach Asow, um regelrecht zu spielen.“ Peter nahm 31.000 Mann mit sich, die aus den neuen Regimentern [177] und den Moskauer Strelitzen bestanden; gegen die Krim erhob sich auf seinen Befehl „eine gewaltige Masse von Kriegeren, vornehmlich Reitern altertümlicher Moskauer Formation, insgesamt 120.000 Mann“. Gordon wurde mit den Strelitzen auf dem Landwege nach Asow vorausgeschickt. Man rechnete damit, daß er in drei Wochen ankommen würde; der Zustand der Straßen war aber derart, daß der Marsch zwei Monate dauerte. Man mußte z. B. über den Nördlichen Donez eine Brücke schlagen, um die Truppen über den Fluß zu setzen; die Brücke wurde sehr langsam errichtet „infolge von Faulheit, Ungehorsam und Schwerfälligkeit der Strelitzen“, wie Gordon bemerkt. Peter selbst trat die Reise zusammen mit Lefort und Golowin auf dem Wasserwege an. Direkt von Moskau fuhr man auf Schiffen über die Flüsse Moskwa und Oka; dieser Weg war nicht sehr günstig. Während der Fahrt war das Wetter stürmisch, die Schiffe aber erwiesen sich als völlig untauglich und die Steuermänner ebenfalls. Einige Male fuhren sie auf eine Sandbank auf, und viele Schiffe wurden so beschädigt, daß sie mit Mühe und Not Nishnij-Nowgorod erreichten. Die Fahrt verlief so schlecht, daß manche Schiffe, nach den Worten von Peter selbst, drei Tage zurückblieben und auch dann nur *mit Ach und Krach ankamen*. All das kam von der Unachtsamkeit der dummen Steuermänner, „und solcher gab es in der Karawane mehr als die Hälfte“, fügt Peter hinzu. Der weitere Vormarsch vollzog sich nicht besser. Von Zarizyn ab marschierten die Truppen durch die Steppe unter ungewöhnlichen Schwierigkeiten. Die bereits erschöpften

Soldaten mußten drei Tage lang die Geschütze, Geschosse und Lasten selbst schleppen, denn beim Heer gab es nicht mehr als 500 Reiter und überhaupt keine Pferde für die Artillerie und den Train. Zu allem kam hinzu, daß in der Kosakenfestung Panschino Proviantmangel zutage trat „infolge der Nachlässigkeit der Moskauer Armeelieferanten, die sich gar nicht um die rechtzeitige Lieferung von Vorräten kümmerten; nicht ein Pfund Salz war vorhanden“.

Unter solchen Abenteuern erreichte man mit Mühe und Not Asow. Hier bezog Peter Stellung, „auf die Fürbitten der heiligen Apostel wie auf einen Fels bauend“, nach seinem Ausdruck. Aber schon bei der Dislozierung der Truppen stellte sich heraus, wie schlecht sie noch waren. Kaum hatte Gordon mit seiner Division die für ihn bestimmte Anhöhe besetzt, als die Türken das Feuer eröffneten und sich auf unsere Reiterei stürzten, die sofort die Flucht ergriff, worin ihr übrigens die Infanterie folgte. Der Historiker fügt hinzu: „Die dahinsausenden Geschosse erschreckten die Kommandeure und sogar die Obersten dermaßen, daß sie ihren [178] General baten, sich verschanzen zu dürfen.“ Nur mit Mühe hielt Gordon seine Leute von einer kleinmütigen Flucht zurück. In dieser Lage wartete er drei Tage lang auf das Eintreffen der Divisionen Leforts und Golowins. Wodurch waren diese aufgehalten worden? Dadurch, daß sie keine Fuhrwerke und Wagen hatten, und darum mußte man ihnen, damit sie aufbrechen konnten, Fuhrwerke aus dem Gordonschen Lager bringen, was angesichts der zahlenmäßig starken Reiterei des Gegners recht schwer auszuführen war.

Peter und Gordon waren unermüdlich tätig; die Kosaken zeichneten sich durch Tapferkeit aus. Die letzteren halfen der Belagerung um ein gut Stück weiter, indem sie zwei türkische Wachttürme, drei Werst oberhalb von Asow, an beiden Ufern des Don besetzten. Aber die Masse der Truppen wurde dadurch nicht besser. Am Tage nach der Einnahme der Wachttürme versetzten die Türken die Russen in Schrecken, indem sie sie zu einer Zeit überfielen, da diese *nach dem Mittagessen rasteten* – „eine Sitte, die sie weder zu Hause noch im Feldlager aufgaben“, wie der Geschichtsschreiber bemerkt. Gordon schreibt darüber: „Erschreckt durch den Angriff, verstreuten sich die Strelitzen und die Soldaten über das ganze Feld in einem panischen Schrecken, wie ich ihn mein Lebtag nicht gesehen habe.“ Die Folge dieses Schreckens war, daß die Türken unsere Redoute besetzten, die übrigens von neu herangeeilten Regimentern wiedererobert wurde. Gordon schlug viele Maßnahmen vor, um die Belagerung erfolgreicher zu gestalten, aber man hörte nicht auf ihn, und man verfuhr so, als ob man immer noch nur scherzte. Auch im Gefecht ließ man Gordon ohne Verstärkung, so daß einmal ein Teil der Gordonschen Truppen nur durch einen plötzlichen Rückzug der durch irgend etwas getäuschten Türken gerettet wurde. „Dieser unerwartete Rückzug“, bemerkte Gordon, „hat uns vor großem Unglück gerettet: unsere Truppen, die auf der anderen Seite lagen, hatten keinen anderen Schutz als spanische Reiter.“ Unsere Generale langweilten sich offensichtlich und hatten Angst vor Kriegshandlungen. Ende Juli schickten sie sogar einen Brief an den Pascha, „bemüht, ihn durch das Angebot *vorteilhafter Bedingungen* zur Aufgabe der Stadt zu bewegen“. Was das für Bedingungen waren, ist nicht bekannt... Der Pascha ging darauf nicht ein.

Als man der Belagerung überdrüssig wurde und die Hoffnung verlor, den Pascha durch *vorteilhafte Bedingungen* zu ködern, begann man von einem Sturmangriff zu sprechen. Gordon stritt lange herum und suchte zu beweisen, daß es noch zu früh sei, einen Sturm zu unternehmen. Man schenkte ihm kein Gehör; Peter selbst [179] hatte den Sturmangriff beschlossen. Man forderte Freiwillige auf, man versprach den Gemeinen je 10 Rubel für jedes genommene Geschütz und den Offizieren eine besondere Belohnung. Es meldeten sich 2500 Kosaken freiwillig. In den Soldaten- und den Strelitzen-Regimentern aber *finden sich keine Freiwilligen*. Zur Verstärkung der Freiwilligen wurden je 1500 Mann aus jeder Division bestimmt. Unter den Freiwilligen gab es wenige Offiziere, und auch diese waren entweder infolge mangelnder Erfahrung allzu selbstsicher oder sehr niedergeschlagen. Man schritt zum Sturm, oh-

ne mit Leitern und Faschinen ausgerüstet zu sein. Während des Angriffs selbst hatte sich eine Kolonne von Strelitzen, die den Stürmenden zu Hilfe kommen sollte, in den Gärten gelagert und schaute ruhig zu, wie sich ihre Kameraden abmühten. Dadurch mißlang natürlich der Sturm. Die Russen büßten in vier Regimentern 1500 Mann ein; der Verlust der Türken erreichte knapp 200 Mann...

Nach dem mißlungenen Sturm nahm man von neuem die Belagerungsarbeiten auf. Doch diese verliefen äußerst mangelhaft. Insbesondere bei Lefort wurde nichts zustande gebracht infolge seiner Sorglosigkeit und der Unfähigkeit der Ingenieure. Lefort sorgte nicht einmal dafür, daß zwecks gegenseitiger Verteidigung Verbindungswege zu dem Lager Gordons angelegt wurden. Die von ihm begonnenen Minengänge wurden vom Feinde entdeckt und zerstört. Gordon beschädigte auch seine eigenen Anlagen, als er eine Gegenmine des Feindes sprengte. In der Division Golowins erklärte ein junger Ingenieur (ich glaube, es war Adam Weide), er sei mit einem Minengang ganz unter die Flanke der Bastei gelangt und man müßte eine Sprengung vornehmen. Der Kriegsrat beschloß: die Stelle zu sprengen und, sobald die Festungsmauer gestürzt wäre, die Durchbruchsstelle mit den nächstliegenden Truppen zu besetzen. Man sprengte den Minengang. „Balken, Bretter, Steine flogen in die Luft und sausten mit ihrer ganzen Wucht auf unsere Schützengräben, wodurch 30 Mann getötet wurden, unter ihnen zwei Obersten und ein Oberstleutnant. Außerdem wurden an die 100 Mann verstümmelt. Die Festungsmauer aber blieb unbeschädigt.“

Als letztes Mittel wollte man noch einen Sturmangriff versuchen, und man beschloß, um den Erfolg sicherzustellen, mit dem Sturm sofort nach der Explosion der Minen zu beginnen, die man unter der Festung, ganz im Zentrum, gelegt hatte. Es war angeordnet, daß der Sturmangriff von allen Seiten, vom festen Land und vom Don aus erfolgen sollte. Vergebens wies Gordon hin auf die Nutzlosigkeit eines Angriffs von der Flußseite her, wobei er recht begründete Argumente vorbrachte; man hörte nicht auf ihn, seine [180] Einwände beantwortete man mit der Äußerung vager Hoffnungen. Bei der Verteilung der Truppen für den Sturmangriff selbst wurde ein merkwürdiger Fehler begangen. Die Kosaken, die schon so viele Male ihre Kühnheit gezeigt hatten, ließ man zurück zur Verteidigung des Lagers gegen einen eventuellen Überfall der Tataren aus der Steppe, während man zum Sturm Soldaten und Strelitzen führte, die auch hier natürlich nicht mehr Tapferkeit an den Tag legten als früher. Der zweite Sturmangriff endete so, wie auch zu erwarten war. Durch die Minenexplosion wurde ein Teil der Bastei beschädigt, doch ein wohl noch größerer Schaden wurde den Russen selbst zugefügt. „Die Steine, die in die Luft flogen, sausten, wie früher, auf unsere Laufgräben nieder, wo sie Oberst Ban, einige Offiziere und viele Gemeine töteten und an die hundert Mann verwundeten.“ Man war wiederum ohne Leitern zum Sturm geschritten; das ganze Gefecht verlief schlapp und nicht einheitlich. Das Detachement Leforts, dem befohlen war, die Kräfte des Gegners durch einen Angriff auf die Befestigungen abzulenken, die den mit den Hauptkräften angegriffenen am nächsten lagen, näherte sich diesen, und als es sah, daß hier kein Einbruch vorhanden, ja nicht einmal der Graben zugeschüttet war, erachtete er es für das beste, sich den Gordonschen Strelitzen anzuschließen, die durch die Einbruchsstelle vordrangen. Die übrigen Truppen aber beschränkten sich auf einen Scheinangriff und warteten, bis die anderen ihnen den Weg nach der Stadt bahnen würden. Als die Türken dies merkten, konzentrierten sie alle ihre Kräfte an der Einbruchsstelle, vertrieben die Soldaten vom Festungswahl und ließen dann auf die Russen 400 tollwütige Janitscharen los. Bei ihrem Anblick ergriffen die Strelitzen, ohne den Angriff abzuwarten, sofort die Flucht und blieben am äußeren Teil des Festungswalls stehen, von wo sie bald darauf in den Graben geworfen wurden. Gordon blies zum Rückzug... Der zweite und der dritte Sturm waren ebenso erfolglos. Die Soldaten gingen nur ungern vorwärts und verstanden es nicht, dem Gegner standzuhalten. Nachdem man eine Unmenge Leute verloren hatte, sah man sich endlich gezwungen, jede

Hoffnung auf die Einnahme Asows für diesmal aufzugeben. Zwei Tage nach dem zweiten Sturmangriff wurde beschlossen, die Belagerung Asows aufzuheben. Unsere Kriegsbeute bestand diesmal aus einem einzigen türkischen Feldzeichen und einer eisernen Kanone.

Der Rückzug vollzog sich unter Nöten und Schwierigkeiten, die noch schlimmer waren als beim ersten Marsch nach Asow. Die auf dem Rückzug befindlichen Truppen wurden in der Steppe beständig [181] von berittenen Tataren belästigt, und Gordon, der bei der Nachhut war, vermochte in seinen Regimentern kaum Ordnung aufrechtzuerhalten. Ein Regiment, das unter der Führung von Swert stand, blieb zurück; die Tataren überfielen und schlugen es total, nahmen den Obersten gefangen und erbeuteten einige Fahnen. Die ganze Nachhut geriet dadurch in große Verlegenheit; das Butyrskij-Regiment allein hielt die Ordnung aufrecht. Nach Tscherkassk verfolgte der Gegner die zurückweichenden Truppen nicht mehr; aber da setzten Fröste und Schneestürme ein. Die Truppen marschierten durch eine ausgebrannte und entvölkerte Steppe; Menschen und Pferde gingen an Hunger und Kälte zugrunde. Einen Monat nach dem Durchmarsch der Armee verfolgte Pleyer, der Botschafter des österreichischen Kaisers, ihre Spuren, und er erzählt, daß er nicht ohne Schauern die Unmenge Leichen sehen konnte, die auf einer Strecke von 800 Werst herumlagen und von den Wölfen gefressen wurden... Nach zwei Monaten, schon Ende November, zogen die Regimenter in Moskau ein, übrigens im Triumph. Zum Zeichen des Sieges wurde natürlich „vor den Obersten Rat des Zaren ein Türke mit nach hinten gebundenen Armen, an jeder Hand eine große Kette, von zwei Mann geführt“. Durch dieses klägliche Zerrbild eines Siegeszuges zollte Peter seinen früheren Spielereien noch den letzten Tribut. Doch mit einem *derartigen* Triumph konnte er sich nicht begnügen.

Die Asowschen Mißerfolge lehrten Peter vieles, sie zwangen ihn, vieles mit ganz anderen Augen anzusehen. Er konnte nicht umhin, die Mangelhaftigkeit und die Leichtfertigkeit dessen zu bemerken, was er früher mit leidenschaftlicher Begeisterung betrieben hatte. Der Asowfeldzug war teilweise auch die Frucht einer Passion, Probe eines Kriegsspiels gegen einen wirklichen Feind. Aber diese Probe kam teuer zu stehen und war entschieden mißglückt. Die Ursache der Mißerfolge lag gerade darin, daß man sich vor Beginn des Krieges um nichts gekümmert hatte, was für den Erfolg unerläßlich war. Weder an die Kommunikationsmittel noch an Proviant, noch an das Artillerie- und Ingenieurgerät, noch an fähige Offiziere, noch an die Erziehung der Armee im kriegerischen Geist, noch an eine richtige Organisation der Regimenter – an nichts hatte man gedacht. Von Anfang bis zum Schluß traten in allem äußerste Desorganisation, Unordnung, Schwäche, durch Unwissenheit verursachte Fehler zutage. Peter mußte hier merken, daß rasche und entschiedene Veränderungen vonnöten waren, damit für Rußland etwas getan werde. Er mußte nun begreifen, daß militärische Erfolge und Mißerfolge nicht vom geschickten Manövrieren abhängen, [182] daß vielmehr dazu auch manches andere nötig ist. Bei den Asowschen Mißerfolgen mußte ihn dieser Gedanke auf Schritt und Tritt verfolgen. Er mußte noch mehr durch die Nachrichten verstärkt werden, die von der Armee aus Belgorod eintrafen. Man schrieb ihm: „Man kann bei Kasykerman nichts unternehmen, da die Geldlöhnung nicht eintraf, das Geld ganz ausging und es auch wenige Gewehre gibt.“ Ferner wurde Peter gemeldet, daß Scheremetew über einen Mangel an Belagerungsgeschützen geklagt hätte und daß befohlen worden war, ihm diese Geschütze aus Kiew zu liefern, er schreibe aber: „Es fehlt an Zeit, sie zu holen, es ist zu spät.“ Alle derartigen Meldungen zeigten Peter deutlich, wie notwendig es sei, eine reguläre militärische Administration zu schaffen und für die Mittel der Kriegführung noch mehr zu sorgen als für die Tapferkeit in den Schlachten. Er begriff das, und von dieser Zeit an änderte sich die Art seiner Tätigkeit merkbar. Man kann nicht sagen, daß Peter zu dieser Zeit bereits alle Gebiete der Staatsverwaltung ganz erfaßt hatte und alles vollkommen und klar erkannte, was für das Wohlergehen und den Ruhm Rußlands zu tun notwendig war, aber jedenfalls in bezug auf

das Kriegswesen wurde Peters Blick nach dem ersten Asowschen Feldzug klarer und reichte weiter. Da sehen wir nun, wie groß der Unterschied war zwischen der Tätigkeit Peters, wenn sie auf irgendein bestimmtes Ziel gerichtet war wie jetzt, und seiner Tätigkeit, wenn sie einfach durch seine persönlichen Neigungen ohne irgendwelche weiteren Pläne hervorgerufen war, wie es mit Peters militärischen und maritimen Spielereien vor den Asowschen Feldzügen der Fall war. In jenen Spielereien hatte er nur die Technik der einfachsten und unbedeutendsten Arbeiten zu erlernen gesucht und durch körperliche Betätigung, die mit Belustigungen und Festmahlen abwechselten, gleichsam den maßlosen Tätigkeitsdrang betäubt, der seinen Geist quälte, ohne einen würdigen Gegenstand zur Befriedigung zu finden. Er hatte ebendarum nichts für eine erfolgreiche Kriegführung vorbereitet, weil er nicht wußte und nicht daran dachte, was seine Spielereien ergeben würden. Hätte er in der Tat nur deshalb mit den Türken wie mit den Polen keine entscheidenden Verhandlungen aufnehmen wollen, weil er zuerst zum Krieg gerüstet sein wollte, so würde er zweifellos im Laufe der fünf Jahre von 1690-1694 die nötigen Kriegsvorbereitungen wirklich getroffen haben. Indessen sehen wir, daß nichts vorbereitet worden war und daß in dem Halbjahr, das zwischen dem ersten und dem zweiten Asowschen Feldzug liegt, mehr getan wurde als in jenen fünf Jahren. So wird auch hier klar, wie Peter von der Macht der Ereignisse mitgerissen [183] wurde, wie er allmählich durch die Tatsachen belehrt wurde, die sich vor seinen Augen abspielten, und wie sich seine Bestrebungen immer mehr entfalteten und erweiterten, in dem Maße, wie die Erscheinungen des Lebens ihm neue Erfordernisse des Staates aufdeckten, die es zu befriedigen galt. Die Entschlossenheit, diesen Erfordernissen um jeden Preis gerecht zu werden, bildet eben sein Hauptverdienst. Man soll übrigens nicht glauben, Peter hätte mit einem Schlag, mit einem genialen Blick alle Zweige der Staatstätigkeit erfaßt und gleich nach dem Asowschen Feldzug einen vollkommenen Plan der Umgestaltung aufgestellt. Mitnichten. Wir sehen, daß sich Peter, viele außerordentlich wichtige Staatsfragen und dringende Bedürfnisse Rußlands einstweilen beiseite lassend, diesmal erst dem zuwandte, was am direktesten und unmittelbarsten mit den vorhergegangenen Ereignissen verbunden war und was seinen eigenen, persönlichen Neigungen am meisten entsprach. Peter richtete sein Augenmerk vor allem darauf, was für die Vervollkommnung des Militärwesens und die Schaffung unserer Seemacht fördernd sein konnte. Es lag im Charakter jener Zeit, als sich höhere Begriffe über das Wohl und die Größe der Völker noch nicht herausgebildet hatten, daß sich die ganze Macht des Staates auf die Armee stützte. Darum ist es keineswegs verwunderlich, daß sich auch Peter vor allem mit der Armee befaßte und vorerst die anderen Interessen des Landes unbeachtet ließ. Noch begreiflicher ist Peters Bemühung um die Flotte, da wir wissen, daß die Leidenschaft für das Meer eine seiner stärksten und beständigsten Leidenschaften war. Seine Gedanken über Militärmacht überhaupt sprach Peter sehr deutlich etwas später aus, in einem Ukas aus dem Jahre 1702 über die Berufung von Ausländern nach Rußland. In diesem Ukas spricht Peter davon, daß er stets bemüht war „um die Förderung des Wohlstands des Volkes und dazu verschiedene Veränderungen und Neuerungen einführte.“ Nach Aufzählung einiger der neuen Institutionen und Maßnahmen fährt der Ukas folgendermaßen fort:

„Da wir aber befürchten, daß die von uns getroffenen Maßnahmen noch nicht die von uns erwünschte Vollkommenheit erreicht haben und unsere Untertanen darum noch nicht die Früchte unseres Schaffens in ungestörter Ruhe genießen können, so trachteten wir noch nach anderen Mitteln usw. Zwecks Erfüllung solcher nützlicher Absichten waren wir *vor allem darum bemüht*, daß unsere Militärmacht, *als Stütze und Schutz unseres Staates*, am besten gestaltet sei, damit unsere Armeen aus Menschen bestehen, *die das Kriegshandwerk beherrschen und die nötige Ordnung und Disziplin wahren...*“

Das waren die Pläne und Ansichten Peters sogar noch im Jahre 1702. Die Stütze des Staates erblickt er in der Armee, und darum kümmert er sich *vor allem* um diese; von der Armee aber verlangt [184] er nichts weiter als die Beherrschung des Kriegshandwerks, die nötige Ordnung und Disziplin. Die Aufstellung einer Armee mit solchen Eigenschaften hält er für das

beste Mittel zum Schutz des Staates und zur Erhaltung seines Wohlergehens. Dieser Gedanke verließ Peter bis zu seinem Lebensende nicht, aber im Laufe der Zeit verlor er für ihn zum Teil seine dominierende Bedeutung. Daneben entstanden in Peters Geist nach und nach auch Gedanken über die große Bedeutung anderer Zweige der Staatsverwaltung. Ohne die Sorge um Armee und Flotte aufzugeben, widmet er in der darauffolgenden Zeit auch der Entwicklung der Industrie im Staate, den Finanzverhältnissen, einer besseren Organisation der Zivilinstitutionen viel Aufmerksamkeit, eröffnet Schulen, plant die Schaffung einer Akademie der Wissenschaften, gründet den Synod u. a. Einstweilen aber ist er, bestürzt über die Unvollkommenheit der Armee, fast ausschließlich mit militärischen Angelegenheiten, und insbesondere mit dem Bau der Kriegsflotte, beschäftigt.

Schon auf dem Rückweg aus dem ersten Asowschen Feldzug schickte Peter aus der Steppe in der Nähe des Aidar-Ufers ein Schreiben an den römischen Kaiser, in dem er mitteilte, er wäre gegen die Feinde der Christenheit ins Feld gezogen, hätte aber aus Mangel an Waffen, Munition, und vor allem an geschickten Ingenieuren, ihre Hauptfestung nicht zu nehmen vermocht. Darum bat Peter den Kaiser, einige geschickte Ingenieure und Mineure nach Rußland zu beordern. Dasselbe schrieb er nachher auch an den Kurfürsten von Brandenburg. An den König von Polen aber wandte sich Peter auf Grund des Bündnisvertrages mit der Forderung, gleichzeitig entschiedene Aktionen gegen den Feind zu unternehmen. Das zeigte bereits, daß sich Peter nunmehr nicht zum *Spiel* nach Asow begeben werde, sondern eine ernste Sache vorhabe. Und tatsächlich, am 22. November 1695 kehrte Peter aus den Stellungen bei Asow nach Moskau zurück, am 27. werden die Krieger wieder für Asow mobilisiert, und am 30. schrieb Peter an den Dwina-Woiwoden Apraxin, er solle alle Schiffszimmerer unverzüglich aus Archangelsk nach Woronesh schicken.

„Nach der Rückkehr von der Nichteinnahme Asows“, schreibt er, „wurde ich vom Generalskonzilium dahin beraten, für den künftigen Krieg Galeassen zu bauen; darum halte ich es für zweckmäßig, daß alle Schiffszimmerer von euch hierhergeschickt werden, da sie die Winterzeit müßig verbringen würden, während sie hier in dieser Zeit von großem Nutzen für den Krieg sein werden; Verpflegung und Bezahlung werden für die Arbeit ausreichend sein, und wenn die Schiffe in See stechen“ (d. h. zur Eröffnung der Schifffahrt in Archangelsk), „werden sie ohne Verzögerung zurückgeschickt werden: versprich es ihnen, gib ihnen Fuhrwerke und auch Proviant für die Reise.“

[185] An diesem Brief fällt besonders die ernsthafte, durchdachte Sorge Peters auf, daß es den Menschen, die er anforderte, bequem und vorteilhaft sei, nach Woronesh zu reisen.

Die Auffüllung der Truppen selbst geschah jetzt anders als früher. Am 13. Dezember wurde in Moskau ausgerufen, daß sich Freiwillige jeden Standes zum Militärdienst melden sollten. „Es fanden sich nicht wenige Freiwillige“, sagt der Historiker, „insbesondere unter dem Hofgesinde der großen Herren, unter dem es von Hunderten müßiger und hungriger Knechte wimmelte. Leibeigene strömten in Scharen nach Preobraschenskoje und ließen sich zum Teil als Soldaten, zum Teil als Strelitzen einreihen. Ihre Frauen und ihre Kinder wurden den Herrschaften fortgenommen und in Preobraschenskoje angesiedelt.“ Außerdem forderte Peter die Absendung von Truppen vom Hetman von Kleinrußland und aus der Belgorod-Armee. Über die ganze Armee wurde ein einziger Oberbefehlshaber eingesetzt, was im ersten Feldzug nicht der Fall gewesen war, wodurch die Einheitlichkeit der Aktionen stark beeinträchtigt war. Ebenfalls im Dezember schritt Peter, nachdem er die Verfügung betreffs Beschaffung von Materialien für den Schiffbau in Woronesh getroffen hatte, an die Aufstellung eines *Marineregiments*, das er denn auch aus 4000 Mann bildete, die teilweise neu mobilisiert, teils aus dem Semenowskij- und dem Preobraschenskij-Regiment übergeführt wurden. Vom März an befaßte sich Peter fast ausschließlich mit dem Bau von Schiffen.

Herr Ustrjalow bezeugt, daß Peter auch damals, „entgegen den Berichten späterer Historiker, noch nicht an den Bau von Fregatten und Linienschiffen dachte. Seine Wünsche beschränk-

ten sich auf eine Ruderflottille, auf Galeassen, Galeeren, Schlepper und Brander“. Peter hatte also auch hier nur das *nächste* Ziel: eine Flottille aufzubauen, um Asow vom Meere her abzusperren. Der ausgesprochene Gedanke an eine Flotte als „Eckpfeiler der Macht Rußlands und das beste Mittel, Rußland den Weg nach Europa zu öffnen“, kam erst später auf. Peters Flottille bestand nunmehr aus 30 Kriegsschiffen, die unter seiner Aufsicht und unmittelbaren Teilnahme im Laufe des Monats März 1696 erbaut worden waren. Gegen Mitte April trafen in Woronesh die Truppen aus Moskau ein, und einen Monat später stand Peter bereits vor Asow. Hier konnte Peter schon von Anfang an wahrnehmen, daß die Türken zur See den Mut sinken ließen und daß sie seine Galeeren nicht ohne Furcht betrachteten. Kein Wunder, dies überzeugte, wie Herr Ustrjalow annimmt, Peter, daß es nützlich und notwendig sei, eine [186] Flotte aufzubauen, die imstande wäre, nicht allein das Asowsche, sondern auch das Schwarze Meer zu befahren. In der Folge sehen wir Peter bei den Verhandlungen mit den Türken sehr danach streben, daß den russischen Schiffen das Recht freier Fahrt auf dem Schwarzen Meere gewährt werde.

Bei Asow gestalteten sich die Dinge diesmal weitaus günstiger, obwohl wir vor der Ankunft der kaiserlichen Ingenieure durch unsere Bomben nur die Bauten der Stadt zu beschädigen vermochten und den Befestigungen nichts anhaben konnten. Auch in den Schlachten selbst waren manchmal nicht ganz gelungene Versuche zu verzeichnen, wie z. B. am 24. Juni, als die Russen, nachdem sie einen Angriff der Tataren zurückgeschlagen hatten, die Verfolgung, wie Peter selbst sagte, „nach Urväterart, ohne für die Deckung ihrer Schlachtordnung zu sorgen“, aufnahmen und darum einen bedeutenden Verlust erlitten. Immerhin ließ sich die Sache jetzt ganz anders an als bei der ersten Belagerung. Nur wollte uns die Kunst der Belagerungsarbeiten nicht gelingen, sogar trotz der Anwesenheit der eingetroffenen Brandenburger, die sich als Artilleriefachleute erwiesen und nur im Bombenwerfen gewandt waren. Da man nicht wußte, was anfangen, fragte man die Soldaten und die Strelitzen selber, wie ihrer Meinung nach Asow am besten zu nehmen wäre. Diese sagten, man müßte einen hohen Erdwall errichten, ihn an den Wall des Feindes heranbringen, den Graben zuschütten und die Türken von den Festungsmauern hinunterwerfen.

„Wie seltsam dieser Vorschlag auch war, der an die Belagerung von Cherson durch den Großfürsten Wladimir im 10. Jahrhundert erinnerte“, bemerkt Herr Ustrjalow, „machte sich doch der Zarenrat diesen Gedanken zu eigen, und Gordon griff ihn sogar mit Eifer auf... Man begann mit dem Bau des Walls, und über zwei Wochen hindurch arbeiteten in der Nacht ständig je 15.000 Mann daran... Es versteht sich von selbst, daß diese Arbeiten nicht ohne bedeutende Verluste für uns verliefen, von Nutzen aber waren sie einstweilen wenig. Am 11. Juli trafen endlich die kaiserlichen Ingenieure ein; sie drückten ihre Verwunderung über das gewaltige Ausmaß unserer Arbeiten aus, aber sie erwarteten von ihnen keinen besonderen Erfolg, sondern setzten ihre Hoffnungen mehr auf Unterminierungen und Batterien. Sie erteilten Ratschläge, wie die Minen anzulegen und die Batterien aufzustellen seien, und bald darauf zerstörten ihre gutgezielten Schüsse die Pallisaden, die Gordon vergeblich zu vernichten gesucht hatte. In der Nacht des 12. Juli konnten die russischen Soldaten bereits die von den Türken verlassene Eckbastei besetzen; eine Woche später konnten die Türken unserer Kanonade nicht mehr standhalten und begannen von Kapitulation zu reden. Am Tage darauf wurde die Kapitulation beschlossen. Die türkischen Truppen durften mit den Waffen abziehen, Peter besetzte Asow, faßte den Plan, neue Befestigungen für Asow aufzuführen, dann begab er sich nach dem Asowschen Meere, um einen Platz ausfindig zu machen, der sich als Hafen für die künftige russische Flotte eignete. Dieser Platz fand sich in der Nähe von Taganrog. Bald darauf traten die Truppen den Rückmarsch an, und nach zwei Monaten, am 30. September, zogen sie [187] in höchst feierlichem Triumph in Moskau ein. Einen Monat später (Anfang November) beschloß Peter, bis April 1698 *Kumpaneien* für den Bau von Schiffen zu gründen. Im gleichen Monat wurden viele Adlige von Peter nach Holland und auch anderen Staaten geschickt, damit sie den Bau und die Führung von Schiffen erlernten.“

Anfang des folgenden Monats wurde dann die Große Gesandtschaft nach Europa geschickt, mit der auch Peter selbst samt Volontären mitreiste, die das Seewesen studieren sollten. So handelte Peter, wenn ihn eine bestimmte, klar erkannte Idee beseelte. Nichts vermochte ihn zurückzuhalten, nichts konnte ihn von dem gefaßten Plan ablenken. Er liebte es nicht, lange nachzudenken, zu sinnen und etwas zu verschieben, er liebte es nicht, die Schwierigkeiten

und Hindernisse lange zu erwägen; hatte er einmal etwas beschlossen, so zog er die äußersten Konsequenzen, allem zum Trotz... „Er mochte nicht lange nachdenken, er machte sich schnell ans Werk“, kann man immer wieder von allen seinen Unternehmungen sagen.

Eben in diesem festen, unentwegten Verfolgen seiner Ziele kommt vorwiegend die Größe Peters zum Ausdruck. Die Umgestaltungspläne entstanden nach und nach, ganz von selbst, ebendarum, weil Peter unabänderlich danach strebte, jedes von ihm geplante Unternehmen unbedingt auszuführen. Er wollte unbedingt alles überwinden, beseitigen oder vernichten, was ihn auf seinem Wege behindern, und sich alles zunutze machen, was die Verwirklichung seiner Ideen fördern konnte. Auf diese Weise ergaben sich die Umgestaltungen und die Neuerungen unvermeidlich aus dem Charakter der Tätigkeit Peters selbst. Er gelangte zu ihnen auch dann, wenn er keine weitgesteckten Ziele verfolgte. So würde man auch in seiner Auslandsreise vergeblich nach irgendwelchen großen, weitblickenden politischen Plänen suchen. Das Ziel der Reise war nicht mehr und nicht weniger als das Studium des Schiffbaues. Herr Ustrjalow sagt darüber folgendes:

„Nicht hemmungslose Leidenschaft für alles Fremdländische, entfacht durch Lefort und das lockere Leben in der Deutschen Siedlung, wie manche Schriftsteller behaupten; nicht das weitgespannte, längst durchdachte, durch denselben Liebling eingeflöbte Vorhaben, ‚das Reich zu verlassen, um besser regieren zu lernen‘ und Rußland nach dem Vorbild der europäischen Staaten umzugestalten, wie andere Historiker schreiben; sondern die eigene Überzeugung, das Resultat des klaren, genialen Gedankens, daß der Eckstein der politischen Macht Rußlands eine Flotte sein müsse, lockte Peter in die Fremde, damit er dort mit Arbeitsgefährten, mit der Blüte des russischen Adels, die komplizierte, beschwerliche Kunst erlerne, die den nach Rußland kommenden Ausländern nur ungefähr aus der Praxis, ohne jegliche theoretische Grundsätze, bekannt war die Kunst des Schiffbaues und der Seefahrt. Der wißbegierige Zar dachte natürlich nicht daran, seine allumfassende Neugier darauf zu beschränken: nichts, was für das russische Volk mit Nutzen anwendbar war, konnte seinem Adlerblick entgehen; doch das [188] wahre Ziel der Reise Peters war das gründliche, tiefe Studium des Schiffbaues und der Seefahrt in all ihren Formen, von der geschickten Handfertigkeit des Zimmerers bis zur geometrischen Exaktheit des Meisters, von der Findigkeit des Steuermanns bis zur Dispositionskunst des Admirals.“

Die dem Herrn Ustrjalow eigene Beredsamkeit verdunkelt in diesem Fall einigermassen das einfache Wesen der Sache; doch ist es nicht schwer, dies herauszufinden mit Hilfe der Tatsachen und einiger Bemerkungen, die Herr Ustrjalow selbst liefert. Aus diesen Tatsachen geht das eine klar hervor: der allgemeinen Auffassung zuwider, suchte Peter, wie der Historiker selbst an einer anderen Stelle bemerkt, im Auslande einzig und allein nach Mitteln und Wegen, in Rußland die Seeschifffahrt einzuführen und auszubauen, und *dachte damals wohl kaum* an die Umgestaltung seines Reiches nach dem Vorbild der westeuropäischen Staaten. Gestützt auf Peters eigene Worte im Vorwort zum Seereglement, können wir sogar sagen, „*er dachte gar nicht daran*“. Hier sind diese Worte die in der Handschrift nicht von Peter selbst niedergeschrieben, aber von seiner Hand korrigiert und ergänzt worden sind:

„Damit dieser“ (d. h. der Schiffbau) „für alle Zeiten in Rußland Fuß fassen beschloß er, diese Kunstfertigkeit seinem Volke beizubringen, und deswegen schickte er eine große Anzahl Wohlgeborener nach Holland und anderen Staaten, den Bau und die Führung der Schiffe zu erlernen. Und was am wunderbarsten ist – *als ob sich der Monarch geschämt hätte, in dieser Kunst hinter seinen Untertanen zurückzubleiben, unternahm er selber die Reise nach Holland*, schritt selber mit den übrigen Volontären in der Ostindischen Werft zu Amsterdam an die Erlernung des Schiffbaues, eignete sich in kurzer Zeit vollständig an, was einem guten Zimmermann zu wissen ziemte, erbaute mit eigener Arbeit und Kunst ein neues Schiff und ließ es vom Stapel laufen.“

Das ist die Erklärung, die Peter selbst für seine Reise gibt; es ging ihm sozusagen wider das Gewissen, daß seine Untertanen das erlernen würden, was er selbst nicht wußte, und er selbst trat die Reise an, um zu lernen. Darin offenbart sich ein hohes Streben, nur nicht ein Streben staatlicher Natur, sondern ein rein persönliches Streben, das nicht reif durchdachten Absichten und Plänen entsprang, sondern der stürmischen, ungeduldigen Natur Peters. Er „mochte“ einfach „nicht lange nachdenken“ und warten, bis die von ihm abgesandten Männer mit neuen Kenntnissen aus dem Auslande zurückkehren und den Schiffbau ordentlich in die Wege

leiten würden. Hingerissen von seiner Leidenschaft für das Marinewesen, im Banne eines einzigen Gedankens, der ihn hinderte, sich ruhig mit anderen Fragen zu befassen, beschloß er, ohne lange zu bedenken, sich selber *der Sache zu widmen*, auf die sein ganzes Sinnen und Trachten gerichtet war. Alles übrige rückte für ihn [189] weit in den Hintergrund. Darum glauben wir, daß Peter in dieser Zeit nicht nur noch nicht an die Umgestaltung des Reiches nach europäischem Muster dachte, sondern daß selbst der Gedanke „an den Eckstein der politischen Macht Rußlands“ für ihn zumindest nicht der Hauptbeweggrund der Reise war. Die weitest reichende, allerletzte Überlegung Peters ging damals, wie es scheint, nicht über die Möglichkeit hinaus, die Türken erfolgreich zu bekriegen. So zu denken, gibt wenigstens ein von ihm aus Amsterdam an den Patriarchen gerichteter Brief Anlaß, in dem er schreibt:

„Dank Gottes Gnaden und Euren Gebeten befinden wir uns in den Niederlanden in der Stadt Amsterdam in guter Gesundheit und, dem Gebote Gottes an unseren Urahnen Adam folgend, arbeiten wir; wir tun dies nicht aus Zwang, sondern zur Erwerbung von Wissen über die Seefahrt, damit wir diese Kunst beherrschen und, heimgekehrt, über die Feinde von Jesus Christus siegen und die dort lebenden Christen durch seine gütige Fügung befreien können – was ich bis zu meinem letzten Atemzug zu wünschen nicht aufhören werde.“

Der Gedanke an den Krieg gegen die Türken kommt wiederholt sowohl in anderen Briefen Peters zum Ausdruck als auch in den Verhandlungen selbst, die die Große Gesandtschaft mit den verschiedenen Höfen geführt hat. Aber dieser Gedanke war unserer Politik von jeher eigen und stellte kein außerordentliches, gewaltiges Unterfangen dar. Was aber die Frage betrifft, welche Hoffnungen und Absichten Peter mit einer geglückten Beendigung des Türkischen Krieges verband, so wird das von ihm nirgends ausgesprochen, und die Geschichte kann diesbezüglich nichts Bestimmtes aussagen. Große, geniale Projekte *nachträglich* aufzustellen, ist für einen Historiker nicht schwer, sie müssen aber eine positive, faktische Grundlage besitzen, gerade sie fehlt aber in diesem Fall. In der „Betrachtung über die Ursachen des Schwedenkrieges“ liegt freilich die Zeugenschaft Schafirows vom Jahre 1716 über das allgemeine Ziel der Reise Peters vor; aber auch diese Zeugenschaft ist als eine verspätete anzusehen. Schafirow meint, daß Peter

„bewogen wurde durch seinen scharfen, von Natur aus erleuchteten Geist und dem Neuerungsdrang, die europäischen politisierten Staaten zu sehen, die weder er noch seine Ahnen, da es etwas Ungewöhnliches nach den damaligen Bräuchen war, je gesehen hatten, damit er nachher, nach Aneignung der Staatskunst nach dem Vorbild dieser Länder, sein eigenes weites Land in politischer, militärischer und anderer Hinsicht umgestalten könne, und auch um durch das eigene Beispiel seine Untertanen dazu zu bewegen, in fremde Länder zu reisen, die guten Sitten zu übernehmen und die dazu notwendigen Sprachen zu erlernen“.

Aber zu dieser weitläufigen Erklärung macht Ustrjalow mit Recht die Bemerkung, Schafirow hätte es leicht gehabt, so zu schreiben 18 Jahre nach der Reise Peters, als viele nützliche Um[190]gestaltungen schon vollzogen worden waren. Dabei äußert der Historiker folgende, durchaus richtige Überzeugung:

„Der Gedanke der Umgestaltung des Reiches entstand im Kopfe Peters schon im Auslande, aber dieser Gedanke blieb noch lange unklar, unbestimmt, und die Organisation des Staates änderte sich allmählich, auf Grund der Erfahrung, im Verlauf der ganzen Herrschaft Peters.“

Wenn der Historiker diese Allmählichkeit in seiner weiteren Arbeit konsequenter durchführen wird, als wir es in den bisher erschienenen Bänden sehen, so werden die folgenden Bände der Geschichte Peters eine höchst bemerkenswerte Erscheinung darstellen...

Daß Peter mit seiner Reise ins Ausland einfach seinem eigenen persönlichen Bedürfnis nachkam und sich darin von keinen höheren staatlichen Erwägungen leiten ließ, geht klar hervor aus der Geschichte seiner ganzen Tätigkeit im Auslande, insbesondere in Holland. Wir verzichten darauf, zur Bestätigung dieses Gedankens den ganzen ausführlichen Bericht des Herrn Ustrjalow anzuführen, wollen aber auf einige Einzelheiten hinweisen. Vor der Abreise der *Großen Gesandtschaft* verfaßte Peter eine Denkschrift, bestehend aus zwölf Punkten,

darüber, was die Abgesandten auf ihrer Reise im Auslande vornehmlich im Auge haben sollten. Diese eigenhändige Denkschrift ist bei Herrn Ustrjalow veröffentlicht, und darin ist von nichts anderem die Rede als von der Ausfindigmachung geschickter Seeoffiziere, Bootsmänner, Matrosen und Schiffsmeister jeder Art, vom Ankauf von Waffen und allerhand Vorräten für die Flotte. Um zu zeigen, in welche Einzelheiten sich Peter in dieser Hinsicht einließ, wollen wir von den letzten zwei Punkten folgende Posten anführen:

„Zu kaufen ist farbiges Tuch für Flaggen, für Wimpel und für Fähnchen, weiß, blau und rot, etwa 1000 oder 900 Arschin, von jeder Farbe die gleiche Menge, und, wenn nicht teuer, dann mehr. Fischbein für Fähnchen 15 Pfund, Kork für Kanonenpfropfen 100 Pfund bzw., wenn billig, 200 oder 300 Pfund; gelbe Farbe und auch andere Farben für 15 Fregatten; 100 Sägen zum Längssehneiden und 30 zum Querschneiden laut Muster.“

Diese Ausführlichkeit der Instruktion zeigt deutlich, worauf damals alle Gedanken Peters gerichtet waren, besonders wenn wir daran denken, daß über keinen anderen Gegenstand eine ähnliche Instruktion gegeben wurde, während sie über andere Gegenstände für die Gesandten wohl weit notwendiger gewesen wäre. Noch mehr treten die wahren Beweggründe der Reise hervor, wenn man das Leben Peters selbst im Auslande und seine Briefe von dort betrachtet. Nach der Zeit berechnet, entfallen von den anderthalb Jahren der Reise Peters neun Monate auf seine Arbeit auf den [191] Werften Hollands und Englands, fünf Monate auf die Fahrten und vier Monate auf den Aufenthalt in den verschiedenen Städten, besonders in Wien, Königsberg und Pillau, im Zusammenhang mit den türkischen und den polnischen Fragen. Offenkundig ist daher, daß bei der ganzen Reise die Arbeit auf den Werften die Hauptrolle spielt; alles übrige geschieht gewissermaßen nur im Vorübergehen und nebenbei. Die Arbeit beschäftigt Peter dermaßen, daß er oft sogar keine Zeit findet, die Briefe und die Berichte seiner Bojaren zu beantworten. Die anstrengende körperliche Arbeit erheischte entweder längere Erholung oder beträchtliche Kräftigung. Mitunter erlaubte sich Peter auch erstere, verließ die Arbeit und reiste auf dem Wasserwege durch die Umgebung, öfters aber nahm er zu dem zweiten Mittel Zuflucht, indem er sich im Kreise seiner Freunde belustigte. Im Oktober 1697 schrieb er an Winius, dieser möge sich keine Sorge machen, wenn er lange keine Briefe erhalte, „denn man kommt nicht dazu, manchmal aus Zeitmangel und manchmal wegen Abwesenheit und manchmal auch wegen dem Suff“. Was lernte nun Peter, womit war er auf der Amsterdamer Werft vorwiegend beschäftigt? Er erfüllte alle Obliegenheiten eines Zimmermanns, bearbeitete Balken und Bretter mit dem Handbeil, machte Schiffstakelagen, führte alle Befehle seines Meisters aus. Peter arbeitete in Holland etwa ein halbes Jahr lang und lernte nur das, „was sich für einen guten Zimmerer zu wissen ziemte“, wie er sich selbst ausdrückte. Schon gegen Ende dieser Frist wollte er von seinem Meister „die Schiffsproportionen“ erlernen. Aber da stellte sich heraus, daß „in Holland für diese Meisterschaft die geometrische Vollkommenheit fehlt und nur einige Grundlagen vorhanden sind, alles übrige aber wird der langjährigen Erfahrung entnommen“. Als Peter diesen Umstand, den er keineswegs erwartet hatte, entdeckte, war er selbstverständlich höchst unzufrieden. „Höchst zuwider war ihm da, daß er einen so weiten Weg dazu unternommen, aber das gewünschte Ziel nicht erreicht hatte. „Einige Tage später erfuhr Peter, daß die wahre Schiffskunst in England zu erlernen sei, und er begab sich bald dorthin. Hier studierte er mehr als zwei Monate das englische System des Schiffbaues, und in der Folge pflegte er zu sagen: „Für immer wäre ich nur ein Zimmerer (bei Perry heißt es Bungler, was Pfuscher bedeutet) geblieben, wenn ich nicht von den Engländern gelernt hätte.“ Mit den holländischen Schiffbauern aber blieb Peter so unzufrieden, daß er im Dezember 1697, noch vor seiner Ankunft in London, nach Moskau den Befehl schickte, alle holländischen Meister, die in Rußland arbeiteten, unter die Aufsicht und die Leitung dänischer [192] und venezianischer Meister zu stellen. Der Okolnitschij Protaßjew beantwortete diesen Befehl unter anderem mit folgender Meldung, die ziemlich deutlich seine naive Verwunderung über den unerwarteten Befehl Peters ausdrückt:

„Ich hatte kürzlich erst ein staatliches Schiff von ebensolchem holländischen Maß angelegt, aber als ich *nun von ihrer Dummheit hörte*, daß sie, die Holländer, in den Ausmaßen nicht Bescheid wissen, hieß ich sie jenes Schiff verlassen, bis Meister von Euer Gnaden eintreffen würden.“

Wenn wir uns also sogar nur vorstellen, daß Peter in Holland gearbeitet hatte, beseelt von dem Gedanken, hier die Schiffbaukunst zu erlernen, um eine mächtige Flotte zu schaffen, so ist auch dann die Zeit, die er auf der Amsterdamer Werft verbracht hat, beinah als verloren anzusehen. Peter selbst erklärt klipp und klar, es habe sich nicht gelohnt, nach Holland zu diesem Zweck zu reisen, die Holländer verstünden nichts von der Schiffbaukunst, man dürfe sie nicht einmal beauftragen, die Arbeiten zu leiten, geschweige denn sie zu Lehrern und Vorbildern im Schiffbau zu machen. Während des halben Jahres seines Aufenthaltes in Holland erlernte Peter also nur die Technik des Zimmerers im Schiffbau. Bei diesem Gedanken muß sich jeder gezwungenermaßen die Frage vorlegen: War es denn nötig, daß Peter, um in Rußland eine Flotte zu schaffen, selber lernte, in Vollkommenheit Balken zu behauen, Blockrollen zu dreheln, Bretter zu fügen usw.? Und wenn diese Notwendigkeit nicht vorlag, wie reimte sich das dann mit dem Charakter Peters, daß er so lange bei unnötigen Kleinigkeiten und Einzelheiten verweilte, während ihn bereits weitgespannte, von ihm klar erkannte Ideen und Pläne lockten? Wir glauben, daß dies nicht der Fall war. Peter hatte ja z. B. nicht den Gedanken gefaßt, vor dem zweiten Asowschen Feldzug alle Feinheiten der Ingenieur- und Artilleriekunst zu erlernen, hatte nicht ganze Jahre dem Studium des Hüttenwesens gewidmet, als er dem Bergbau sein Augenmerk zuwandte, hatte nicht begonnen, selber Soldatenkafane und Soldatenhüte schneidern zu lernen, als er eine reguläre Armee mit neuer Uniform aufstellte. Die Fähigkeit, Balken zu behauen, ist ja für die Schaffung einer Flotte keineswegs wichtiger als die Fähigkeit, Soldatenmäntel zu nähen für die Aufstellung einer Armee mit neuer Uniform. Darum glauben wir, daß wir Peter zuviel Kleinlichkeit zuschreiben würden, wenn wir annehmen wollten, daß er so lange und so aufmerksam bei Gegenständen verweilen konnte, die so geringfügig waren, während er höhere Interessen im Auge hatte. Man könnte noch glauben, daß Peter einzig und allein infolge seiner irrümlichen Meinung über die Kunstfertigkeit der [193] Holländer so lange in Holland blieb. Aber der Irrtum hätte nicht so lange währen können, wenn Peter in Holland gerade das gesucht hätte, wovon seine Historiker reden. Nach acht Tagen Arbeit hätte er unbedingt von den holländischen Meistern die Kenntnisse fordern müssen, die den Hauptgegenstand seines Strebens bilden mußten und in denen sich die Holländer als so schwach erwiesen. Indes sehen wir, daß Peter mehr als vier Monate als Zimmerer arbeitete und offenbar gar nicht daran dachte, seine Lehrer nach den Hauptprinzipien des Schiffbaues zu fragen. Dieser Umstand mutet uns an Peter so merkwürdig an, entspricht so wenig seinem stürmischen, ungeduldigen Naturell, seiner leidenschaftlichen Wißbegier, läuft seiner Art, direkt und schnell auf sein Ziel loszuschreiten, ohne nebensächliche Umstände zu beachten, so sehr zuwider, daß Peters Aufenthalt in Holland nicht anders erklärt werden kann als daraus, daß er noch keine bestimmten Pläne und Ziele hinsichtlich der Flotte selbst hatte. In diesem Fall ließ sich Peter von seiner Leidenschaft für die Arbeit eines Schiffszimmerers treiben, einer Leidenschaft, die damals in ihm stärker war als alle weitabliegenden Erwägungen. Von der Kraft dieser Leidenschaft zeugt unter anderem auch die Ungeduld, mit der Peter nach der Arbeit strebte. Gerade als er an einem feierlichen Diner teilnahm, erfuhr er, daß die Ostindische Kompanie beschlossen habe, eine neue Fregatte für die Übungen des Zaren zu erbauen. Kaum hatte er dies erfahren, wollte er sofort an die Arbeit gehen; mit Mühe und Not konnte man ihn überreden, das Ende des Festmahls und das Feuerwerk abzuwarten, das ihm zu Ehren veranstaltet wurde. Aber kaum verloschen die letzten Lichter, als Peter Anstalten machte, nach Zaandam zu gehen, wo er sein Werkzeug zurückgelassen hatte. Vergeblich führte man ihm die Gefahr einer nächtlichen Seefahrt vor Augen, doch er wollte auf nichts hören und trat um elf Uhr abends die Fahrt an. Um ein Uhr nachts war er in Zaandam, packte sein Werkzeug zusammen, kehrte frühmorgens nach Am-

sterdam zurück und machte sich an die Arbeit. So unaufhaltsam stark war in ihm seine Leidenschaft für den Schiffbau!... Und diese Leidenschaft, die unbezweifelbar und durch Tatsachen bewiesen ist, vermindert nicht im geringsten die Größe der Taten Peters, selbst wenn wir sie als Beweggrund einiger seiner Taten ansehen, die früher als das Resultat irgendwelcher staatlicher Erwägungen galten. Wie gesagt, für die Geschichte ist weniger wichtig, was sich eine historische Persönlichkeit vorgenommen, als das, was sie vollbracht hat. Augustus war ein Förderer der Poesie, weil er selber Tragödien schrieb – und doch war [194] seine Zeit das Goldene Zeitalter der römischen Literatur. Richelieu träumte beständig von literarischem Ruhm, umgab sich mit einem Haufen von Schmeichlern, ja, gründete die Französische Akademie nicht ohne persönliche Ambitionen literarischer Natur, und doch war die Amtszeit Richelieus ein Zeitalter des Ruhms für Frankreich, und die Französische Akademie blieb eines der hervorragenden Denkmäler seiner Amtszeit. Friedrich Wilhelm schuf eine Armee aus Vorliebe für Paraden und hochgewachsene Soldaten, und dennoch gab die von ihm aufgestellte Armee seinem Sohne die Möglichkeit, die Größe Preußens zu begründen. Überhaupt, wenn wir bei allen großen Männern der Geschichte besondere, persönliche Leidenschaften gelten lassen, wenn wir bei Augustus die Vorliebe für die Dichtkunst, bei Friedrich für das Flötenblasen, bei Napoleon für das Schachspiel begreiflich finden – warum sollten wir nicht Peter eine Vorliebe für Drechsler- und Zimmererarbeiten zugestehen, und insbesondere für Schiffszimmererarbeiten, die zum Teil auch seine Leidenschaft für das Meer befriedigte. Wir glauben, daran wird nichts Seltsames und Unnatürliches sein, und doch wird diese Erklärung allein uns den halbjährigen Aufenthalt Peters in Holland ganz begreiflich machen.

Genau so fehlen ungewöhnliche Motive auch für Peters Inkognito, das von früheren Historikern als unbegreifliches Wunder hingestellt wurde. Herr Ustrjalow erklärt es sehr einfach mit dem Wunsche Peters, sich von den Hofzeremonien und -etiketten frei zu machen, die für ihn stets ermüdend waren. Dabei aber wollte er gar nicht auf die Vorzüge verzichten, die ihm während seiner Reise seine hohe Stellung verschaffte. Jedenfalls tritt das nach den Unannehmlichkeiten, die er in Riga hatte, bei ihm klar zutage. Anfangs wollte Peter tatsächlich sein Inkognito streng wahren, und damit er in Europa nicht erkannt werde, wandte er sogar eine Maßnahme an, die höchstens nur bei den damaligen Begriffen von den Rechten der Privatpersonen zulässig war; er befahl, alle Briefe, die über die Post aus Moskau ins Ausland gingen, zu öffnen und die Briefe zurückzuhalten, in denen auch nur ein Wort über die Reise des Zaren enthalten war! Aber in Wirklichkeit verlangte der russische Hof von dem schwedischen König Aufklärung darüber, warum Dahlberg dem Moskowiter-Zaren, der an der Großen Gesandtschaft teilnahm, nicht die gebührenden Ehrerbietungen angedeihen ließ. Dahlberg, der, wie es scheint, in seiner Einfalt das Inkognito des Zaren ganz buchstäblich auffaßte, rechtfertigte sich, von seinem Standpunkt aus nicht ohne Berechtigung, folgendermaßen: „Wir taten so, als ob uns über die Anwesenheit des Zaren [195] nichts bekannt wäre, aus der Befürchtung, seinen Unwillen hervorzurufen; im Gefolge wagte es niemand, aus Angst vor Todesstrafe, von ihm zu sprechen.“ Demgegenüber bemerkt Herr Ustrjalow:

„Eine klägliche Rechtfertigung! Das strenge Inkognito hinderte den Herzog von Kurland, den Kurfürsten von Brandenburg, seine Gemahlin, die Kurfürstin von Hannover, die hochmögenden Staaten der Niederlande, den König von England, den römischen Kaiser, die Kaisertochter selber nicht, Peter alle Achtung zu erweisen, die er seiner Stellung sowie seinen persönlichen Eigenschaften nach verdiente.“

In der Tat, Dahlberg merkte nicht, was vor sich ging; aber ebensowenig merkten es die Historiker, die Peters Inkognito allzu streng, à la lettre [buchstäblich], nahmen. Es ist übrigens interessant, wie Peters Inkognito in Zaandam gelüftet wurde. Hier sprechen alle Umstände dafür, daß Peter nicht einmal für alle unbekannt bleiben wollte, sondern nur wollte, daß alle so tun, als ob er ihnen unbekannt sei. Nach seiner Ankunft in Zaandam kaufte Peter einmal Pflaumen, legte sie in seinen Hut und aß sie unterwegs. Auf einem Damm schloß sich ihm ein

Haufen Jungen an, und Peter bekam Lust, sie zu necken; den einen von ihnen gab er Pflaumen, den anderen aber nicht, und wie ein Augenzeuge erzählt, amüsierte er sich über die Freude der einen und den Arger der anderen. Diejenigen, die ohne Pflaumen ausgegangen waren, begannen in ihrem Ärger mit Kot und sogar mit Steinen nach ihm zu werfen; Peter verbarg sich in einem Gasthof und ließ in seinem Zorn den Bürgermeister rufen. Noch am selben Tage wurde eine Bekanntmachung veröffentlicht, der zufolge niemand, unter Gefahr strengster Bestrafung, vornehme Ausländer, die unbekannt bleiben wollen, belästigen dürfte; am selben Tage noch wurde ein Wachtposten auf der Brücke aufgestellt, die zu dem Hause führte, in dem der Zar wohnte, weil er sich über die Menschenmengen beschwerte, die herbeigeströmt kamen, um ihn zu beäugen. Einige Tage darauf wurde Peter am Ufer von einer Menschenmenge umringt; er geriet in Zorn und versetzte einem Holländer, der näher bei ihm stand als die anderen und ihn anglotzte, eine tüchtige Ohrfeige... All das stand natürlich sehr wenig im Einklang mit dem Inkognito und war eher dazu angetan, den Holländern zu zeigen, wer unter ihnen aufgetaucht war.

Zu Unrecht erblickt man in dem einfachen Leben und den zwanglosen Umgangsformen Peters irgendwelche Absicht und vorsätzliche Berechnung. Wir haben im vorhergehenden Aufsatz gezeigt, daß diese Einfachheit Peters das Ergebnis seiner Erziehung war, die ihn von Kindheit an der Hofetikette ferngehalten und in ihm eine natürliche Lebhaftigkeit und Expansivität des Charakters ent-[196]wickelt hatte. Den Russen jener Zeit war es begreiflicherweise ungewöhnlich und wunderlich, daß ihr Monarch ganz einfach, wie ein gewöhnlicher Sterblicher, unter ihnen erschien, ohne von dem asiatischen Pomp umgeben zu sein, mit dem seine Vorgänger stets zu erscheinen pflegten. Diese Erscheinung war nicht allein für die Russen, sondern auch für alle damaligen Völker Europas ungewöhnlich. Sie alle waren gewohnt, sich den Moskowiter-Zaren in einer unerreichbaren, geheimnisvollen Erhabenheit vorzustellen, auf einer Höhe, die für die Untertanen unfaßbar war, und plötzlich sehen sie zu ihrem Erstaunen den Moskowiter-Zaren in einer Einfachheit, zu der sich nicht einmal einer *ihrer* europäischen Könige herabgelassen hatte. Diesem Staunen entspringen nun viele Gerüchte, die Peters Einfachheit aus verschiedenen, mehr oder weniger großen, genialen Beweggründen zu erklären suchten. Die einen sagten, er hätte damit den Bojarendünkel vernichten und dem Rangstreit den letzten Schlag versetzen wollen; die anderen behaupteten, er hätte dadurch alle Bedürfnisse seines Reiches besser erkennen wollen; wieder andere verstiegen sich sogar bis zu dem Gedanken, daß die Ursache all dessen in der tiefen Demut des Zaren gelegen habe, der sich dem letzten seiner Untertanen gleichstelle und sich nur durch Fleiß und Verdienste über sie erheben wolle. Am seltsamsten ist die letzte Voraussetzung, die aus Peter, dem Moskauer Zaren, irgendeinen idealen Philosophen macht; sie widerspricht auch den historischen Tatsachen. Die Nichtigkeit aller Vorrechte, die Abstammung und Zufall verleihen, demütig zu erkennen und zu begreifen, daß jeder Mensch, wer er auch sei, sich nur durch seine Arbeit und seine persönlichen Verdienste erhebt, sich davon theoretisch zu überzeugen und unablässig diese Überzeugung in der Praxis zu verwirklichen, ist natürlich eine große Sache. So herrlich aber eine solche Überzeugung auch sein mag, so kann sie sich eher im Wirken irgendeines obdachlosen Diogenes äußern, der den Alexander rücksichtslos behandelt, als im Leben des Selbstherrschers eines Riesenreiches. Peter war niemals ein so verbissener Theoretiker, daß er von vornherein die Prinzipien seiner Handlungen in abstrakten Ideen über die Gesetze der Menschheit und die Würde der Persönlichkeit gesucht hätte. Und hätte er tatsächlich in sich die ideal-demütige Überzeugung geformt, die ihm zugeschrieben wird, so hätte er, ohne jeden Zweifel, Charakterstärke genug besessen, um ihr bis zu Ende treu zu bleiben und sie bis in ihre äußersten Folgen zu verwirklichen, selbst wenn er dazu auf seine ganze Herrschaft und Macht hätte verzichten müssen. Die Sache ist aber die, daß Peters Handlungen [197] auch in diesem Fall, gleichwie in vielen anderen Fällen, nicht von abstrakten Prinzipien eingegeben waren, sondern direkt und unmittelbar seiner lebhaften Natur entsprangen. Die For-

men des asiatischen Poms, die am Hof seiner Ahnen herrschten, erschienen ihm einfach beschwerlich und hemmend, er mochte sich nicht dieser beschwerlichen Etikette unterordnen, und er tat es auch nicht. Für ihn war dies ebenso einfach, natürlich und unwichtig wie auch die bis dahin ungewohnte Bekanntschaft mit Deutschen oder die Feuerwerke und die Wasserfahrten, mit denen seine Leidenschaft für das Marinewesen begonnen hatte. Für ihn schien das alles unbedingt so sein zu müssen infolge des unmittelbaren Verlaufs seiner Erziehung und seiner Entwicklung, und gar nicht aus irgendeinem Bestreben heraus, irgendwelche fernliegende, gigantische Pläne zu verwirklichen, und auch nicht infolge einer philosophischen Überzeugung von diesen oder jenen abstrakten Prinzipien. Die ganze Geschichte Peters zeigt, daß er gar nicht daran dachte, sich je rein theoretischen Betrachtungen hinzugeben, und daß er ihnen keine einzige Minute seiner nützlichen praktischen Tätigkeit, keine einzige starke Bestrebung seiner leidenschaftlichen Natur opferte. Auf diese Bestrebungen verzichtete er niemals und forderte für sie möglichst viel Spielraum und Befriedigung, ungeachtet aller Einfachheit und Leutseligkeit, die er im Verkehr mit seiner Umgebung an den Tag legte. Er streifte die altertümlichen, überlebten Formen ab, in die sich die oberste Gewalt früher gehüllt hatte; aber das Wesen der Sache blieb in dieser Hinsicht auch unter ihm das gleiche. Im Matrosenkittel, mit der Axt in der Hand herrschte er ebenso streng und gebieterisch, wie es auch seine in Purpur gehüllten und auf goldenem Throne sitzenden Vorgänger mit dem Zep-ter in der Hand getan hatten. Wehe dem Verwegenen, der es mitten im fröhlichen Gelage gewagt hätte, sich vor Peter zu vergessen; im Augenblick sah er vor sich nicht mehr den lustigen Kumpan, sondern den furchtgebietenden Monarchen, der über sein Leben und seinen Tod verfügte. Peter erlaubte seinen Freunden vieles, aber um so gefährlicher war es, über den Rahmen des von ihm Erlaubten hinauszugehen. In Augenblicken des Zorns scheute er vor nichts zurück, und die Kraft der von ihm eingeflößten Furcht war so groß, daß in solchen Augenblicken, nach dem oben von uns angeführten Zeugnis des Herrn Ustrjalow, sogar „mit-ten im ausgelassensten Gelage seine Partner verstummten und erschauerten“. Dieselbe Unge-duld und Vehemenz treten bei Peter auch während seiner Reise ständig zutage. Er kümmerte sich in dieser Hinsicht sogar wenig um sein Inkognito, wie z. B. aus der Geschichte mit den Straßen-[198]jungen in Zaandam und mit dem Holländer, der eine Ohrfeige bekam, ersicht-lich ist.

Die ganze Tätigkeit Peters, die wir bisher nach der Darstellung des Herrn Ustrjalow verfolgt haben, liefert also den Beweis, daß er eine starke, ungewöhnliche Natur war, daß aber, entge-gen der verbreiteten Meinung, in seiner Tätigkeit weitgehende Staatspläne und Umgestal-tungsabsichten nicht frühzeitig in Erscheinung getreten waren. Ja, auch zur Zeit, als diese Pläne schon vorhanden waren, trugen sie gar nicht den allgemeinen, unbegrenzten Charakter, den manche Historiker ihnen zugeschrieben haben. Nicht alle Verwaltungsgebiete wurden plötzlich erfaßt, nicht alle Umgestaltungen wurden auf einmal in Form eines geschlossenen Systems mit der klaren Einteilung geplant, man müßte mit dem da anfangen, und dann würde dieses und jenes folgen. Wir wiederholen noch einmal, daß derartige Einteilungen gut und bequem sind für einen Denker, der ein Projekt aufstellt; dem wirklichen Manne der Praxis aber gelingt es selten, sich von ihnen leiten zu lassen. Um so schwieriger war es für Peter, derartige Systeme aufzustellen; denn schon seiner Natur nach war er für dieses lange Nach-denken nicht zu haben und befand sich außerdem in einer solchen Lage, daß eine vorherge-hende Aufstellung eines Aktionsprogramms ihn nur behindern konnte.

Im Grunde genommen konnte übrigens ein einfacher Vergleich der damaligen russischen Zustände mit dem, was Peter im Auslande zu sehen bekam, ihm einen ziemlich klaren Fin-gerzeig geben, worauf von nun an seine Tätigkeit gerichtet sein müsse. Die eigentlich theore-tische Aufgabe war hier außerordentlich einfach. Daß vieles geändert und vieles neu einge-führt werden müsse, das hatte man auch vor Peter und auch in Rußland selbst erkannt. Von

den Männern aber, die die europäischen Verhältnisse kannten, konnte ein jeder Peter die dringlichsten Erfordernisse des Russischen Reiches nennen, die sofortiger Befriedigung bedurften. Besonders komplizierte Gedankengänge waren hier nicht vonnöten; es bedurfte einer genialen Entschlossenheit, einer unerschütterlichen Willensstärke im Kampfe gegen die Hindernisse, einer unabänderlichen Absicht, die Sache bis zu Ende zu führen. Gerade an diesen Charaktereigenschaften gebrach es den Vorgängern Peters, die jedoch die Notwendigkeit von vielem eingesehen hatten, was in der Folge von Peter vollbracht wurde. Schon unter Michail Fedorowitsch hatte unsere Regierung begriffen, daß die Russen von den Ausländern die Kriegskunst lernen mußten, und sie ließ ausländische Offiziere kommen: unter diesem Zaren verschrieb man sich [199] auch aus dem Auslande artilleristisches Gerät und Menschen, die es handhaben konnten. Das Bedürfnis nach einer Flotte hatte auch Alexej Michajlowitsch empfunden, der sogar mit Hilfe ausländischer Meister ein Schiff konstruieren ließ. Handel mit Ausländern wurde seit jeher getrieben, und schon Fletcher schrieb, daß „die russischen Zaren in diesem Handel ein Mittel der Bereicherung für den Staatssäckel erblicken“. An den Außenhandel, und namentlich an den Seehandel, dachten bei uns viele, wie zum Beispiel aus dem Vorwort zu dem Rechenbuch zu ersehen ist, das Karamsin in das Jahr 1635 versetzt. In diesem Vorwort wird – um zur Beschäftigung mit der Rechenkunst anzuspornen – ihr mannigfaltiger Nutzen angeführt; unter anderem heißt es:

„Nach dieser Rechenkunst führen Kaufherren den *Handel mit verschiedenen Staaten*, kennen sich in allen Waren und Handelsgeschäften, in allen Gewichten und Maßen aus, sind in der Erdmessung und den *Meeresströmungen* gar bewandert und können mit allen Zahlen rechnen.“

Daß wir für die Flotte und für den Handel ein Meer brauchten, das verstanden selbst die Türken, die so fest und unnachgiebig in den Verhandlungen mit uns auf ihrem ausschließlichen Recht der Schifffahrt auf dem Schwarzen Meer beharrten. Die Notwendigkeit, die Aufklärung im Volke zu verbreiten, und zwar auf europäische Manier, empfand man bei uns schon seit Iwan IV., der Russen zum Studium ins Ausland schickte, und insbesondere seit Boris Godunow, der zu Studienzwecken eine ganze Expedition junger Leute ins Ausland sandte, sich mit dem Gedanken trug, eine Universität zu gründen und zu diesem Zwecke Gelehrte aus dem Auslande berief. Unter den folgenden Zaren finden wir keine Fortsetzung seiner Pläne; doch der Gedanke, von den Deutschen zu lernen, spukte dennoch im Bewußtsein der Allgemeinheit. Koschichin spricht voller Empörung davon, daß „die russischen Bojaren sich davor fürchten, ihre Kinder der Wissenschaft zuliebe in fremde Staaten zu schicken“. Sogar in Dingen, die in staatlicher Hinsicht weniger wichtig und mehr von spezieller Bedeutung waren, hatte Peter Vorläufer, die mit zaghaften halben Maßnahmen langsam das in Angriff genommen hatten, was er schnell und entschlossen vollzog. So sehen wir z. B. schon unter Alexej Michajlowitsch eine Lockerung der strengen Abgeschlossenheit der Frauen im Frauengemach; bald darauf erfolgte öffentlich die faktische Verkündung der Rechte der Frau durch Sophie. Ebenso wurde die Einführung der deutschen Tracht schon von Fedor zugelassen, der selber die *polnische* Tracht anlegte. Die Einführung verschiedener gesellschaftlicher Vergnügungen, die von den Deutschen entlehnt wurden, begann [200] ebenfalls unter Alexej Michajlowitsch. Es ging aber darum, das Begonnene zu beenden oder zumindest rasch und entschlossen fortzusetzen. Dazu besaß niemand genügend Energie außer Peter. Peters Vorläufer ließen beim ersten mißlungenen Versuch den Kopf hängen und trauten sich nicht, ihre Bemühungen fortzusetzen; abgeschreckt durch die sich ihnen entgegenstellenden Schwierigkeiten, trauten sie sich mitunter nicht einmal, den ersten Versuch zu unternehmen. So hat Alexej Michajlowitsch den Gedanken an die Flotte aufgegeben, nachdem Rasin das erste vom Zaren erbaute Schiff verbrannt hatte. So hat Godunow den Gedanken an die Gründung einer Universität mit ausländischen Lehrern nur deshalb aufgegeben, weil, wie Karamsin behauptet, „die Geistlichkeit ihm vorhielt, daß Rußland in Frieden gedeihet durch Einheit des Gesetzes und der Sprache; daß die Verschiedenheit der Sprachen auch eine für die Kirche gefährliche Verschiedenheit der Gedanken erzeugen

könne“. Godunow verzichtete auch darauf, weiter junge Leute ins Ausland zu schicken, weil sich die erste Abordnung als mißlungen erwiesen hatte. Peter war ganz anders; nichts konnte ihn von dem abbringen, was er sich einmal vorgenommen hatte. Sein fester Wille vermochte alle Hindernisse zu überwinden. In dieser Charaktereigenschaft Peters tritt vor allem seine Größe zum Vorschein, und gerade einen solchen Charakter brauchte das Rußland jener Zeit.

Peters Vater, Alexej Michajlowitsch, zeichnete sich durch Herzengüte und Liebe zu seinen Untertanen aus. Er besaß aber nicht so viel Energie, um sich ganz vom Einfluß der schlechten Menschen frei zu machen, die ihn umgaben und seine guten Absichten in Übel umkehrten. Sein Nachfolger, Fedor, war ein kranker, characterschwacher Mann, der absolut keine Möglichkeit hatte, einen beharrlichen Kampf mit den alten Zuständen aufzunehmen, die auch er nicht billigte. Die Folge war, daß der Regierung Einheit und Festigkeit fehlten. Die Regierung selbst sah, daß es um die Dinge schlecht bestellt war, und vermochte nicht, die bestehende Ordnung der Dinge tatkräftig gegen das allgemeine Murren und die entstehende Unzufriedenheit zu verteidigen. Zugleich aber konnte sich die Regierung nicht entschließen, einen entschiedenen Kampf gegen die alte Ordnung und ihre Anhänger aufzunehmen. Man beschränkte sich lediglich auf manche Maßnahmen gegen die Mißbräuche, die schon gar himmelschreiend waren. Doch das genügte nicht, denn die Wurzel der Mißbräuche lag im Wesen der damaligen Ordnung der Dinge, im Fehlen einer freien Entfaltung der Volkskräfte, in der Rückständigkeit und der Korruption der Menschen, denen die Verwaltung, das Gerichtswesen und der Strafvollzug oblagen, im all-[201]gemeinen Mangel an Bildung auf allen Gebieten. Diese Lage der Dinge ließ sich nicht durch einen einzigen Ukas abändern, der den Wucher oder den Rangstreit oder die eigenmächtige Verwüstung des eigenen Landes in Kriegszeiten, selbst unter Androhung der härtesten Strafen, verbot. Es galt, dem Übel durch allgemeinere und tiefer reichende Maßnahmen einen kühneren und entschiedeneren Schlag zu versetzen. Dazu aber brachte keiner der Vorgänger Peters die Kraft auf. Während sie natürlicherweise das Wohl ihres Volkes im Auge hatten, zeigten sie ständig die nützlichsten und edelsten Bestrebungen; aber diese Bestrebungen, die ihre schöne Seele offenbarten, wurden selten so durchgeführt, wie sie es gewünscht hatten. Sie selbst waren nicht imstande, unmittelbar die Durchführung zu kontrollieren, weil sie infolge der vor Peter in Rußland herrschenden Sitten in unerreichbarer Ferne vom Volke lebten; die Männer ihrer Umgebung aber mißbrauchten ihre Kraft und ihren Einfluß zu eigennützigem Zwecken. Diese Leute stellten dem gütigen Alexej vieles nicht in der Weise dar, wie es nötig gewesen wäre, und verstanden es, ihn von vielen ausgezeichneten Absichten abzulenken, die auf das Wohl des Volkes abzielten. Dieser schädliche Einfluß der in hohen Stellungen befindlichen Bojaren war so offenkundig, daß er nicht einmal dem Volke verborgen bleiben konnte. Während der Rebellion von Rasin kam ein Gerücht in Umlauf, der Zarewitsch Alexej sei an den Don geflüchtet mit dem Auftrag des Zaren an die Donkosaken, ihm dabei zu helfen, sich von den heimtückischen Bojaren zu befreien. Durch dieses Gerücht wurden viele für den Rebellen gewonnen; das Volk kannte also den lastenden Einfluß der Bojaren. Nur der gütige Zar, besorgt um das Wohl seiner Untertanen, ahnte nicht, daß seine Lieb-linge die gefährlichsten Feinde seiner auf das Gemeinwohl abzielenden Pläne waren. Die Folge war, daß sich die Lage immer mehr verschlechterte; die dumpfe Unzufriedenheit entlud sich immer mehr in offenen Aufständen, die inneren Unruhen nahmen mit jedem Jahr zu. Die kurze Regierungszeit Fedors konnte nichts bessern, und als Peter die Regierung übernahm, sah die Lage Rußlands folgendermaßen aus:

Nach außen hin war Rußland gedemütigt: es hatte in den Beziehungen zu den Polen viele Mißerfolge erlitten, es mußte an den Khan der Krim Cheradsch, d. h. *Ehrengaben*, abführen, es hatte die Gebiete am Finnischen Meerbusen verloren und die ganze Hälfte Kleinrußlands, das sich freiwillig unterworfen hatte, aus der Hand gegeben. Die von Sophie hochgepriesenen Krimfeldzüge des Fürsten Golizyn brachten den russischen Waffen noch mehr [202] Unehre,

so daß sich die Polen, die Türken und die Deutschen über uns lustig machten. Forscht man nach den Ursachen hierfür, so stellt sich natürlich heraus, daß die Schuld an all dem auf die inneren Mißstände fällt. Die Kriegskunst stand auf der denkbar niedrigsten Stufe, Ausländer waren berufen worden, um den russischen Regimentern das ausländische Waffenhandwerk beizubringen; aber das geschah irgendwie zufällig und fahrlässig. Sehr oft stellte es sich heraus, daß die eingetroffenen Ausländer entweder selber nichts verstanden oder nichts tun wollten und sogar während des Feldzugs *durch Abwesenheit glänzten*. Die Truppen verloren jeden kriegerischen Geist, da sie von keinem starken Gefühl beseelt waren und von ihren Pflichten nicht die geringste Ahnung hatten. Das hatten die Krimfeldzüge Golizyns und sogar später noch die Asowschen Feldzüge Peters selbst bewiesen. Das Artillerie- und Ingenieurwesen war niemandem vertraut, so daß sogar ein Timmermann, dessen Minen unseren Truppen nur Schaden zufügten, als Fachmann galt. Eine Flotte, Kriegs- oder Handelsflotte, fehlte überhaupt; es gab nicht einmal ordentliche Schiffe und Steuerleute, die imstande gewesen wären, Flußtransporte auszuführen. Der Außenhandel lag ganz in den Händen von Ausländern, und infolge ihrer Monopole hatten die russischen Kaufherren nur Verluste zu verzeichnen. Die Staatseinnahmen waren gering; infolge der vielen Mißstände und der Unordnung unter Alexej Michajlowitsch und unter Sophie hatten sich überall Steuerrückstände angehäuft; die Besitzrechte waren verworren und anzweifelbar. Die Ukase von 1683 über die Erneuerung der während des Maiaufstandes⁴⁶ im Leibeigenenamt vernichteten Leibeigenschaftsurkunden über die Rückgabe der Leibeigenen an die früheren Eigentümer, von denen sie während des Aufstandes Freilassungsurkunden erzwungen hatten, über die Ausfindigmachung der flüchtig gewordenen Bauern, über die Erneuerung der Grundbücher usw. – alle diese Ukase sind, wie es scheint, von wenig Nutzen gewesen. Die Unruhen dauerten fort, man konnte sich in nichts zurechtfinden, die Staatskasse leerte sich; schon während der Auslandsreise Peters waren, nach der Bemerkung des Historikers, „unsere Finanzen so dürftig, daß sie kaum die allernotwendigsten Bedürfnisse befriedigen konnten“. Die ganze Verwaltung zeichnete sich durch Unwissenheit und Demoralisation aus. Man tat nichts, um die Gemüter zu beruhigen, ja, wie absichtlich erfand man Mittel, um diese zu reizen. Bekannt ist, welche Folgen unter Alexej Michajlowitsch die Eigenmächtigkeit und die Bestechlichkeit der Beamten gezeitigt hatten, die unter den Schutz von Morosow und [203] Miloslawskij gestellt worden waren; bekannt ist auch, welche Folgen die Emission der Kupfermünze und ihr Mißbrauch durch die reichen Bojaren hatten. Im vorigen Aufsatz haben wir gezeigt, durch welche Ungerechtigkeiten und Gewalttaten der Strelitzenchefs es zum ersten Strelitzenaufstand gekommen war. Ebenso bemerkenswert ist der Eifer, mit dem die Bojaren die Geister der Raskolniki (der Kirchenspalter. *Die Red.*) reizten, ein Eifer, der so bittere Früchte zeitigte. Wir haben in unseren Aufsätzen dieses Thema nicht berührt, da wir bemüht waren, nur diejenigen Ereignisse aus der Jugendzeit Peters zu erörtern, die einen sichtlichen Einfluß auf seine Entwicklung ausübten. Doch bei der allgemeinen Betrachtung des Zustandes des Rußlands jener Zeit muß man auch die damalige Lage der Raskolniki ins Auge fassen, die ein grelles Licht auf den Grad der Bildung und der Humanität der damaligen Verwaltung wirft. Ohne unsere eigene Ansicht diesbezüglich darzulegen, erlauben wir uns nur eine einzige Seite aus dem ersten Band der „Geschichte Peters „von Herrn Ustrjalow zu zitieren:

„Die von der Zarewna ergriffenen Maßnahmen zur Ausrottung des Hauptübels, der Raskolnikiketzerei, trugen nur zu seiner Verstärkung bei. Nach der Meuterei des Nikita Pustoswjat⁴⁷ wurde befohlen: es sollen im ganzen Lande die Raskolniki herausgefunden werden, und nach dem Grad ihrer Schuld sind die einen vor ein geistliches, die andern vor ein weltliches Gericht wie Staatsverbrecher zustellen. Etwa zwei Jahre später wurden auch die offiziellen Bestimmungen über die Abrechnung mit ihnen erlassen: diejenigen, die auf ihrer Verirrung be-

⁴⁶ Gemeint ist der Strelitzen-Aufstand vom 15. Mai 1682.

⁴⁷ Gemeint ist die Bewegung der Kirchenspalter im Jahre 1682. Leiter der Meuterei war der Susdaler Geistliche Nikita Pustoswjat.

harrten, sollen mit grausamen Torturen gefoltert werden, um die Namen ihrer Lehrer zu erfahren, und wenn sie auf ihrer Irrlehre beharren, sollen sie in Holzhäusern verbrannt und die Asche in alle Winde verstreut werden; mitsamt den Häusern sollen auch diejenigen verbrannt werden, die Kinder oder Erwachsene wiedertaufen und die erste Taufe als ungültig bezeichnen; Züchtigung mit der Knute oder Verbannung drohte jedem, der den Ketzern Zuflucht gewährte oder ihren Aufenthaltsort kannte und ihn nicht meldete. Auf diese Weise wurde die Verfolgung allerorts organisiert; sie zeitigte bittere Früchte: die Fanatiker wurden noch verbohrter; in zahlreichen bewaffneten Haufen überfielen sie die Klöster und schlugen monatelang die Zarentruppen zurück; zum Äußersten getrieben, fanden sie dann ihren Tod in den Flammen der von ihnen in Brand gesteckten Kirchen... Es ist traurig, von derartigen Ereignissen zu lesen, und um so schuldiger erscheinen die damaligen Gesetzgeber, als sie, die erbarmungslos die unglücklichen Verirrungen von Geist und Gewissen verfolgten, selber unsinnigen Vorurteilen Tribut zollten; der erste unter ihnen, der Ratgeber und Vertraute der Zarewna, Fürst Golizyn, glaubte an Zauberei und Hexerei...“

Neben Unwissenheit und Grausamkeit herrschten überall Veruntreuung von Staatsgeldern und Bestechlichkeit, die, nach dem Ausdruck Koschichins, jedem Glauben und jeder Beschwörung hohnsprachen. In der Militärverwaltung hielten die Vorgesetzten das Gehalt der Untergebenen zurück und verwandten sie für die eigenen Arbeiten, zwangen sie, auf eigene Kosten Sachen machen [204] zu lassen, die der Staat zu liefern hatte, usw. Bei den Zivilgerichten konnte man durch Bestechung alles erreichen, und es war schwer, einen ehrlichen Menschen zu finden. So hat sich zum Beispiel Protassjew, den Peter zum Hauptverwalter des Flottenbaues eingesetzt hatte, als entsetzlicher Schmiergeldnehmer erwiesen. Der beste diplomatische Gesandte zu Beginn der Regierungszeit Peters, Jemeljan Ukrainzew, ist ebenfalls dadurch bekannt gewesen, daß er Bestechungsgelder nahm. Sogar Peter nahestehende Personen wurden in der Folge der Bestechlichkeit überführt, was jedesmal Peters fürchterlichen Zorn erregte. Aber die Seuche war so allgemein verbreitet, daß sogar Peter nicht imstande war, sie auszurotten. Sie äußerte sich nicht allein in den inneren Angelegenheiten, sondern auch in den Beziehungen zu anderen Staaten. Korruption ersetzte sowohl militärische Kühnheit als auch diplomatische Fähigkeiten. Erinnern wir uns daran, daß die Russen vor Asow durch *vorteilhafte Angebote* den Pascha zur Aufgabe der Stadt zu bewegen suchten; bedeutend später wurde am Pruth dasselbe Mittel angewandt. Der Gesandte in Polen, Nefimonow, der 1696 bei der Wahl des Königs zugegen war, meldete Peter, man müßte nach Polen, nach dem Vorbild des römischen Kaisers, „einen bevollmächtigten Gesandten mit einer genügenden Summe Geld für Geschenke schicken; noch mehr als Geld lieben aber die Polen die Moskauer Zobelpelze“. Das ganze Leben im damaligen Rußland bestand überhaupt in der Befriedigung der animalischen, grob-sinnlichen Seite des Menschen, mehr als in der seiner höheren Interessen. Die unteren Klassen des Volkes lebten in Armut, aus der nur Trunksucht und Räuberei einen Ausweg boten. Die höheren Stände gaben sich grober Dünkelhaftigkeit und einem üppigen Leben hin, das sich in Untätigkeit, Völlerei und Sauferei sowie zügelloser Ausschweifung ausdrückte, die mitunter ebenfalls in Banditentum ausartete. Die Memoiren von Shelabushskij liefern nicht wenige Beispiele dafür, daß Fürsten und Bojaren bei Raubzügen ertappt wurden. Auf welchem Niveau sich die geistige und sittliche Entwicklung der oberen Stände befand, haben wir bereits im vorigen Aufsatz gesehen. Wie ihr häusliches Leben verlief, kann man aus der Schrift Koschichins ersehen. Einen nicht uninteressanten Zug bietet in dem Buche des Herrn Ustrjalow die Aufzählung der Getränke und der Speisen, die an die Zarewna Sophie geliefert wurden, als sie im Nowo-Dewitschij-Kloster *eingekerkert* war.

„Ihr und einigen ihrer Dienerinnen wurden *täglich* geliefert: je ein Eimer Honig und Märzbier, zwei Eimer Most (und für die Weihnachtsfeier und den Ostersonntag je ein Eimer Branntwein und fünf Seidel Anisschnaps), je vier ge-[205]kochte Sterlete, je sechs Sterlete für Fischsuppe, je zwei geräucherte Hechte, je eine Bleie, je drei Karpfen, je dreißig Barsche und Karauschen, je zwei Stück Weißfisch, je zwei Maß körnigen Kaviar, je zwei Maß Heringe, je vier Schüsseln gesalzener Sterletfisch, ein Stück Hausenfisch mit der entsprechenden Menge von Weißbrot, Schwarzbrot, hausbackenen Wecken, Semmeln, Kringeln, Krapfen, Piroggen, Brotlaiben, Nußöl und verschiedenen Gewürzen, darunter im Jahr: ein halbes Pud kanarischer Zucker, ein Pud einfacher Zucker, je vier Pfund weißer und roter Kandelzucker, je vier Pfund besserer Kandelzucker, je drei Pfund Konfekt usw.“

Wozu man der Zarewna eine solche Unmenge Lebensmittel, und besonders Bier und Most, lieferte, läßt sich nur aus den Besonderheiten des damaligen Lebens erklären. Dafür aber waren auch die Moskowiter-Bojaren durch ihre Gastfreundschaft weithin berühmt, und sie bildeten sich ungeheuer viel auf ihren Reichtum und ihre Herkunft ein, obwohl die vornehmsten unter ihnen häufig, nach den Worten Koschichins, im Zarenrat saßen, „ihre Bärte vorge- streckt, ohne auf etwas zu antworten, da der Zar viele Bojaren nicht nach ihrem Verstande auszeichnete, sondern nach ihrer Abstammung, und viele von ihnen konnten nicht einmal lesen und hatten gar nicht studiert“.

Diese *nicht studierten* Leute mußte Peter Angesicht zu Angesicht Europa direkt gegenüber- stellen, für das damals schon vieles so einfach und natürlich erschien, was die russischen Höflinge keineswegs begreifen konnten. Nachdem Peter Ausländer kennengelernt und man- ches von ihnen übernommen hatte, ging er weit über seine Bojaren hinaus, die von Eigen- nutz, Dünkel und Routine durchdrungen waren. Im Ausland wurde Rußland als eine gewalti- ge *Möglichkeit* zu irgend etwas betrachtet, obwohl man auch wußte, daß es in der Gegenwart gegenüber Europa noch nichts bedeutete. Diese Überzeugung übertrug sich leicht auch auf Peter; ihm stand nun bevor, die Möglichkeit zur Wirklichkeit werden zu lassen. Von außen betrachtet, schien dies außerordentlich leicht. Hier die Ausdrucksweise, deren sich der polni- sche Bevollmächtigte Karlowicz 1699 gegen Peter bediente, als er ihn zum Krieg gegen Schweden aufforderte:

„Von Euer Majestät hängt es ab“ (schrieb er in der Peter vorgelegten Denkschrift), „unermesslichen Vorteil zu gewinnen, Weltruhm zu erlangen, einen blühenden Handel mit Holland, England, Spanien, Portugal, mit allen nördlichen, westlichen und südlichen Ländern Europas einzuleiten, und was am wichtigsten ist und was kein einziger Herrscher zustande bringen konnte – über Rußland einen Handelsweg zwischen Ost und West mit dem ausschließlichen Recht auf alle Vorteile zu eröffnen. Dadurch wird Euer Majestät in engste Beziehungen zu den ersten christlichen Monarchen treten, in den allgemeinen Angelegenheiten Europas Bedeutung und Ansehen erlangen, eine mächtige Flotte aufbauen, Rußland zum Rang der dritten Seemacht erheben und den französi- schen König zwingen, auf den Traum einer französischen Monarchie zu verzichten, und sich dadurch [206] viel schneller als durch einen Sieg über die Türken und die Tataren in der ganzen Welt mit Ruhm bedecken. Wenn aber Euer Majestät nach Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges oder aus einem anderen Anlaß England und Holland 10.000-20.000 Mann Truppen mit einer bedeutenden Flotte schicken sollte, dann werden die Verbünde- ten Euer Majestät mit besonderer Achtung behandeln; die Moskowiter aber werden inzwischen auf fremde Ko- sten die Kriegskunst erlernen, und sie werden später, ohne weiterhin ausländische Offiziere zu benötigen, den Krieg gegen die Türken und die Tataren mit größtem Erfolg führen. Die sonstigen Vorteile wird der hohe Ver- stand Euer Majestät am besten zu erwägen wissen.“

Derartige Gedanken konnten zur Zeit Peters für die russischen Hofleute neu sein, in Europa aber bestand eine solche Auffassung über Rußland schon von jeher, natürlich abgesehen von einigen überschwenglichen Übertreibungen, die sich Karlowicz entsprechend seinem Ziel gestattete. Während seiner Reise durch Europa konnte es Peter nicht entgehen, welche Be- deutung man in Europa dem Russenreich dank seiner geographischen Lage und seiner gewal- tigen, aus einem Stamme bestehenden Bevölkerung beimaß. Wie aus manchen diplomati- schen Akten zu ersehen ist, war diese Vorstellung auch den Vorgängern Peters nicht fremd; doch den Herrschern, die vor Peter regierten, gebrach es an Entschlossenheit, ihre Lage gehö- rig auszunutzen. Es war, als ob sie beständig eingestünden, daß sie zwar Kraft, nicht aber den Willen besaßen. Peter hingegen, der von Kindesbeinen an gezwungen war, Mißstände und Unordnung in seinem Reich zu sehen, fühlte mehr als die anderen, daß die Kraft, die in sei- nen Händen lag, gar nicht so groß war, wie es schien; dafür aber hatte er den festen Willen, wenigstens die vorhandene Kraft in Gang zu setzen. Er tat es auch, ungeachtet aller Hinder- nisse, die ihm Unwissenheit und Trägheit in den Weg legten. Ohne auf die Wirkung der Überzeugung zu hoffen, ging Peter, von seiner leidenschaftlichen, ungeduldigen Natur hinge- rissen, oft mit Hilfe von Gewalt vor. Er nahm alles selbst in Angriff, kontrollierte alles und trieb alles vorwärts, denn er konnte nicht so lange warten, bis seine Helfer mit ihrem „Mos-

kauer Sofort“ Anstalten machten, etwas zu unternehmen. Häufig konnte er sich nicht einmal auf einen anderen verlassen; es kam vor, daß die Menschen, auf die er am meisten gebaut hatte, die anvertraute Sache nur verdarben. Peter ließ den Mut nicht sinken, aber sein Zorn entlud sich auf die schlechten Vollstrecker. Hier können wir nebenbei einen Fall anführen, der die Vollstrecker der Absichten Peters charakterisiert und zugleich zeigt, wie weit unsere politische Weisheit jener Zeit hinter der europäischen Diplomatie jeder Art zurückgeblieben war, deren Muster wir in der Denkschrift von Karlowicz sahen. Dieser Vorfall trug sich während des zweiten Asowschen Feldzuges zu, [207] also im ganzen drei Jahre vor der Botschaft von Karlowicz. In diesem Feldzug hatte Peter bekanntlich lange auf das Eintreffen der kaiserlichen Ingenieure gewartet, die sich um einige Monate verspäteten. Nach der Ursache der Verzögerung gefragt, gaben die Ingenieure zur Antwort, in Wien hätte niemand ein so frühes Aufbrechen der russischen Truppen erwartet, und der russische Gesandte am Kaiserlichen Hof, Kusjma Nefimonow, hätte ihnen über den Verlauf der militärischen Operationen nichts gesagt und hätte auch selber nichts davon gewußt. Es stellte sich heraus, daß Ukrainzew, der damals das Außenamt leitete, Nefimonow keine Nachrichten aus der Armee zukommen ließ *aus Furcht, dieser könnte sie verlautbaren lassen...* Peter war über einen so merkwürdigen Gedankengang sehr aufgebracht und schrieb sofort folgenden originellen Brief an Winius, den Schwager Ukrainzews:

„Starken Ärger bereitete mir dein Schwager damit, daß er den Kusjma (Nefimonow) ohne Nachrichten über unseren Krieg läßt. Ist das keine Schande? Was man ihn auch fragt, nichts weiß er... Und wurde doch mit so wichtigem Auftrag geschickt“ (zum Abschluß eines Bundesvertrags!)... „In den Berichten an Nikita Moissejewitsch über die polnischen Angelegenheiten, die nicht so wichtig sind, schreibt Ukrainzew, was zu tun sei, aber die österreichischen Angelegenheiten, wo ein Bündnis zu erhoffen war, hat er vergessen. Und schreibt so: ‚Darum lassen wir nichts von den Truppen wissen, damit Kusjma nichts Überflüssiges austreut.‘ Ein schönes Argument das! Ist er bei gesundem Verstand? Staatsgeschäfte sind ihm anvertraut, aber was alle wissen, ist ihm verschlossen! Nur sage ihm, was er ungeschrieben wird lassen, werde ich ihm auf den Rücken schreiben.“

So sahen die besten Vertreter des alten Rußlands aus, die bestimmt waren, Peters Pläne betreffs Europas auszuführen zu einer Zeit, da Europa infolge der politischen Umstände Rußland größere Beachtung schenkte als je zuvor. Wie sah dieser weitblickende, vorsichtige Chef unseres Außenamtes aus, wenn man seine Argumente z. B. mit den kühnen, weitgespannten Plänen Patkuls vergleicht, von denen ein Teil in der Denkschrift von Karlowicz enthalten ist!... Was sollte Peter mit solchen Leuten anfangen, wenn nicht das, womit er seinen Brief schloß? Keine Herzensgüte, keine wohlgemeinte Absicht, kein theoretischer Scharfblick hätten Peter helfen können, wenn er nicht diesen machtvollen Charakter besessen hätte, der häufig unstet, jäh, stürmisch durchbrach, aber stets die Sache durch einen entschlossenen, kühnen Stoß vorwärtstrieb. Dieser Charakter, der sich in den Stürmen seiner ersten Lebensjahre herausgebildet hatte, trat frühzeitig in Erscheinung, alle merkten früh, daß Peter keine Sache halb machen werde, wenn er sie einmal in Angriff nähme, und Peter wurde bald zum Repräsentanten und Motor der neuen [208] Bestrebungen, die schon seit langem im Volke gärten und keine Befriedigung für sich fanden. Alle, die mit der alten Ordnung unzufrieden waren, richteten ihre Blicke hoffnungsvoll auf Peter und folgten ihm freudig, als sie sahen, daß auf seinem Banner derselbe Haß gegen das eingewurzelte Übel geschrieben stand, derselbe Kampf gegen das überlebte Alte, dieselbe Liebe zum Licht der Bildung, die unklar auch im Volksbewußtsein verborgen lag. Andererseits ahnten die Repräsentanten der alten Ordnung der Dinge bei all ihrer Roheit und Ignoranz ebenfalls, daß Peter ihnen nicht allzu gewogen sein werde, und sie wurden lammfromm, als sie am Charakter Peters merkten, daß er nicht zu scherzen liebe. Und so erscheint Peter in unserer Geschichte als Verkörperung der Volksbedürfnisse und -bestrebungen, als die Persönlichkeit, die in sich die Wünsche und die Kräfte konzentrierte, die teilweise in der Volksmasse verstreut waren. Darin liegt das Geheimnis des ständigen Erfolgs, von dem seine Unternehmungen begleitet waren, ungeachtet all der Hin-

dernisse, die die Unwissenheit und der Eigennutz der alten Partei ihm in den Weg legten – und das ist zugleich eine Antwort auf die Frage, warum Peter damals den Hauptbedingungen der Volkswohlfahrt, der Verbreitung von Bildung unter allen Klassen des Volkes und auch den Mitteln einer freien, ungehemmten Entwicklung aller Produktivkräfte des Landes so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Es ist begreiflich, daß Peter, selbst wenn er sich damit hätte befassen wollen, nicht vorwiegend dabei verharren konnte: die Vergangenheit des Volkes hatte damals noch nicht genügend Voraussetzungen geschaffen, damit sich das Streben nach wahrer, ernsthafter Aufklärung und nach Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse in der Masse stark und aktiv auswirken konnte. Es galt erst noch, der damaligen Masse ordentlich die Augen zu öffnen, sich die anderen anzusehen, sich davon zu überzeugen, daß es Bildung und richtig geregelte, von den unsrigen verschiedene Lebensverhältnisse auf der Welt gibt, und dann erst konnte man darangehen, sich diese nach Maßgabe des Wissens und des Könnens anzueignen. Darum war eben die ganze Tätigkeit Peters darauf gerichtet, Rußland nach Möglichkeit Europa anzunähern. Vielleicht tat Peter vieles, ohne selber dieses Ziel im Auge zu haben; aber dieses Resultat ergab sich schon von selbst aus der natürlichen Ordnung der Dinge. Peter war ein starker Motor; die Richtung der Bewegung ging aber nicht von ihm aus... sie wurde, wie stets und überall, durch den Lauf der Geschichte bestimmt.

Doch die Größe Peters als eines mächtigen Motors der Geschehnisse in der gegebenen Richtung ist wahrlich erstaunlich. Vom [209] ersten Tag seiner Regierung an wird er allein zum Haupt der Bewegung und zerschmettert alles, was ihm im Wege steht. Die Minister und Lieblinge seiner Schwester mußten ihm mit Recht mißfallen: an einem einzigen Tage entthob er sie alle ihrer Stellungen und setzte an ihrer Statt seine Freunde und Anhänger ein. Aber diese neuen Würdenträger waren meist ebenfalls Anhänger des Alten, klammerten sich an den Bujarendünkel, an die Rangvorrechte, an asiatische Zeremonien und grobe Vorurteile. Sogar nach Peters Umgestaltungen, kurz vor dem Nystader Frieden, sehnten sich manche von ihnen noch nach den alten Moskauer Sitten. In vielem konnten sie Peter nicht verstehen, der bereits bei Timmermann und Brandt in die Lehre gegangen war, und auf vieles konnten sie ihm keine Antwort geben. Gelangweilt durch ihre Starrheit und äußerste Borniertheit, freundete sich Peter mit den Landsleuten Timmermanns und Brandts an, und bald werden Lefort und Gordon seine besten Freunde und die Gesellschaft der Deutschen Siedlung zu seiner Lieblingsgesellschaft. Die Erzählungen der Ausländer, die Militär- und Marinewissenschaft eröffnen Peter eine neue Welt, und fünf Jahre lang sieht er sich in einem fort in dieser Welt um, als ob er seine Kräfte ausprobieren wolle, und dabei vergißt er alles übrige über seinen Lieblingsbeschäftigungen, die einstweilen nur ihn persönlich beschäftigen. Aber nun will er im Ernst ausprobieren, wie diese Spielereien nicht im Scherz, sondern in einem wirklichen Feldzug aussehen, und er marschiert nach Asow. Dieses Unternehmen trägt fast noch keinen staatlichen Charakter, aber es hat Peters Genie zur staatlichen Tätigkeit erweckt. Er erkannte, daß die Schiffe schlecht waren, die Truppen schlecht waren, die Anordnungen schlecht waren; er merkte, daß auch seine ausländischen Freunde ganz schlecht waren. Das hätte ja, könnte man glauben, zum Triumph der gegnerischen Partei führen müssen, hatten sich ja ihre Warnungen und unheilverkündenden Prophezeiungen bewahrheitet. Die einen sagten dem Zaren, Gott strafe ihn wegen seiner Liebe zu den Ketzern, die anderen beteuerten, *nach alter Art* wäre es tatsächlich besser gewesen als mit diesen fremdländischen Spitzfindigkeiten; die dritten redeten davon, daß alle Ausländer Spitzbuben und Verräter seien und daß sie alle darum hin gerichtet oder davongejagt werden sollten. Für das alles lagen Beweise und offenkundiges Anklagematerial vor; die von ihnen erbauten Schiffe fuhren schlecht, die von ihnen ausgebildeten Truppen hielten im Gefecht nicht stand, die von ihnen gelegten Minen explodierten zu unserem Verderben; es gab endlich auch wirkliche Verräter unter den Ausländern, die von uns zu den Türken über-[210]liefen. Da war es doch klar, daß alles Übel von den Ausländern kam oder daß von ihnen wenigstens nichts Gutes zu erwarten war... Aber Peter will von alle-

dem nichts wissen, er denkt anders. Das ganze Unglück kommt davon, sagt er, daß wir wenige Ausländer haben und sie schlecht sind; man muß mehr und bessere holen. Und gleich darauf schickt er nach den verschiedenen Staaten Briefe, daß man ihm gutgeschulte Leute schicke... Diese beauftragt er mit Ingenieurarbeiten, stellt die Artillerie unter ihre Führung, stellt ihnen die Aufgabe, eine Flotte zu bauen. Die Notwendigkeit der Flotte wurde ebenfalls durch den Asowschen Feldzug bewiesen; Peter, der ohnehin im Bann der Leidenschaft für die Seeschifffahrt stand, widmete sich mit Feuereifer dem Bau der Flotte. Doch für eine Flotte braucht man Geld, die Finanzen aber sind erschöpft; eine Flotte muß, wie es sich gehört, erbaut werden; ob die fremden Meister aber etwas können, mag der liebe Gott wissen; für eine Flotte bedarf es eines Meeres, wir haben aber keins. Was nun? Jeder wäre da stutzig geworden, jeder würde beim Anblick der unüberwindlichen Hindernisse wohl auf seinen Gedanken verzichtet haben. Doch Peter ließ sich auch durch große Schwierigkeiten nicht leicht abschrecken, auf solche Lappalien aber wollte er gar nicht achten. Die Finanzen sind erschöpft? Und wozu sind die *Kumpaneien* da? Im November 1696 erließ Peter den Befehl, daß die Grundherren und Lehensinhaber, die geistlichen auf je 8000 und die weltlichen auf je 10.000 Bauernhöfe, bis zum April 1698 ein Schiff zu erbauen, die Handelsleute aber alle zusammen bis zu dieser Frist 12 Bombardiergalioten herzustellen haben. Kurz und bündig. Wer aber kein Schiff bauen will oder sich als unzuverlässig erweist, dem werden die Dörfer fortgenommen, der verliert Leibeigene und Gehöfte. Und 16 Monate später waren die Schiffe fertig... Ihrer wurden mehr fertig, als für den Anfang notwendig war. Ein Jahr später fand Peter, es würde zu wenig sein, wenn jede Kumpanei nur ein Schiff erbaue; es wurde ein Ukas herausgegeben, daß je zwei Kumpaneien ein weiteres Schiff zu erbauen hätten. Und sie haben sie erbaut... Die fremden Meister seien anfechtbar? Peter schickt nach allen Staaten Schreiben, daß man ihm *die besten Meister, gutgeschulte Leute* schicke; und damit er selber ihre Arbeit beurteilen kann, schickt er Russen ins Ausland, die Seeschifffahrt zu studieren, ja, er fährt ihnen selber gleich nach. Wir hätten kein Meer? Peter schickt Ukrainzew nach Konstantinopel, um das Schifffahrtsrecht auf dem Schwarzen Meere zu erlangen. Sollte das nicht gelingen, so versuchen wir es auf der anderen Seite, in der Ostsee.

[211] Genau so verfuhr Peter auch mit der Wahl seiner Mitarbeiter. Die ehrwürdigen Alten, die früher gewählt worden waren, zeigten wenig Tatkraft und hatten wenig Sympathie für Peter. Peter begann in allen Schichten der Gesellschaft nach anderen zu suchen, und im Gefolge der Gesandtschaft, die mit ihm ins Ausland reiste, finden wir schon die Namen Peter Schafirow und Alexander Menschikow. Man wird sagen: „Es gab also unter Peter Menschen, die fähig waren, ihm tatkräftig und klug beizustehen.“ Ja, wann gibt es solche Menschen nicht? Erinnern wir uns an die richtige Bemerkung von Karamsin:

„Feldherren, Minister, Gesetzgeber werden nicht in der und der Regierungszeit geboren, sondern werden lediglich ausgewählt. Um auszuwählen, muß man Spürsinn haben, aber nur die großen Männer haben den richtigen Spürsinn für die Menschen – und Peters Diener standen ihm in wunderbarer Weise bei – auf dem Schlachtfeld, im Senat, im Kabinett.“

Wir wollen dem hinzufügen, daß mitunter die Wahl selbst weniger beschwerlich ist als deren Verwirklichung, und in dieser Hinsicht war kaum irgend jemandes Lage beschwerlicher als die Peters. Um die von ihm ausgewählten Männer in die Ämter einzusetzen, deren sie würdig waren, mußte er Tausende von Hindernissen beseitigen. Vor allem waren es Leute der unteren Stände, von unbekannter Abstammung, ihre Erhöhung verletzte also den Ahnenstolz der Bojaren, und im Dienstverhältnis zu ihnen konnten sich leicht Rangstreitigkeiten auswirken. Außerdem waren es lauter junge Leute. Indem Peter sie erhob und ihnen wichtige Geschäfte anvertraute, verfuhr er entschieden gegen den althergebrachten Brauch, laut dem das Alter als eine genügende Bürgschaft für den Verstand und die Kenntnisse eines Menschen galt, während die Jugend dazu verdammt war, gleichsam *Botengänge* für die Alten zu verrichten. Dazu

kommt noch, daß Peters Neuerwählte mit ganzer Seele für das Neue gegen das Alte waren und um so mehr die in hohen Stellungen befindlichen vornehmen Bojaren gegen sich aufbringen mußten, die voller Verachtung auf alles herabblickten, was nicht den Schmuck der grauen Haare und der jahrhundertalten adeligen Abstammung trug. Um so entsetzlicher war ihre Entrüstung, als unter den Auserwählten des Zaren Ausländer auftauchten. Hier nun kamen ihnen sowohl der Aberglaube als auch der Patriotismus zu Hilfe; hierbei glaubten sie, das Volk selbst auf ihrer Seite zu sehen. Doch Peter schrak vor ihrer greisenhaften Entrüstung nicht zurück und verfolgte mutig seinen Weg weiter, „ohne“, wie Herr Ustrjalow sagt, „den merkbaren Ärger der durch ihr graues Haar und ihre Hingebung ehrenwerten Bojaren, die strengen Sitten-[212]belehrungen des von allen verehrten Patriarchen oder das abergläubische Entsetzen des Volkes zu beachten, ohne auf die zärtlichen Vorhaltungen der Mutter oder auf die Vorwürfe der noch geliebten Gattin zu hören“. Nicht allein, daß Peter auf ihre Worte und ihr Murren nicht hörte, er ließ sich sogar nicht durch die Äußerung der Unzufriedenheit beirren, die sich als bewaffnete Gewalt erhob. Vierzehn Tage vor der Abreise Peters wurde die Verschwörung Sokownins und Zyklers aufgedeckt. Peter ließ sie und ihre Hauptkomplizen hinrichten über dem Sarg von Iwan Michajlowitsch Miloslawskij, der aus der Erde ausgegraben wurde; er ließ auf dem Roten Platz eine steinerne Säule mit Eisendornen aufstellen, auf die die Köpfe der Hingerichteten aufgespießt wurden, während ihre Leichen einige Monate lang danebengelegt wurden; er schickte die Verwandten der Aufständischen nach weit entlegenen Städten zur Einkerkierung und fuhr vierzehn Tage später dennoch ins Ausland. Während seiner Abwesenheit kam es zu einem neuen Aufstand, der, wie es scheint, eher durch die Unvernunft, aber vielleicht auch durch wirkliche Unterdrückung seitens der Behörden ausgelöst wurde als durch irgendwelche bestimmte Pläne zugunsten der alten Ordnung. Im März 1698 erschienen in Moskau 175 Strelitzen, die aus Regimentern von der litauischen Grenze geflüchtet waren. Sie beklagten sich über schlechte Kost und Schikanen; die Bojaren befahlen ihnen, bis zum 3. April zu ihren Regimentern zurückzukehren. Aber an diesem Tage standen vor den Bojaren schon 400 Mann, die Vorteile und Vergünstigungen forderten und sich weigerten, zu ihren Regimentern zurückzukehren. Man schickte sie mit Gewalt fort. Als Peter davon erfuhr, rügte er Romodanowskij, warum er „diese Sache nicht untersucht“ habe. In der Tat, die flüchtig gewordenen Strelitzen, die nach ihren Regimentern entlassen, oder richtiger gesagt, *geschickt* wurden, brachten die übrigen zum Aufstand, und im Juni begann schon eine wahre Meuterei: die Strelitzen marschierten nach Moskau. Sie erreichten nichts; sie wurden bald zum Gehorsam gebracht, 130 Mann wurden gehenkt, 140 ausgepeitscht und verbannt, an die 2000 Mann nach verschiedenen Städten in die Gefängnisse geschickt. Doch Peter war damit nicht zufrieden. Er mußte restlos alles ausrotten, was noch eine gefährliche Wirkung gegen seine Bestrebungen haben konnte. Er gedachte der Schrecken seiner ersten Lebensjahre, er erinnerte sich, daß die Strelitzen Anhänger und Werkzeuge seiner Schwester waren, und er beschloß, sofort nach seiner Rückkehr aus dem Auslande das Übel, das ihm keine Ruhe gab, mit der Wurzel auszurotten. An den [213] Strelitzen, die er in diesem Fall für die Vertreter der Gegenpartei und für deren Komplizen er alle ihm Mißgünstigen hielt, angefangen mit seinen Schwestern und seiner Frau, wollte er ein schreckliches, grausames Exempel dafür statuieren, wie er seine Gegner strafe. „Ich werde sie strenger verhören als ihr“, sagte er zu Gordon, und tatsächlich, im September und im Oktober 1698 wurde eine erbarmungslose Untersuchung durchgeführt, deren Einzelheiten, wie Herr Ustrjalow mitteilt, die Leser unserer Zeit in Grauen versetzen müssen. Tausende von Strelitzen und von Menschen, die durch deren Aussagen belastet worden waren, wurden täglich stundenlang in verschiedenen Folterkammern gemartert und nach den Ursachen und den Zielen der Rebellion befragt. Anfangs schwiegen alle mit erstaunlichem Heldenmut sowohl bei den Konfrontierungen als auch beim *Hochziehen*, beim *Rütteln* und bei allen Folterungen, sogar *unter Anwendung von Feuer*. Viele starben während der Folterung, ohne etwas ausgesagt zu haben,

außer daß sie nach Moskau gezogen seien infolge des Hungers und der Drangsalierungen der Obrigkeit und auch weil das Gerücht umgegangen sei, der Zar wäre im Ausland gestorben. Aber einen Peter konnte man nicht so leicht loswerden. Er sparte nicht mit Torturen, er scheute vor keinem Mittel zurück, er ließ sogar seine Schwestern zu Vernehmungen vorladen. Er selbst verfaßte die Punkte des Verhörs, in denen er fragte, ob nicht Sophie die Strelitzen nach Moskau gerufen habe, ob sie nicht ein Schreiben von ihr hätten, ob sie sie nicht zur Zarin machen wollten. Nach einer solchen direkten Fragestellung war die Zahl der Leugner schon geringer, viele legten Geständnisse ab, aber irgendwie dumpf und unbestimmt, als ob sie selber nicht recht verstünden, was sie gestanden. Einer erzählte schließlich eine ganze Geschichte darüber, daß von Sophie ein Brief eingetroffen wäre (was übrigens durch die weitere Untersuchung nicht bestätigt wurde), und die weitere Untersuchung wandte sich besonders diesem Umstand zu. Endlich wurde von einem beträchtlichen Teil der Strelitzen zugegeben, sie hätten einen Staatsumsturz geplant und sich auf Betreiben Sophies aufgelehnt*. Es begannen die Hinrichtungen. Die [214] Zahl der Hingerichteten erreichte nach einigen Angaben 4000. Nach den Worten des Herrn Ustrjalow war „der Rote Platz mit enthaupteten Leibern bedeckt“; die Mauern der „Weißen Stadt“ und der „Irdenen Stadt“ waren mit Gehenkten behangen. Nach einiger Zeit wurden 1068 Leichen aus Moskau fortgebracht und an den verschiedenen Landstraßen aufgestapelt. Eine Unmenge Menschen wurden außerdem verschickt. Peter begnügte sich nicht damit, er wollte die Unbotmäßigen ganz vernichten; er beschloß, nach seinem eigenen Ausdruck, das ganze Strelitzenheer zu *kassieren*. Im Jahre 1699 wurden die Strelitzen in die städtische Bevölkerung übergeführt; es wurde verboten, sie in den Militärdienst aufzunehmen, und angeordnet, jeden, der sich als Soldat aufnehmen ließ und verheimlichte, daß er früher Strelitze gewesen war, zur Zwangsarbeit zu verschicken.

So verfuhr Peter mit denjenigen, die es wagten, sich gegen seine Unternehmungen aufzulehnen oder Sympathie für seine Gegner offenbarten. Diese Handlungsweise hätte natürlich nicht von Erfolg gekrönt sein können, wenn Peter in seiner ganzen Tätigkeit nicht ein Vertreter der beginnenden neuen Bewegung gewesen wäre, durch die das bereits absterbende Alte überwunden wurde. Erinnern wir uns, welche verderbliche Erbitterung, welche unglückseligen Folgen gewöhnlich sogar viel geringere Härten seiner Vorgänger auszulösen pflegten. Aber Peter, ganz dem Trieb seines unbeugsamen, unerbittlichen Charakters hingegeben, fühlte seine eigene Kraft. Darum verkündete er direkt und kühn seine Forderungen und bestimmte im voraus grausam und unumwunden die Strafe für die Ungehorsamen. Nach seiner Rückkehr aus dem Auslande, als seine Pläne viel weitergingen und bestimmter waren als früher, begann er mit um so größerer Entschlossenheit zu handeln, als er in seinem Geiste damals schon bestimmte Ideale gewisser Dinge gefaßt hatte, entsprechend den Vorbildern, die er im Auslande gesehen hatte. So fand er, gleich nach seiner Heimkehr, zusammen mit dem erfahrenen und geschickten Seemann Cruys, daß die von den Kumpaneien erbauten Schiffe unbefriedigend seien. Bei den einen mußte die Bestückung und das Takelwerk verstärkt werden, bei den anderen der Rumpf selbst verbessert und manche sogar ganz umgebaut werden, weil

* Um überflüssige Ausführungen zu vermeiden, wollen wir hier die Details der Untersuchung nicht behandeln. Doch wäre es sehr interessant, diese Untersuchung zum Gegenstand einer juristischen Abhandlung zu machen, um die Frage zu beantworten, ob der Historiker dem ursprünglichen Leugnen der Strelitzen mehr Glauben schenken soll oder ihren letzten Aussagen, die durch grausame Folterungen erzwungen worden waren. Einerseits, wenn das Leugnen und Schweigen der Strelitzen beabsichtigt und nicht eine Folge dessen war, daß sie tatsächlich nichts wußten und nichts sagen konnten, so übertrifft in diesem Fall jeder von ihnen an Heldenmut einen Mucius Scävola und einen Regulus. Andererseits ist [214] bekannt, daß Eingeständnisse, die unter Folterungen gemacht werden, nicht als allzu zuverlässig zu betrachten sind. Bei einer Untersuchung der Akten dieses ganzen Prozesses, die vollständig erhalten geblieben sind, könnte man heutzutage wahrscheinlich eine unvoreingenommene, ruhigere Schlußfolgerung ziehen, als dies während der Untersuchung selbst möglich war. (N. D.)

die einen zu sehr schaukelten [215] und die anderen überhaupt nicht flottzumachen waren. Es wurde unverzüglich diesen selben *Kumpaneien* befohlen, unter Aufsicht von englischen Meistern alles, was nötig, zu verbessern. Nun brauchte Peter die Flotte *dringend*, denn unsere Diplomatie hatte sich bei den Verhandlungen am Wiener Kaiserhof als sehr mangelhaft erwiesen, und den Russen stand ein Krieg mit den Türken bevor, mit denen alle unsere übrigen Verbündeten Separatfriedensverträge abgeschlossen und uns mit leeren Händen zurückgelassen hatten. Peter fürchtete den Krieg nicht, er wollte ihn sogar und hätte sich zweifellos den Türken gegenüber nicht so nachgiebig erwiesen, wenn die Machenschaften Patkuls gegen Schweden nicht den Nordischen Krieg hervorgerufen hätten, durch den Peters Augenmerk auf den Norden abgelenkt wurde.

Peter, der nun an der Organisation der Flotte arbeitete, nicht mehr als Zimmermann, sondern als Admiral und Chef, begann jetzt auch den anderen Teilen der Staatsorganisation viel mehr Beachtung zu schenken. So führte er, auf Vorschlag Kurbatows, der seine Idee ausländischen Vorbildern entlehnte, das *Stempelpapier* ein, um die Staatseinnahmen zu steigern und zugleich die Angebereien zu verringern. Zur Stärkung der Finanzen wurde 1699 auch die Ordnung für das Eintreiben der Abgaben nach dem Steuerregister, der Zölle und der Getränkesteuern reorganisiert, wobei eine besondere *Bürgermeisterkammer* geschaffen und die Abgaben nach dem Steuerregister verdoppelt wurden. Trotz dieser Steuererhöhung wurde die neue Ordnung von allen mit Freuden entgegengenommen, denn bis dahin war, wie es der Ukas (vom 30. Januar 1699) von Peter selbst bezeugt, der Gewerbestand „das wehrlose Opfer frecher Willkür und gewissenloser Korruption gewesen, so daß die Handelsleute infolge der Amtsschikanen, der Besteuerung durch die Woiwoden und der Bestechungsgelder an den Rand des Ruins gebracht worden waren, viele ließen Handels- und Gewerbebetriebe eingehen, waren außerstande, die Steuern zu bezahlen, und die Staatsfinanzen erlitten einen großen Schaden infolge der Rückstände der einzutreibenden Steuern und des Ausfalls an Handelszöllen“. „Das Beispiel Hollands“, fügt Herr Ustrjalow bei der Behandlung dieses Ukases hinzu, „zeigte aber dem Zaren, daß der Wohlstand des gewerblichen Standes eine der Hauptquellen des staatlichen Reichtums ist und daß das Gewerbe nur bei einer freien, selbständigen Entfaltung gedeihen kann, ohne Einmischung außenstehender Behörden, die zu jeder Zeit, und um so mehr bei dem damaligen Stand der Dinge in Rußland, lästig ist. „Höchstwahrscheinlich war für die Schaffung der Bürgermeister-[216]kammer das Vorbild Hollands einer der Beweggründe, wenn man auch nicht sagen kann, daß sich Peter zu jener Zeit schon völlig klar bewußt war, von welcher Bedeutung die Einmischung außenstehender Behörden für den Aufschwung des Gewerbes und folglich für den Wohlstand des Staates überall, wie auch besonders bei uns in Rußland, ist. Jedenfalls hat Peter der Reorganisation dieser *Behörden* damals noch keine Beachtung geschenkt.

Der Einfluß der Auslandsreise äußerte sich bei Peter vor allem in dem Wunsch, die Formen gewisser gesellschaftlicher Beziehungen umzugestalten. Peter sah, daß in anderen Ländern das Leben anders verlief als bei uns, und er fand natürlich Gefallen an der Einfachheit und Zwanglosigkeit der Beziehungen zwischen Mann und Frau im Westen, ihm gefielen die traulichen Familienunterhaltungen, die fröhlichen gesellschaftlichen Belustigungen, an denen die Frau stets teilnahm. Peter wollte dasselbe auch in Rußland einführen, und um die Russen auch in der äußeren Gestalt den Europäern anzunähern, sorgte er vor allem dafür, ihr Äußeres zu verändern. Nach alledem, worin sich seine Kraft bereits geäußert hatte, schien ihm das eine geringfügige Angelegenheit zu sein. Er begann sogar die Sache mit einem einfachen Scherz, denn er glaubte, daß die Menschen, die mit ihren Mitteln nicht gegeizt hatten, um eine Flotte aufzubauen, die die Überlegenheit der Ausländer in verschiedenen Wissenszweigen und Künsten eingesehen, die auf den Wunsch des Zaren auf ihren großartigen, starren Dünkel verzichtet hatten, die im Auslande gewesen waren oder ausführliche Erzählungen von

Augenzeugen über fremde Länder gehört hatten – daß diese Leute an Kaftan und Bart nicht mehr festhalten würden. Doch es stellte sich heraus, daß der Widerstand in diesem Fall hartnäckiger war als in anderen Fällen: das absterbende Alte, das seine Vorrechte verlor, wollte wenigstens das äußere Aussehen beibehalten, und verfocht es stärker als das Wesen der Sache selbst. Als Romodanowskij hörte, daß der Bojar Golowin ohne Bart am Wiener Hof erschienen war, rief er aus: „Ich will nicht glauben, daß sich Golowin zu einem solchen Wahnsinn verstiegen hat.“ Der Patriarch schrieb, daß „es sich nicht ziemt, Personen, die ihr Kinn rasieren, nach christlicher Art zu beerdigen oder sie in den Gebeten der Kirche zu erwähnen“. Mehr noch, nach Zeugnis des Historikers „schürten die törichten Popen durch geheime Einflüsterungen den abergläubischen Schrecken des gemeinen Volkes und wagten es sogar in ihren Kirchengemeinden, den Zaren dreist zu verurteilen. So hat in der Stadt Romanow der Pope Wikula, als er in der Osterwoche mit Heiligenbildern die [217] Troiza-Siedlung besuchte, im Hause des Soldaten Kokorew diesen nicht zum Heiligen Kreuze zugelassen und ihn als Feind und Ketzer beschimpft, weil er sich den Bart abgeschnitten hatte. Als aber Kokorew zu seiner Rechtfertigung sagte: ‚Auf Wunsch des Zaren rasieren heute in Moskau Bojaren und Fürsten das Kinn, da lästerte Wikula auch den Zaren.‘ Überhaupt erregte keine der früheren Forderungen Peters so viel Unwillen und offenkundige Unzufriedenheit wie der Befehl, die Bärte abzunehmen. Aber Peter hatte nun einmal beschlossen: fort mit dem Bart! – und es war nicht mehr möglich, ihn davon abzubringen. Er wollte, daß die Russen auch ihrem Äußeren nach keinen Gegensatz zu den Deutschen bildeten, und „je beharrlicher die Russen ihren Bart hüteten, um so mehr haßte ihn Peter, nach den Worten des Historikers, als Symbol verknöchelter Vorurteile, als Aushängeschild überheblicher Ignoranz, als ewiges Hindernis freundschaftlicher Annäherung an die Ausländer zwecks Entlehnung alles Nützlichen von ihnen“. Peter führte seinen Entschluß hinsichtlich des Bartes seiner Gewohnheit nach unverzüglich aus. Das geschah zum erstenmal auf ziemlich komische Art – ein Beweis dafür, daß Peter anfänglich die ganze Sache sehr leicht zu erledigen gedachte. Am Tage nach seiner Rückkehr aus dem Auslande nach Moskau erschienen bei ihm die vornehmsten Bojaren zur Gratulation. Peter empfing sie sehr freundlich, küßte, umarmte sie, unterhielt sich mit ihnen und schnitt auf der Stelle, zum unbeschreiblichen Staunen der Anwesenden, bald dem einen, bald dem anderen den Bart ab. Als erste wurden dieser traurigen Operation der „Kaiser“ Romodanowskij höchstpersönlich und der *Generalissimus* Schejin unterzogen, dann kamen die übrigen an die Reihe, mit Ausnahme von Streschnew und Tscherschasskij, die der Zar verschonte. Fünf Tage später wiederholte sich dasselbe auf einem Festgelage bei Schejin; hier beschäftigte sich mit dem Abschneiden der Bärte schon der Narr des Zaren. Drei Tage danach, auf einem Fest bei Lefort, erschienen bereits Bojaren ohne Bärte. „Der stürmische Zar“, sagt Herr Ustrjalow, „wollte keine Bartträger um sich sehen, weder am Hofe noch in der Armee, noch auf den Werften. Die Bojaren, die Höflinge, das Militär, die Schiffszimmerer mußten dem unbeugsamen Willen des Zaren nachgeben.“ Bald wurde eine Bartsteuer eingeführt, die auch auf die städtische Bevölkerung und sogar auf die Bauern ausgedehnt wurde. Auch diesmal verlief alles, entgegen den Erwartungen und den Wünschen der Anhänger der alten Ordnung, ruhig und ungestört: zu Aufständen kam es nirgends. Das Volk trennte sich voller Trauer von dem althergebrachten Brauch; aber sein Bedauern konnte [218] keinen ernsten Charakter haben, denn der Brauch selbst enthielt keine vernünftige Lebensnotwendigkeit.

Dasselbe geschah auch mit der altertümlichen russischen Kleidung, die Peter zu gleicher Zeit zu verfolgen anfang. Der Auslandsaufenthalt blieb auch hierin nicht ohne Einfluß auf Peter und veranlaßte ihn, sich endgültig von der russischen Tracht zu trennen, die er, wie Herr Ustrjalow bemerkt, „auch früher nicht mochte, besonders weil die langschößigen Röcke, die weiten Oberröcke, die Oberkleider mit ihren zwei Arschin langen Ärmeln ihm hinderlich waren beim Erklettern der Maste, beim Handhaben der Axt, beim Marschieren mit den Soldaten, kurzum, keineswegs zu seiner lebhaften, raschen, unermüdlichen Betätigung paßten“.

Doch der wichtigste Beweggrund war auch hier der Wunsch, die Russen den Ausländern anzunähern. Peter war überzeugt, daß die altertümliche Tracht dieser Annäherung hinderlich sein werde, und beschloß, den langen Röcken und Kaftanen genau so den Garaus zu machen wie dem Barte.

„Anfänglich schnitt er den Hofleuten auf den lustigen Festen die langen Ärmel ab und wollte um sich herum die Träger langer Röcke ebensowenig sehen wie die Bärtigen. Bald darauf schrieb er für die neu aufgestellte reguläre Armee die deutsche Uniform vor; dann erließ er einen strengen Ukas, daß bis zum Jordansfest, und jedenfalls nicht später als bis zur Faschingswoche des Jahres 1700, sämtliche Bojaren, Hofleute, Beamte, Angestellte und Handelsleute ungarische und deutsche Kleider zu tragen hätten. Dasselbe wurde auch den Bojarinnen anbefohlen, die am Hofe erschienen. Bald darauf wurde diese Verfügung auch auf die Frauen der Kaufleute, Strelitzen, Soldaten, Popen und Diakone erstreckt.“

Zu gleicher Zeit änderte Peter auch unser früheres Münzsystem, das bedeutende Unbequemlichkeiten aufwies. Diesen Gedanken faßte Peter ebenfalls im Auslande, und zwar in London, wo er wiederholt die Münzstätte besuchte. Vor Peter waren unsere Münzen außerordentlich häßlich und unregelmäßig; man konnte sie sehr leicht nachmachen und beschneiden, so daß die Falschmünzer im alten Rußland, ungeachtet der gegen sie gerichteten äußerst strengen Gesetze, geradezu überhandnahmen. Peter schuf hier Abhilfe durch ein anderes Mittel: er begann bessere Münzen zu prägen, und die Fälschungen wurden seltener. Ein anderes Übel bestand darin, daß die einzige Kurantmünze damals die silberne Kopeke war. Die Folge davon war einerseits, daß die Regierung infolge eines völligen Mangels an goldenen Münzen und großen Silbermünzen oft mit erheblichen Schwierigkeiten bei ihren Finanzoperationen, besonders bei denen mit dem Auslande, zu kämpfen hatte; andererseits litt die arme Klasse des Volkes unter dem Mangel an Kleingeld. Peter entschloß sich, Kupfermünzen in Umlauf zu bringen – Kopeken, Groschen und Halbgroschen, obwohl ein derartiger Versuch unter Alexej Michajlowitsch zu sehr traurigen Folgen geführt hatte. Gleich darauf begann man auch Tschervonzen, silberne Halbbrubel-, Fünf und zwanzig-Kopeken-Stücke und endlich Rubelstücke zu prägen. Sie alle kamen sofort zu dem von der Regierung festgesetzten Preis in den allgemeinen Verkehr.

Nicht so rasch und entschlossen waren Peters Handlungen in zwei anderen höchst wichtigen Zweigen der Staatsorganisation: hinsichtlich der Herausgabe einer Gesetzessammlung und der Ergreifung von Maßnahmen in Sachen der Volksbildung. Peter hatte an diese Fragen gedacht, was daraus hervorgeht, daß er im Februar 1700 in Moskau eine Kommission zur Abfassung einer neuen Gesetzessammlung einberufen ließ und in einer Unterhaltung mit Hadrian die Absicht äußerte, die Slawisch-griechisch-lateinische Akademie in eine Art Universität umzugestalten. Aber offenbar beschäftigte sich Peter nicht allzusehr damit und ließ den Gedanken an eine Kommission und an die Akademie bald wieder fallen, um sich seinen Lieblingsbeschäftigungen zuzuwenden. Im Laufe von vierzehn Jahren brachte es die Kommission nur so weit, daß sie die ersten drei Kapitel der Gesetzessammlung behandelte, und der Gedanke an die Gründung von Schulen und der Akademie beschränkte sich in Wirklichkeit auf die Gründung einer Navigationsschule. Bald wurde das Augenmerk des Zaren durch den Krieg gegen Karl für lange Zeit von den inneren Angelegenheiten abgelenkt; natürlich darf man aber die Tatsache, daß Peter die Gesetzeskommission und die Gründung von Schulen vernachlässigte, nicht diesem zufälligen Umstand zuschreiben. Wir haben seinen Charakter kennengelernt, seine Tatkraft bei der Durchführung der schwierigsten Unternehmungen. Er konnte damals schon Befehle erlassen und konnte selbst ans Werk gehen, konnte aus dem Auslande Lehrer kommen lassen, genau so, wie er Schiffmeister hatte kommen lassen, er konnte Schulen, Gymnasien, Universitäten erbauen, wie er die Flotte erbaut hatte, konnte Museen und Bibliotheken ins Leben rufen, wie er eine reguläre Armee ins Leben gerufen hatte... Aber die menschliche Macht hat ihre Grenzen. Peter konnte jene Kräfte seines Volkes in Bewegung setzen, die bereit waren, in Bewegung zu geraten; aber er konnte nicht vorzeitig

die Kräfte hervorrufen, die noch so schwach waren, daß sie zu keiner Bewegung fähig waren. Als Mann, der durch seinen Willen die Bedürfnisse und die Bestrebungen des Volkes verwirklichte, besaß Peter instinktiv den *Takt*, durch den sich historische Persönlichkeiten seinesgleichen von nicht berufenen Fanatikern unterscheiden, die [220] häufig die Träumereien ihrer kranken Phantasie für die wahren Bedürfnisse des Zeitalters und des Volkes halten und unproduktive Dinge in Angriff nehmen, die ihre Kräfte übersteigen. Peter fühlte, daß seine Kräfte für vieles ausreichten, aber er kannte auch das Maß seiner Kräfte. Er war zu einer Ernte gekommen, die durch Jahrhunderte vorbereitet worden war, und er begriff, daß er dieses Korn ernten könne, das von seinen Vorgängern unbeachtet geblieben war. Zugleich aber wußte er, daß die *produzierende* Kraft hier immerhin dieser Boden ist, auf dem er die Ernte einzubringen hatte. Er konnte die Ernte mehr oder weniger rasch und erfolgreich einbringen und alles einsammeln, was auf diesem Boden gewachsen war, aber er konnte nicht nach eigenem Gutdünken die Körner zum Wachsen zwingen. Es galt, sie zuerst zu säen, und er säte, was er konnte. Aber was konnte er zu jener Zeit auf dem Feld der Zivilgesetzgebung und der Volksaufklärung in Rußland säen? Die Aussaat mußte kärglich sein, und darum eben legte Peter in seinen Unternehmungen auf diesem Gebiet so geringe Energie an den Tag. Das Volk war dazu wenig vorbereitet, Peter war aber Vertreter seines Volkes. Konnte er denn tief durchdrungen werden von dem, was für das Volksbewußtsein selbst noch kein tiefes und dringendes Bedürfnis war?

Der Schwedenkrieg lenkte Peter von den Gedanken der Gesetzgebung und der Volksbildung ab und wies ihm ein Betätigungsgebiet zu, das seinen ständigen Beschäftigungen und Bestrebungen näherstand. Wenn die Fortsetzung des Werkes des Herrn Ustrjalow, das wir mit Ungeduld erwarten, erschienen sein wird, werden wir versuchen, die Äußerungen seiner Gedanken und seines Charakters in diesem Kriege zu verfolgen.

Der dritte Band der „Geschichte Peters“ des Herrn Ustrjalow schließt mit dem Bruch mit Schweden. Damit wollen auch wir unsere Notizen abschließen, die zum Ziel hatten, unsere Leser mit dem Charakter der Tatsachen, die in dem Buche des Herrn Ustrjalow dargelegt sind, bekannt zu machen. Wir enthalten uns der allgemeinen Schlußfolgerungen und der ausführlichen Betrachtungen über die Bedeutung Peters in unserer Geschichte. Wir waren nur bemüht, die gleichartigen Tatsachen, die in der chronologischen Reihenfolge der Darstellung des Herrn Ustrjalow verstreut sind, zu gruppieren. Diese chronologische Darstellung bildet eine Eigentümlichkeit des Herrn Ustrjalow, die jedem Leser der „Geschichte Peters“ ins Auge springt. Sie könnte als großer Vorzug bezeichnet werden, wenn sie ganz konsequent durchgeführt worden wäre, d. h. wenn der Autor entschieden auf alle Betrachtungen und [221] Auffassungen verzichtet und allein Tatsachen übermittelt hätte. Aber aus der Darstellung des Herrn Ustrjalow wird zum Teil das Bestreben ersichtlich, eine bestimmte Auffassung zum Ausdruck zu bringen; man stößt bei ihm mitunter auf beredete, hochtrabende Phrasen, die die einfache Wahrheit der Geschehnisse ausschmücken; an gewissen Stellen macht sich sogar eine *Auswahl* der Tatsachen bemerkbar, so daß mitunter seine Erzählung gar nicht den Eindruck vermittelt, den man aus den am Schluß des Buches beigelegten Dokumenten erhält, auf die sich der Historiker hier selbst beruft. Darum ist der chronologische Charakter, der hier künstlich und nicht konsequent durchgeführt wird, für den Wert des Buches des Herrn Ustrjalow eher schädlich als nützlich. Wie es scheint, wäre es besser gewesen, wenn der Historiker dafür Sorge getragen hätte, die Tatsachen der Geschichte Peters zu gruppieren und sie durch eine allgemeine Idee zu beleuchten, die ihnen nicht von außen gewaltsam aufgedrängt ist, sondern sich direkt und streng aus ihnen selbst ergibt. Dann wäre der allgemeine Eindruck lebendiger und vollständiger, die Tatsachen würden sich nicht für den Leser in Einzelheiten, gewissermaßen Zufälligkeiten verlieren. Herr Ustrjalow konnte alle Ereignisse, die sich auf die Regierungszeit Peters beziehen, mit dem hellen Licht der Wahrheit beleuchten. Abgesehen von der gewaltigen Menge von Materialien, die

niemandem außer ihm zugänglich waren, befand er sich auch bei der Verarbeitung der Materialien in einer günstigeren Lage als irgend jemand sonst und konnte uns folglich mehr sagen als sonst jemand. Leider war er nicht willens, seine Lage ganz auszunutzen, und beschränkte sich auf die Karamsinsche Arbeit einer Sammlung von Materialien, ihrer zusammenhängenden, geschlossenen Anordnung und ihrer beredten Darstellung. Da er seiner Arbeit vornehmlich einen biographischen Charakter verlieh, überging er die allgemeinen Aufgaben der Geschichte des Landes und der Zeit, in denen Peter wirkte, und beraubte sich selbst auf diese Weise der Waffe der höchsten historischen Kritik, ging nicht über den Rahmen der früheren Panegyriker hinaus, die er selber in der Einleitung zur Geschichte Peters“ verurteilt.

Das alles sind Mängel, die man nicht als geringfügig bezeichnen darf; doch muß bemerkt werden, daß man *diese* Mängel nur in einem ernsthaften, grundlegenden Werk finden kann, wie es auch das Werk des Herrn Ustrjalow ist. Wir fragen, warum Herr Ustrjalow nicht mehr geleistet hat, ebendarum, weil wir sehen, wieviel er geleistet hat. Der Grad der Bedeutung seines Werkes bestimmt die Menge und die Größe der Forderungen, deren Erfüllung [222] wir von ihm erwarten. Wäre es ein nicht bemerkenswertes, alltägliches Werk, so wäre niemand auf den Gedanken gekommen, ihm den Mangel dessen vorzuwerfen, was jeder so natürlich bei Herrn Ustrjalow sucht und häufig nicht findet. Jedenfalls wird das Buch des Herrn Ustrjalow als Sammlung wertvoller Materialien, die bis jetzt der Öffentlichkeit unbekannt geblieben waren, als Resultat einer vieljährigen, gewissenhaften Arbeit, als in sich geschlossene, lebendige Darstellung der Geschehnisse der Regierungszeit Peters für lange eine der besten Zierden unserer historischen Literatur bleiben. Zum Schluß wiederholen wir noch einmal, daß das Werk des Herrn Ustrjalow für die Geschichte Peters von derselben Bedeutung sein wird wie die Geschichte Karamsins. Diese Bedeutung wird auch dann nicht aufhören, wenn die Zeit für eine pragmatische Geschichte des neuen Rußlands unter der Regierung Peters gekommen sein wird. Der künftige Historiker wird, selbst wenn er sich die Ideen und Ansichten des Herrn Ustrjalow nicht zunutze macht, jedenfalls in seinem Buche viele wertvolle Materialien und authentische Dokumente finden. Die Beilagen, die ihrem Umfang nach beinahe dem Text des Buches gleichkommen, verleihen ihm eine wichtige, bleibende Bedeutung und werden sie ihm stets verleihen. Viele von ihnen werfen tatsächlich ein neues Licht auf die Ereignisse; die anderen ermöglichen es, genaue und bestimmte Betrachtungen über Dinge anzustellen, über die man bisher nur Mutmaßungen hegte. Das alles verleiht dem Werk des Herrn Ustrjalow einen außerordentlichen Wert, und wir hoffen, daß die Leser es uns nicht übelnehmen werden, daß wir sie so lange mit der Schilderung dieses bemerkenswerten Werkes beschäftigt haben, auf dessen Erscheinen das russische Publikum so lange gewartet hat. [223]

W. Belinskis Werke⁴⁸

In unserer Literatur kann es keine erfreulichere Nachricht geben als jene, die wir soeben aus Moskau erhalten haben. Endlich erscheinen Belinskis Werke! Der erste Band ist bereits gedruckt und schon in Petersburg angelangt. Die nächsten Bände werden, wie man sagt, nicht lange auf sich warten lassen. Endlich! Endlich!

Was mit der russischen Literatur auch geschehen möge, wie üppig sie sich auch entwickeln möge, Belinski wird stets ihr Stolz, ihr Ruhm, ihre Zierde sein. Bisher ist sein Einfluß klar an allem zu spüren, was an Schönem und Edlem bei uns erscheint. Bis auf den heutigen Tag gibt jeder unserer besten Literaten zu, daß er seinen Werdegang unmittelbar oder mittelbar zu einem bedeutenden Teil Belinski zu verdanken hat... In den literarischen Zirkeln aller Schat-

⁴⁸ Veröffentlicht im „Sowremennik“ (1859, Nr. IV). Dobroljubow schrieb diesen Aufsatz anlässlich des Erscheinens der ersten Bände der Werke W. G. Belinskis, nachdem acht Jahre lang nicht nur die Werke Belinskis verboten gewesen waren, sondern selbst der Name des großen Kritikers nicht hatte erwähnt werden dürfen.

tierungen werden sich wohl kaum fünf, sechs schmutzige, niedriggesinnte Personen finden, die seinen Namen ohne Achtung auszusprechen wagen. In allen Ecken und Enden Rußlands gibt es Menschen, die von Enthusiasmus für diesen genialen Menschen erfüllt sind, und dies sind natürlich die Besten Rußlands!

Für sie könnte natürlich keine unserer Mitteilungen so freudig sein wie die Herausgabe von Belinskis Werken. Lange warteten wir darauf, und endlich sind sie da! Wie viele glückliche, lichte Augenblicke werden uns seine Aufsätze wieder in Erinnerung rufen, jene Augenblicke, da wir von jugendlichen, begeisterten Wallungen erfüllt waren, da die energischen Worte Belinskis eine ganz neue Welt des Wissens, des Nachdenkens und der Tätigkeit vor [224] uns auftaten! Wenn wir Belinski lasen, so vergaßen wir die Nichtigkeit und Platitude der Umgebung, träumten von anderen Menschen, von einer anderen Tätigkeit, hofften aufrichtig, irgendeinmal solche Menschen zu treffen, und versprachen begeistert, uns selbst einer solchen Tätigkeit zu widmen... Das Leben hat uns betrogen, wie es auch ihn betrogen hat; doch uns sind jene Tage heiligen Enthusiasmus, jenes begeisterte Zittern, jene reinen, uneigennütigen Leidenschaften und Träumereien teuer, denen die Verwirklichung vielleicht nie beschieden ist, auf die zu verzichten aber bis auf den heutigen Tag ein schweres, schmerzliches Gefühl ist...

Rußland kennt Belinski noch wenig. Er unterzeichnete seine Artikel selten mit seinem Namen, und jetzt, bei der Herausgabe seiner Werke, zeigte es sich, daß selbst Literaten nicht mit Sicherheit alle von ihm geschriebenen Artikel angeben konnten. Viele Leser lernten seinen Namen mehr aus Aufsätzen kennen, die bereits nach seinem Tode über ihn geschrieben wurden. Jetzt aber, da seine Werke gesammelt sind und herausgegeben werden, wird allen Lesern die Möglichkeit geboten, diesen Mann, seine Ansichten und seine Bestrebungen, seinen Einfluß auf unsere ganze Literatur der letzten fünf und zwanzig Jahre näher kennenzulernen. Nach dieser Bekanntschaft werden sich alle Leser überzeugen, daß vieles, was sie bei anderen entzückte, ihm gehört, von ihm stammt; viele der Wahrheiten, auf die sich jetzt unsere Gedankengänge stützen, sind von ihm in einem erbitterten Kampf gegen Unwissenheit, Verlogenheit und Böswilligkeit seiner Gegner, inmitten schläfriger Apathie der gleichgültigen Gesellschaft ans Licht gebracht worden... Ja, bei Belinski finden wir unsere besten Ideale, bei Belinski finden wir die Geschichte unserer gesellschaftlichen Entwicklung, und ebenfalls bei ihm finden wir einen schweren, bitteren, untilgbaren Vorwurf für unsere Gesellschaft.

Die Zeitschrift „Sowremennik“ ist unter Mitwirkung Belinskis in die Hände der heutigen Redaktion übergegangen⁴⁹, und bis zu seinem Tode verließ er den „Sowremennik“ nicht. Der „Sowremennik“ ist es, der sich nach langem, durch die damaligen Verhältnisse der Literatur bedingtem Schweigen als erster über Belinski äußerte⁵⁰. Die Ideen des genialen Kritikers und sein Name selbst waren für uns stets heilig, und wir schätzen uns glücklich, wenn wir über ihn sprechen können. Nachdem wir nun dem Leser unsere Freude über die Herausgabe seiner Werke mitgeteilt haben, behalten wir uns auch das Recht vor, anlässlich dieser Ausgabe ausführlicher über ihn zu sprechen, obwohl der „Sowremennik“ 1856 [225] in den Aufsätzen „Über die Gogolsche Periode der Literatur“ bereits viel über Belinski geschrieben hat.

In dem ersten, jetzt erschienenen Band von Belinskis Werken befinden sich die in der „Molwa“ und im „Teleskop“ 1834 und 1835 veröffentlichten kritischen und bibliographischen

⁴⁹ Außer N. G. Tschernyschewski gehörten damals der Redaktion des „Sowremennik“ N. A. Nekrassow und I. I. Panajew an. Beide wurden 1847 zusammen mit Belinski Mitarbeiter dieser Zeitschrift.

⁵⁰ Dobroljubow meint N. G. Tschernyschewskis Aufsätze „Skizzen zur Gogolsehen Periode der russischen Literatur“, die sich mit der revolutionären kritischen Tätigkeit Belinskis befaßten und im „Sowremennik“ 1855/56 veröffentlicht wurden. Dobroljubow selbst äußerte sich über Belinski in dem Aufsatz „Wann endlich kommt der Tag?“

Aufsätze. Die von den Herren Soldatenkow und Schtschepkin herausgebrachte Ausgabe ist sehr hübsch, und der festgesetzte Preis ist niedrig. Ein Band von 530 Seiten im gewöhnlichen Format der Schtschepkinschen Publikationen kostet nur einen Rubel. Derselbe Preis ist auch für alle folgenden Bände festgesetzt. Es besteht kein Zweifel, daß die ganze Auflage rasch vergriffen sein wird, auch wenn sie die Höhe von 20.000 Exemplaren erreicht! [226]

Was ist Oblomowtum?

(„Oblomow“, Roman von I. A. Gontscharow, *Otetschestwennyje Sapiski*“ 1859, Nr. 1-4)⁵¹

Wo ist denn derjenige, der uns in der Muttersprache der russischen Seele dieses allmächtige Wort „Vorwärts!“ zuzurufen vermöchte? Jahrhunderte um Jahrhunderte vergehen, eine halbe Million von Siebenschläfern, Nichtstuern und Tölpeln döst, ohne aufzuwachen, dahin, und nur selten wird in Rußland ein Mann geboren, der fähig ist, es auszusprechen, dieses allmächtige Wort...
Gogol

Zehn Jahre wartete unser Publikum auf den Roman des Herrn Gontscharow. Lange bevor er erschien, sprach man von ihm als von einem ungewöhnlichen Werk⁵². Mit den weitestgespannten Erwartungen hat man sich an seine Lektüre gemacht. Indessen schien der erste Teil des Romans, der noch 1849 geschrieben wurde⁵³ und den Interessen des gegenwärtigen Augenblicks entrückt ist, vielen langweilig. Zur gleichen Zeit erschien das „Adelsnest“, und alle Welt war hingerissen von dem dichterischen, höchst sympathischen Talent seines Autors. „Oblomow“ blieb von vielen unbeachtet; viele fühlten sich sogar ermüdet durch die außerordentliche feine und tiefe psychische Analyse, die den ganzen Roman des Herrn Gontscharow durchdringt. Jenes Publikum, das eine spannende äußere Handlung liebt, fand den ersten Teil des Romans ermüdend, weil sein Held bis zum Schluß auf demselben Sofa liegenbleibt, auf dem er zu Anfang des ersten Kapitels angetroffen wird. Die Leser, die an enthüllenden Werken Gefallen finden, waren unzufrieden, daß unser offizielles Gesellschaftsleben in dem Roman völlig unberührt blieb. Kurzum: der erste Teil des Romans rief bei vielen Lesern einen ungünstigen Eindruck hervor. Es gab, so schien es, recht viele Gründe dafür, auch dem ganzen Roman keinen Erfolg vorauszusagen, wenigstens nicht bei unserem Publikum, das so daran gewöhnt ist, die gesamte schöne Literatur als Zeitvertreib zu betrachten und Kunstwerke nach dem ersten Eindruck zu beurteilen. Aber diesmal kam die künstlerische Wahr[227]heit bald zu ihrem Recht. Die weiteren Teile des Romans glätteten den ersten unangenehmen Eindruck bei allen, die einen solchen gehabt hatten, und das Talent Gontscharows zog unwiderstehlich auch Leute in seinen Bann, die am allerwenigsten mit dem Dichter sympathisierten. Das Geheimnis dieses Erfolgs liegt, so scheint es uns, ebensowohl unmittelbar in der Kraft des künstlerischen Talents des Autors wie in dem ungewöhnlich reichen Inhalt des Romans.

Es mag sonderbar erscheinen, daß wir einen besonders reichen Inhalt in einem Roman finden, in dem es, entsprechend dem Charakter des Helden, fast gar keine Handlung gibt. Aber wir hoffen, unseren Gedanken im Verlauf dieses Aufsatzes darlegen zu können. Unser Hauptziel besteht eben darin, einige Bemerkungen und Schlußfolgerungen zum Ausdruck zu bringen, zu denen unserer Meinung nach der Inhalt von Gontscharows Roman notwendig führen muß.

Über „Oblomow“ werden zweifellos viele Kritiken geschrieben werden. Unter ihnen wird es wahrscheinlich sowohl bemängelnde geben, die irgendwelche Versündigungen gegen Sprache und Stil herausfinden werden, als auch pathetische, die sich in vielen begeisterten Ausru-

⁵¹ Veröffentlicht im „Sowremennik“ (1859, Nr. V). Das Motto ist ungenau zitiert aus dem zweiten Band der „Toten Seelen“. Gontscharows Roman wurde in Nr. I-IV der „Otetschestwennyje Sapiski“, Jahrgang 1859, veröffentlicht. Dobroljubow schrieb aber seine Abhandlung gleich nach dem Erscheinen des „Oblomow“.

⁵² Dobroljubows Aufsatz war, abgesehen von seinem theoretischen Inhalt, von außerordentlicher Bedeutung für die literarhistorische Biographie I. A. Gontscharows. Durch diesen Aufsatz wurde einem breiten Leserkreis nachgewiesen, daß der Verfasser des „Oblomow“ einer der größten russischen Sprachkünstler war.

⁵³ 1849 wurde im „Literaturnyj Sbornik“ ein Bruchstück des Romans unter dem Titel „Oblomows Traum“ veröffentlicht.

fen über die Herrlichkeit einzelner Szenen und Charaktere ergehen, und auch ästhetisch-dosierende, die streng prüfen werden, ob den handelnden Personen überall genau nach dem ästhetischen Rezept die entsprechende Menge dieser und jener Eigenschaften zugeteilt worden ist und ob diese Personen sie immer so anwenden, wie es im Rezept vorgeschrieben ist. Wir verspüren nicht die geringste Neigung, uns auf derartige Feinheiten einzulassen, und auch der Leser wird wohl nicht sonderlich betrübt sein, wenn wir uns nicht mit Überlegungen abgeben, ob dieser oder jener Ausspruch dem Charakter des Helden und seiner Stellung völlig entspricht oder ob es nicht besser wäre, manche Worte umzustellen u. dgl. Deshalb erscheint es uns durchaus nicht angebracht, uns mit mehr allgemeinen Betrachtungen über den Inhalt und die Bedeutung des Romans von Gontscharow zu befassen, obwohl uns natürlich die *wahren Kritiker* wieder einmal vorwerfen werden, daß unser Aufsatz gar nicht von „Oblomow“ handelt, sondern nur durch „Oblomow“ *veranlaßt* ist.

Es scheint uns, daß die Kritik bei Gontscharow mehr als bei einem andern Autor verpflichtet ist, die allgemeinen Schlußfolgerungen darzulegen, die sich aus seinem Werke ergeben. Es gibt Autoren, die sich selbst die Mühe machen, sich mit den Lesern über die Ziele und den Sinn ihrer Werke auseinanderzusetzen. Andere [228] sprechen zwar nicht kategorisch ihre Absichten aus, aber sie führen ihre ganze Erzählung so, daß sie zu einer klaren und richtigen Verkörperung ihrer Gedanken wird. Bei solchen Autoren geht jede Seite darauf aus, den Leser aufzuklären, und man muß schon sehr begriffsstutzig sein, um sie nicht zu verstehen... Dafür aber ergibt sich aus der Lektüre (je nach dem Talent des Autors) ein mehr oder weniger vollständiges *Einverständnis mit der Idee*, die dem Werk zugrunde gelegt ist. Alles übrige verflüchtigt sich zwei Stunden nach der Lektüre des Buches. Bei Gontscharow ist es ganz anders. Er gibt einem keine Schlußfolgerungen und will sie offenbar nicht geben. Das Leben, das er darstellt, dient ihm nicht als Mittel für eine abstrakte Philosophie, sondern ist sein Ziel an sich. Er kümmert sich nicht um den Leser und um die Schlußfolgerungen, die dieser aus dem Roman zieht: das ist dessen Sache. Irrt er sich, der Leser, so mag er seine eigene Kurzsichtigkeit dafür verantwortlich machen, keinesfalls aber den Autor. Er stellt gestaltetes Leben hin und bürgt einzig für dessen Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit; weiterhin ist es Sache des Lesers, festzustellen, was die dargestellten Gegenstände wert sind: ihn, den Autor, geht das gar nichts an. Ihm fehlt jene Hitze des Temperaments, die manchen Talenten ihre eigentliche Kraft und Schönheit verleiht. Turgenew zum Beispiel spricht von seinen Helden wie von Menschen, die ihm nahestehen, er reißt ihnen glühende Gefühle aus der Brust, beobachtet sie mit zärtlicher Anteilnahme und schmerzlicher Erregung, er leidet und freut sich selbst mit den Personen, die er geschaffen hat, begeistert sich selbst an dem poetischen Milieu, mit dem er sie stets zu umgeben liebt... Und seine Begeisterung wirkt ansteckend: sie erfüllt den Leser unvermeidlich mit Sympathie, sie kettet von der ersten Seite an seine Gedanken und seine Gefühle an die Erzählung und zwingt auch ihn, alle Momente mitzuerleben und mitzufühlen, in denen die Turgenewschen Personen vor ihm auftreten. Eine lange Zeit mag verstreichen, der Leser mag den Gang der Erzählung und die Verbindung zwischen den einzelnen Momenten der Handlung vergessen, die Charakteristik der einzelnen Personen und Situationen aus dem Auge verloren und schließlich alles vergessen haben, was er gelesen hat; aber ihm wird trotzdem der lebendige, erfreuliche Eindruck, den er beim Lesen der Erzählung empfunden hat, als lieb und wert im Gedächtnis haftenbleiben. Bei Gontscharow geschieht nichts dergleichen. Sein Talent ist Eindrücken nicht sehr zugänglich. Er wird beim Anblick einer Rose und einer Nachtigall keinen lyrischen Gesang anstimmen; er wird durch sie betroffen sein, [229] wird haltmachen, wird lange zusehen und zuhören, wird in Gedanken versinken. Was sich dabei in seiner Seele abspielt, ist für uns nicht recht zu verstehen... Aber dann fängt er an, etwas zu zeichnen... Man blickt kühl auf die noch unklaren Linien... Aber da werden sie klarer und klarer und schöner... und plötzlich, wie durch ein Wunder, entstehen aus diesen Linien sowohl die Rose als auch die Nachtigall in ihrer ganzen bestrickenden An-

mut. Man sieht nicht nur deutlich ihre Gestalt, man riecht den Duft der Rose, man hört den Gesang der Nachtigall... Singt nur immer lyrische Gesänge, wenn Rose und Nachtigall eure Gefühle in Wallung bringen können. Der Künstler hat sie aufgezeichnet und tritt beiseite, zufrieden mit seinem Werk. Er hat nichts weiter hinzuzufügen... ‚Es wäre vergebens, etwas hinzuzufügen‘, denkt er, ‚wenn das Bild nicht selbst zu eurer Seele spricht, was können euch dann Worte sagen?‘

In dieser Fähigkeit, die volle Gestalt des Gegenstandes zu erfassen, sie zu prägen und herauszumeißeln, liegt die stärkste Seite von Gontscharows Talent. Hierdurch unterscheidet er sich besonders von den andern zeitgenössischen russischen Schriftstellern. Aus dieser Fähigkeit erklären sich leicht auch die übrigen Eigenheiten seines Talents. Er besitzt die außerordentliche Gabe, die flüchtigen Erscheinungen des Lebens in ihrer ganzen Fülle und Frische in jedem beliebigen Augenblick zu fixieren und sie so lange vor sich hinzuhalten, bis sie zum vollen Besitz des Künstlers werden. Uns alle trifft der helle Strahl des Lebens, aber er entschwindet uns immer gleich wieder, nachdem er kaum unser Bewußtsein berührt hat. Ihm folgen andere Strahlen, von anderen Gegenständen, und sie verschwinden wieder ebenso schnell, fast ohne eine Spur zu hinterlassen. So gleitet das ganze Leben über die Oberfläche unseres Bewußtseins und zieht vorüber. Anders beim Künstler; er versteht, in jedem Gegenstand etwas zu erhaschen, was seiner Seele nahe und verwandt ist, er versteht, bei dem Augenblick zu verweilen, der ihm irgendwie besonders aufgefallen ist. Je nach der Besonderheit des dichterischen Talents und dem Grad seiner Reife kann sich die dem Künstler zugängliche Sphäre verengen oder erweitern, seine Eindrücke können lebendiger oder tiefer, ihr Ausdruck kann leidenschaftlicher oder ruhiger sein. Manchmal wird das Mitgefühl des Dichters durch eine einzige Eigenschaft des Gegenstandes angezogen, und er bemüht sich, diese Eigenschaft überall heraufzubeschwören und herauszufinden, er sieht seine Hauptaufgabe in der möglichst vollen und lebendigen Wiedergabe dieser Eigenschaft und wendet seine [230] künstlerische Kraft vorwiegend darauf an. So gehen die Künstler hervor, die die innere Welt ihrer Seele mit der Welt der äußeren Erscheinungen in eins verschmelzen und das ganze Leben und die Natur durch das Prisma der in ihnen selbst vorherrschenden Stimmung sehen. So ordnet sich bei den einen alles dem Gefühl für plastische Schönheit unter, bei anderen treten hauptsächlich die zarten, sympathischen Züge hervor, wieder bei andern spiegeln sich in jedem Bild, in jeder Beschreibung ihre humanen und sozialen Bestrebungen wider usw. Bei Gontscharow tritt keine dieser Seiten besonders hervor. Er hat eine andere Eigenheit: die Ruhe und die Fülle einer dichterischen Weltanschauung. Er begeistert sich für nichts in exklusiver Weise, er begeistert sich gleichmäßig für alles. Er ist nicht betroffen durch eine einzelne Seite eines Gegenstandes, durch ein einzelnes Moment eines Ereignisses, er dreht den Gegenstand nach allen Seiten, er wartet, bis die Erscheinung alle ihre Momente offenbart, und geht dann erst an ihre künstlerische Verarbeitung heran. Das hat natürlich zur Folge, daß in dem Künstler eine ruhigere, weniger leidenschaftliche Beziehung zu dem dargestellten Gegenstand entsteht, daß er in der Nachzeichnung auch geringfügiger Details genauer ist und alle Einzelheiten der Erzählung gleich aufmerksam behandelt.

Deshalb erscheint der Roman Gontscharows manchen in die Länge gezogen. Er ist, wenn man will, wirklich langgezogen. Im ersten Teil liegt Oblomow auf dem Sofa; im zweiten fährt er zu den Iljinskijs und verliebt sich in Olga und sie in ihn; im dritten sieht sie, daß sie sich in Oblomow geirrt hat, und sie gehen auseinander; im vierten heiratet sie seinen Freund Stolz und er die Besitzerin des Hauses, in dem er eine Mietswohnung innehat. Das ist alles. Keine Ereignisse, keine Hindernisse (außer etwa dem Öffnen der Drehbrücke über die Newa, was die weiteren Begegnungen von Olga und Oblomow verhindert), keine äußeren Umstände mischen sich in den Roman ein. Die Faulheit und die Apathie Oblomows sind die einzige Triebfeder der Handlung in dieser ganzen Geschichte. Wie konnte man das vier Teile lang

auswalzen! Wäre dieses Thema einem anderen Autor zugefallen, er hätte es anders verarbeitet: er hätte etwa fünfzig leichte, amüsante Seiten geschrieben, hätte eine liebenswürdige Farce daraus gemacht, hätte seinen Faulpelz verspottet, sich für Olga und Stolz erwärmt und sich damit zufrieden gegeben. Die Erzählung wäre durchaus nicht langweilig geworden, obwohl sie keine besondere künstlerische Bedeutung gehabt hätte. Gontscharow hat die Sache anders angepackt. Er wollte die Erscheinung, auf die er einmal [231] seinen Blick geworfen hatte, nicht wieder loslassen, ohne sie bis zu Ende verfolgt, ohne ihre Ursachen herausgefunden, ohne begriffen zu haben, in welcher Verbindung sie mit der gesamten Umwelt steht. Er wollte erreichen, daß aus der zufälligen Gestalt, die an ihm vorbeigehuscht war, ein Typus werde, daß sie eine dauernde Bedeutung als Gattung bekomme. Deshalb gab es für ihn in allem, was Oblomow betraf, nichts Leeres und Unbedeutendes. Er behandelte alles mit Liebe, zeichnete alles ausführlich und deutlich. Nicht nur die Zimmer, in denen Oblomow lebte, sondern auch das Haus, in dem zu leben er nur träumte; nicht nur seinen Schlafrock, sondern auch seinen grauen Gehrock und die borstigen Koteletten seines Dieners Sachar; nicht nur wie Oblomow seinen Brief schreibt, sondern auch die Qualität von Papier und Tinte in dem Brief, den der Dorfschulze ihm schreibt – das alles wird mit voller Genauigkeit und Plastizität angeführt und dargestellt. Der Autor kann selbst an einem Baron von Langwagen nicht vorübergehen, der keine Rolle im Roman spielt; auch über den Baron schreibt er eine ganze prachtvolle Seite und würde wohl auch zwei und vier Seiten schreiben, wenn er ihn auf *einer* Seite nicht erschöpfend darstellen könnte. Das schadet, wenn man will, dem schnellen Ablauf der Handlung, ermüdet den gleichgültigen Leser, der fordert, daß man ihn ständig mit starken Emotionen in Atem hält. Im Talent Gontscharows ist das jedoch eine kostbare Eigenschaft, die der künstlerischen Kraft seiner Darstellung in hohem Grad zugute kommt. Wenn man ihn zu lesen beginnt, findet man, daß viele Dinge scheinbar nicht eigentlich streng notwendig sind, daß sie sich scheinbar mit den ewigen Forderungen der Kunst nicht vereinbaren lassen. Aber bald lebt man sich in die Welt ein, die er darstellt, und ist gezwungen, die Gesetzmäßigkeit und die Natürlichkeit aller dargestellten Erscheinungen anzuerkennen, man versetzt sich bald in die Lage der handelnden Personen und fühlt sozusagen, daß man an ihrer Stelle und in ihrer Lage nicht anders handeln könnte, ja dürfte. Die kleinen Details, die der Autor ständig anbringt und mit großer Liebe und ungewöhnlicher Meisterschaft ausmalt, ziehen den Leser schließlich in ihren Bann. Man wird ganz und gar in die Welt versetzt, in die einen der Autor führt: man fühlt sich in ihr heimisch, nicht nur die äußere Form, sondern auch das Innere, die Seele jeder Person und jedes Gegenstandes tut sich vor den Augen des Lesers auf. Hat man den ganzen Roman zu Ende gelesen, so spürt man, daß zu der Sphäre der eigenen Gedanken etwas Neues hinzugekommen ist, daß einem tief in der Seele neue Gestalten, neue Typen aufgegangen sind. Sie verfolgen [232] einen lange, man möchte über sie nachdenken, möchte sich klarwerden über die Bedeutung dieser Gestalten und ihrer Beziehung zum eigenen Leben, zum eigenen Charakter, zu den eigenen Neigungen. Mattigkeit und Ermüdung verfliegen, lebhaft Gedanken und frische Gefühle werden wachgerufen. Man ist bereit, viele Seiten noch einmal zu lesen, über sie nachzudenken, über sie zu diskutieren. So hat Oblomow jedenfalls auf uns gewirkt: wir haben „Oblomows Traum“ und manche einzelne Szenen mehrmals gelesen; den ganzen Roman von A bis Z zweimal gelesen, und er hat uns beim zweitenmal fast noch besser gefallen als beim erstenmal. So anziehend wirken die Details, mit denen der Autor den Gang der Handlung ausgestattet hat und die den Roman, wie manche behaupten, *in die Länge ziehen*.

So steht Gontscharow vor uns in erster Linie als Künstler, der es versteht, die Fülle der Lebenserscheinungen zum Ausdruck zu bringen. In ihrer Darstellung besteht seine Berufung, seine Freude; sein objektives Schaffen ist durch keine theoretischen Vorurteile und vorgefaßten Ideen getrübt, er gibt sich keinerlei ausschließlichen Sympathien hin. Sein Schaffen ist ruhig, nüchtern, leidenschaftslos. Stellt das das höchste Ideal der künstlerischen Tätigkeit dar,

oder ist das vielleicht im Gegenteil ein Mangel, der eine ungenügende Empfänglichkeit des Dichters offenbart? Es ist schwer, eine kategorische Antwort hierauf zu geben; ohne Einschränkungen und Erläuterungen würde sie in jedem Falle ungerecht sein. Vielen mißfällt es, daß der Dichter der Wirklichkeit ruhig gegenübersteht, sie sind bereit, ein solches Talent sofort als unsympathisch scharf zu verurteilen. Wir begreifen, daß solch ein Urteil natürlich entstehen kann, und uns selbst liegt vielleicht der Wunsch nicht fern, der Autor möchte unsere Gefühle stärker erregen und uns mehr mitreißen. Aber wir erkennen an, daß dieser Wunsch etwas Oblomowsches hat, daß er der Neigung entspringt, uns immer führen zu lassen, selbst in unseren Gefühlen. Es ist ungerecht, dem Autor einen geringen Grad von Empfindlichkeit nur deshalb vorzuwerfen, weil die Eindrücke bei ihm keine lyrische Begeisterung auslösen, sondern still in der Tiefe seiner Seele liegenbleiben. Im Gegenteil, je schneller und ungebundener ein Eindruck ausgesprochen wird, um so häufiger erweist er sich als oberflächlich und rasch vorübergehend. Beispiele hierfür finden wir in großer Zahl auf Schritt und Tritt bei Leuten, die mit einem unerschöpflichen Vorrat von Pathos in Wort und Gebärde begabt sind. Ist ein Mensch fähig, das Bild des Gegenstandes zu bewahren und in seiner Seele zu hegen und ihn dann klar und voll darzustellen, so bedeutet das, [233] daß sich bei ihm feinfühligere Empfänglichkeit mit Gefühlstiefe verbindet. Er spricht sich nicht vorzeitig aus, aber nichts in der Welt geht für ihn verloren. Alles, was um ihn herum lebt und sich bewegt, alles, was den Reichtum der Natur und der menschlichen Gesellschaft ausmacht – alles das

„Lebt in der Tiefe seiner Seele
Wunderbar...“⁵⁴

Wie in einem magischen Spiegel wiederholen sich in ihm in jedem Augenblick alle Erscheinungen des Lebens, sie können nach seinem Willen angehalten werden, erstarren und feste, unbewegliche Formen annehmen. Er kann, so scheint es, das Leben selbst zum Halten bringen, kann den flüchtigsten Augenblick des Lebens für immer fixieren und vor uns hinstellen, damit wir ihn ewig betrachten, von ihm lernen oder uns an ihm erfreuen können.

Ein solches Können wiegt in seiner höchsten Ausbildung selbstverständlich alles auf, was wir sonst ein sympathisches, reizvolles, frisches oder energisches Talent nennen. Aber auch dieses Können besitzt verschiedene Grade, es kann außerdem auf Gegenstände verschiedener Art angewandt werden, was auch sehr wichtig ist. Hier sind wir anderer Meinung als die Anhänger des sogenannten *l'art pour l'art* [Kunst um der Kunst willen], die behaupten, daß die meisterhafte Darstellung eines Blättchens am Baum ebenso wichtig sei wie zum Beispiel die meisterhafte Darstellung eines menschlichen Charakters. Subjektiv mag das vielleicht zutreffen: die eigentliche Stärke des Talents mag bei zwei Künstlern gleich und nur die Sphäre ihrer Tätigkeit verschieden sein. Aber wir werden uns nie damit einverstanden erklären, daß ein Dichter, der sein Talent auf die meisterhafte Beschreibung von Blättchen und Bächlein verwendet, die gleiche Bedeutung haben soll wie ein anderer, der es versteht, mit gleich starkem Talent z. B. die Erscheinungen des sozialen Lebens wiederzugeben. Uns scheint, daß es für die Kritik, für die Literatur und für die Gesellschaft selbst bedeutend wichtiger ist, worauf das Talent des Künstlers verwendet wird, worin es zum Ausdruck kommt, als die Frage, welches Ausmaß und welche Eigenschaften dieses Talent an sich, abstrakt und potentiell hat.

Wie äußerte sich nun, worin verausgabte sich Gontscharows Talent? Die Antwort auf diese Frage muß eine Analyse des Inhalts des Romans geben.

Gontscharow hat für seine Darstellung offensichtlich kein weitgespanntes Milieu gewählt. Die Geschichte, wie der gutmütig-faule Oblomow herumliegt und schläft und wie ihn weder Freundschaft [234] noch Liebe wecken und zum Aufstehen bringen können – das ist weiß

⁵⁴ Ungenaues Zitat aus F. I. Tjutschews Gedicht „Silentium“.

Gott keine wichtige Angelegenheit. Aber in ihr hat sich das russische Leben widergespiegelt in ihr tritt ein mit unbarmherziger Strenge und Treue herausgearbeiteter lebendiger russischer Typus von heute vor uns hin, in ihr erklingt ein neues Wort unserer gesellschaftlichen Entwicklung, klar und fest ausgesprochen, ohne den Ton der Verzweiflung und ohne kindische Hoffnungen, aber in vollem Bewußtsein der Wahrheit. Dieses Wort heißt: *Oblomowtum*; es dient als Schlüssel zur Enträtselung vieler Erscheinungen des russischen Lebens, und es verleiht dem Roman Gontscharows eine viel größere soziale Bedeutung, als sie alle unsere anklagenden Erzählungen aufzuweisen haben. In der typischen Gestalt Oblomows und in diesem ganzen Oblomowtum sehen wir mehr als die gelungene Schöpfung eines starken Talents; wir finden darin ein Produkt des russischen Lebens, ein Zeichen der Zeit.

Oblomow ist in unserer Literatur keine ganz neue Figur, nur wurde sie früher nicht so einfach und natürlich vor uns hingestellt wie in dem Roman Gontscharows. Um nicht gar zu weit in alte Zeiten zurückzugehen wollen wir sagen, daß sich die generellen Züge des Oblomowschen Typs schon in Onegin vorfinden und daß wir ihrer Wiederholung dann ein paarmal in den besten Werken unserer Literatur begegnen. Die Sache ist die, daß wir es hier mit einem wurzelechten Typus unseres Volkes zu tun haben, dem kein einziger unserer ernstesten Künstler aus dem Weg gehen konnte. Aber im Laufe der Zeit, in dem Maße, wie sich die Gesellschaft bewußt entwickelte, hat dieser Typus seine Formen geändert, ist in andere Beziehungen zum Leben getreten, hat neue Bedeutung erlangt. Diese neuen Phasen seiner Existenz zu entdecken, das Wesen seines neuen Sinns zu bestimmen, das war immer eine gewaltige Aufgabe, und die Talente, die sie zu lösen fähig waren, haben in der Geschichte unserer Literatur immer einen wesentlichen Schritt vorwärts getan. Einen solchen Schritt tat auch Gontscharow mit seinem „Oblomow“. Betrachten wir die wesentlichen Züge des Oblomowschen Typs, und versuchen wir dann, eine kleine Parallele zwischen ihm und einigen Typen derselben Gattung zu ziehen, die zu verschiedenen Zeiten in Unserer Literatur aufgetaucht sind.

Worin bestehen die Hauptzüge des Oblomowschen Charakters? In der völligen Trägheit, einer Folge seiner Apathie gegenüber allem, was auf der Welt geschieht. Die Ursache für die Apathie wiederum liegt teils in seiner äußeren Lage, teils aber auch in der Art seiner geistigen und moralischen Entwicklung. Seiner äußeren [235] Position nach ist er ein Gutsherr: „er hat seinen Sachar und noch dreihundert Sachars“, wie sich der Autor ausdrückt. Ilja Iljitsch Oblomow erklärt dem Sachar seine privilegierte Stellung so:

„Strenge ich mich etwa an, arbeite ich etwa? Esse ich wenig? Seh' ich mager oder jämmerlich aus? Fehlt mir etwas? Ich glaube, ich habe genug Leute, die mir zu essen auftragen und für mich arbeiten! Solange ich lebe, habe ich mir, Gott sei Dank, nicht selbst die Strümpfe angezogen! Soll ich mir Sorgen machen? Weswegen?... Und wem sage ich das? Hast du mich nicht von Kindheit an behütet? Du weißt das alles, du hast gesehen, daß ich mit aller Zärtlichkeit erzogen worden bin; daß ich nie unter Kälte und Hunger zu leiden gehabt habe, daß ich nie Not gelitten, nie mein Brot selbst verdient und mich überhaupt nie mit grober Arbeit beschäftigt habe.

Oblomow spricht die volle Wahrheit. Die ganze Geschichte seiner Erziehung bestätigt seine Worte. Von klein auf ist er daran gewöhnt, ein Faulenzerleben zu führen, weil er Leute genug hat, die ihm aufwarten und für ihn arbeiten. Das macht ihn oft selbst gegen seinen Willen zum Nichtstuer und Sybariten [Schlemmer]. Wirklich, was kann man von einem Menschen verlangen, der unter solchen Bedingungen aufgewachsen ist?

„Sachar, wie seinerzeit die Amme, zieht ihm die Strümpfe, die Schuhe an, und Iljuscha, bereits ein vierzehnjähriger Knabe, braucht nichts anderes zu tun als ihm, liegend, bald das eine, bald das andere Bein hinzuhalten; es brauchte ihm nur etwas nicht ganz recht vorzukommen, so stößt er dem Sacharka mit dem Fuß gegen die Nase. Fällt es dem damit unzufriedenen Sacharka gar ein, sich zu beschweren, so wird ihm noch von den Älteren eine Tracht Prügel verabreicht. Dann kämmt ihm Sacharka das Haar, zieht ihm den Rock an, vorsichtig die Arme in die Ärmel schiebend, um Ilja Iljitsch nicht zu sehr zu belästigen, und erinnert ihn daran, daß noch dies und jenes zu tun sei: nach dem Aufstehen sich waschen usw.“

Verspürt Ilja Iljitsch einen Wunsch, so braucht er bloß mit der Wimper zu zucken, und schon stürzen drei, vier Diener herbei, um seinen Wunsch zu erfüllen. Ob er etwas fallen läßt, ob er irgendeinen Gegenstand herbeschaffen will, den er nicht erreichen kann, irgendwo hinlaufen will, um etwas zu holen – als munterer Junge möchte er es mitunter selber tun, aber schon rufen Vater und Mutter und drei Tanten im Chor:

„Wozu? Wohin? Und wozu ist Wasjka, Wanjka, Sacharka da? Heda! Wasjka, Wanjka, Sacharka! Was haltet ihr Maulaffen feil! Ich werd euch gleich zeigen...“

Und so gelingt es dem Ilja Iljitsch um nichts in der Welt, etwas selbst für sich zu tun. Später hat er herausgefunden, daß es so viel bequemer sei, und hat gelernt, die Leute selber anzuschreien: „Heda! Wasjka, Wanjka, bring dies, gib jenes! Ich will nicht dieses, ich will jenes! Flink, hol es!“

Mitunter hatte er die zärtliche Fürsorge seiner Eltern satt. Er brauchte nur die Treppe hinunterzulaufen oder über den Hof zu rennen, schon ertönten zehn verzweifelte Stimmen hinter ihm her: „Ach! Ach! Faßt ihn, haltet ihn! Er kann ja hinfallen, kann sich wehtun! Halt, halt! ...“, Er brauchte [236] im Winter nur einen Sprung in den Hausflur zu tun oder das Fenster zu öffnen, schon wurden wieder Rufe laut: „O weh, wohin? Unmöglich! Lauf nicht, geh nicht, öffne nicht: du kannst verunglücken, kannst dich erkälten...“ Und Iljuscha blieb traurig in seinen vier Wänden, behütet wie eine exotische Blume im Treibhaus, und wuchs auf, wie diese, unter Glas, langsam und schlaff. Seine Kräfte, die nach außen drängten, wandten sich nach innen und verwelkten, verkümmerten.“

Eine solche Erziehung ist in unserer guten Gesellschaft durchaus nichts Ungewöhnliches oder Absonderliches. Natürlich nicht überall zieht ein Sacharka dem jungen Herrn die Strümpfe an usw. Aber man darf nicht vergessen, daß dort, wo die Sachars von solchen Arbeiten befreit sind, dies aus besonderer Gunst für ihn oder aus höheren pädagogischen Erwägungen heraus geschieht, und durchaus nicht mit dem allgemeinen Gang des häuslichen Lebens harmoniert. Der junge Herr kann sich womöglich auch selbst anziehen; aber er weiß, daß dies für ihn eine Art von Amusement oder Zerstreuung ist, daß er aber dazu eigentlich nicht verpflichtet sei. Denn er braucht überhaupt nichts selbst zu tun. Wozu soll er sich anstrengen? Gibt es etwa nicht genug Leute, die ihm aufwarten und für ihn tun, was er braucht?... Deswegen wird er sich nicht mit Arbeit abplacken, was man ihm von der Notwendigkeit und Heiligkeit der Arbeit auch erzählen mag. Von Kindheit an sieht er im Elternhaus, daß alle häusliche Arbeit von Lakaien und Dienstmädchen besorgt wird und daß Papachen und Mamachen nur Anordnungen geben und schimpfen, wenn etwas schlecht ausgeführt wird. Sie bildet sich bei ihm schon der erste Begriff: es ist ehrenvoller, mit den Händen im Schoß dazusitzen, als sich mit einer Arbeit abzurackern... In dieser Richtung geht dann die ganze weitere Entwicklung.

Es ist leicht zu verstehen, welche Wirkung diese Lage des Kindes auf seine ganze moralische und geistige Bildung hat. Alle inneren Kräfte „verfallen und verwelken“ mit Notwendigkeit. Wenn sie sich einmal in dem Knaben regen, so nur in der Gestalt von Launen oder von hochnäsigen Forderungen denen gegenüber, die seine Befehle auszuführen haben. Es ist aber bekannt, wie sehr sich durch die ständige Befriedigung von Launen Charakterschwäche entwickelt und wie unvereinbar Hochnäsigkeit mit wirklicher Würde ist. Daran gewöhnt, sinnlose Forderungen zu stellen, verliert der Knabe schnell den Maßstab dafür, was von seinen Wünschen möglich und ausführbar ist, verliert jede Fähigkeit, Mittel und Ziel miteinander in Einklang zu bringen, und steht hilflos vor dem ersten Hindernis, zu dessen Überwindung eigene Anstrengungen erforderlich sind. Wenn er heranwächst, wird er zum Oblomow, mit einer [237] kleineren oder größeren Dosis von dessen Apathie und Charakterschwäche, mit mehr oder weniger kunstvoller Maske, aber stets mit der einen unveränderlichen Eigenschaft: dem Widerwillen gegen ernste, eigene Tätigkeit.

Viel trägt hierzu auch die geistige Entwicklung der Oblomows bei, die natürlich ebenso durch die äußere Lage bestimmt ist. Wie sie beim ersten Blick in die Welt das Leben verkehrt sehen, so gelingt es ihnen auch bis ans Ende ihrer Tage nicht, eine vernünftige Vorstellung von ihren Beziehungen zur Welt und zu den Menschen zu erlangen. Gewiß macht man ihnen später vieles klar, und sie begreifen auch manches, aber die von Kindheit an in ihnen verwurzelte

Betrachtungsweise bleibt doch irgendwo in einem Winkel und lugt immer wieder von dort hervor, stellt sich allen neuen Begriffen in den Weg und läßt nicht zu, daß sich diese auf dem Grunde der Seele festsetzen... Im Kopf entsteht eine Art von Chaos: manchmal rafft sich der Mensch zu dem Entschluß auf, etwas zu tun, aber dann weiß er nicht, wo anfangen, was tun... Das ist nicht verwunderlich: ein normaler Mensch will immer nur das, was er tun kann; darum tut er auch immer gleich alles, was er will... Oblomow aber... er ist nicht daran gewöhnt, etwas zu tun, folglich kann er nicht bestimmen, was er tun kann und was nicht, folglich kann er auch nicht ernsthaft, *aktiv* etwas wollen... Seine Wünsche treten nur in der Form auf: „Wie schön wäre es, wenn dies und das geschähe.“ Aber wie das geschehen kann – das weiß er nicht. Darum liebt er es, sich Träumereien hinzugeben, und hat eine schreckliche Angst vor dem Augenblick, in dem die Träume mit der Wirklichkeit in Berührung kommen. Dann bemüht er sich, die Geschichte auf jemand andern abzuschieben, und wenn es keinen andern gibt, dann *aufs Geratewohl*...

Alle diese Züge sind ausgezeichnet beobachtet und in der Gestalt Ilja Iljitsch Oblomows mit ungewöhnlicher Kraft und Wahrheitstreue konzentriert. Man soll nicht denken, daß Ilja Iljitsch zu einer ganz besonderen Sorte von Menschen gehört, bei denen die Unbeweglichkeit einen wesentlichen, grundlegenden Zug bildet. Es wäre ungerecht, zu glauben, daß ihm von Natur aus die Fähigkeit zu willkürlicher Bewegung fehlt. Durchaus nicht: von Natur aus ist er ein Mensch wie alle andern. Als kleiner Junge hat er Lust gehabt, zu laufen und mit andern Jungen Schneeball zu spielen, selbst etwas zu holen, den Abhang hinunterzurennen und sich über Gräben, Zäune und Gruben zum nahen Birkenwäldchen durchzuschlagen. Wenn sich nach dem Essen in Oblomowka alles zum Schlafen hingelegt hatte, kam es vor, daß er sich aufraffte: „Er lief [238] hinaus auf die Galerie (wohin es verboten war zu gehen, weil sie jeden Augenblick einstürzen konnte), rannte über die knarrenden Bretter ringsherum, kletterte in den Taubenschlag, wagte sich in einen entlegenen Winkel des Gartens, hörte zu, wie ein Käfer brummte, und folgte ihm lange mit den Augen, wenn er davonflog.“ Ein andermal „schlich er sich in den Graben, buddelte in der Erde, grub irgendwelche Wurzeln hervor, schabte sie sauber und aß sie mit Vergnügen, und sie schmeckten ihm besser als die Äpfel und das Eingemachte, die Mama ihm gab“. Alles das hätte die Grundlage für einen sanften, stillen, aber nicht sinnlos faulen Charakter abgeben können. Dabei ist auch die Sanftmut, die in Schüchternheit und Unterwürfigkeit übergeht, beim Menschen durchaus keine natürliche, sondern eine bloß erworbene Erscheinung, genau so wie Unverschämtheit und Hochmut. Der Abstand zwischen diesen beiden Eigenschaften ist durchaus nicht so groß, wie man gewöhnlich annimmt. Niemand kann so ausgemacht hochnäsiger sein wie ein Lakai; niemand geht so grob mit seinen Untergebenen um wie die, die vor ihren Vorgesetzten kriechen. Bei aller seiner Sanftmut scheut sich Ilja Iljitsch gar nicht, Sachar beim Schuhanziehen ins Gesicht zu treten. Wenn er das im späteren Leben mit anderen Menschen nicht ebenso macht, so nur deshalb, weil er fürchtet, auf einen Widerstand zu stoßen, den er überwinden müßte. Ohne es eigentlich zu wollen, beschränkt er den Kreis seiner Tätigkeit auf seine dreihundert Sachars. Und hätte er dieser Sachars hundertmal, ja tausendmal mehr, er würde auf keinen Widerstand stoßen und sich daran gewöhnen, höchst mutig allen in die Fresse zu schlagen, mit denen er zu tun hat. Solch ein Verhalten wäre bei ihm keineswegs der Ausdruck einer natürlichen Bestialität. Ihm selbst und seiner Umgebung würde es durchaus natürlich und notwendig erscheinen... niemand würde auf den Gedanken kommen, daß man sich anders verhalten kann und soll. Doch wurde Ilja Iljitsch – zum Unglück oder zum Glück – als mittlerer Gutsbesitzer geboren, bezog nur zehntausend Rubel Einkommen und konnte infolgedessen nur in seinen Träumen über die Geschicke der Welt verfügen. Dafür liebte er es aber auch, in seinen Träumen kriegerischen und heldenhaften Bestrebungen nachzuhängen.

„Gerne stellte er sich hin und wieder vor, er sei ein unbesiegbarer Feldherr, vor dem nicht nur Napoleon, son-

dern auch Jeruslan Lasarewitsch in nichts zusammensinkt. Er denkt sich einen Krieg und seine Ursachen aus: die Völker Afrikas brechen zum Beispiel über Europa herein, oder er veranstaltet neue Kreuzzüge und führt Krieg, entscheidet über das Geschick von Völkern, er zerstört Städte, übt Gnade, verhängt Strafen, vollbringt Wunder an Güte und Hochherzigkeit.“

[239] Ein andermal stellt er sich vor, er sei ein großer Denker oder Künstler, die Menge laufe ihm nach und alles verneige sich vor ihm... Es ist klar, Oblomow ist nicht stumpf und apathisch von Natur, nicht ohne höhere Bestrebungen und Gefühle, sondern ein Mensch, der auch nach etwas in seinem Leben sucht, über etwas nachdenkt. Aber die üble Gewohnheit, seine Wünsche nicht durch eigene Anstrengung, sondern durch andere Menschen befriedigen zu lassen, hat in ihm eine apathische Unbeweglichkeit entstehen und ihn in den kläglichen Zustand moralischer Sklaverei hinabsinken lassen. Diese Sklaverei ist so verflochten mit den Herrengewohnheiten Oblomows, beide durchdringen und bedingen einander so sehr, daß es scheinbar nicht die geringste Möglichkeit gibt, zwischen ihnen eine Grenze zu ziehen. Diese moralische Sklaverei Oblomows stellt vielleicht die interessanteste Seite seiner Persönlichkeit und seiner ganzen Geschichte dar... Aber wie konnte ein Mann in einer so unabhängigen Stellung wie Ilja Iljitsch zur Sklaverei herabsinken? Wer anders, sollte man denken, hat so viele Voraussetzungen, die Freiheit zu genießen, wie er? Er bekleidet kein Amt, er ist nicht an die Gesellschaft gebunden, er lebt in gesicherten Verhältnissen... Er rühmt sich selbst, daß er es nicht nötig hat, zu scharwenzeln, zu betteln, sich zu erniedrigen, daß er nicht ist wie „die anderen“, die unermüdlich arbeiten, herumlaufen, sich abrackern, und die, wenn sie nicht arbeiten, auch nichts zu essen haben. Er flößt der guten Witwe Pschenizina gerade dadurch eine abgöttische Liebe ein, daß er der feine *Herr* ist, daß er strahlt und glänzt, daß er so frei und unabhängig umhergeht und redet, daß er „nicht unentwegt Papiere bekritzelt, nicht vor Angst zittert, zu spät ins Amt zu kommen, daß er nicht jeden so ansieht, als bäte er darum, gesattelt und geritten zu werden, sondern alle Welt so kühn und frei betrachtet, als verlange er, daß man sich ihm füge“. Und doch ist das ganze Leben dieses Herrn dadurch verpfuscht, daß er ewig der Sklave eines fremden Willens bleibt und sich nie zu irgendeiner Art von Eigenexistenz aufschwingt. Er ist der Sklave jeder Frau, jedes Passanten, der Sklave jedes Schwindlers, der ihm seinen Willen aufzwingen will. Er ist der Sklave seines Leibeigenen Sachar, es läßt sich schwer feststellen, wer von beiden sich mehr der Macht des andern unterordnet. Eins steht jedenfalls fest: was Sachar nicht tun will, dazu kann ihn Ilja Iljitsch nicht zwingen, und was Sachar will, das tut er auch gegen den Willen des Herrn, und der Herr findet sich damit ab... So gehört es sich auch: Sachar ist doch wenigstens zu irgend etwas fähig, während Oblomow absolut nichts kann und zu [240] nichts fähig ist. Ganz zu schweigen von Tarantjew und Iwan Matwejtich, die mit Oblomow machen, was sie wollen, obwohl sie an sich ihrer geistigen Entwicklung und ihren moralischen Eigenschaften nach viel tiefer stehen als er... Woher kommt das? Es kommt alles daher, daß Oblomow, als vornehmer Herr, nicht arbeiten will und nicht zu arbeiten versteht und seine wirklichen Beziehungen zu seiner gesamten Umwelt nicht begreift. Er hat nichts dagegen, sich zu betätigen – solange diese Betätigung schemenhaft ist und fern von jeder realen Verwirklichung bleibt: so entwirft er einen Plan für die Reorganisation des Gutes und beschäftigt sich sehr eingehend damit – nur „die Einzelheiten, die Kostenanschläge und die Zahlen“ schrecken ihn, und er schiebt sie ständig beiseite. Wozu soll er sich mit solchem Zeug abgeben!... Er ist – Herr, wie er selber Iwan Matwejtich gegenüber erklärt:

„Wer und was ich bin, fragen Sie? Fragen Sie doch Sachar, der wird es Ihnen sagen: ein ‚Herr‘! Ja, ich bin es und verstehe nichts zu tun! Tun Sie etwas, wenn Sie’s verstehn, und helfen Sie, wenn Sie’s können, und nehmen Sie sich für Ihre Bemühungen, soviel Sie wollen: jedes Können ist seines Lohnes wert!“

Man denke nicht, daß er sich damit nur die Arbeit vom Halse halten und seine Faulheit hinter Unwissenheit verbergen will. Nein, er weiß und kann wirklich nichts, er ist wirklich nicht imstande, irgend etwas Rechtes selbst in die Hand zu nehmen. Hinsichtlich seines Landguts (für dessen Umgestaltung er schon einen Plan aufgestellt hat) gesteht er Iwan Matwejtich

seine Unwissenheit mit folgenden Worten ein:

„Ich weiß nicht, was Fron, was Landarbeit ist, was ein armer Bauer vorstellt und was ein reicher. Ich weiß nicht, was das bedeutet, ein Scheffel Roggen oder Hafer, was er kostet, in welchem Monat man und was man säen und ernten muß, wie und wann man verkaufen muß. Ich weiß nicht, ob ich reich bin oder arm, ob ich im nächsten Jahr satt oder ein Bettler sein werde – ich weiß gar nichts... Also erklären und raten Sie mir wie einem kleinen Kind.“

Mit anderen Worten: Seien Sie mein Herr und Gebieter, verfügen Sie über mein Hab und Gut, wie es Ihnen gefällt, teilen Sie mir davon so viel zu, wie Ihnen richtig erscheint... So kam es auch in Wirklichkeit: Iwan Matwejtsch hatte sich Oblomows Gut schon beinahe ganz angeeignet, als sich unglücklicherweise Stolz einmischte.

Oblomow kennt nicht nur seine Dorfangelegenheiten nicht, er versteht nicht nur von seiner eigenen Lage nichts, das ginge noch an! ... aber das Hauptelend liegt in folgendem: er war überhaupt nicht fähig, einen Sinn in sein Leben hineinzubringen. In Oblomowka legte sich niemand die Frage vor: Was soll das Leben, was [241] ist es, welchen Sinn und welche Bestimmung hat es? Die Leute von Oblomowka verstanden es einfach

„als Ideal der Ruhe und Untätigkeit, die nur hin und wieder durch verschiedene unangenehme Zufälle, wie Krankheiten, Verluste, Streitigkeiten und nebenbei auch Arbeit, gestört wird. Sie ertrugen die Arbeit als eine Strafe, die noch unseren Ahnen auferlegt worden ist, aber lieben konnten sie sie nicht, und wo es anging, hielten sie sich die Arbeit vom Halse und fanden das ganz in Ordnung.“

Genau so war Ilja Iljitsch zum Leben eingestellt. Das Glücksideal, das er Stolz gegenüber ausgemalt hatte, bestand in nichts anderem als in einem satten Lieben, mit Gewächshäusern, Mistbeeten, Picknicks mit Samowar usw., im Schlafrock, im guten Schlaf und zur Erholung in der Zwischenzeit in idyllischen Spaziergängen mit einer sanften, molligen Frau und in der Betrachtung der Arbeit der Bauern. Oblomows Verstand war von Kindheit an so ausgebildet worden, daß er selbst bei abstraktesten Betrachtungen, bei utopischen Theorien imstande war, in einem gegebenen Moment haltzumachen und diesen Status quo dann, trotz allen Überredungen, nicht zu verlassen. Bei der Ausmalung seiner idealen Glücksvorstellung dachte Ilja Iljitsch nicht daran, sich nach ihrem inneren Sinn zu fragen, dachte nicht daran, sie auf ihre Rechtmäßigkeit und Wahrheit zu prüfen, stellte sich nicht die Frage: Woher sollen eigentlich diese Gewächshäuser und Mistbeete kommen, wer wird sie in Ordnung halten und warum sollen sie gerade ihm dienen?... Da sich Oblomow derartige Fragen nicht vorlegte und sich über seine Beziehungen zur Welt und zur Gesellschaft nicht klarzuwerden suchte, konnte er natürlich auch keinen Sinn in sein Leben bekommen, und litt und langweilte sich deshalb bei allem, was er tun mußte. Er nahm einen Staatsdienst an, aber er konnte nicht begreifen, wozu man Papier beschreibt; und da er das nicht begreifen konnte, fand er keinen besseren Ausweg, als den Dienst aufzugeben und überhaupt nichts mehr zu schreiben. Er studierte – aber er wußte nicht, wozu ihm das Studium dienen sollte; und da er das nicht begriff, beschloß er, die Bücher in die Ecke zu legen und gleichmütig zuzusehen, wie sie sich mit Staub bedeckten. Er besuchte Gesellschaften – aber es wollte ihm nicht klarwerden, warum die Leute einander Besuche abstatteten; und weil ihm das nicht klarwurde, vernachlässigte er alle seine Bekanntschaften und lag ganze Tage lang zu Hause auf dem Sofa. Er ließ sich mit Frauen ein, aber er dachte dabei: was hat man eigentlich von ihnen zu erwarten oder zu erstreben? Aber er fand keine Antwort auf diese Fragen und begann die Frauen zu meiden. Alles kam ihm maßlos langweilig und fade vor, und er lag zu Hause auf [242] der faulen Haut voll tiefer, bewußter Verachtung für die „Ameisenarbeit der Menschen“, die sich weiß Gott wozu abmühten und abrackerten ...

An dieser Stelle der Erklärung von Oblomows Charakter angelangt, halten wir es für angebracht, uns der Analogie aus der Literatur zuzuwenden, von der weiter oben die Rede war. Die vorangehenden Betrachtungen haben uns zu der Schlußfolgerung geführt, daß Oblomow kein Geschöpf ist, das von Natur aus der Fähigkeit zu eigener Bewegung völlig beraubt ist.

Seine Faulheit und Apathie sind das Produkt der Erziehung und einer bestimmten Umwelt, es handelt sich nicht so sehr um Oblomow, als um das Oblomowtum. Er würde sogar wohl gearbeitet haben, wenn er eine Arbeit nach seinem Geschmack gefunden hätte; aber dazu hätte er sich natürlich unter etwas anderen Bedingungen entwickeln müssen, als die es waren, unter denen er sich entwickelte. Unter den gegebenen Umständen konnte er nirgends eine Beschäftigung nach seinem Geschmack finden, weil er überhaupt den Sinn des Lebens nicht kannte und sich zu keiner vernünftigen Auffassung seiner Beziehungen zu anderen Menschen aufschwingen konnte. Hier gibt er uns Gelegenheit zum Vergleich mit früheren Typen, die unsere besten Schriftsteller geschaffen haben. Wie schon längst bemerkt worden ist, kranken alle Helden der bedeutendsten russischen Erzählungen und Romane daran, daß sie kein Ziel im Leben sehen und keine anständige Beschäftigung für sich finden können. Infolgedessen kommt ihnen jede Tätigkeit langweilig und abstoßend vor. Darin äußert sich ihre auffallende Ähnlichkeit mit Oblomow. In der Tat: man nehme zum Beispiel „Onegin“, „Ein Held unserer Zeit“, „Wer ist schuld?“, „Rudin“ oder „Ein überflüssiger Mensch“ oder „Hamlet aus dem Bezirk Schtschigry“⁵⁵ zur Hand – in jedem von ihnen findet man Züge, die fast buchstäblich mit denen Oblomows übereinstimmen.

Onegin kehrt wie Oblomow der Gesellschaft den Rücken, denn:

„Er war es satt, genarrt zu werden.
Auch Freundschaft schuf ihm nur Beschwerden.“

Und so verlegte er sich aufs Schreiben:

„Und gründlich satt der wilden Freuden,
Spann gähnend er zu Haus sich ein
Und nahm sein Schreibzeug vor. Allein,
Entwöhnt, mit Arbeit sich zu quälen,
Und weil der Feder nichts entfloß,
Mißlang es ihm...“⁵⁶

[243] Auf demselben Gebiet trat auch Rudin auf, der es liebte, auserwählten Leuten die „erste Seite seiner geplanten Artikel und Werke“ vorzulesen. Auch Tentetnikows⁵⁷ beschäftigte sich viele Jahre mit der Abfassung „eines Riesenwerks, das ganz Rußland, von allen Standpunkten gesehen, beleuchten sollte“; aber auch bei ihm „beschränkte sich das ganze Unternehmen hauptsächlich auf Überlegen: er kaute an der Feder, auf dem Papier entstanden Zeichnungen, und dann wurde alles beiseite geschoben“. Ilja Iljitsch Oblomow blieb darin hinter seinen Kollegen nicht zurück: auch er schrieb und übersetzte – er übersetzte sogar Say. „Wo sind denn deine Arbeiten, deine Übersetzungen?“ fragt ihn Stolz später. „Ich weiß nicht, Sachar hat sie irgendwohin verlegt. Wahrscheinlich liegen sie da in der Ecke“, antwortet Oblomow. Ilja Iljitsch hatte also sogar mehr getan als die anderen, die mit ebenso fester Entschlossenheit ans Werk gegangen waren wie er... Und an dieses Werk gegangen waren fast alle Brüder der Familie Oblomow, trotz allen Unterschieden ihrer Lage und ihrer geistigen Entwicklung. Nur Petschorin blickte auf die „Lieferanten von Erzählungen und Verfasser von Spießerdramen“ von oben herab; übrigens führte auch er ein Tagebuch. Was Beltow betrifft⁵⁸, so befaßte er sich sicherlich auch mit Schreiben, und außerdem war er noch Künstler, ging oft in die Ermitage, saß an der Staffelei und plante ein Riesengemälde: die Begegnung Biron, der aus Sibi-

⁵⁵ „Ein Held unserer Zeit“ – Roman von M. J. Lermontow. „Wer ist schuld?“ – Roman von A. I. Herzen. „Rudin“ – Roman von I. S. Turgenew. „Ein überflüssiger Mensch“ – Erzählung von I. S. Turgenew (der eigentliche Titel der Erzählung lautet „Tagebuch eines überflüssigen Menschen“). „Hamlet aus dem Bezirk Schtschigry“ – Erzählung von I. S. Turgenew.

⁵⁶ Aus „Eugen Onegin“.

⁵⁷ Tentetnikow – eine Gestalt aus Gogols „Toten Seelen“, Band II.

⁵⁸ Beltow – Hauptperson des Romans „Wer ist schuld?“ von A. I. Herzen.

rien zurückkommt, mit Münnich, der nach Sibirien fährt... Was dabei herauskam, ist den Lesern bekannt... Also in der ganzen Familie das gleiche Oblomowtum.

Was die „Aneignung fremden Geistes“, das heißt die Lektüre betrifft, so unterscheidet sich Oblomow auch nicht wesentlich von seinen Brüdern. Ilja Iljitsch las auch hin und wieder, und er las nicht so wie sein seliger Vater: „Hab’ schon lange“, pflegte der zu sagen, „keine Bücher gelesen; na, ich will mal ein Buch lesen“ –und nahm dann das erste beste Buch zur Hand... Nein, auch Oblomow war von der modernen Bildung angehaucht: er las schon mit Auswahl und wußte, was er las.

„Wenn er von irgendeinem bedeutenden Werk hörte, stellte sich bei ihm der Wunsch ein, es kennenzulernen; er sucht danach, läßt sich das Buch kommen, und wenn man es ihm schnell bringt, macht er sich daran und beginnt sich eine Idee von dem Gegenstand zu bilden; noch ein Schritt, und er würde ihn beherrschen, aber sieh: da liegt er schon wieder und blickt apathisch die Decke an, und das Buch liegt, nicht zu Ende gelesen, unverstanden neben ihm... Seine Begeisterung kühlte sich noch schneller ab, als sie entstand: zu einem Buch, dessen Lektüre er abgebrochen hatte, kehrte er nie wieder zurück.“

[244] Ging es den andern nicht ebenso? Auch Onegin wollte sich fremden Geist aneignen und

„Nun ließ er Haufen Bücher kommen“

und begann sie zu lesen. Aber es kam nichts dabei heraus: er wurde der Lektüre schnell wieder überdrüssig und –

„Deshalb verließ er nächst den Weibern
Nun auch der Bücher staub’ges Chor
Und überwarf’s mit Trauerflor.“⁵⁹

Auch Tentetnikow las Bücher (er hatte sie zum Glück immer zur Hand), größtenteils beim Mittagessen: „bei der Suppe, bei der Soße, beim Braten und selbst beim Kuchen“... Auch Rudin macht Leshnjew das Geständnis, er habe sich irgendwelche agronomische Bücher gekauft, aber kein einziges bis zu Ende gelesen. Er wurde Lehrer, fand aber, daß er den Stoff wenig beherrschte, und ließ sich bei einem Text aus dem 16. Jahrhundert sogar durch den Mathematiklehrer aus dem Konzept bringen. Auch ihm, wie Oblomow, gingen nur die allgemeinen Ideen leicht ein, während er „die Einzelheiten, die Kostenanschläge und die Zahlen“ immer beiseite ließ.

„Aber das ist auch noch nicht das Leben, das ist nur die Vorbereitung zum Leben“, dachte Andrej Iwanowitsch Tentetnikow, als er wie Oblomow und die ganze Gesellschaft seines Schlags eine Masse unnötigen Wissens in sich aufnahm und kein Jota davon im Leben anzuwenden verstand. „Das wahre Leben ist der Staatsdienst.“ Alle unsere Helden, außer Onegin und Petschorin, stehen im Staatsdienst, und für sie alle ist der Dienst eine unnötige, sinnlose Last; und alle enden damit, daß sie früh einen anständigen Abschied nehmen. Beltow verließ den Dienst vorzeitig, vierzehn Jahre und sechs Monate vor dem Verdienstabzeichen, weil er, übereifrig am Anfang, bald den Geschmack am Kanzleibetrieb verloren hatte, nervös und nachlässig geworden war... Tentetnikow hatte einen erregten Wortwechsel mit seinem Vorgesetzten und wollte zudem auch dem Staate nützlich sein, indem er persönlich die Reorganisation seines Landguts unternahm. Rudin verzankte sich mit dem Direktor des Gymnasiums, an dem er Lehrer war. Oblomow ärgerte sich darüber, daß alle Leute mit den Vorgesetzten „nicht in ihrer eigenen Stimme sprachen, sondern in einer fremden, dünnen und ekelhaften“. Er hatte keine Lust, sich in diesem Tone mit seinem Vorgesetzten darüber auseinanderzusetzen, daß er „das erforderliche Dokument statt nach Astrachan nach Archangelsk [245] geschickt hatte“, und nahm seinen Abschied... Überall ein und dasselbe Oblomowtum.

Auch im häuslichen Leben ähneln die Oblomows einander sehr:

⁵⁹ Aus „Eugen Onegin“.

„Spazieren, tüchtig schlafen, lesen,
Rast an der Quelle, Waldesruh;
Von hübschen, blondgelockten Wesen
Gelegentlich ein Kuß dazu;
Ein scharfer Ritt auf edlem Renner,
Ein feingewürztes Mahl für Kenner,
Ein guter Tropfen, stets bereit,
Das Hochgefühl der Einsamkeit –
Das war Onegin's Schlummerleben...“⁶⁰

Genau das gleiche, Wort für Wort, den „Renner“ ausgenommen, sieht Ilja Iljitsch als Ideal des häuslichen Lebens vor sich. Selbst der Kuß des „blondgebockten Wesens“ ist bei Oblomow nicht vergessen.

„Eine von den Bäuerinnen“, träumt Ilja Iljitsch, „mit sonnengebräuntem Nacken, nackten Ellenbogen, mit schüchtern niedergeschlagenen, aber listigen Augen, wehrt sich ein bißchen, nur zum Schein, gegen die Zudringlichkeiten des Herrn, ist im Grunde aber glücklich... Pst... Daß bloß die Frau – Gott behüte – nichts gesehen hat!“ (Oblomow sieht sich schon verheiratet.)

Wenn Ilja Iljitsch nicht zu faul wäre, aus Petersburg aufs Land zu fahren, würde er diesen idyllischen Herzenswunsch sicher in die Wirklichkeit verwandelt haben. Überhaupt neigen die Oblomows zum idyllischen, tatenlosen Glück, das keine Anforderungen an sie stellt: „Genieße mich, und das genügt“... Anders müßte es, sollte man denken, bei Petschorin sein, aber auch er meint, das Glück bestehe vielleicht doch in Ruhe und süßer Erholung. An einer Stelle seines Tagebuchs vergleicht er sich mit einem vom Hunger geplagten Menschen, der „ermattet einschläft und herrliche Speisen und schäumende Weine vor sich sieht; er verschlingt entzückt die luftigen Geschenke der Phantasie und fühlt sich erleichtert... aber kaum erwacht er, so ist der Traum verflogen, und doppelter Hunger und doppelte Verzweiflung bleiben zurück“... An einer andern Stelle fragt sich Petschorin: „Warum wollte ich eigentlich nicht den Weg betreten, den das Schicksal mir eröffnet hatte und auf dem mich stille Freuden und Seelenfriede erwarteten?“ Er selbst nimmt an, es sei deshalb geschehen, weil „seine Seele sich mit den Stürmen verbrüderte und nach brausender Tätigkeit dürstete“ ... Aber er bleibt ewig unzufrieden mit seinem Kampf und sagt selbst immer wieder, daß er sich nur deshalb in alle seine kläglichen [246] Ausschweifungen stürzt, weil er nichts Besseres zu tun findet... Wenn er aber so nichts zu tun findet und infolgedessen nichts tut und mit nichts zufrieden ist, so bedeutet das, daß er mehr zum Nichtstun neigt als zum Tun... Das gleiche Oblomowtum.

Auch im Verhältnis zu den Menschen, und insbesondere zu den Frauen, zeigen alle Oblomows manche gemeinsame Züge. Im allgemeinen verachten sie die Menschen mit ihrer kleinlichen Arbeit, mit ihren engen Begriffen und ihren kurzsichtigen Bestrebungen. „Das sind alles ungelernte Arbeiter“, meint sogar Beltow, der humanste unter ihnen, verächtlich. Rudin hält sich naiv für ein Genie, das von niemand verstanden werden kann. Petschorin gar behandelt alle Welt en canaille [verächtlich, wegwerfend]. Selbst Onegin kann mit zwei Zeilen aufwarten, in denen es heißt:

„Wer lebt und urteilt, lernt beizeiten,
Wie tief verächtlich Menschen sind.“⁶¹

Sogar Tentetnikow, so friedfertig er ist, auch er hat, als er das Amt betritt, ein Gefühl, „als habe man ihn für ein Vergehen eine Klasse tiefer versetzt“; kaum im Dorf angekommen, brachte er es wie Onegin und Oblomow bald fertig, mit allen seinen Gutsnachbarn, die sich beeilten, seine Bekanntschaft zu machen, die Bekanntschaft wieder zu lösen. Auch unser Ilja Iljitsch steht in der Menschenverachtung niemandem nach: sie kommt ja so leicht, es bedarf

⁶⁰ Aus „Eugen Onegin“.

⁶¹ Aus „Eugen Onegin“.

dazu gar keiner Anstrengung. Selbstzufrieden zieht er Sachar gegenüber eine Parallele zwischen sich und den „anderen“; in Gesprächen mit Freunden äußert er die naive Verwundung, warum sich die Leute eigentlich abplagen, sich zwingen, ins Büro zu gehen, zu schreiben, die Zeitung zu verfolgen, Umgang mit Leuten zu suchen usw. Stolz gegenüber äußert er sogar recht kategorisch sein Gefühl der Überlegenheit über alle anderen Menschen:

„In der Gesellschaft leben? Schönes Leben! Was gibt es da zu suchen? Etwas, was den Geist, das Herz interessiert? Sieh doch einmal zu, wo der Mittelpunkt ist, um den das alles kreist: es gibt keinen, es gibt nichts, was Tiefe hat, was einen im Innersten berührt. Tote sind sie alle, Schläfer, schlimmer als ich, diese Leute der Gesellschaft und der feinen Welt!“

Und dann verbreitet sich Ilja Iljitsch in schönen Worten über dieses Thema, nicht schlechter, als es ein Rudin kann.

Den Frauen gegenüber verhalten sich alle Oblomows gleich schändlich. Sie können überhaupt nicht lieben und wissen nicht, was sie in der Liebe suchen sollen, ebensowenig wie im Leben überhaupt. Sie haben nichts dagegen, mit einer Frau zu flirten, solange sie in ihr eine aufgezoogene Puppe sehen; sie haben auch [247] nichts dagegen, sich eine weibliche Seele zu unterwerfen... Warum nicht? Das befriedigt ihre Herrennatur sehr! Aber kaum wird die Sache ernst, kaum beginnen sie zu ahnen, daß sie es tatsächlich nicht mit einem Spielzeug zu tun haben, sondern mit einer Frau, die auch von ihnen Achtung ihrer Rechte fordern kann, ergreifen sie sofort schändlich die Flucht. Die Feigheit all dieser Herren ist grenzenlos! Onegin, über den Puschkin schrieb: „... wie früh verfiel in seinen Netzen sich selbst die erzkokette Frau“, der die Frauen nüchtern suchte und sie ohne Bedauern im Stich ließ, Onegin verkroch sich vor Tatjana zweimal – einmal, als er sich von ihr eine Lehre erteilen ließ, das andere Mal, als er selbst sie belehrte. Sie hatte ihm doch von Anfang an gefallen, und wenn sie ihn weniger ernsthaft geliebt hätte, wäre er nicht auf den Gedanken gekommen, ihr gegenüber den strengen Ton des Moralpredigers anzuschlagen. Aber da sah er, daß es gefährlich war zu scherzen, und deshalb begann er von seinem verfluchten Leben, von seinem schlechten Charakter und davon zu reden, daß sie noch einmal einen andern lieben werde usw. Später erklärt er selbst sein Verhalten damit, er habe Tatjana nicht trauen wollen, „sah ihr Herz in keuschen Flammen für mich erglügen, und trat zurück“:

„Ich wollte frei sein – eitles Streben! –
Und schlug es aus, das holde Glück.“⁶²

Hinter was für Phrasen hat er sich versteckt, dieser Hasenfuß!

Auch Beltow hatte bekanntlich nicht den Mut, bei Kruziferskaja bis zum Schluß auszuharren, und machte sich aus dem Staub, allerdings, wenn wir ihm glauben können, aus ganz anderen Gründen. Rudin seinerseits geriet völlig aus der Fassung, als ihn Natalja zu einer Entscheidung drängen wollte. Er weiß nichts Besseres als den Rat, sich „zu fügen“. Am Tage darauf erklärt er ihr geistreich in einem Brief, „er sei nicht gewohnt“, mit solchen Frauen wie sie zu tun zu haben. Genau so ist im Grunde Petschorin, der Spezialist für weibliche Herzen, der gesteht, außer Frauen liebe er nichts auf der Welt und er sei bereit, alles auf der Welt für sie zu opfern. Auch er gesteht ein, daß er erstens „keine Frauen mit Charakter liebt: das ist nicht ihre Sache“, und zweitens, daß er nie wird heiraten können.

„So leidenschaftlich ich auch eine Frau lieben mag“, sagt er, „aber wenn sie mir zu verstehen gibt, daß ich sie heiraten soll, so ist es aus mit der Liebe. Mein Herz verwandelt sich in einen Stein, und nichts kann es wieder erwärmen. Ich bin zu allen Opfern bereit, nur nicht zu diesem. Zwanzigmal will ich mein Leben, ja meine Ehre einsetzen, aber meine Freiheit verkaufe ich nicht. Warum liegt mir so viel an ihr? Was habe ich von ihr? Worauf bereite ich mich vor? Was erwarte ich von der Zukunft? Wahrhaftig, absolut nichts. Es ist so eine angeborene Angst, ein unerklärliches Vorgefühl usw.“

⁶² Aus „Eugen Onegin“.

[248] Aber im Grunde ist es nichts anderes als Oblomowtum.

Trägt Ilja Iljitsch etwa nicht auch Elemente von Petschorin und Rudin in sich, ganz zu schweigen von Onegin? Und noch dazu wie! Ebenso wie Petschorin will er zum Beispiel unbedingt die Frau *besitzen*, will ihr alle möglichen Opfer als Beweis ihrer Liebe abnötigen. Zuerst hatte er doch keine Hoffnung, daß ihn Olga heiraten würde, und machte ihr einen schüchternen Heiratsantrag. Sie antwortete ihm darauf so etwas wie: das hätte er schon längst tun sollen. Da wird er verwirrt, da genügt ihm Olgas Einverständnis nicht mehr, und – was denkt ihr wohl? – er beginnt sie auszuforschen, ob sie ihn wirklich so sehr liebt, daß sie fähig wäre, seine Mätresse zu werden! Es war ihm ärgerlich, als sie sagte, diesen Weg würde sie nie betreten; aber dann beruhigten ihn ihr Geständnis und der Ausbruch ihrer Leidenschaft wieder... Dennoch wich er schließlich feige aus und hatte sogar Angst, sich Olga zu zeigen, stellte sich krank, schützte die Drehbrücke vor, gab Olga zu verstehen, sie könne ihn kompromittieren usw. Woher das alles? Daher, daß sie von ihm Entschiedenheit, Handeln forderte, das, woran er nicht gewöhnt war. Die Ehe selbst schreckte ihn nicht so wie Petschorin und Rudin; er hatte patriarchalischere Gewohnheiten. Aber Olga wollte, daß er vor der Hochzeit die Angelegenheiten seines Landgutes in Ordnung brächte. Das war schon ein *Opfer*, und dieses Opfer brachte er natürlich nicht, sondern blieb ein echter Oblomow. Er selbst ist aber sehr anspruchsvoll. Er spielte Olga einen Streich, der zu Petschorin gepaßt hätte. Er redete sich ein, er sei nicht schön und überhaupt nicht anziehend genug, daß Olga ihn heiß lieben könnte. Er beginnt zu leiden, findet nachts keinen Schlaf, rafft sich schließlich auf und verfaßt eine lange Botschaft à la Rudin an Olga, in der er das bekannte, doppelt und dreifach abgetragene Zeug verzapft, das auch Onegin zu Tatjana und Rudin zu Natalja und selbst Petschorin zur Prinzessin Mary gesagt haben: „ich bin, wissen Sie, nicht so geschaffen, daß Sie mit mir glücklich werden könnten. Es wird eine Zeit kommen, wo Sie einen anderen lieben werden, der dessen würdiger ist.“

„So löst im Mädchenherz ein Traum
Den andern ab mit bunten Flügeln.
So war's von je. Auch ihr Gefühl
Entdeckt sich bald ein neues Ziel...
Nur lernen Sie Ihr Herz zu zügeln:
Nicht jeder achtet es wie ich –
Wer Schaden fürchtet, hüte sich.“⁶³

[249] Alle Oblomows lieben es, sich zu erniedrigen; aber sie tun es mit dem Ziel, das Vergnügen zu haben, widerlegt zu werden, und Lob aus dem Mund derer zu vernehmen, vor denen sie sich selbst schlechtmachen. Sie finden Gefallen an ihrer Selbsterniedrigung und ähneln alle Rudin, von dem Pigassow sagt: „Da fängt er an, sich zu verfluchen und sich durch den Schmutz zu ziehen – na, denkt man, jetzt wird er sich vor aller Welt verstecken wollen. Aber woher? Er wird sogar nur noch vergnügter, gerade, als hätte er einen guten Schnaps hinter die Binde gegossen!“ So kommt sich auch Onegin Tatjana gegenüber sehr großmütig vor, nachdem er sich selbst schlechtgemacht hat. Ebenso fühlt sich Oblomow, nachdem er an Olga den Schmähbrieff über sich selbst geschrieben hat, „durchaus nicht bedrückt, sondern beinahe glücklich“... Seinen Brief beendet er mit der gleichen Moralpredigt wie Onegin seine Rede: „Diese Geschichte mit mir mag Ihnen als Wegweiser bei einer künftigen normalen Liebe dienen“ usw. Ilja Iljitsch hielt es natürlich nicht auf der Höhe seiner Erniedrigung vor Olga aus: er lief schnell, nachzusehen, welchen Eindruck auf sie der Brief gemacht habe, sah, daß sie weinte, war befriedigt und – konnte es nicht unterlassen, ihr in diesem kritischen Augenblick vor die Augen zu treten. Aber sie wies ihm nach, wie sehr er in diesem Brief als trivialer, kläglicher Egoist gehandelt habe, in diesem Brief, der angeblich „aus Sorge um ihr Glück“ geschrieben war. Da gab er das Spiel schließlich ganz auf, wie es übrigens alle

⁶³ Aus „Eugen Onegin“.

Oblomows tun, wenn sie einer Frau begegnen, die an Charakter und Bildung über ihnen steht.

„Aber“, werden vielleicht einige Neunmalgescheite einwenden, „aber, Ihre Analogie hat trotz der Zusammenstellung offensichtlich gleichartiger Tatsachen überhaupt keinen Sinn. Bei der Bestimmung eines Charakters kommt es nicht so sehr auf die Formen der Äußerung an wie auf die Motive, denen zufolge ein Mensch dieses oder jenes tut. Wie kann man aber bei den Motiven den unermesslichen Unterschied zwischen dem Verhalten Oblomows und der Handlungsweise Petschorins, Rudins und anderer nicht sehen?... Dieser tut alles aus Trägheit, weil er zu faul ist, sich von der Stelle zu bewegen, und zu faul, sich festzuhalten, wenn man ihn wegzieht; sein ganzes Ziel besteht darin, auf keinen Fall einmal unnötig einen Finger zu rühren. Jene dagegen brennen von Tatendurst, gehen mit Feuereifer an alles heran, sind ständig

„... voller Unbehagen
Auf Ortsveränderung bedacht“⁶⁴

und voll anderer Leiden, die das Zeichen starker Seelen sind. Sie tun zwar nichts Wahrhaft Nützliches, aber nur deshalb, weil sie keine Beschäftigung finden, die ihren Kräften entspricht. Sie sind, nach dem Ausdruck Petschorins, einem Genie ähnlich, das an den Bürotisch geschmiedet wurde und dazu verdammt ist, Dokumente zu kopieren. Sie stehen höher als die sie umgebende Wirklichkeit und [250] haben deshalb ein Recht, das Leben und die Menschen zu verachten. Ihr ganzes Leben ist Verneinung im Sinne einer Reaktion auf die bestehende Ordnung der Dinge. Das Leben Oblomows dagegen ist eine passive Unterwerfung unter die bereits bestehenden Verhältnisse, ein konservativer Abscheu gegen jede Änderung, ein völliger Mangel an innerer Reaktion von Natur aus. Kann man solche Menschen miteinander vergleichen? Rudin in einem Atem mit Oblomow nennen! Petschorin zu derselben Nichtigkeit verurteilen, in der Ilja Iljitsch verkommt! ... Das zeigt völliges Unverständnis, das ist Unsinn, das ist ein Verbrechen! ...“

Ach, du lieber Gott! Da haben wir wirklich vergessen, daß man bei Neunmalgescheiten scharf aufpassen muß: die bringen es fertig, Schlußfolgerungen zu ziehen, an die man auch im Traum nicht gedacht hat. Wenn Sie baden gehen und ein Neunmalgescheiter steht mit gebundenen Händen am Ufer, der sich rühmt, ein ausgezeichnete Schwimmer zu sein, und verspricht, Sie zu retten, falls Sie etwa ertrinken sollten, so hüten Sie sich zu sagen: „Ja, aber verehrter Freund, Ihre Hände sind doch gebunden! Sorgen Sie erst einmal dafür, daß Sie sie freibekommen!“ – Hüten Sie sich, so etwas zu sagen, denn der Neunmalgescheite sieht sich gleich in seiner Eigenliebe gekränkt und sagt: „Sie behaupten also, daß ich nicht schwimmen kann?! Sie loben den, der mir die Hände gebunden hat?! Sie haben keine Sympathien für Leute, die Ertrinkende retten!...“ Und so weiter... Die Neunmalgescheiten sind gewöhnlich große Schönredner und lieben es, die allerunerwartetsten Schlußfolgerungen zu ziehen... So auch hier: gleich werden sie den Schluß ziehen, wir hätten Oblomow höherstellen wollen als Petschorin und Rudin, wir hätten sein Herumliegen rechtfertigen wollen, wir wären nicht fähig, den inneren, grundlegenden Unterschied zwischen ihm und den früheren Helden zu sehen usw. Wir wollen uns also beeilen, uns mit diesen Leuten auseinanderzusetzen.

Bei allem, was wir gesagt haben, haben wir mehr an das Oblomowtum als an die Persönlichkeit Oblomows und der andern Helden gedacht. Was die Persönlichkeit betrifft, konnten wir natürlich den Temperamentsunterschied zum Beispiel zwischen Petschorin und Oblomow nicht übersehen, ebenso wie wir den Unterschied der Temperamente bei Petschorin und Onegin, Rudin und Beltow sehen müssen... Wer will denn bestreiten, daß es persönliche Unterschiede zwischen den Menschen gibt (obwohl die Unterschiede vielleicht bei weitem nicht den Grad und die Bedeutung haben, wie man allgemein annimmt). Aber es handelt sich darum, daß alle diese Personen von ein und demselben Oblomowtum beherrscht werden, das ihnen den unverwischbaren Stempel der Nichtstuerie, des Schmarotzertums und der völligen Überflüssigkeit auf dieser [251] Welt auf drückt. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß unter anderen Lebensumständen, in einer anderen Gesellschaft Onegin ein wirklich guter Kerl gewesen wäre, daß Petschorin und Rudin große Taten vollbracht hätten und Beltow wirklich ein ausgezeichnete Mensch sein könnte. Aber unter anderen Entwicklungsbedingungen wären

⁶⁴ Aus „Eugen Onegin“.

möglicherweise auch Oblomow und Tentetnikow keine solchen Schlafmützen und fänden irgendeine nützliche Beschäftigung.... Es handelt sich darum, daß sie jetzt alle einen gemeinsamen Zug haben: ein fruchtloses Streben nach Tätigkeit, das Bewußtsein, daß aus ihnen vieles werden könnte, aber nichts wird... Hierin zeigen sie eine erstaunliche Übereinstimmung.

„Ich gehe in Gedanken meine ganze Vergangenheit durch, und ich frage mich unwillkürlich: Wozu habe ich gelebt? Für welches Ziel bin ich geboren?... Wirklich, es gab so ein Ziel, und sicher war ich zu Großem bestimmt, denn ich fühle unendliche Kräfte in meiner Seele. Aber ich habe diese Bestimmung nicht erkannt, ich habe mich von leeren, undankbaren Leidenschaften verleiten lassen, aus ihrem Schmelzofen bin ich hart und kalt wie Eisen hervorgegangen, habe aber für alle Ewigkeit das Feuer edler Bestrebungen verloren, das die beste Blüte des Lebens ausmacht.“

Das sagt Petschorin... Und so urteilt Rudin über sich:

„Ja, die Natur hat mir viel gegeben, aber ich werde sterben, ohne etwas getan zu haben, was meiner Kräfte würdig wäre, ohne irgendeine wohltuend wirkende Spur hinterlassen zu haben. Mein ganzer Reichtum wird nutzlos verlorengehen: ich werde nicht erleben, daß mein Same Früchte trägt...“

Auch Ilja Iljitsch bleibt hinter den anderen nicht zurück: auch er

„fühlte schmerzhaft, daß in ihm, wie in einem Grab, eine gute, lichtvolle Anlage begraben und jetzt vielleicht schon abgestorben war. Vielleicht lag sie auch wie Gold im Bergeschacht, und es wäre schon längst an der Zeit gewesen, dieses Gold auszumünzen. Aber der Schatz ist tief vergraben unter Unrat und Müll. Es war, als hätte jemand die Reichtümer, die ihm die Welt und das Leben gegeben hatten, gestohlen und in seiner eigenen Seele vergraben.“

Wie man sieht: *Schätze* waren in seiner Natur vergraben, er konnte sie jedoch vor der Welt nie heben! Auch seine anderen, jüngeren Brüder

„ziehen in der Welt umher,
Suchen nach Heldentaten,
Denn das von reichen Vätern ererbte Gut
Gibt ihnen zum Nichtstun Mut...“⁶⁵

Auch Oblomow träumte in seinen jungen Tagen davon, „der Gesellschaft zu dienen, soweit seine Kräfte reichen, denn Rußland braucht Hände und Köpfe zur Auswertung seiner unerschöpflichen Hilfsquellen..“. Auch jetzt noch „ist er nicht gleichgültig gegenüber den großen Nöten der Menschheit, er ist fähig, sich für hohe [252] Ideen zu erwärmen“. Wenn er auch nicht auf der Suche nach Heldentaten durch die Welt zieht, so träumt er doch von einer für die ganze Welt bedeutsamen Tätigkeit, so blickt er doch voll Verachtung auf die „ungelernten Arbeiter“. und sagt leidenschaftlich:

„Nein, ich gebe meine Seele nicht als Kleingeld aus
in der Ameisenarbeit der Menschen...“

Er lungert durchaus nicht mehr herum als die übrigen Brüder aus der Familie Oblomow, er ist nur ehrlicher – er bemüht sich nicht, sein Faulenzen mit dem Geschwätz der Gesellschaft und mit Spaziergängen auf dem Newskij-Prospekt zu bemänteln.

Aber woher kommt es, daß Oblomow in uns einen andern Eindruck hinterläßt als die Helden, von denen wir weiter oben gesprochen haben? Jene erschienen uns in verschiedenen Spielarten als starke Naturen, die durch ungünstige Umstände erdrückt worden sind, dieser aber als Faulpelz, der auch unter den günstigsten Umständen nichts tun würde. Zunächst hat Oblomow ein gar zu schlaffes Temperament. Es ist deshalb natürlich, daß er zur Verwirklichung seiner Pläne und zur Überwindung der widrigen Umstände noch etwas weniger unternimmt als der sanguinische Onegin oder der gallige Petschorin. Im Grunde sind sie alle gleich hilflos gegenüber der Macht der widrigen Umstände und versinken in gleichem Maß in Nichtigkeit, wenn es einmal wirklich und ernsthaft zu handeln gilt. Inwiefern eröffneten die

⁶⁵ Aus Kapitel IV der Dichtung „Sascha“ von N. A. Nekrassow. Ebenso das nächste Zitat.

Umstände Oblomow ein günstiges Tätigkeitsfeld? Er besaß ein Landgut, das er hätte in Ordnung bringen können; er hatte einen Freund, der ihn zu praktischer Tätigkeit anregte; er hatte eine Frau, die ihm an Energie des Charakters und an klarem Blick überlegen war und die ihn zärtlich liebte... Aber wer von den anderen Oblomows hatte das nicht auch, und was haben sie damit angefangen? Sowohl Onegin wie auch Tentetnikow wirtschafteten auf ihren Gütern, und von Tentetnikow sagten die Bauern zunächst sogar: „Sieh, ein flinker Bursche!“ Aber bald merkten dieselben Bauern, daß sich der Herr zwar anfangs gut anstellte, aber doch nichts verstehe und nichts Gescheites zuwege bringen werde... Und die Freundschaft? Was fangen sie alle mit ihren Freunden an? Onegin hat Lenskij ermordet, Petschorin zankt sich ewig mit Werner herum, Rudin brachte es zuwege, Leshnew von sich zu stoßen, und ließ die Freundschaft Pokorskij's ungenützt... Hat nicht jeder von ihnen ziemlich oft Leute wie Pokorskij auf seinem Wege getroffen? Und was taten sie? Haben sie sich etwa zu irgendeiner gemeinsamen Sache verbündet, haben sie einen festen Bund zur Verteidigung gegen die [253] widrigen Umstände geschlossen? Nichts dergleichen.. Alles fiel auseinander, alles endete mit dem gleichen Oblomowtum .. Von der Liebe ganz zu schweigen. Jeder der Oblomowmenschen begegnete einer Frau, die höher stand als er (denn Kruziferskaja steht höher als Beltow und selbst die Prinzessin Mary, trotz allem, höher als Petschorin), und jeder ergriff vor ihrer Liebe schmählich die Flucht und brachte es fertig, daß sie selbst ihn davonjagte... Wie soll man das anders erklären als dadurch, daß sie alle unter dem Druck des niederträchtigen Oblomowtums standen?

Außer im Temperament besteht zwischen Oblomow und den andern Helden ein großer Unterschied im Alter. Wir reden nicht von den Lebensjahren: sie sind fast alle gleichalt, Rudin ist sogar zwei oder drei Jahre älter als Oblomow. Wir reden von der Zeit ihres Auftretens. Oblomow gehört zur jüngsten Zeit, er muß also für die junge Generation, für das moderne Leben viel älter erscheinen als die früheren Oblomows... Die Bestrebungen und die Ideen, für die sich Rudin mit fünfunddreißig Jahren begeisterte, hatte er auf der Universität empfunden und sich angeeignet, als er etwa siebzehn, achtzehn Jahre alt war. Nach dem Studium gab es für ihn nur zwei Wege: entweder Tätigkeit, wirkliche Tätigkeit – nicht mit der Zunge, sondern mit Kopf, Herz und Händen zugleich, oder aber tatenloses Herumliegen. Seine apathische Natur brachte ihn zu dem letzteren: das ist schlimm, aber jedenfalls keine Verlogenheit und keine Vorspiegelung. Hätte er gleich seinen Brüdern vor aller Ohren von dem geredet, wovon er jetzt nur zu träumen wagt, so hätte er sich jeden Tag so gegrämt, wie er sich grämte, als er den Brief des Dorfschulzen und die Aufforderung des Hauswirts zur Räumung der Wohnung erhielt. Früher hörte man liebevoll und andächtig den Phrasendreschern zu, die von der Notwendigkeit dieser oder jener Sache, über hohes Streben und dergleichen daherredeten... Damals wäre vielleicht auch Oblomow redselig gewesen... Aber jetzt stellt man jedem Phrasendrescher und Projektmacher die Forderung: „Wollen Sie es nicht einmal selbst probieren?“ Und das ist für die Oblomows unerträglich...

In der Tat – wie stark fühlt man doch den Hauch des neuen Lebens, wenn man nach der Lektüre Oblomows daran denkt, was diesen Typus in der Literatur hervorgerufen hat. Man kann dies nicht allein dem persönlichen Talent des Autors und der Weite seines Horizonts zuschreiben. Sowohl starkes Talent wie auch weitesten Horizont und humanste Ansichten finden wir auch bei den Autoren, die die von uns angeführten früheren Typen geschaffen haben. Aber seit dem Erscheinen des ersten von ihnen, Onegin's, [254] sind bereits dreißig Jahre verflossen. Das, was damals nur im Keim vorhanden war, was nur in unklaren, geflüsterten Andeutungen zum Ausdruck kam, hat jetzt schon bestimmte, feste Form angenommen und äußert sich offen und laut. Die Phrasen haben ihre Bedeutung verloren; in der Gesellschaft selbst ist das Bedürfnis nach wirklichem Tun entstanden. Beltow und Rudin, Leute mit wirklich hohen, edlen Bestrebungen, vermochten keineswegs zu der Einsicht zu gelangen, daß es

notwendig sei, einen furchtbaren Kampf auf Leben und Tod gegen die sie bedrängenden Umstände zu führen, ja, sie konnten sich einen solchen Kampf nicht einmal als nahe Möglichkeit vorstellen. Sie betraten einen dichten, unbekanntem Wald, sie gingen über sumpfigen, gefährlichen Moorgrund, sie sahen allerhand Schlangengezücht vor ihren Füßen und kletterten auf einen Baum – zum Teil, um nach einem Weg Ausschau zu halten, zum Teil aber auch, um auszuruhen und sich wenigstens für einige Zeit vor der Gefahr des Versinkens oder des Gebissenwerdens zu retten. Die Menschen, die hinter ihnen kamen, warteten darauf, was sie sagen würden, und betrachteten sie achtungsvoll wie Menschen, die voranmarschieren. Aber diese vorangeschrittenen Menschen erblickten von der Höhe, zu der sie sich aufgeschwungen hatten, nichts: der Wald war sehr groß und dicht. Indes hatten sie sich beim Erklettern des Baums das Gesicht zerkratzt, die Beine aufgeschürft und die Hände zerschunden... Sie leiden, sie sind müde, sie müssen ausruhen und richten sich deshalb auf ihrem Baume einigermaßen bequem ein. Für das allgemeine Wohl haben sie allerdings nichts getan, sie haben nichts erspäht und nichts gesagt; die Untenstehenden müssen sich selbst, ohne die Hilfe jener, einen Weg durch den Wald bahnen und ihn säubern. Aber wer will es wagen, einen Stein auf diese Unglücklichen zu werfen, um sie zu zwingen, von der Höhe herunterzufallen, die sie, das allgemeine Wohl im Auge, mit so vieler Mühe erklimmen haben? Man hat Mitleid mit ihnen, man verlangt von ihnen vorläufig nicht einmal, daß sie an der Wegsammachung des Waldes teilnehmen; ihnen war eine andere Arbeit als Anteil zugefallen, und sie haben sie vollbracht. Wenn dabei nichts herauskam, ist das nicht ihre Schuld. Von diesem Standpunkt aus konnte jeder Autor früher seinen Oblomowschen Helden betrachten und war dabei im Recht. Hinzu kam noch, daß sich in der ganzen Schar der Wanderer lange Zeit die Hoffnung erhielt, noch irgendwo aus dem Wald auf einen Weg hinauszufinden, ebenso wie das Vertrauen in den Weitblick der vorangeschrittenen Leute, die auf den Baum geklettert waren. Aber nach und nach klärten sich die Dinge und [255] nahmen eine andre Wendung: den vorangeschrittenen Leuten hat es auf dem Baum gefallen; sie wissen schöne Reden über die verschiedenen Wege und Mittel zu halten, wie man aus Sumpf und Wald herauskommen kann; sie haben sogar auf dem Baum allerlei Früchte gefunden, genießen sie und werfen die Schalen nach unten; sie rufen den einen oder den andern Auserwählten aus der Menge zu sich, und diese kommen und bleiben auf dem Baume sitzen, sie schauen schon nicht mehr nach dem Weg aus, sondern verschlingen nur noch die Früchte. Das sind schon Oblomowgestalten im eigentlichen Sinne... Aber die armen Wanderer, die unten stehen, versinken im Sumpf, sie werden von den Schlangen gebissen, von Gewürm geschreckt, die Äste schlagen ihnen ins Gesicht... Schließlich rafft sich die Menge auf, sie will selbst ans Werk gehen und will diejenigen, die später auf den Baum geklettert waren, zurückholen; aber die Oblomows schweigen und fressen sich an den Früchten voll. Da wendet sich die Menge auch an ihre vorangeschrittenen Leute von ehemals und bittet sie, herunterzukommen und bei der gemeinsamen Arbeit mitzuhelfen. Aber die Vorangeschrittenen wiederholen nur ihre Phrasen von früher, daß man nach dem Weg ausspähen müsse und daß es sich nicht lohne, an der Säuberung zu arbeiten. Da erkennen die armen Wanderer ihren Fehler, winken ärgerlich ab und sagen: „Ach, ihr seid ja alle Oblomows!“ Dann beginnt eine aktive, unermüdliche Arbeit: man fällt Bäume, baut aus ihnen eine Brücke über den Sumpf, legt einen Pfad an, man erschlägt die Schlangen und das Gewürm, die sich auf ihm zeigen, und kümmert sich nicht mehr um die Neunmalweisen, um diese starken Naturen, die Petschorin und Rudin, auf die man früher gehofft, für die man sich begeistert hatte. Die Oblomows sehen sich zuerst ruhig die allgemeine Bewegung an, aber dann bekommen sie es ihrer Gewohnheit nach mit der Angst zu tun und erheben ein Geschrei: „O weh, macht das nicht, hört auf!“ So schreien sie, als sie sehen, daß man den Baum ansägt, auf dem sie sitzen. – „Um Gottes willen, wir können ja kaputtgehen, und mit uns werden die herrlichen Ideen zugrunde gehen, die hohen Gefühle, die humanen Bestrebungen, die schönen Worte, das Pathos, die Liebe für alles Schöne und Edle, alles, was immer in uns

lebendig war... Hört auf, hört auf! Was macht ihr denn?...“ Aber die Wanderer haben all diese Phrasen schon tausendmal gehört und setzen ihre Arbeit fort, ohne auf sie zu achten. Die Oblomows haben noch ein Mittel, sich und ihren Ruf zu retten: vom Baum herunterzusteigen und mit den andern zusammen ans Werk zu gehen. Aber sie haben wie gewöhnlich den Kopf verloren und wissen nicht, was sie [256] tun sollen... „Was soll denn das auf einmal!“ wiederholen sie entsetzt und fahren fort, der dummen Menge, die die Achtung vor ihnen verloren hat, ihre fruchtlosen Flüche zuzuschleudern.

Doch die Menge hat recht! Wenn sie schon einmal begriffen hat, daß es notwendig ist, ernsthaft ans Werk zu gehen, so ist es für sie völlig gleichgültig, ob sie Petschorin oder Oblomow vor sich hat. Wir sagen wieder nicht, daß Petschorin unter den gegebenen Umständen ebenso handelt wie Oblomow: er könnte sich unter diesen Umständen auch nach der anderen Seite entwickeln. Aber die Typen, die von starken Talenten geschaffen sind, haben ein langes Leben: auch heutzutage leben Menschen, die sozusagen Kopien der Onegin, Petschorin, Rudin u. a. darstellen, und zwar nicht in der Gestalt, wie sie sich unter anderen Umständen entwickeln könnten, sondern gerade in der, in der Puschkine, Lermontow, Turgenew sie dargestellt haben. Nur verwandeln sie sich im Bewußtsein der Gesellschaft jetzt alle immer mehr in Oblomows. Man kann nicht sagen, daß sich diese Verwandlung bereits vollzogen hat: nein, auch heute noch verbringen Tausende ihre Zeit mit Reden und tausend andere sind bereit, das Gerede für Taten zu halten. Aber daß die Umwandlung begonnen hat, das beweist der Typ, den Gontscharow geschaffen hat: Oblomow. Er hätte nicht erscheinen können, wenn nicht wenigstens in einem gewissen Teil der Gesellschaft das Bewußtsein herangereift wäre, wie nichtig alle diese quasi-talentierte Naturen sind, für die man sich früher begeisterte. Früher drapierten sie sich mit verschiedenen Togen, schmückten sich mit verschiedenen Frisuren, wirkten verlockend durch verschiedene Talente. Jetzt steht Oblomow enthüllt vor uns, so, wie er ist, schweigsam, vom schönen Piedestal heruntergeholt aufs weiche Sofa, statt der Toga nur mit einem weiten Schlafrock bekleidet. Die Fragen: *Was tut er? Was ist Sinn und Ziel seines Lebens?* ist direkt und klar gestellt und durch keine einzige Nebenfrage übertönt. Das kommt daher, weil die Zeit der Arbeit für das Gemeinwohl schon gekommen ist oder unausweichlich kommt... Und das ist der Grund, weshalb wir zu Beginn des Aufsatzes gesagt haben, daß wir in dem Roman Gontscharows ein *Zeichen der Zeit* erblicken.

Wahrhaftig, man sehe sich nur einmal an, wie sich das Urteil über die gebildeten, schön daherredenden Nichtstuer geändert hat, in denen man früher wahrhaft sozial handelnde Menschen erblickte.

Da steht ein sehr hübscher, gewandter, gebildeter junger Mann [257] vor uns. Er tritt in die große Welt ein und hat dort Erfolg. Er besucht Theater, Gesellschaften und Maskenbälle, er kleidet sich tadellos und speist vorzüglich. Er liest Bücher, schreibt recht gebildet... Sein Herz gerät nur durch den Alltag der feinen Welt in Wallung, aber er hat auch Verständnis für die höchsten Probleme. Er liebt es, über die Leidenschaften zu plaudern, über

„Das Leben vor und nach dem Tod,
Das Vorurteil, an dem wir kranken,
Und unsrer Weisheit enge Schranken...“⁶⁶

Er hat einige anständige Grundsätze: aus Wohlwollen

„Erließ er seinen armen Leuten
Die altererbte harte Fron.“⁶⁷

Er ist imstande, sich hin und wieder die Unerfahrenheit eines Mädchens, das er nicht liebt

⁶⁶ Aus „Eugen Onegin“.

⁶⁷ Ebenda.

nicht zunutze zu machen; er ist fähig, seinen Erfolgen in der feinen Welt keine besondere Bedeutung beizumessen. Er steht so hoch über seinem vornehmen Gesellschaftskreis, daß dessen Leere ihm zum Bewußtsein kommt. Er kann sogar das feine Leben aufgeben und aufs Land übersiedeln. Aber auch dort langweilt er sich und weiß nicht, was er anfangen soll... Vor lauter Nichtstun überwirft er sich mit seinem Freund und erschießt ihn leichtfertig im Duell... Ein paar Jahre später kehrt er in die große Welt zurück und verliebt sich in die Frau, deren Liebe er früher verschmäht hat, weil er um ihretwillen auf seine Vagabundenfreiheit hätte verzichten müssen... Sie erkennen schon das Bild, es handelt sich um Onegin. Aber sehen Sie genau zu: es ist Oblomow.

Da ist ein anderer Mann, mit einer leidenschaftlichen Seele, mit stärker ausgeprägtem Selbstbewußtsein. Er hat scheinbar von Natur aus alles in sich, worum sich Onegin erst bemühen muß. Er braucht nicht auf Anzug und Aufmachung achtzugeben: er ist ohnehin ein Weltmann. Er braucht nicht nach Worten zu suchen und mit dem Flittergold von Kenntnissen zu glänzen: seine Zunge ist ohnehin scharf wie ein Rasiermesser. Er verachtet die Menschen, deren Schwächen er gut kennt, wirklich; er versteht wirklich die Herzen der Frauen zu erobern, nicht für einen kurzen Augenblick, sondern auf lange Zeit, nicht selten für immer. Er versteht, alles, was sich ihm in den Weg stellt, beiseite zu schieben oder zu vernichten. Das einzige Malheur ist: er weiß nicht, wohin er sich wenden soll. Sein Herz ist für alles leer und kalt. Er hat alles ausgekostet, und schon in seiner Jugend bekam er alle Vergnügungen über, die [258] man für Geld haben kann. Auch die Liebe der schönen Damen der feinen Welt ist ihm zuwider, weil sie dem Herzen nichts bot. Auch der Wissenschaften ist er überdrüssig, weil er gesehen hat, daß von ihnen weder Ruhm noch Glück abhängen; die glücklichsten Leute sind die Ignoranten, und der Ruhm ist eine Sache des Zufalls. Auch die Gefahren des Krieges wurden ihm bald langweilig, weil er in ihnen keinen Sinn fand und sich schnell an sie gewöhnte. Schließlich wird er auch der naiven, reinen Liebe eines wilden Mädchens überdrüssig, das ihm sogar gefällt: auch bei ihm findet er keine Befriedigung für seinen inneren Drang. Aber was ist das für ein Drang? In welche Richtung weist er? Warum gibt er sich ihm nicht mit der ganzen Kraft seiner Seele hin? Weil er ihn selbst nicht versteht und sich nicht die Mühe gibt, darüber nachzudenken, wo er mit all seiner Seelenkraft hin soll. So verbringt er sein Leben damit, die Dummköpfe zu verspotten, die Herzen unerfahrener junger Mädchen in Unruhe zu versetzen, sich in fremde Herzensangelegenheiten einzumischen, Händel zu suchen, sich in Lappalien kühn zu zeigen, sich ohne jeden Grund zu schlagen... Man erinnert sich, daß dies die Geschichte Petschorins ist, daß er zum Teil fast mit denselben Worten seinen Charakter Maxim Maximowitsch gegenüber erklärt. Aber man sehe gefälligst etwas besser zu; auch hier erkennt man wieder Oblomow...

Aber da ist noch ein Mann, der seinen Weg mit größerer Bewußtheit geht. Er weiß nicht nur, daß er große Kräfte mitbekommen hat, er weiß auch, daß er ein hohes Ziel zu erreichen hat... Er ahnt anscheinend sogar, was das für ein Ziel ist und wo es liegt. Er ist edel, rechtschaffen (obwohl er oft seine Schulden nicht bezahlt); er diskutiert, feurig, nicht über Lappalien, sondern über die höchsten Probleme; er versichert seine Bereitschaft, sich für das Wohl der Menschheit aufzuopfern. In seinem Kopf sind alle Fragen gelöst, ist alles in lebendige, klare Ordnung gebracht. Mit seiner mächtigen Sprache begeistert er unerfahrene Jünglinge, so daß, wenn sie ihm zuhören, sie auch das Gefühl haben, zu etwas Großem berufen zu sein... Aber wie verläuft sein Leben? So, daß er alles anfängt und nichts zu Ende bringt, er verläppert sich nach allen Seiten, er will sich an alles glühend hingeben und kann es doch nicht... Er verliebt sich in ein Mädchen, das ihm schließlich sagt, es sei trotz dem Verbote der Mutter bereit, ihm anzugehören, und er antwortet: „Ach Gott! Ihre Mama ist also nicht einverstanden! Was für ein unerwarteter Schlag! Mein Gott! Wie schnell...! Da ist nichts zu machen – man muß sich fügen.“ Das ist ein genaues Musterbild seines ganzen Lebens. Man weiß schon, daß es [259] sich um Rudin handelt... Nein, heute ist

auch das schon Oblomow. Wenn man diese Persönlichkeit genau betrachtet und sie mit den Forderungen des modernen Lebens konfrontiert, wird man sich leicht davon überzeugen.

Alle diese Leute haben das Gemeinsame, daß sie im Leben keine Sache finden, die für sie eine Lebensnotwendigkeit, eine heilige Herzensangelegenheit, eine Religion wäre, die organisch mit ihnen so verwuchse, daß sie zugrunde gehen müßten, wenn man sie ihnen nähme. Alles an ihnen ist äußerlich, nichts ist in ihrer Natur verwurzelt. Sie tun gewiß auch einmal etwas – wenn sie die äußeren Umstände dazu zwingen: so, wie Oblomow zu Besuch fährt, als ihn Stolz abholt, Noten und Bücher für Olga einkauft und liest, was zu lesen sie ihn zwingt. Aber sie sind nicht mit dem Herzen bei der Sache, die ihnen der Zufall zuträgt. Wenn man jedem von ihnen die äußeren Vorteile ihrer Arbeit umsonst anbieten wollte – sie würden die Arbeit mit Freuden fahrenlassen. Das Oblomowtum bewirkt, daß kein Beamter vom Oblomowtyp ins Amt gehen wird, wenn man ihm ohne Arbeitsleistung sein Gehalt auszahlt und ihn befördert. Als Soldat wird er schwören, nie wieder eine Waffe anzurühren, wenn man ihm die gleichen Bedingungen bietet und ihm dazu noch erlaubt, die hübsche Uniform weiterzutragen, die in gewissen Fällen sehr nützlich ist. Als Professor wird er aufhören, Vorlesungen zu halten, als Student das Studium aufgeben, als Schriftsteller zu schreiben aufhören, als Schauspieler sich nicht mehr auf der Bühne zeigen, als Künstler wird er (wie man im hochtrabenden Stil zu sagen pflegt) Meißel und Palette zerbrechen, wenn er eine Möglichkeit findet, umsonst zu bekommen, was er jetzt durch Arbeit erwirbt. Sie reden nur vom höheren Streben, vom Bewußtsein moralischer Pflichten, von der Durchdrungenheit mit den Interessen der Allgemeinheit, aber wenn man nachprüft, stellt sich heraus, daß das alles nur Worte und nichts als Worte sind. Ihr aufrichtiges Streben, das wirklich von Herzen kommt, ist das Streben nach Ruhe, nach dem Schlafrock, und ihre ganze Tätigkeit ist nichts anderes als ein *Ehrenschlafrock* (der Ausdruck stammt nicht von uns), mit dem sie ihre eigene Leere und Apathie bemänteln. Selbst die gebildetsten Menschen, und dabei Menschen mit lebhaftem Naturell, mit warmem Herzen, geben im praktischen Leben außerordentlich leicht ihre Ideen und Pläne auf und finden sich außerordentlich schnell mit der sie umgebenden Wirklichkeit ab, die sie jedoch in Worten weiter als vulgär und widerlich bezeichnen. Das bedeutet, daß alles, wovon sie reden und träumen, für sie etwas Fremdes, von [260] außen Zugetragenes ist. In der Tiefe ihrer Seele wurzelt dagegen nur *ein* Traum, *ein* Ideal: eine möglichst ungestörte Ruhe, Quietismus, Oblomowtum. Viele gehen sogar so weit, sich nicht vorstellen zu können, daß der Mensch aus Lust, aus Vergnügen arbeiten kann. Man lese einmal im „*Ekonomitscheskij ukasatel*“ („Wirtschaftsanzeiger“) die Auslassungen darüber, daß alle Menschen vor lauter Müßiggang Hungers sterben müßten, wenn den Privatpersonen durch eine gleichmäßige Verteilung der Güter der Anreiz zur Anhäufung von Kapital genommen würde...⁶⁸

Ja, alle diese Oblomows haben die Prinzipien, die man ihnen eingeprägt hat, nie in Fleisch und Blut aufgenommen, sie haben sie nie bis in die letzten Konsequenzen durchgeführt, sie sind nicht bis zu der Grenze gegangen, wo das Wort zur Tat wird, wo das Prinzip mit dem innersten Bedürfnis der Seele verschmilzt, sich in ihm auflöst und zur einzigen Kraft wird, die den Menschen vorwärtstreibt. Darum lügen diese Menschen auch beständig, darum versagen sie in jedem besonderen Fall ihrer Tätigkeit. Darum hängen sie auch mehr an abstrakten Ansichten als an lebendigen Tatsachen; allgemeine Prinzipien sind ihnen wichtiger als die einfache Lebenswahrheit. Sie lesen nützliche Bücher, um zu wissen, was man schreibt; sie schreiben hochsinnige Artikel, um sich an dem logischen Aufbau ihres Gedankenflusses zu begeistern; sie sagen kühne Dinge, um dem Wohllaut ihrer Phrasen zu lauschen und die Hörer zum Lob zu veranlassen. Aber was weiter kommt, welches Ziel all dieses Gelese, Ge-

⁶⁸ Der Hinweis auf den „*Ekonomitscheskij ukasatel*“ („Wirtschaftsanzeiger“) ist eine ironische Anspielung auf diese bürgerlich-liberale Zeitschrift, die die Verbreitung des Kapitalismus in Rußland verfocht.

schreibe, Gerede hat – das wollen sie entweder überhaupt nicht wissen, oder es macht ihnen nicht gar zuviel Sorge. Sie sagen einem ständig: das ist das, was wir wissen, das ist unsere Meinung, im übrigen aber – macht, was ihr wollt, uns geht das nichts an... Solange noch keine Arbeit in Sicht war, könnte man das Publikum damit über den Löffel barbieren, konnte man sich damit brüsten, nicht wahr, wir geben uns doch Mühe, wir gehen herum, wir reden, wir erzählen. Darauf beruhte auch der gesellschaftliche Erfolg solcher Leute wie Rudin. Ja, mehr noch: man konnte sich mit Zechgelagen, kleinen Intrigen, Kalauern, Theatergesten abgeben und behaupten, man gebe sich mit diesen Kleinigkeiten ab, weil man keine Gelegenheit zu freiem, großangelegtem Wirken habe. Unter solchen Umständen mußte auch Pertschkin und sogar Onegin als Natur von unendlicher Seelengröße erscheinen. Aber heute sind schon alle diese Helden in den Hintergrund getreten, sie haben die Bedeutung verloren, die sie früher hatten, sie können uns nicht mehr mit ihrem rätselhaften Wesen und dem geheimnisvollen Mißverhältnis zwischen ihnen [261] und der Gesellschaft, zwischen ihren Riesenkräften und ihren winzigen Taten hinters Licht führen. Jetzt

„... ist das rechte Wort gefunden,
Des Rätsels Sinn gedeutet ist.“⁶⁹

Dieses Wort heißt – *Oblomowtum*.

Wenn ich jetzt einen Gutsbesitzer sehe, der über die Menschenrechte und über die Notwendigkeit der Entwicklung der Persönlichkeit daherredet, weiß ich schon bei seinen ersten Worten, daß das ein Oblomow ist.

Wenn ich einem Beamten begegne, der über die Verworrenheit und die Beschwerlichkeit des Kanzleibetriebs jammert, so ist es ein Oblomow.

Wenn ich von einem Offizier Klagen über die ermüdenden Paraden und kühne Äußerungen über die Unsinnigkeit des *langsamen Paradeschritts* höre usw., ich zweifle nicht daran, daß es ein Oblomow ist.

Wenn ich in den Zeitschriften liberale Ausfälle gegen Mißbräuche und Ausdrücke der Freude darüber lese, daß jetzt endlich geschehen ist, was wir längst erhofften und erwünschten – so glaube ich, daß all das Zuschriften aus Oblomowka sind. Wenn ich mich im Kreise Gebildeter befinde, die glühende Sympathie für die Nöte der Menschheit haben und seit vielen Jahren mit nicht abnehmendem Feuer immer dieselben (und manchmal auch neue) Witze über bestechliche Beamte, über Schikanen, über Ungesetzlichkeiten aller Art erzählen, fühle ich mich unwillkürlich auf das alte Landgut Oblomowka zurückversetzt...

Bringt den tönenden Redefluß dieser Leute zum Stehen und sagt: „Sie behaupten, dies und das sei nicht in Ordnung; was muß geschehen?“ Sie wissen es nicht. Schlagt ihnen das aller-einfachste Mittel vor, sie werden antworten: „Ja, wieso denn auf einmal das?“ Bestimmt werden sie das sagen, denn die Oblomows können nicht anders antworten... Setzt die Unterhaltung mit ihnen fort und fragt: „Was haben Sie denn vor zu tun?“ Sie werden dieselbe Antwort geben, die Rudin Natalja gegeben hat:

„Was *tun*? Natürlich, sich dem Schicksal *fügen*. Was kann man da tun! ich weil nur zu gut, wie bitter, wie schwer, wie unerträglich das ist, aber urteilen Sie selbst...“ usw.

Mehr ist von ihnen nicht zu erwarten, denn auf ihnen allen liegt der Stempel des Oblomowtums.

Wer wird sie endlich einmal von der Stelle bewegen mit dem mächtigen Wort „Vorwärts!“, von dem Gogol so geträumt hat und auf das Rußland so lange und so sehnsüchtig wartet? Bis

⁶⁹ Aus „Eugen Onegin“.

heute [262] gibt es keine Antwort auf diese Frage, weder in der Gesellschaft noch in der Literatur. Gontscharow, der es vermocht hat, unser Oblomowtum zu erfassen und es uns zu zeigen, konnte jedoch nicht anders, als dem Irrtum, der in unserer Gesellschaft bisher noch so stark und so allgemein verbreitet ist, Tribut zahlen: er entschloß sich, das Oblomowtum zu begraben und ihm dabei eine lobende Grabrede zu halten. „Leb wohl, altes Oblomowka, deine Zeit ist vorüber“, sagt er durch den Mund von Stolz, und sagt damit eine Unwahrheit. Ganz Rußland, das seinen Oblomow gelesen hat oder noch lesen wird, wird dem nicht bestimmen. Nein, Oblomowka ist unsere eigentliche Heimat, seine Besitzer sind unsere Erzieher, seine dreihundert Sachars stehen uns stets zu Diensten. In jedem von uns steckt ein tüchtiges Stück Oblomow, es ist noch zu früh, Nekrologe für uns zu schreiben. Es gibt keine Veranlassung, von uns und Ilja Iljitsch zu sagen:

„In ihm steckte das, was wertvoller ist als aller Geist: ein ehrliches, treues Herz! Das ist sein angeborenes Gold. Er hat es unbeschadet durch sein Leben getragen. Er fiel unter den Schlägen, wurde matt, verlor die Kraft zum Leben und schlief schließlich vernichtet und enttäuscht ein, aber er verlor seine Ehrlichkeit und Treue nicht. Sein Herz hat nie eine falsche Note hervorgebracht, es hat niemals Schmutz angesetzt. Er wird sich von keiner herausgeputzten Lüge umschmeicheln und durch nichts auf einen falschen Weg leiten lassen. Mag auch um ihn herum ein ganzer Ozean von Dreck und Bosheit seine Wellen schlagen, mag die ganze Welt vergiftet sein und alles drunter und drüber gehen – Oblomow wird sich nie dem Idol der Lüge beugen, seine Seele wird immer rein, hell und ehrlich bleiben ... Es ist eine kristallklare, durchsichtige Seele; solcher Menschen gibt es wenige; sie sind Perlen in der Menge! Sein Herz läßt sich durch nichts bestechen, auf dieses Herz kann man sich immer und überall verlassen!“

Wir wollen nicht weiter auf diesen Passus eingehen; aber jeder Leser wird bemerken, daß er eine große Unwahrheit enthält. Eins ist in Oblomow wirklich schön: daß er sich nicht die Mühe gegeben hat, andere Leute zu betrügen, sondern sich als das gezeigt hat, was er war – als Faulpelz. Aber inwieweit kann man sich, das möchte ich wissen, *auf ihn verlassen*? Etwas dort, wo es nichts zu tun gibt? In dieser Hinsicht wird er sich wirklich hervortun wie kein anderer. Aber nichts tun kann man auch ohne ihn. Er wird sich nicht vor dem Idol des Bösen verbeugen. Aber warum nicht? Weil er zu faul ist, vom Sofa aufzustehen. Aber packt ihn und zwingt ihn vor diesem Idol auf die Knie: er wird nicht die Kraft haben aufzustehen. Er wird sich durch nichts bestechen lassen. Aber zu welchem Zweck sollte man ihn bestechen? Daß er sich von der Stelle bewegt? Ja, das ist wirklich schwierig. Er setzt keinen Schmutz an! Solange er allein daliegt, geht es damit noch einigermaßen, aber sobald die Tarantjew, Saterty, Iwan Mat-[263]wejtsch zu ihm kommen – brr! was für widerliche Gemeinheiten tun sich da um Oblomow auf. Sie essen und trinken ihn arm, machen ihn besoffen, lassen ihn einen falschen Wechsel unterschreiben (von dem ihn Stolz ein bißchen ungeniert, auf russische Art, ohne Gericht und Untersuchung befreit), richten in seinem Namen die Bauern zugrunde und knöpfen ihm unbarmherzig für nichts und wieder nichts viel Geld ab. Er duldet alles, ohne ein Wort zu sagen, und gibt deshalb natürlich nicht einen einzigen falschen Ton von sich.

Nein, Lebenden darf man nicht so schmeicheln, und wir leben noch, wir sind nach wie vor die Oblomows. Das Oblomowtum hat uns niemals verlassen und hängt uns auch jetzt noch an, *in der heutigen Zeit, da...* usw. Wer von unseren Schriftstellern, Publizisten, Gebildeten und Politikern ist nicht auch der Meinung, daß eben an ihn Gontscharow gedacht hat, als er über Ilja Iljitsch schrieb:

„Er war den Freuden hochfliegender Gedanken zugänglich; die allgemeinen Kümmernisse der Menschheit waren ihm nicht fremd. Er weinte manchmal in der Tiefe seiner Seele bittere Tränen über die Nöte der Menschheit, litt unsagbare, ungenannte Qualen, er spürte Sehnsucht und den Drang in weite Ferne, dorthin wahrscheinlich, in jene Welt, wohin ihn Stolz manchmal mitriß. Süße Tränen fließen über seine Backen. Es kommt auch vor, daß er tiefe Verachtung empfindet für die menschlichen Laster, für die Lüge, für die Verleumdung, für all das Böse in dieser Welt, und es entbrennt in ihm der Wunsch, den Menschen seine Schwären zu zeigen – und plötzlich entzündend sich in ihm Gedanken, branden und wogen in seinem Kopfe wie Meereswellen, dann wachsen sie sich zu Absichten aus, entzündend sein ganzes Blut, und dann rühren sich seine Muskeln, die Sehnen spannen

sich, und die Absichten verwandeln sich in Bestrebungen: von sittlicher Kraft getrieben, ändert er in einer Minute zwei- oder dreimal die Stellung, richtet sich mit leuchtenden Augen halb auf seinem Lager auf, streckt den Arm aus und blickt exaltiert um sich... Jetzt, jetzt gleich wird sich das Streben verwirklichen, wird zur Tat werden... und dann, o Gott! welch Wunder, was für herrliche Resultate könnte man von einer so erhabenen Anstrengung erwarten! Aber siehe da, der Morgen ist vorüber, der Tag neigt sich bereits dem Abend zu, und mit ihm neigen sich auch die erschöpften Kräfte Oblomows der Ruhe zu: die Stürme und Erregungen der Seele flauen ab, der Kopf ernüchert sich von solchen Gedanken, das Blut pulsiert wieder langsamer durch die Adern. Oblomow dreht sich still und nachdenklich auf den Rücken, schaut mit traurigen Augen durchs Fenster zum Himmel hinauf und verfolgt mit betrübtem Blick die Sonne, die hinter einem dreistöckigen Haus prächtig zur Rüste geht. Wie oft, wie oft schon hat er so dem Sonnenuntergang zugesehen!“

Nicht wahr, mein gebildeter, edel denkender Leser: hier sind Ihre schönen Absichten und Ihre nützliche Tätigkeit höchst wahrheitsgetreu dargestellt? Einen Unterschied kann es nur darin geben, bis zu welchem Punkt Sie in Ihrer Entwicklung kommen. Ilja Iljitsch kam so weit, daß er sich auf dem Bett aufrichtete, den [264] Arm ausstreckte und um sich blickte. Manche kommen nicht einmal so weit, bei ihnen wogen nur Gedanken im Kopf wie Meereswellen (das ist die Mehrzahl); bei andern wachsen sich die Gedanken zu Absichten aus, erreichen aber nicht die Stufe der Bestrebungen (das ist die Minderheit); bei den dritten treten sogar Bestrebungen auf (das sind schon ganz wenige)...

Der Tendenz unserer Zeit folgend, da die ganze Literatur nach einem Ausdruck des Herrn Benediktow

.... unseres Leibes Marter,
Büßerketten in Vers und Prosa“⁷⁰

darstellt, müssen wir zerknirscht gestehen, daß wir das von Herrn Gontscharow Oblomow gespendete Lob, so schmeichelhaft es für unsere Eigenliebe auch ist, dennoch nicht gerechtfertigt finden. Oblomow ärgert einen frischen, jungen, aktiven Menschen weniger als Petschorin und Rudin, aber er ist in seiner Nichtigkeit doch widerwärtig.

Um seiner Zeit gerecht zu werden, hat Herr Gontscharow als Gegengift zu Oblomow die Gestalt von Stolz geschildert. Aber bei dieser Gestalt müssen wir noch einmal unsere ständige Meinung wiederholen: daß nämlich die Literatur dem Leben nicht zu weit vorseilen darf. Solche Leute wie Stolz, Leute mit einem geschlossenen, tätigen Charakter, bei dem sich jeder Gedanke sofort in Bestrebungen verwandelt und in die Tat übergeht, gibt es im Leben unserer Gesellschaft noch nicht (wir meinen die Gesellschaft der Gebildeten, die höherer Bestrebungen fähig ist; in der Masse, bei der die Ideen und Bestrebungen auf wenige sehr naheliegende Gegenstände beschränkt sind, trifft man solche Menschen auf Schritt und Tritt). Der Autor selbst gibt das zu, wenn er von unserer Gesellschaft sagt:

„Jetzt sind die Augen vom Schlaf erwacht, energische, weit ausholende Schritte, lebhaft Stimmen wurden laut... Wie viele Männer wie Stolz mit russischen Namen müßten auftreten!“

Auftreten müßten ihrer viele, daran ist kein Zweifel, aber augenblicklich gibt es für sie noch keinen Boden. Deshalb erfahren wir denn auch aus dem Roman Gontscharows nur, daß Stolz ein tätiger Mensch ist, daß er sich ständig um etwas bemüht, herumläuft, etwas anschafft und sagt, leben bedeute soviel wie arbeiten usw. Aber was er tut und wie er es fertigbringt, etwas Vernünftiges zu bewerkstelligen, wo andre nichts zu leisten imstande sind – das bleibt für uns ein Geheimnis. Im Handumdrehen hat er Oblomowka für Ilja Iljitsch hergerichtet. Wie, wissen wir nicht. Im [265] Handumdrehen hat er den falschen Wechsel Ilja Iljitschs aus der Welt geschafft. Wie, das wissen wir. Er ist zu dem Vorgesetzten Iwan Matwejtichs gefahren, dem Oblomow den Wechsel gegeben hatte, hat mit ihm freundschaftlich gesprochen – und dann hat man Iwan Matwejtich ins Amt kommen lassen, hat nicht nur angeordnet, den Wechsel

⁷⁰ Aus W. G. Benediktows Gedicht „Modernes Gebet“.

zurückzugeben, sondern Iwan Matwejtsch auch befohlen, seinen Posten zu verlassen. Und das geschieht ihm natürlich recht. Aber nach diesem Fall zu urteilen, stellt Stolz doch noch nicht das Ideal des in der Öffentlichkeit wirkenden Russen dar. Und das kann er auch noch nicht: es ist noch zu früh. Jetzt mag einer die anderen Menschen um einen ganzen Kopf überragen, aber im öffentlichen Leben wird er höchstens als *tugendhafter Steuerpächter* in Erscheinung treten, etwa wie Murasow, der bei seinem Zehn-Millionen-Vermögen Wohltaten übt, oder wie der edelmütige Gutsbesitzer Kostanshoglo⁷¹ – weiter kommt man nicht... Wir begreifen nicht, wie ein Stolz angesichts all der Bestrebungen und Bedürfnisse, die selbst Oblomow fühlbar waren, in seiner Tätigkeit Ruhe finden, wie er sich mit seiner Lage zufrieden geben, wie er sich mit seinem einsamen, abgesonderten, ausschließlichen Glück bescheiden konnte. Man darf nicht vergessen, daß er auf Moorgrund steht, daß in nächster Nähe das alte Oblomowka liegt, daß der Wald erst noch gerodet werden muß, um auf die breite Landstraße hinauszufinden und dem Oblomowtum zu entrinnen. Hat Stolz irgend etwas hierfür getan? Was hat er getan, und wie hat er's getan? Wir wissen es nicht. Aber ohne das können wir uns mit seiner Persönlichkeit nicht zufrieden geben... Wir können nur so viel sagen, daß er nicht der Mann ist, der verstehen würde, „uns in der Muttersprache der russischen Seele dieses allmächtige Wort ‚Vorwärts!‘ zuzurufen“.

Vielleicht ist Olga Iljinskaja mehr als Stolz zu einer solchen Tat fähig, vielleicht steht sie unserem jungen Leben näher. Wir haben nichts über die Frauengestalten gesagt, die Gontscharow geschaffen hat: weder über Olga noch über Agafja Matwejewna Pschenizyna (auch nicht über Anisja und Akulina, die ebenfalls durch ihren besonderen Charakter hervorragen), weil wir uns absolut außerstande fühlen, etwas Vernünftiges über sie zu sagen. Die Frauentypen Gontscharows zu analysieren, hieße als großer Kenner der weiblichen Seele auftreten. Besitzt man aber diese Eigenschaft nicht, kann man sich für die Frauentypen Gontscharows nur begeistern. Die Damen sagen, die wahrheitsgetreue und feine psychologische Analyse Gontscharows sei erstaunlich, und den Damen muß man in diesem Fall trauen... Wir wagen es nicht, diesem [266] Urteil etwas hinzuzufügen, weil wir uns fürchten, dieses uns gänzlich unbekanntes Land zu betreten. Aber wir erlauben uns, zum Abschluß dieses Aufsatzes einige Worte über Olga und ihre Beziehungen zum Oblomowtum zu sagen.

Olga stellt ihrer Entwicklung nach das höchste Ideal dar, das ein russischer Dichter dem heutigen russischen Leben abgewinnen kann. Darum sind wir von der ungewöhnlichen Klarheit und Einfachheit ihrer Logik und der wunderbaren Harmonie ihres Herzens und ihres Willens so betroffen, daß wir sogar geneigt sind, ihre dichterische Wahrheitstreue zu bezweifeln und zu sagen: „Solche Mädchen gibt es nicht.“ Aber wenn wir ihr den ganzen Roman hindurch folgen, finden wir, daß sie sich und ihrer Entwicklung ständig treu bleibt, daß sie nicht eine Sentenz des Autors verkörpert, sondern eine lebende Gestalt, nur von einer Art, wie sie uns noch nicht begegnet ist. Mehr als in Stolz kann man in ihr eine Andeutung des neuen russischen Lebens finden; von ihr kann man die Worte erwarten, die das Oblomowtum niederbrennen und wegblasen werden... Sie beginnt mit der Liebe zu Oblomow, mit dem Glauben an ihn, an seine sittliche Wandlung... Lange und beharrlich, mit Liebe und zärtlicher Fürsorge arbeitet sie daran, in diesem Menschen Leben zu erwecken und ihn zur Tätigkeit anzuregen. Sie will nicht glauben, daß er so unfähig zum Guten ist; da sie in ihm ihre Hoffnung, ihr zukünftiges Werk liebt, tut sie für ihn alles: sie setzt sich selbst über die Anstandsregeln hinweg, fährt allein zu ihm, ohne jemand etwas zu sagen, und hat nicht, wie er, Angst, ihren guten Ruf zu verlieren. Aber mit erstaunlichem Takt bemerkt sie sofort jede falsche Note, die sich in seiner Natur zeigt, und erklärt ihm außerordentlich einfach, wie und warum das eine Lüge und nicht die Wahrheit ist. Er schreibt ihr zum Beispiel den Brief, von dem wir oben

⁷¹ Murasow, Kostanshoglo – Gestalten aus N. W. Gogols „Toten Seelen“, Band II.

gesprochen haben, und versichert ihr dann, er habe das einzig aus Sorge um sie geschrieben, ganz, ohne an sich zu denken, er habe sich geopfert usw.

„Nein“, antwortet sie, „das ist nicht wahr: wenn Sie nur an mein Glück gedacht und dazu unsere Trennung für notwendig gehalten hätten, wären Sie einfach abgereist und hätten mir vorher nicht erst Briefe geschrieben.“

Er sagt, er fürchte das Unglück für sie, wenn es ihr mit der Zeit klarwerde, daß sie sich in ihm getäuscht habe, wenn sie aufhöre, ihn zu lieben, und einen anderen liebwinne. In ihrer Antwort fragt sie ihn:

„Wo sehen Sie da ein Unglück für mich? Jetzt liebe ich Sie, und ich fühle mich wohl; sollte ich später einen anderen lieben, so werde ich mich auch mit dem anderen wohl fühlen. Sie machen sich unnötige Sorgen miteinander.“

[267] Diese einfache, klare Denkweise enthält Ansätze zu dem neuen Leben, das anders ist als jenes, unter dessen Bedingungen die heutige Gesellschaft aufgewachsen ist... Und dann: wie gehorcht doch Olgas Wille ihrem Herzen! Sie setzt ihre Beziehungen und ihre Liebe zu Oblomow trotz allen Unannehmlichkeiten, allem Spott der Umgebung usw. so lange fort, bis sie sich endgültig überzeugt hat, daß er entschieden nichts taugt. Dann erklärt sie ihm einfach, daß sie sich in ihm getäuscht habe und sich nicht mehr entschließen könne, ihr Schicksal mit dem seinigen zu verbinden. Auch bei dieser Absage, ja sogar danach, lobt sie ihn und geht zart mit ihm um, aber mit ihrer Handlungsweise vernichtet sie ihn, wie noch keiner von den Oblomows durch eine Frau vernichtet worden ist. Tatjana sagt am Ende des Romans zu Onegin:

„Ich liebe Sie – heut darf ich's klagen –
Doch hat ein anderer mich gefreit:
ihm bleib' ich treu in Ewigkeit...“

Es ist also nur die äußerliche moralische Pflicht, die sie vor diesem hohlen Gecken rettet: wäre sie frei gewesen, so hatte sie sich ihm an den Hals geworfen. Natalja gibt Rudin nur deshalb auf, weil er selbst sich von Anfang an gestäubt hat, auch als sie ihm den Abschied gibt, ist sie nur davon überzeugt, daß er sie nicht liebt, und sie leidet schrecklich darunter. Ganz zu schweigen von Petschorin, der es nur dazu bringt, sich den *Haß* der Prinzessin Mary zuzuziehen. Nein, Olga hat Oblomow gegenüber anders gehandelt. Sie sagt ihm einfach und bescheiden:

„Es ist mir erst vor kurzem klargeworden, daß ich in dir nur das geliebt habe, wovon ich wünschte, daß es in dir sei, das, worauf Stolz mich hingewiesen hat, was ich mir mit ihm zusammen ausgedacht hatte. Ich liebte einen zukünftigen Oblomow! Du bist sanft und ehrlich, Ilja; du bist zärtlich wie eine Taube; du steckst den Kopf unter den Flügel – mehr willst du nicht; du bist bereit, dein ganzes Leben lang gurrend unter dem Dach zu sitzen... Das ist nichts für mich: mir genügt das nicht, ich brauche noch etwas anderes. Was – das weiß ich nicht.“

Sie verläßt Oblomow und strebt ihrem *Etwas* zu, obwohl sie selbst noch nicht recht weiß, was es ist. Schließlich findet sie es in Stolz, verbindet sich mit ihm und wird glücklich; aber auch hier macht sie nicht halt, erstarrt sie nicht. Irgendwelche nebelhafte Fragen und Zweifel beruhigen sie; und sie forscht nach etwas. Der Autor hat uns ihre Gefühlswallungen nicht ganz enthüllt und wir können uns in unseren Vermutungen über deren Beschaffenheit irren. Aber es scheint uns, daß in ihrem Herzen und in ihrem Kopf das Wehen des neuen Lebens zu spüren ist, dem sie [268] unvergleichlich nähersteht als Stolz. Wir sind dieser Ansicht, weil wir einige Hinweise in folgender Unterhaltung finden:

„Was soll man also tun? Sich treiben lassen und sich sehnen?“ fragte sie.

„Nichts“, antwortete er, „sich mit Festigkeit und Ruhe wappnen. Wir sind keine Titanen, du und ich“, fuhr er, sie umarmend, fort, „wir werden nicht mit den Manfred und Faust in einen wütenden Kampf gegen aufrührerische Probleme ziehen, ihre Herausforderung werden wir nicht annehmen. Wir werden den Kopf senken und den schweren Augenblick still über uns hingehen lassen, dann lächelt uns das Leben und das Glück wieder mal...“

„Aber wenn sie uns nie in Ruhe lassen: wenn der Kummer immer erregender immer größer wird?... „fragte sie.

„Nun, und? Wir werden ihn hinnehmen wie ein neues Element des Lebens. Aber nein, das gibt es für uns nicht, das wird es nicht geben! Das ist nicht dein Kummer; es ist das allgemeine Leiden der Menschheit. Auf dich ist ein Tropfen gespritzt... Alles das ist nur schrecklich, wenn der Mensch die Verbindung mit dem Leben verliert, wenn er keine Stütze findet. Aber wir...“

Er spricht nicht zu Ende, was *wir*... Aber es ist klar, *er* will nicht „in den Kampf gegen die auf-rührerischen Probleme ziehen“, *er* ist entschlossen, „demütig den Kopf zu senken...“ Sie dage- gen ist zu diesem Kampf bereit, sie sehnt sich nach ihm und hat ständig Angst, ihr stilles Glück mit Stolz könnte sich in eine Art Oblomowscher Apathie verwandeln. Es ist klar, daß sie nicht den Kopf beugen und nicht die schweren Augenblicke still über sich ergehen lassen will, in der Hoffnung, das Leben werde ihr dann schon wieder lächeln. Sie hat Oblomow verlassen, als sie aufgehört hatte, an ihn zu glauben; sie wird auch Stolz verlassen, wenn sie aufhört, an ihn zu glauben. Und das wird geschehen, wenn die Fragen und die Zweifel nicht aufhören werden, sie zu quälen, er aber ihr weiter den Rat geben wird, sie hinzunehmen wie ein neues Element des Lebens und den Kopf zu beugen. Sie kennt das Oblomowtum nur zu gut, sie wird imstande sein, es in allen seinen Spielarten, unter allen seinen Masken zu erkennen, und sie wird immer in sich so viel Kraft finden, um ein unbarmherziges Urteil über es zu fällen. [269]

Das finstere Reich

(Werke von A. Ostrowskij: Zwei Bände, St. Petersburg 1859)⁷²

Was ist das wieder für eine Ordnung: kaum daß man sich rührt, so werden sofort Geschichten über einen verbreitet,... Und wenn die Sache überhaupt nur irgendeinen Sinn hätte! ... Andererseits aber hat man sie doch verbreitet, also muß es doch irgendeinen Grund gegeben haben.

Gogol

I

Keinem einzigen der modernen russischen Schriftsteller erging es in seiner literarischen Tä- tigkeit so sonderbar wie Ostrowskij. Sein erstes Werk („Ein Bild des Familienglücks“) wurde entschieden von niemandem bemerkt, löste in den Zeitschriften kein einziges Wort aus, we- der ein Lob noch einen Tadel für den Verfasser. Nach drei Jahren erschien das zweite Stück von Ostrowskij: „Das werden wir schon unter uns ausmachen“; der Verfasser wurde von al- len als ein in der Literatur völlig neuer Mann aufgenommen und unverzüglich von allen als ein ungewöhnlich talentierter Schriftsteller anerkannt, als der nach Gogol beste Vertreter der dramatischen Kunst in der russischen Literatur. Doch infolge einer der für den gewöhnlichen Leser sonderbaren und für einen Autor sehr ärgerlichen Zufälligkeiten, die sich in unserer unglücklichen Literatur so häufig wiederholen, wurde das Stück Ostrowskij nicht nur in kei- nem Theater aufgeführt, sondern konnte auch in keiner Zeitschrift eine ausführliche, ernste Würdigung finden⁷³. „Das werden wir schon unter uns ausmachen“, zuerst im „Moskwitja-

⁷² Veröffentlicht im „Sowremennik“ (1859, Nr. VII). Wie die Literaturhistoriker feststellen, vermochte keiner der nächsten Freunde A. N. Ostrowskis aus den slawophilen „Moskwitjanin“, die den Dramatiker in Aufsätzen und Gedichten feierten, eine so tiefeschürfende Analyse der Werke Ostrowskis zu geben, wie dies Dobroljubow in seinem Aufsatz getan hat.

⁷³ A. N. Ostrowskis Schauspiel „Das werden wir schon unter uns ausmachen“, das im „Moskwitjanin“ (1850, Nr. VI) abgedruckt war, wurde von den literarischen Kreisen schon vor der Veröffentlichung als hervorragende Erscheinung der russischen Dramatik eingeschätzt. Dann kamen *sonderbare Zufälligkeiten* – Verfolgungen seitens der Polizeizensur; der Verfasser wurde zwecks „Verwarnung“ vor die Behörde geladen, unter Polizeiaufsicht gestellt, und der Zar verbot die Aufführung des Schauspiels.

nin“ veröffentlicht, erschien bereits als Sonderabdruck, doch die literarische Kritik ließ kein Wort darüber verlauten. So ist denn dieses Lustspiel für einige Zeit verschwunden, wie wenn es ins Wasser gefallen wäre. Ein Jahr später schrieb Ostrowskij ein neues Lustspiel: „Die arme Braut“. Die Kritik behandelte den Verfasser mit Achtung, nannte ihn unaufhörlich den Verfasser von [270] „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ und bemerkte sogar, daß sie ihm mehr für sein erstes Lustspiel solche Beachtung schenke als für das zweite, das von allen für schwächer als das erste gehalten wurde. Nachher rief jedes neue Werk Ostrowskijs in der Journalistik eine gewisse Aufregung hervor, und bald bildeten sich um diese Werke sogar zwei literarische Parteien, die einander radikal entgegengesetzt waren. Die eine Partei bestand aus der jungen Redaktion des „Moskwitjanin“, die verkündete, Ostrowskij habe „mit vier Stücken das Volkstheater in Rußland geschaffen“, daß er

„Der Dichterherold neuer Wahrheit
Mit neuer Welt uns hat umringt,
Sein neues Wort bringt Licht und Klarheit,
Auch wo's für alte Wahrheit klingt“,

und diese alte, von Ostrowskij dargestellte Wahrheit sei

„Einfacher, doch heilsamer,
Und unserem Herzen teurer gar“⁷⁴

als die Wahrheit der Shakespeareschen Stücke.

Diese Verse waren im „Moskwitjanin“ (1854, Nr. 4) über das Schauspiel „Armut ist kein Laster“ zu lesen, und zwar vorwiegend in bezug auf Ljubim Torzow, eine der handelnden Personen dieses Schauspiels. Diese Überschwenglichkeit wurde seinerzeit viel belacht, doch das war keine dichterische Freiheit, sondern der ziemlich richtige Ausdruck der kritischen Auffassungen jener Partei, die von jeder Zeile Ostrowskijs entzückt war. Leider wurden diese Auffassungen stets mit erstaunlicher Hochmütigkeit, Nebelhaftigkeit und Unbestimmtheit ausgesprochen, so daß für die gegnerische Partei sogar ein ernster Streit unmöglich war. Ostrowskijs Lobredner schrien, er habe ein *neues Wort* gesprochen; doch auf die Frage: „Worin besteht denn dieses neue Wort?“ antwortete man lange Zeit nichts, dann aber sagte man, dieses *neue Wort* sei nichts anderes als – was würden Sie wohl denken? – das *Volkstümliche*! Doch dieses Volkstümliche wurde aus dem durch Ljubim Torzow gebotenen Anlaß in so ungeschickter Weise auf die Bühne gezerrt und so mit dieser Figur verflochten, daß die Ostrowskij abholde Kritik es nicht unterließ, diesen Umstand auszunutzen. Den ungeschickten Lobrednern die Zunge zeigend, höhnte sie: „Also besteht euer *neues Wort* in Torzow, in Ljubim Torzow, in Trunkenbold Torzow! Der Säufer Torzow ist euer Ideal“ usw. Dieses Zungezeigen war natürlich nicht ganz geeignet für eine ernste Unterhaltung über die Werke Ostrowskijs, aber man muß schon sagen: [271] wer konnte eine ernste Miene bewahren, nachdem er über Ljubim Torzow die folgenden Verse gelesen:

„Des Dichters lebenden Gestalten
Gab Fleisch und Blut der Komikus,
Zum *erstenmal* zur Einheit schalten
Konnt' er des Kraftstroms vollen Fluß.
Daher in des Theaters Hallen,
Von oben an bis zum Parterre
Rollt einmütig und laut einher
Entzückten Beifalls stürmisch Schallen.
Ljubim Torzow, er steht erhobnen Hauptes
Vor unserm Publikum. Ihm traut es und ihm glaubt es.
Ist auch zerschlissen sein Gewand,

⁷⁴ Dobroljubow zitiert hier und weiterhin Auszüge aus A. Grigorjews Gedicht „Kunst und Wahrheit“. Apollon Grigorjew (1822-1864) – Dichter und Kritiker, der in seinen Aufsätzen die Theorie der „reinen Kunst“ verfocht.

Zerzaust der Bart und rauh die Kehle,
So jammervoll er ist und abgehärmt
Und nur vom Branntwein immerfort erwärmt,
Doch eine wahre, reine Russenseele!
ist's 'ne Komödie, die Tränen läßt vergießen?
ist es ein Trauerspiel, bei dem man herzlich lacht?
Wir wissen's nicht und wollen's auch nicht wissen!
Eilt ins Theater nur, wo sich die Menge staut,
Weil sie dort lebenswahr der Heimat Alltag schaut,
Wo laut und frei das russisch Lied erschallt,
Wo Lachen und auch Weinen natürlich wiederklingen.
Dort steht die Welt vor uns, so wie sie ist,
Und wir gehn alle hin als ehrliche Gemeinde.
Uns freut des Menschen Bild, wir wollen nicht mehr weinen.
Wir fühlen uns so wohl, das Herz uns höher schlägt,
Und unsrer Seele zeigt Ljubim Torzow den Weg! (Wohin?)
Großrussisches Leben spielt ab sich auf der Bühne,
Großrussisch ist der Sinn, der in den Herzen kreist,
Großrussisch ist jetzt Wort und Lied und Miene,
Großrussisch ist der Blick und großrussisch der Geist,
Der wie Mutter Wolga *alles mit sich reißt,*
Und wohler, freier fühlen wir uns alle,
Die wir des Lugs und Trugs schon lange müde sind.

Auf diese Verse folgten Schimpfereien gegen Rachel und jener die von ihr entzückt waren und dadurch den *Geist sklavischer, blinder Nachahmung* offenbarten. Mag sie auch ein Talent, ja, ein Genie sein, so rief der Verfasser des Gedichtes, „*doch ihre Kunst paßt uns ganz und gar nicht!*“ Wir, heißt es, brauchen die Wahrheit [272] nicht so wie andere. Bei dieser guten Gelegenheit beschimpfte der versifizierende Kritiker Europa und Amerika und lobpries das Russenland in folgenden poetischen Ausdrücken:

„Mag Alteuropa nur die Falschheit weiterlieben
Und auch Amerika das *junge,*
Mit zahnllosem Mund und schmachtender Zunge...
Doch stark ist unser Rußland! und feurig jung geblieben;
Und Rußland liebt die Wahrheit; *und Wahrheit zu verstehn*
ist ihm als Gottesgabe geschenkt aus Himmelshöhn,
Und nur in Rußland jetzt in Reinheit weiterlebt
Das Beste, was den Menschen veredelt und erhebt!...“

Es versteht sich von selbst, daß ähnliche durch Torzow veranlaßte Ausrufe darüber, was den Menschen veredle, nicht zu einer gesunden, unvoreingenommenen Prüfung der Angelegenheit führen konnten. Sie gaben nur der Kritik entgegengesetzter Richtung berechtigten Anlaß, in edle Entrüstung zu geraten und ihrerseits über Ljubim Torzow auszurufen:

„Und das heißt bei irgend jemandem ein *neues Wort*, das wird hingestellt als die beste Blüte unserer ganzen literarischen Produktion in den letzten Jahren! Was begründet *eine so rohe Lästerung* der russischen Literatur? In der Tat, ein solches *Wort* wurde in ihr noch nicht gesprochen, von einem solchen Helden hat sie nie geträumt, weil in ihr die alten literarischen Traditionen noch frisch waren die eine solche Geschmacksverirrung nicht zugelassen hätten. Nur zu einer Zeit, da diese Traditionen in Vergessenheit zu geraten begannen, *konnte ein Ljubim Torzow in seiner ganzen Widerwärtigkeit auf der Bühne erscheinen...* Uns wundert und überrascht wie etwas Unverständliches, daß die Gestalt des Trunkenbolds Torzow zu einem Ideal anwachsen konnte, daß man auf sie stolz sein will als auf die reinste Reproduktion des Volkstums in der Poesie, daß an Torzow die Erfolge der Literatur gemessen werden, daß man ihn allen als etwas Liebenswertes aufdrängt unter dem Vorwand, er sei uns verwandt, wir hätten für ihn ‚viel übrig‘! *Ist das nicht eine Geschmacksverirrung und ein völliges Vergessen aller reinen literarischen Traditionen? Aber es gibt doch ein Schamgefühl, es gibt literarische Anstandsrücksichten,* die auch nach Verlust der besten Traditionen bestehenbleiben. *Warum sollen wir uns einen Schimpfantun,* indem wir Torzow uns ‚verwandt‘ nennen und ihn in die Reihe unserer poetischen Ideale erheben? („*Otetschestwennyje Sapiski*“, 1854, Nr. 6.)

Wir brachten diesen Auszug aus den „Otetschestwennyje Sapiski“, weil aus ihm ersichtlich ist, wie sehr die Polemik zwischen den Schmähern und den Lobrednern Ostrowskij ihm stets schadete.* Die „Otetschestwennyje Sapiski“ waren für Ostrowskij ständig ein feindliches Lager, und ein Großteil ihrer Angriffe war gegen [273] die Kritiker gerichtet, die sich in Lobeserhebungen über seine Werke ergingen. Der Autor selbst blieb stets abseits, bis zur letzten Zeit, wo die „Otetschestwennyje Sapiski“ erklärten, Ostrowskij habe zusammen mit Herrn Grigorowitsch⁷⁵ und der Frau Jewgenia Tur⁷⁶ *seine poetische Tätigkeit bereits beendet* (siehe „Otetschestwennyje Sapiski“, 1859, Nr. 6). Indessen blieb die ganze Schwere der Anklage wegen Verehrung Ljubim Torzows, wegen Feindseligkeit gegenüber der europäischen Aufklärung, wegen Vergötterung unserer altertümlichen Verhältnisse aus der Zeit vor Peter I. usw. trotzdem auf Ostrowskij lasten. Auf seine Begabung fiel der Schatten einer Art Altgläubigkeit, fast eines Obskurantismus. Seine Verteidiger aber sprachen stets von dem *neuen Wort*, ohne es jedoch auszusprechen, und verkündeten, Ostrowskij sei der erste unter den zeitgenössischen russischen Schriftstellern, weil er eine irgendwie *besondere Weltanschauung* habe... Aber worin diese Besonderheit bestehe, das erklärten sie ebenfalls sehr verworren. Größtenteils suchten sie die Sache mit Phrasen abzutun, wie etwa den folgenden:

„Ostrowskij allein hat in der gegenwärtigen Literaturepoche *eine eigene feste, neue und zugleich ideale Weltanschauung mit besonderer Schattierung* (!), die sowohl durch die Gegebenheiten der Epoche als vielleicht auch durch die Gegebenheiten der Natur des Poeten selbst bedingt sind. Diese Schattierung wollen wir, *ohne im geringsten zu schwanken*, die bodenständige, gesunde und ruhige russische Weltanschauung nennen; humorvoll ohne Krankhaftigkeit, offenmütig ohne Übertreibungen nach dem einen oder dem anderen Extrem hin, endlich ideal im richtigen Sinne des Idealismus, ohne falsche Großartigkeit oder ebenso falsche Sentimentalität.“ („Moskwitjanin“, 1853, Nr. 1.)

„So schrieb er schwülstig, trist und fade“⁷⁷ – und klärte nicht im geringsten die Frage der Besonderheiten des Talents Ostrowskij und seiner Bedeutung für die heutige Literatur. Zwei Jahre später plante der gleiche Kritiker eine ganze Reihe von Artikeln „Über die Komödien Ostrowskij und ihre Bedeutung für Literatur und Bühne“ („Moskwitjanin“, 1855, Nr. 3), blieb aber beim ersten Artikel stehen, und selbst in diesem zeigte er mehr Ansprüche und breit ausholende Gesten als wirkliche Sachkenntnis. Ganz ungeniert behauptete er, daß die gegenwärtige Kritik dem Talent Ostrowskij *nicht gewachsen sei* und infolgedessen ihm gegenüber in eine sehr komische Lage gerate; er erklärte sogar, daß auch „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ nur deswegen nicht analysiert worden sei, weil hier bereits ein *neues Wort* ausgesprochen wurde, das die Kritik zwar sieht, aber *nicht fassen kann*... Man sollte doch aber meinen, daß der Verfasser dieses Artikels die wahren Ursachen, weshalb sich die Kritik über „Das werden wir schon [274] unter uns ausmachen“ ausschwiege, wirklich kennen sollte, statt sich in abstrakten Betrachtungen zu ergehen. Das Programm seiner Anschauungen über Ostrowskij darlegend, führt der Kritiker aus, worin seiner Meinung nach *die Eigenart des Talents* bestehe, das er in Ostrowskij finde. Hier sind seine Definitionen: „Diese Eigenart äußerte sich: 1. in der *Neuheit der Lebensverhältnisse*, die der Autor auf die Bühne bringt und die vor ihm nicht angetastet worden waren, *wenn man von einigen Skizzen Weltmans*⁷⁸ *und Luganskij*⁷⁹ absieht (die richtigen Vorläufer für Ostrowskij!!); 2. in der *Neuheit*

* Übrigens können die Leser mit großem Vergnügen die ganze Geschichte der kritischen Meinungen über Ostrowskij weglassen und unseren Aufsatz mit der zweiten Hälfte beginnen. Wir konfrontieren die Kritiker Ostrowskij eher zu dem Zwecke, daß sie sich selbst aneinander ergötzen. (N. D.)

⁷⁵ Grigorowitsch, D. W. (1822-1899) – Schriftsteller, Verfasser von „Anton-Goremyka“, „Das Dorf“, „Neusiedler“ u. a. Ständiger Mitarbeiter des „Sowremennik“.

⁷⁶ Tur, Jewgenija (1815-1892) – Pseudonym der Schriftstellerin Gräfin J. W. Salias de Tournemire, Verfasserin zahlreicher Romane, Erzählungen und Aufsätze.

⁷⁷ Aus „Eugen Onegin“.

⁷⁸ Weltman, A. F. (1800-1870) – Lyriker, Schriftsteller, Archäologe.

der Stellung des Autors zu den von ihm dargestellten Verhältnissen und den auf die Bühne gebrachten Personen; 3. in der Neuheit der Art und Weise der Darstellung; 4. in der Neuheit der Sprache, in ihrem Farbenreichtum (!), in ihrer Besonderheit (?).“ Das ist alles. Erläutert werden diese Sätze vom Kritiker nicht. Im Laufe des Artikels werden noch einige verächtliche Äußerungen über die Kritik hingeworfen, es heißt, daß *diese* (von Ostrowskij dargestellten) *Lebensverhältnisse für sie zu gesalzen, seine Sprache zu gesalzen, seine Typen zu gesalzen seien – zu gesalzen infolge ihres eigenen Zustandes*, dann aber geht der Kritiker, ohne etwas zu erläutern oder zu beweisen, ruhig zu den Chroniken, zum „Domostroj“ und Possoschkow⁸⁰ über, um „eine Übersicht der Stellung unserer Literatur zum Volkstum“ zu bieten. Damit war nun die Aufgabe des Kritikers, der es unternahm, ein Advokat Ostrowskijs gegen die entgegengesetzte Partei zu sein, zu Ende. Bald nachher nahm das sympathisierende Lob für Ostrowskij jene Formen an, in denen es bereits ein gewichtiger Kieselstein ist, den ein diensteifriger Freund jemandem an die Stirn wirft: im ersten Heft der „Russkaja Bessedä“ war ein Artikel des Herrn Terti Filippow⁸¹ über das Lustspiel „Lebe nicht, wie Dir’s behagt“ veröffentlicht. Im „Sowremennik“ wurde seinerzeit die ungeheuerliche Widerwärtigkeit dieses Artikels aufgedeckt, in dem verkündet wird, daß die Frau dem sie mißhandelnden betrunkenen Mann bereitwillig ihren Rücken hinhalten muß, und Ostrowskij dafür gelobt wird, daß er, wie es dort heißt, diese Gedanken teile und es verstanden habe, sie plastisch zum Ausdruck zu bringen... Im Publikum wurde dieser Artikel mit allgemeiner Entrüstung aufgenommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war auch Ostrowskij selbst (der wegen seiner unbefugten Kommentatoren wieder tüchtige Hiebe abbekam) mit ihm nicht zufrieden; jedenfalls gab er seit jener Zeit keinen Anlaß mehr, so liebenswürdige Sachen über ihn auszuhecken.

Somit haben die begeisterten Lobredner Ostrowskijs wenig getan, um dem Publikum seine Bedeutung und die Besonderheiten [275] seines Talents klarzumachen; sie verhinderten nur viele daran, ihn offen und einfach ins Auge zu fassen. Übrigens pflegen begeisterte Lobredner nur selten ernstlich etwas zur Aufklärung des Publikums über die wahre Bedeutung eines Schriftstellers beizutragen; die Tadler sind in diesem Falle viel zuverlässiger; indem sie nach Mängeln suchen (sogar dort, wo es keine gibt), stellen sie immerhin ihre Forderungen und geben die Möglichkeit, zu beurteilen, in welchem Maße der Schriftsteller diese Forderungen befriedigt oder nicht befriedigt. In bezug auf Ostrowskij jedoch zeigten sich auch die Tadler nicht besser als die Anbeter. Wollte man all die Vorwürfe zusammenfassen, die Ostrowskij von allen Seiten im Verlauf eines ganzen Jahrzehnts gemacht wurden und noch jetzt gemacht werden, so müßte man entschieden jede Hoffnung aufgeben, je zu begreifen, was seine Kritiker von ihm wollten und wie sie ihn betrachteten. Jeder stellte seine eigenen Forderungen und jeder schimpfte hierbei auf die anderen, die entgegengesetzte Forderungen stellten, jeder benutzte unbedingt irgendeinen der Vorzüge eines Werkes Ostrowskijs, um diese Vorzüge einem anderen Werk als Schuld anzurechnen und umgekehrt. Die einen warfen Ostrowskij vor, er habe seine ursprüngliche Richtung geändert und habe statt einer lebendigen Darstellung der Geistlosigkeit des Kaufmannslebens begonnen, dieses Leben in einem idealen Licht darzustellen. Andere hingegen, die ihn wegen Idealisierung lobten, machten den ständigen Vorbehalt, daß sie „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ als ein nicht ganz durchdachtes, einseitiges, ja, unaufrichtiges Werk betrachteten.* Bei den nachfolgenden Werken Ostrowskijs wa-

⁷⁹ *Luganskij (Lugansker) Kosak* – Pseudonym von W. I. Dal (1801-1872), Schriftsteller, Ethnograph und Verfasser des „Erläuternden Wörterbuchs der lebenden großrussischen Sprache“.

⁸⁰ *Possoschkow, I. T.* (1652-1726) – namhafter Publizist und Nationalökonom aus der Epoche Peters I., Verfasser des ökonomischen Traktats „Über Armut und Reichtum“.

⁸¹ *Filippow, T. I.* (1825-1899) – Publizist, Slawophile.

* So machte ein Kritiker bei der Analyse von „Armut ist kein Laster“ Ostrowskij den Vorwurf, er sei in seinem ersten Werk „ein reiner Satiriker gewesen; er hat neben dem hervorgehobenen Übel nichts gezeigt, was diesem

ren neben Vorwürfen wegen Süßlichkeit und Beschönigung jener geist- und farblosen Wirklichkeit, der er den Stoff für seine Lustspiele entnahm, einerseits auch lobende Äußerungen für eben diese Beschönigung** und andererseits Vorwürfe zu hören, daß er [276] den ganzen Schmutz des Lebens in daguerrootypischer Weise darstelle.* Diese Gegensätzlichkeit in den fundamentalsten Anschauungen über das literarische Wirken Ostrowskij's würde bereits genügen, um vertrauensselige Menschen irrezumachen, die es sich einfallen lassen sollten, der Kritik in bezug auf die Beurteilung Ostrowskij's Glauben zu schenken. Der Widerspruch beschränkte sich jedoch nicht hierauf; er erstreckte sich auch auf eine Unzahl einzelner Notizen über verschiedene Vorzüge und Mängel der Komödien Ostrowskij's. Die Vielseitigkeit seines Talents, der umfassende Charakter des in seinen Werken gebotenen Inhalts gab unaufhörlich zu den gegensätzlichsten Vorwürfen Anlaß. So wurde Ostrowskij wegen des Schauspiels „Ein einträglicher Posten“ vorgeworfen, daß die dort auf die Bühne gebrachten Schmiergeldnehmer *nicht genügend widerwärtig seien***; in bezug auf die „Pflegetochter“ verurteilte man Ostrowskij deswegen, weil die hier dargestellten Personen *gar zu widerwärtig seien****; aus Anlaß der Stücke „Die arme [277] Braut“, „Bleib bei deinen Leisten“, „Armut ist kein Laster“, „Lebe nicht, wie Dir's behagt“ bekam Ostrowskij von allen Seiten Bemerkungen darüber zu hören, er habe die Ausführung der Stücke seiner Grundaufgabe zum Opfer gebracht.† Und für diesel-

Übel entgegengewirkt hätte“. („*Moskwitjanin*“ 1854, Nr. 5). Der Kritiker der „Russkaja Besseda“ drückte sich noch schärfer aus. (N. D.)

** Ein Kritiker gab dem Lustspiel „Armut ist kein Laster“ den Vorzug gegenüber „Das werden wir schon unter uns ausmachen“, weil in „Armut ist kein Laster“ „Ostrowskij bereits nicht nur Satiriker ist, weil er neben dem Übel einer falschen Zivilisation hier in derselben Lebensweise auch ein gutmütiges, einfaches, mit den alten Traditionen und Gepflogenheiten stark verbundenes Leben erblickt und weil bei der Auslegung dieser beiden feindlichen Prinzipien seine ganze Sympathie natürlicherweise auf seiten des letzteren ist“ („*Moskwitjanin*“, 1854, Nr. 5). Der Kritiker der „Russkaja Besseda“ lobt Ostrowskij ebenfalls, und zwar deswegen, weil nach dem Stück „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ die *ablehnende* Haltung gegenüber dem Leben durch [276] eine *sympathisierende* abgelöst wurde und statt der düsteren Bilder, die wir in „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ gesehen haben, Bilder erscheinen, deren Schaffung durch andere, bessere Eindrücke des Lebens eingegeben worden ist (N. D.)

* So wird in den „*Otetschestwennyje Sapiski*“ bei der Analyse desselben Lustspiels „Armut ist kein Laster“ Ostrowskij der Vorwurf gemacht, daß bei ihm „die schmutzigsten Seiten der Wirklichkeit *nicht nur in ihren natürlichen Farben nachgemalt* sind, sondern auch zu einem Ideal erhoben werden“. Offenbar mißfiel dem Kritiker schon die Wiedergabe der schmutzigen Seiten der Wirklichkeit. Dieser Vorwurf war neben dem Vorwurf der *Idealisierung* stets zu hören und wurde unlängst sogar in einer solchen Form geäußert: „Die Komödie hat unter der Feder des Herrn Ostrowskij ihre künstlerische Bestimmung geändert und ist zu einer einfachen Kopie des wirklichen Lebens geworden.“ („*Atenej*“, 1859, Nr. 8.) (N. D.)

** „Diese auf die Bühne gebrachten Personen sollten beim Leser oder Zuschauer Abscheu erwecken, sie wecken aber an und für sich nur Mitleid. Das Bestechungswesen, diese gesellschaftliche Schwäre, ist in ihren Handlungen nicht sehr widerwärtig und kraß dargestellt... Indessen könnte man zeigen, wie Schmiergeldnehmer und alle möglichen Plünderer der Staatskasse unsere schwergeprüfte Heimat Rußland überall, innen und außen, quälen, verunglimpfen und zugrunde richten.“ („*Atenej*“, 1858, Nr. 10.) (N. D.)

*** „Alle Personen der ‚Pflegetochter‘, außer Nadja, sind gar keine Personen, sondern irgendwelche abstrakte und filtrierte Dosen menschlichen Schmutzes verschiedener Art, die in der Seele des Lesers den schwersten und unangenehmsten Eindruck hinterlassen.“ („*Wesna*“, Artikel des Herrn Achscharumow**) – *) *Achscharumow*, N. D. (1819-1893) – Schriftsteller und Kritiker, Mitarbeiter der Zeitschriften „*Otetschestwennyje Sapiski*“, „*Russkij Westnik*“, „*Epocha*“ u. a.

Bei der Analyse des Schauspiels „Lebe nicht, wie Dir's behagt“ äußerte er sich über „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ folgendermaßen: „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ ist natürlich ein Werk, das den Stempel einer ungewöhnlichen Begabung trägt, es ist aber unter starkem Einfluß einer durch die künstlerische Ausführung zum Teil noch abgeschwächten, ablehnenden Haltung gegenüber dein russischen Leben geplant, und in dieser Hinsicht muß man es, wie leid einem das auch tun mag, zu den Folgeerscheinungen der *naturalistischen Richtung zählen*.“ („*Russkaja Besseda*“, 1856, Nr. 1.) (N. D.)

† „Durch das Erhabene und die Neuheit *seiner Aufgaben* hingerissen, trug der Autor sie nicht genügend lange in seiner Seele, ließ sie nicht bis zur gehörigen Fülle und Klarheit der Vorstellung ausreifen ... Hätte Ostrowskij sein Drama in engere Rahmen zusammengepreßt, hätte er seine in hohem Grade *edlen, weitgreifenden Aufgaben*

ben Werke bekam der Autor Ratschläge zu hören von der Art, daß er sich nicht mit einer sklavischen Nachahmung der Natur begnügen, sondern sich bemühen solle, *seinen geistigen Horizont zu erweitern*.^{*} Ja, noch mehr, ihm wurde sogar der Vorwurf gemacht, daß er sich allzu sehr der genauen Darstellung der Wirklichkeit (d. h. der Ausführung) widme und sich nicht um die *Idee* seiner Werke kümmere. Mit anderen Worten, ihm wurde gerade das Fehlen oder die Nichtigkeit der *Aufgaben* vorgeworfen, die von anderen Kritikern als allzu umfassend betrachtet wurden, als Aufgaben, die allzuweit über die Mittel ihrer Ausführung hinausgehen.^{**}

[278] Mit einem Wort, es ist schwer, sich die Möglichkeit einer mittleren Linie vorzustellen, die man einhalten könnte, um wenigstens einigermaßen die Forderungen miteinander in Einklang zu bringen, die im Laufe von zehn Jahren von verschiedenen (und zuweilen auch von denselben) Kritikern an Ostrowskij gestellt wurden. Bald hieß es, warum er das russische Leben allzusehr schwarz male, bald aber, warum er es beschönige und schminke, bald meinte man, warum er sich der Didaktik hingeebe, bald aber, warum es seinen Werken an einer moralischen Grundlage fehle?... Bald hieß es, er gebe die Wirklichkeit allzu sklavisch wieder, bald aber, er sei ihr untreu.

etwas gemäßigt, hätte er nicht auf einmal alles auf den Plan geworfen, was er in bezug auf die gewählte dramatische Situation durchdacht und gefühlt hat, so hätte das Werk Straffheit und Integrität erhalten, wiewohl es vielleicht etwas an Spannkraft verloren hätte.“ („*Moskwitjanin*“, 1853, Nr. 1, Analyse der „Armen Braut“.)

„Dadurch daß der Verfasser zur Lösung *seiner Aufgabe* die dramatische Form gewählt hat, übernahm er die Pflicht, allen Erfordernissen dieser Form Genüge zu tun, d. h. vor allem auf den Leser oder den Zuschauer durch die dramatische Kollision und Bewegung Eindruck zu machen und ihm auf diese Weise die Grundidee der Komödie einzuprägen.

In dieser Hinsicht können wir mit dem neuen Stück des Herrn Ostrowskij nicht völlig zufrieden sein usw. („*Moskwitjanin*“, 1854, Nr. 5, Analyse von „Armut ist kein Laster“.)

„In Herrn Ostrowskij's Werken sind die *Aufgaben* nicht nur richtig, sondern auch voll tiefen Sinnes und in moralischer Hinsicht stets gesund... und man muß bedauern, daß gerade dieses Werk („Lebe nicht, wie Dir's behagt“), das so glänzend erdacht und in dramatischer Hinsicht, so glänzend aufgebaut ist, in seiner Ausführung schwächer ist als alle anderen bis dahin geschriebenen Werke des Herrn Ostrowskij“ („*Russkaja Bessedä*“, 1856, Nr. 1.) (N. D.)

^{*} „Sklavische Nachahmung findet sieh nicht nur in der Sprache der neuen Komödie, sondern fast in ihrem ganzen Inhalt, sowohl in der Konzeption des Ganzen als auch in den Einzelheiten. Vergebens würde man in ihr auch nur einen idealen Zug suchen: weder in den Personen noch in der Handlung selbst gibt es einen solchen. Wir möchten vor allein dem Autor wünschen, aus dem engen Kreis herauszugelangen, in dem er bisher seine Tätigkeit einschloß, und seinen geistigen Horizont etwas zu erweitern.“ „*Otetschestwennyje Sapiski*“, 1854, Nr. 6.) (N. D.)

^{**} Besonders gelangte dies in einem unlängst in „*Atenej*“ veröffentlichten dreisten Artikel zum Ausdruck. Die abschließenden Worte der Kritik lauten: „Herrn Ostrowskij's Werke, die das wirkliche Leben zum Ausdruck bringen, entbehren an und für sich jedes Lebens; sie enthalten *weder eine Idee* noch eine Handlung, [278] noch wahrhaft poetische Charaktere... Um dem Autor Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man feststellen, daß er es verstanden hat, in ihnen (in den Komödien aus dem Kaufmannsleben) ein ziemlich richtiges, der Wirklichkeit entsprechendes Bild des Kaufmanns- und Kleinbürgerdaseins zu geben aber weiter nichts. Eines der Werke ragte aus der Reihe hervor, und zwar ‚Die arme Braut‘, dafür aber ist es auch schlechter als die anderen. Was nun den *Gedankenreichtum*, die Mannigfaltigkeit der Charaktere betrifft, so können wir in dieser Hinsicht nichts Erfreuliches sagen. Es genügt, wenn man erfährt, daß ein bestimmtes Werk infolge einer Art Gegenüberstellung sozusagen als Anlaß für ein anderes diene, So hat z. B. die Komödie ‚Das werden wir schon unter uns ausmachen‘ als Gegenstück das Drama ‚Lebe nicht, wie Dir's behagt‘, das man ebenfalls ‚Das werden wir schon unter uns ausmachen‘ nennen kann. ‚Die arme Braut‘ gab Anlaß zur Abfassung der Komödie ‚Bleib bei deinen Leisten‘ oder ‚Die reiche Braut‘; diesen Stücken sehr nahe steht die Komödie ‚Armut ist kein Laster‘, die man mit vollem Recht ‚Der arme Bräutigam‘ nennen könnte. *Daraus ist ersichtlich, wie reich die Phantasie des Herrn Ostrowskij an Ideen und Bildern für ihren Ausdruck ist.*“^(*) – *) Dieses Zitat sowie weitere Zitate in vorliegendem Aufsatz sind ungenaue Auszüge oder Kombinationen von Bruchstücken aus den im Text erwähnten Aufsätzen.

Rufen wir uns in Erinnerung, daß die Lobredner Ostrowskij's lange Zeit hindurch gerade über den unerschöpflichen Reichtum seiner Phantasie in der Schaffung einer Unzahl von Typen und dramatischen Situationen staunten, und es wird uns klar, wie verschwindend wenig die mit ihm sympathisierende Kritik tat, um die Bedeutung dieses Schriftstellers zu klären. (N. D.)

Bald hieß es, er kümmere sich viel zu sehr um die äußere Bearbeitung, bald aber, er sei in dieser Bearbeitung nachlässig. Bald heißt es, die Handlung gehe bei ihm allzu schlaff vonstatten, bald aber, sie nehme eine allzu rasche Wendung, für die der Leser durch das Vorausgehende nicht vorbereitet sei. Bald heißt es, die Charaktere seien sehr gewöhnlich, bald aber, sie seien allzusehr Ausnahmecharaktere... Und all dies wurde sehr häufig, über ein und dieselben Werke von Kritikern gesagt, die doch offenbar in den grundlegenden Anschauungen hätten übereinstimmen sollen. Müßte das Publikum über Ostrowskij nur nach den Kritiken urteilen, die zehn Jahre hindurch über ihn zusammengebraut wurden, so müßte es in äußerstem Zweifel verbleiben: was soll man denn schließlich über diesen Autor denken? Bald erschien er nach diesen Kritiken als Hurratriot, als Ob-[279]skurant, bald als direkter Fortsetzer Gogols in dessen bester Periode; bald als Slawophile, bald als Westler, bald als Schöpfer des Volkstheaters, bald als kaufmännischer Kotzebue, bald als Schriftsteller mit einer neuen, besonderen Weltanschauung, bald als Mensch, der keinen Sinn in die Wirklichkeit hineinlege, sie vielmehr nur kopiere. Niemand hat bisher die Züge angegeben, die den wesentlichen Sinn seiner Werke bilden, geschweige denn eine volle Charakteristik Ostrowskijs gegeben.

Worin liegt der Grund einer so sonderbaren Erscheinung? „Also muß es doch irgendeinen Grund gegeben haben?“ Vielleicht ändert Ostrowskij tatsächlich so oft seine Richtung, daß sein Charakter bisher sich nicht fest ausprägen konnte? Oder gelangte er, im Gegenteil, von allem Anfang an, wie die Kritik des „Moskwitjanin“ behauptete, auf eine Höhe, die das Fassungsvermögen der heutigen Kritik übersteigt? Es scheint, daß weder das eine noch das andere der Fall war. Die Ursache des Durcheinanders, das bisher in den Urteilen über Ostrowskij herrschte, besteht eben darin, daß man ihn unbedingt zum Vertreter bestimmter Anschauungen machen wollte und ihn dann wegen Untreue gegenüber diesen Anschauungen züchtigte oder aber wegen Festigung in diesen Anschauungen pries oder umgekehrt. Alle erkannten in Ostrowskij ein bemerkenswertes Talent, und infolgedessen wollten alle Kritiker in ihm den Verfechter und Vertreter jener Auffassungen sehen, von denen sie selbst durchdrungen waren. Menschen mit slawophiler Schattierung gefiel es sehr, daß er das russische Alltagsleben gut darstelle, und sie proklamierten Ostrowskij ohne weiteres zum Verehrer „*der gutmütigen alten russischen Welt*“ im Gegensatz zum verderblichen Westen. Als Mensch, der das russische Volkstum tatsächlich kannte und liebte, gab Ostrowskij den Slawophilen tatsächlich viele Anlässe, ihn als den „Ihrigen“ zu betrachten, und sie bedienten sich dieser Möglichkeit so unmäßig, daß sie der gegnerischen Partei überaus begründeten Anlaß gaben, ihn als einen Feind europäischer Bildung und als einen Schriftsteller retrograder Richtung zu betrachten. Im Grunde genommen war jedoch Ostrowskij niemals das eine oder das andere, wenigstens nicht in seinen Werken: Vielleicht wirkte der Einfluß des Zirkels auf ihn im Sinne der Anerkennung bestimmter abstrakter Theorien, doch konnte er in ihm das richtige Gefühl des wirklichen Lebens nicht vernichten, konnte die ihm durch sein Talent gewiesenen Wege nicht völlig verschließen. Deswegen entsprachen Ostrowskijs Werke keinem der beiden völlig verschiedenen Maßstäbe, die an ihn stets von den zwei entgegengesetzten Seiten an-[280]gelegt wurden. Die Slawophilen erblickten in Ostrowskij bald Züge, die ganz und gar nicht der Verkündung der Demut, der Geduld, der Anhänglichkeit an die Sitten der Vorfahren und des Hasses gegen den Westen dienten, und hielten es für möglich, ihm entweder Unklarheiten oder Zugeständnisse an die *negative* Anschauung vorzuwerfen. Der widersinnigste unter den Kritikern aus den Reihen der Slawophilen Partei erklärte sehr kategorisch, bei Ostrowskij wäre alles gut, „doch es fehle bei ihm zuweilen an Entschlossenheit und Kühnheit in der Ausführung des ins Auge Gefaßten: ihn hindere sozusagen die falsche Scham und die schüchternen Gewohnheiten, die die *naturalistische Richtung* in ihm großgezogen habe. Deswegen fasse er zuweilen etwas *Erhabenes* oder *Umfassendes* ins Auge, doch die Erinnerung an das *naturalistische* Maß verscheuche dann seinen Plan. Er sollte der glücklichen Inspiration freien Lauf lassen, doch er erschrickt gleichsam vor der Höhe des Fluges, und das Bild wird irgendwie

nicht voll ausgearbeitet“ („Russkaja Besseda“). Ihrerseits bemerkten Leute, die von dem Stück „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ entzückt waren, sehr bald, daß Ostrowskij, der die alten Grundsätze russischen Lebens und die neuen Grundsätze des Europäertums in Kaufmannskreisen miteinander vergleicht, ständig jenen zuneigt. Das gefiel ihnen nicht, und der widersinnigste unter den Kritikern aus der sogenannten *westlerischen* Partei drückte sein ebenfalls sehr kategorisches Urteil in folgender Weise aus:

„Die didaktische Richtung, die den Charakter dieser Werke bestimmt, gestattet uns nicht, in ihnen ein wahrhaft poetisches Talent zu erkennen. Sie beruht auf den Grundsätzen, die bei unseren Slawophilen als Volkstum bezeichnet werden. Diesen Grundsätzen hat nun Herr Ostrowskij in den Komödien und im Drama Gedanken, Gefühl und den freien Willen des Menschen untergeordnet.“ („*Atenej*“, 1859.)

In diesen zwei gegensätzlichen Bruchstücken kann man den Schlüssel dazu finden, warum die Kritik bisher nicht imstande war, Ostrowskij direkt und einfach als einen Schriftsteller zu betrachten, der das Leben eines bestimmten Teils der russischen Gesellschaft darstellt, sondern ihn stets als den Verkünder einer mit den Ansichten der einen oder der anderen Partei übereinstimmenden Moral betrachtete. Nach Ablehnung dieses im voraus vorbereiteten Maßstabes müßte die Kritik an die Werke Ostrowskij's herantreten, einfach, um sie zu studieren, fest entschlossen, das hinzunehmen, was der Autor selbst bietet. Dann aber wäre es nötig, auf den Wunsch zu verzichten, ihn für die eigenen Reihen anzuwerben, es wäre nötig, die eigenen Vorurteile gegen die gegnerische Partei zurückzustellen, es wäre nötig, die selbstzufriedenen [281] und ziemlich dreisten Ausfälle der Gegenpartei nicht zu beachten... das aber wäre für die eine wie für die andere Partei außerordentlich schwierig. Ostrowskij wurde denn auch ein Opfer der Polemik zwischen ihnen, schlug der einen und der anderen zuliebe einige falsche Töne an und führte sie dadurch noch mehr in die Irre.

Glücklicherweise kümmerte sich das Publikum wenig um die Zwistigkeiten der Kritiker, las selbst die Komödien Ostrowskij's, sah im Theater jene von ihnen, deren Aufführung gestattet ist, las sie dann wieder und machte sich so ziemlich gut mit den Werken seines beliebten Lustspiieldichters bekannt. Infolge dieses Umstandes wird jetzt die Arbeit des Kritikers bedeutend erleichtert. Es erübrigt sich, jedes Stück einzeln zu prüfen, den Inhalt zu erzählen, die Entwicklung der Handlung Szene für Szene zu verfolgen, zwischendurch kleine Ungeschicklichkeiten aufzulesen, gelungene Wendungen zu loben usw. All das ist den Lesern bereits sehr gut bekannt: den Inhalt der Stücke kennen alle, von den einzelnen Fehlgriffen wurde vielfach gesprochen, die gelungenen treffenden Wendungen wurden vom Publikum schon längst aufgegriffen und werden in der Umgangssprache etwa wie Sprichwörter gebraucht. Andererseits ist es nicht nötig, dem Autor die eigene Denkart aufzuzwingen, und es geht auch nicht gut an (es sei denn mit einer solchen Kühnheit, wie sie sich der Kritiker des „*Atenej*“, Herr N. P. Nekrassow aus Moskau, geleistet hat). Jetzt ist es bereits für jeden Leser klar, daß Ostrowskij kein Obskurant, kein Verkünder der Peitsche als Grundlage der Familienmoral, kein Verkünder einer widerlichen Moral ist, die endloses Dulden und Verzicht auf die Rechte der eigenen Persönlichkeit vorschreibt – genau so, wie er kein blinder, verbitterter Pasquillant [Verfasser oder Verbreiter eines Pasquills, einer Schmä- oder Spottschrift] ist, der sich bemüht, um jeden Preis die *Schmutzflecken* des russischen Lebens bloßzulegen. Natürlich, jeder ist Herr seiner Handlungen: unlängst noch versuchte ein Kritiker zu beweisen, die Grundidee der Komödie „Bleib bei deinen Leisten“ bestehe darin, daß es für eine Kaufmannsfrau unsittlich sei, einen Adligen zu heiraten, daß es vielmehr weit sittlicher sei, Frau eines Standesgenossen zu werden, gemäß dem elterlichen Befehl. Derselbe Kritiker erklärte (sehr energisch), Ostrowskij verkünde in dem Drama „Lebe nicht, wie Dir's behagt“ „die völlige Unterwerfung unter den Willen der Eltern; der blinde Glaube an die Gerechtigkeit des seit jeher vorgeschriebenen Gesetzes und der völlige Verzicht auf menschliche Freiheit, auf jeden Anspruch auf das Recht, seine menschlichen Gefühle zum Ausdruck zu bringen, seien weit besser als

selbst der Gedanke, das [282] Gefühl und der freie Wille des Menschen“. Derselbe Kritiker fand in überaus geistreicher Weise, daß in den „Szenen ‚Feiertäglicher Vormittagstraum‘ der Abergläubische, der an Träume glaubt, verlacht wird“*... Jetzt sind aber zwei Bände der Werke Ostrowskijs in den Händen der Leser – wer wird da einem solchen Kritiker glauben?

Wir nehmen also an, daß der Inhalt der Schauspiele Ostrowskijs wie auch ihre Entwicklung den Lesern bekannt sind, und werden uns nur bemühen, die Züge in Erinnerung zu rufen, die allen seinen Werken oder ihrer Mehrzahl gemeinsam sind, diese Züge zusammenzufassen und an Hand derselben die Bedeutung der literarischen Tätigkeit dieses Schriftstellers festzulegen. Indem wir das tun, werden wir nur in einer allgemeinen Skizze das darlegen, was der Mehrzahl unserer Leser ohnehin schon längst bekannt, was aber bei vielen vielleicht nicht systematisch gegliedert und zur Einheit zusammengefaßt ist. Dabei halten wir es für nötig, ausdrücklich zu betonen, daß wir dem Autor keinerlei Programm vorschreiben, für ihn keinerlei im voraus festgelegte Regeln ausarbeiten, nach denen er seine Werke planen und ausführen soll. Eine Kritik dieser Art betrachten wir als überaus kränkend für einen Schriftsteller, dessen Talent von allen anerkannt ist und für den die Liebe des Publikums und eine gewisse Bedeutung in der Literatur bereits gesichert sind. Eine Kritik, die darin besteht, zu zeigen, was dem Schriftsteller zu tun *obliegt* und wie gut er seine *Obliegenheit* ausübe, kann in seltenen Fällen angebracht sein, wenn es sich um einen Anfänger handelt, der zu gewissen Hoffnungen berechtigt, aber entschieden einen falschen Weg geht und daher Hinweise und Ratschläge benötigt. Im allgemeinen jedoch ist sie unangenehm, denn sie versetzt den Kritiker in die Lage eines Schulpedanten, der sich anschickt, einen Schuljungen zu examinieren. In bezug auf einen solchen Schriftsteller wie Ostrowskij darf man eine solche scholastische Kritik nicht dulden. Jeder Leser kann uns mit vollem Recht sagen: „Was quält ihr euch mit Gedanken darüber ab, daß dort dies und dies notwendig wäre, hier aber das und das fehle. Wir wollen euch keineswegs das Recht zugestehen, Ostrowskij Lektionen zu erteilen. Es ist uns ganz und gar nicht interessant, zu erfahren, wie ein von ihm verfaßtes Schauspiel eurer Meinung nach hätte geschrieben werden müssen. Wir lesen und lieben Ostrowskij, von der Kritik aber wollen wir, daß sie uns den Sinn dessen darlegt, wofür wir uns oft unbewußt begeistern, [283] daß sie unsere eigenen Eindrücke in ein gewisses System bringt und sie uns erläutert. Sollte sich aber schon nach dieser Erläuterung herausstellen, daß unsere Eindrücke falsch, daß ihre Resultate schädlich sind oder daß wir dem Verfasser etwas zuschreiben, was bei ihm nicht vorhanden ist – dann möge sich die Kritik mit der Zerstörung unserer Verirrungen befassen, doch wieder nur auf der Grundlage dessen, was der Verfasser selbst uns bietet.“ Da wir solche Forderungen als durchaus gerechtfertigt betrachten, halten wir es für das beste, die Werke Ostrowskijs einer *realen* Kritik zu unterziehen, die einen Überblick darüber geben soll, was seine Werke uns bieten. Hier wird es keine Forderungen von der Art geben, warum Ostrowskij Charaktere nicht so darstellt wie Shakespeare, warum er eine komische Handlung nicht so entwickelt wie Gogol* u. ä. m. Alle solche Forderungen sind unserer Meinung nach genau so überflüssig, fruchtlos und unbegründet, wie z. B. die Forderung, daß Ostrowskij ein Komiker der Leidenschaften sein und uns Molièresche Tartüffes und Harpavons geben oder daß er Aristophanes ähnlich sein und der Komödie politische Bedeutung verleihen solle. Natürlich, wir stellen nicht in Abrede, daß es besser wäre, wenn Ostrowskij Aristophanes, Molière und Shakespeare in sich vereinigte; wir wissen jedoch, daß dies nicht der Fall ist, daß es unmöglich ist, und trotzdem halten wir Ostrowskij für einen hervorragenden Schriftsteller in unserer Literatur und finden, daß er auch an sich, so, wie er ist, gar nicht übel ist und verdient, von uns beachtet und studiert zu werden...

* Das alles steht in „Atenej“. (N. D.)

* Diese Vorwürfe wurden Ostrowskij von weisen Kritikern tatsächlich gemacht. (N. D.)

Die reale Kritik läßt es auch nicht zu, daß dem Autor fremde Gedanken aufgezwungen werden. Vor ihrem Richterstuhl stehen die vom Autor geschaffenen Personen und ihre Handlungen. Sie muß sagen, welchen Eindruck diese Personen auf sie machen, und sie kann den Autor nur dann beschuldigen, wenn dieser Eindruck mangelhaft, unklar, zweideutig ist. Sie wird sich zum Beispiel nie eine solche Schlußfolgerung erlauben; diese Person zeichnet sich durch Anhänglichkeit an alte Vorurteile aus, der Autor aber stellt sie als gut und nicht als dumm dar, folglich wollte der Autor die alten Vorurteile in günstigem Lichte darstellen. Nein, für die reale Kritik kommt hier in erster Reihe die Tatsache in Betracht: der Autor führt einen guten, nicht einen dummen Menschen vor, der mit alten Vorurteilen behaftet ist. Dann prüft die Kritik, ob eine solche Person möglich und in Wirklichkeit vorhanden ist; nachdem sie dann gefunden hat, daß die Person der Wirklichkeit entspricht, stellt sie [284] ihre eigenen Betrachtungen an über die Ursachen, die diese Person hervorgebracht haben, usw. Sind im Werk des zur Erörterung stehenden Autors diese Ursachen angegeben, so bedient sich die Kritik auch ihrer und dankt dem Autor; ist das nicht der Fall, so setzt sie ihm nicht das Messer an die Kehle und fragt nicht, wie er es denn gewagt habe, eine solche Person vorzuführen, ohne die Ursachen ihrer Existenz klargelegt zu haben. Die reale Kritik stellt sich zum Werk des Künstlers genau so wie zu den Erscheinungen des wirklichen Lebens: sie untersucht sie, ist bemüht, ihre eigene Norm zu bestimmen, ihre wesentlichen, charakteristischen Züge zu sammeln, regt sich aber gar nicht darüber auf, warum denn der Hafer kein Roggen und Kohle kein Diamant sei... Es hat wohl auch Gelehrte gegeben, die sich mit Experimenten befaßten, die die Verwandlung von Hafer in Roggen beweisen sollten; es hat auch Kritiker gegeben, die zu beweisen suchten, daß, wenn Ostrowskij die und die Szene so und so geändert hätte, er ein Gogol geworden wäre, und hätte er die und die Person in der und der Weise zurechtgemacht, er sich in einen Shakespeare verwandelt hätte... Man muß jedoch annehmen, daß solche Gelehrte und Kritiker der Wissenschaft und der Kunst nicht viel Nutzen gebracht haben. Weit nützlicher als sie waren jene, die einige früher verborgene oder nicht ganz klare Tatsachen aus dem Leben oder aus der Welt der Kunst, als der Nachbildung des Lebens, zum allgemeinen Bewußtsein gebracht haben. Ist bisher in bezug auf Ostrowskij nichts Derartiges getan worden, so bleibt uns nur übrig, diesen seltsamen Umstand zu bedauern und uns zu bemühen, dies nach Maßgabe unserer Kräfte und unseres Könnens gutzumachen.

Um aber mit den früheren Kritikern Ostrowskijs Schluß zu machen, wollen wir jetzt die Bemerkungen sammeln, in denen sie fast alle übereinstimmten und die Beachtung verdienen können.

Erstens erkennen alle bei Ostrowskij die Beobachtungsgabe und die Fähigkeit an, ein richtiges Bild der Lebensverhältnisse jener Stände zu geben, die ihm die Sujets für seine Werke lieferten.

Zweitens wurde von allen die Trefflichkeit und die Richtigkeit der Volkssprache in den Komödien Ostrowskijs bemerkt (obwohl ihr nicht alle die gebührende Gerechtigkeit widerfahren ließen).

Drittens sind, wie alle Kritiker übereinstimmend feststellen, alle Charaktere in den Stücken Ostrowskijs völlig alltäglich, tun sich durch nichts Besonderes hervor, erheben sich nicht über das banale Milieu, in das sie versetzt sind. Von vielen wird das dem Autor als Schuld angerechnet, mit der Begründung, daß solche [285] Personen notwendigerweise farblos sein müssen. Andere hingegen finden auch in diesen alltäglichen Personen sehr scharf ausgeprägte typische Züge.

Viertens stimmen alle darin überein, daß in der Mehrzahl der Komödien Ostrowskijs (wie sich einer seiner begeisterten Verehrer ausdrückt) „die Ökonomie im Plan und im Aufbau des Stückes fehlt“ und daß sich infolgedessen (wie sich ein anderer seiner Verehrer ausdrückt)

„die dramatische Aktion in ihnen nicht konsequent und ununterbrochen entwickelt, die Intrige des Stückes nicht organisch mit der Idee des Stückes verschmilzt und einigermaßen abseits bleibt“.

Fünftens mißfällt allen der allzu schroffe, *zufällige* Ausgang der Komödien Ostrowskijs. Wie sich ein Kritiker ausdrückt, ist es am Ende des Stückes, „als fege ein Wirbelwind durch das Zimmer und drehe mit einemmal alle Köpfe der handelnden Personen um“.

Das ist, wie es scheint, alles, worin bisher jegliche Kritik übereinstimmte, wenn sie auf Ostrowskij zu sprechen kam... Wir könnten unseren ganzen Aufsatz auf einer Entfaltung dieser von allen anerkannten Sätze aufbauen und würden damit vielleicht das Richtige wählen. Die Leser freilich würden sich etwas langweilen, dafür aber würden wir uns außerordentlich leicht unserer Aufgabe entledigen, würden die Sympathie der ästhetischen Kritiker gewinnen und vielleicht gar – wer weiß? – das Renommee eines feinfühligem Beurteilers künstlerischer Schönheiten und ebensolcher Mängel erlangen. Leider fühlen wir uns aber nicht berufen, *den ästhetischen Geschmack des Publikums zu erziehen*, und daher wäre es für uns selbst außerordentlich langweilig, den Zeigestab des Lehrers in die Hand zu nehmen, um weitläufig und tiefsinnig über die feinsten Schattierungen des Künstlerischen zu reden. Wir überlassen das den Herren Almasow⁸², Achscharumow⁸³ und ihresgleichen und wollen hier nur die uns vom Studium der Werke Ostrowskijs gebotenen Resultate hinsichtlich der von ihm geschilderten Wirklichkeit darlegen. Vorher jedoch wollen wir einige Bemerkungen machen über das Verhältnis des künstlerischen Talents zu den abstrakten Ideen des Schriftstellers.

In den Werken eines talentvollen Künstlers, wie mannigfaltig sie auch sein mögen, kann man stets etwas Gemeinsames feststellen, das sie alle kennzeichnet und sie von den Werken anderer Schriftsteller unterscheidet. In der technischen Sprache der Kunst ist es üblich, dies die *Weltanschauung* des Künstlers zu nennen. [286] Vergeblich würden wir uns jedoch bemühen, diese Weltanschauung in bestimmte logische Konstruktionen zu bringen, sie in abstrakten Formeln auszudrücken. Diese Abstraktionen sind gewöhnlich im eigenen Bewußtsein des Künstlers nicht vorhanden; nicht selten äußert er sogar in abstrakten Betrachtungen Anschauungen, die in frappantem Gegensatz stehen zu dem, was in seiner künstlerischen Tätigkeit zum Ausdruck gelangt, Anschauungen, die er auf Treu und Glauben angenommen oder vermittelt falscher, in Eile, oft auf Grund rein äußerlicher Momente aufgestellter Syllogismen erlangt hat. Seine eigene Anschauung von der Welt aber, die als Schlüssel zur Charakteristik seines Talents dient, muß in den von ihm geschaffenen lebendigen Gestalten gesucht werden. Gerade hier liegt der wesentliche Unterschied zwischen dem Talent des Künstlers und dem des Denkers. Im Wesen der Sache sind Denkkraft und schöpferische Fähigkeit dem Philosophen wie dem Poeten in gleicher Weise eigen und in gleicher Weise notwendig. Die Größe des philosophierenden Geistes und die Größe des poetischen Genies bestehen in gleicher Weise darin, bei einem Blick auf den Gegenstand dessen wesentliche Züge sofort von den zufälligen unterscheiden zu können, fernerhin, sie im eigenen Bewußtsein richtig organisieren und bewältigen zu können, um in der Lage zu sein, alle möglichen Kombinationen frei hervorzurufen. Doch der Unterschied zwischen dem Denker und dem Künstler ist der, daß bei diesem die Empfänglichkeit weit lebendiger und stärker ist. Beide schöpfen ihre Weltanschauung aus Tatsachen, die ihnen bereits zum Bewußtsein gekommen sind. Doch der Mensch mit lebendigerer Empfänglichkeit, die „künstlerische Natur“, wird durch die allererste Tatsache bestimmter Art, die ihm in der umgebenden Wirklichkeit entgegentritt, stark frappiert. Er hat noch keine theoretischen Erwägungen, die diese Tatsache erklären könnten; er sieht jedoch, daß es hier etwas Besonderes, Beachtenswertes gibt, und er faßt die Tatsache

⁸² Almasow, B. P. (1827-1876) – Mitarbeiter des „Moskwitjanin“.

⁸³ Siehe Fußnote *** S. 276.

selbst mit gierigem Interesse ins Auge, macht sie sich zu eigen, trägt sie anfänglich als Sondervorstellung in seiner Seele, schließt ihr dann andere, gleichartige Tatsachen und Bilder an und schafft endlich einen Typus, der alle wesentlichen Züge aller vom Künstler früher bemerkten Einzelercheinungen dieser Art in sich zum Ausdruck bringt. Der Denker hingegen wird nicht so rasch und nicht so stark frappiert. Die erste neuartige Tatsache macht auf ihn keinen lebendigen Eindruck; größtenteils bemerkt er diese Tatsache kaum und geht an ihr vorbei wie an einer sonderbaren Zufälligkeit, sogar ohne sich die Mühe zu geben, sie sich zu eigen zu machen. (Wir sprechen [287] natürlich nicht von persönlichen Beziehungen: sich verlieben, sich erzürnen, sich betrüben kann der Philosoph genau so rasch, gleich beim ersten Auftreten der *Tatsache*, wie auch der Poet.) Erst nachher, wenn sich viele gleichartige Tatsachen im Bewußtsein angesammelt haben, wird der Mensch mit schwacher Empfänglichkeit ihnen endlich seine Aufmerksamkeit zuwenden. Hier aber verleiht ihm die Fülle von Teilvorstellungen, die sich früher angesammelt und unmerkbar in seinem Bewußtsein geruht haben, die Möglichkeit, aus ihnen sofort einen allgemeinen Begriff zu bilden und auf diese Weise die neue Tatsache unverzüglich aus der lebendigen Wirklichkeit in die abstrakte Sphäre des Verstandes hinüberzuleiten. Hier aber findet sich für den neuen Begriff der entsprechende Platz in der Reihe anderer Ideen, hier wird seine Bedeutung klargestellt, werden aus ihm Schlußfolgerungen gezogen usw. Hierbei bedient sich der Denker – oder, einfacher gesprochen, der denkende Mensch – als wirklicher Tatsachen auch jener Bilder, die durch die Kunst des Künstlers aus dem Leben reproduziert sind. Zuweilen veranlassen sogar diese selben Bilder den denkenden Menschen, sich richtige Begriffe von manchen Erscheinungen des wirklichen Lebens zu bilden. Daraus erhellt *die Bedeutung der künstlerischen Betätigung in der Reihe anderer Funktionen des gesellschaftlichen Lebens*: die durch den Künstler geschaffenen Bilder sammeln in sich wie in einem Brennpunkt die Tatsachen des wirklichen Lebens und tragen in vielem dazu bei, daß sich richtige Begriffe von den Dingen herausbilden und unter den Menschen verbreitet werden.

Daraus geht klar hervor, daß der Hauptvorzug eines Schriftstellers und Künstlers in der *Wahrheit* seiner Darstellungen besteht; sonst werden aus ihnen falsche Schlußfolgerungen gezogen, werden dank ihnen falsche Begriffe gebildet. Doch wie ist die *Wahrheit* künstlerischer Darstellungen zu verstehen? Eigentlich ersinnen Schriftsteller nie eine *unbedingte Unwahrheit*: von den absurdesten Romanen und Melodramen kann man nicht sagen, daß die in ihnen dargestellten *Leidenschaften* und Banalitäten unbedingt falsch, d. h. selbst als verunstaltete Zufälligkeit unmöglich sind. Doch die *Unwahrheit* derartiger Romane und Melodramen besteht eben darin, daß in ihnen zufällige, falsche Züge des wirklichen Lebens dargestellt werden, die nicht sein Wesen, seine charakteristischen Besonderheiten ausmachen. Sie erscheinen auch in der Hinsicht als etwas Falsches, daß, wenn man auf Grund derselben theoretische Begriffe bilden wollte, man zu völlig falschen Ideen gelangen könnte. Es gibt zum Beispiel Autoren, die ihr Talent der Lob-[288]preisung wollüstiger Szenen und unzüchtiger Abenteuer gewidmet haben; die Wollust wird von diesen Autoren in solcher Art dargestellt, daß, wollte man ihnen glauben, in ihr allein die wahre Seligkeit des Menschen bestehe. Diese Schlußfolgerung ist natürlich widersinnig, obwohl es tatsächlich Menschen gibt, die gemäß dem Grade ihrer Entwicklung eben nicht fähig sind, eine andere Seligkeit zu begreifen außer dieser... Es hat andere, noch widersinnigere Schriftsteller gegeben, die die Tapferkeit kriegerischer Feudalen priesen, welche Ströme von Blut vergossen, Städte niederbrannten und ihre Vasallen plünderten. In der Schilderung der Taten dieser Plünderer war keine direkte Lüge enthalten; doch sie sind in einem solchen Lichte, mit solchen Lobpreisungen dargestellt, die klar zeigen, daß es in der Seele des Autors, der diese Taten pries, kein Gefühl menschlicher Wahrheit gab. Somit behindert bereits jede Einseitigkeit und Exklusivität die restlose Befolgung der Wahrheit durch den Künstler. Folglich muß der Künstler entweder in voller Unberührtheit seine einfache, kindhaft unmittelbare Weltauffassung beibehalten oder sich (da dies

im Leben völlig unmöglich ist) durch möglichste Verbreiterung seiner Anschauung vermittels Aneignung der allgemeinen, von denkenden Menschen ausgearbeiteten Begriffe vor Einseitigkeit bewahren. Darin kann die Verbindung des Wissens mit der Kunst zum Ausdruck gelangen. Die freie Verwandlung der höchsten Vernunftkenntnisse in lebendige Bilder und zugleich die volle Erkenntnis des höchsten, allgemeinen Sinnes in jeder noch so besonderen und zufälligen Tatsache des Lebens – das ist ein Ideal, das eine volle Verschmelzung von Wissenschaft und Poesie bedeutet und bisher von niemandem erreicht worden ist. Doch ein in seinen allgemeinen Anschauungen von richtigen Grundsätzen geleiteter Künstler hat immerhin gegenüber einem unentwickelten Schriftsteller oder einem, der sich in falscher Richtung entwickelt hat, den Vorzug, daß er sich freier den Eingebungen seiner künstlerischen Natur überlassen kann; sein unmittelbares Gefühl verweist ihn stets richtig auf die Gegenstände. Sind aber seine allgemeinen Anschauungen falsch, so beginnt in ihm unvermeidlich ein Kampf; Zweifel und Unentschlossenheit treten auf, und wird auch sein Werk dadurch nicht endgültig falsch, so wird es immerhin schwach, farblos und unharmonisch. Wenn dagegen die allgemeinen Anschauungen des Künstlers richtig sind und durchaus mit seiner Natur harmonieren, dann spiegeln sich diese Harmonie und diese Einheit auch in seinem Werk wider. Dann spiegelt sich im Werk die Wirklichkeit schärfer und lebendiger wider, und dieses kann leichter [289] den denkenden Menschen zu richtigen Schlußfolgerungen bringen und folglich von größerer Bedeutung für das Leben sein.

Wenn wir alles Gesagte auf die Werke Ostrowskij's anwenden und uns in Erinnerung rufen, was wir im obigen von seinen Kritikern sagten, so werden wir zugeben müssen, daß sein literarisches Wirken nicht ganz frei war von jenen Schwankungen, die sich aus der Diskrepanz zwischen dem inneren künstlerischen Gefühl und den abstrakten, von außen angeeigneten Begriffen ergeben. Diese Schwankungen erklären es, daß die Kritik völlig entgegengesetzte Schlußfolgerungen über den Sinn der in den Komödien Ostrowskij's vorgebrachten Tatsachen ziehen konnte. Natürlich müssen die Beschuldigungen, er verkünde den Verzicht auf freien Willen, er fordere idiotische Demut, Unterwürfigkeit usw., in erster Reihe dem Mangel an Scharfsinn bei den Kritikern zugeschrieben werden; immerhin hat sich auch der Autor selbst nicht genügend gegen ähnliche Beschuldigungen geschützt. Und in der Tat, in den Komödien „Bleib bei deinen Leisten“, „Armut ist kein Laster“ und „Lebe nicht, wie Dir's behagt“ werden recht schlechte Seiten unserer althergebrachten Lebensweise im Verlaufe der Handlung im Verein mit solchen Zufälligkeiten dargestellt, die scheinbar Veranlassung geben, sie nicht als schlecht zu betrachten. Diese Zufälligkeiten, die den genannten Stücken zugrunde gelegt werden, zeugen davon, daß der Autor ihnen mehr Bedeutung beimaß, als ihnen in Wirklichkeit zukommt, und diese falsche Anschauung hat der Geschlossenheit und der Prägnanz der Werke selbst geschadet. Doch die Kraft des unmittelbaren künstlerischen Gefühls konnte den Autor auch hier nicht im Stich lassen, und daher zeichnen sich besondere Situationen und einzelne Charaktere, die er vorführt, stets durch unverfälschte Wahrheit aus. Nur ganz selten ließ sich Ostrowskij durch eine Idee zu Übertreibungen in der Darstellung von Charakteren oder einzelnen dramatischen Situationen hinreißen, wie zum Beispiel in jener Szene von „Bleib bei deinen Leisten“, wo Borodkin seinen Wunsch kundtut, Russakows entehrte Tochter zu heiraten. Im ganzen Stück wird Borodkin als ein nach althergebrachten Begriffen edler, guter Mensch hingestellt; diese, seine letzte Handlungsweise jedoch ist gar nicht im Geiste jener Kategorie von Menschen, deren Vertreter Borodkin ist. Der Autor wollte jedoch dieser Person alle möglichen guten Eigenschaften zuschreiben und schrieb ihm, Borodkin, darunter sogar eine zu, von der sich wirkliche Borodkins wahrscheinlich mit Schrecken lossagen würden. Solcher Übertreibungen gibt es aber bei Ostrowskij außerordentlich wenige: das Gefühl künstlerischer Wahrheit [290] bewahrte ihn immer vor solchen Fehlern. Weit häufiger kam es vor, daß er von seiner Idee abzuweichen schien, gerade weil er der Wirklichkeit treu bleiben wollte. Leute, die in Ostrowskij unbedingt einen Anhänger ihrer Partei sehen wollten, warfen

ihm häufig vor, er habe nicht genügend scharf den Gedanken zum Ausdruck gebracht, den sie in seinem Werk sehen wollten. So machten zum Beispiel einige Kritiker, die in „Armut ist kein Laster“ eine Apotheose der Demut und des Gehorsams gegenüber Älteren sehen wollten, Ostrowskij den Vorwurf, der Ausgang des Stückes sei keine unumgängliche Folge der moralischen Tugenden des demütigen Mitja. Der Autor vermochte jedoch die praktische Widersinnigkeit und die künstlerische Unwahrheit eines solchen Ausganges zu erkennen und bediente sich daher zur Lösung des Knotens der zufälligen Einmischung Ljubim Torzows. Genau so wurde wegen der Person von Peter Iljitsch in „Lebe nicht, wie Dir's behagt“ dem Autor der Vorwurf gemacht, er habe dieser Gestalt nicht jene Breite der Natur, jenen mächtigen Schwung verliehen, der dem Russen, besonders in Gelagestimmung, eigen sei. Das künstlerische Gefühl ließ jedoch den Autor begreifen, daß sein Peter, der, vom Glockenklang geweckt, zu sich kommt, kein Vertreter der breiten russischen Natur, kein wüster Geselle, sondern ein Schenkenbummler von recht geringem Ausmaß ist. Aus Anlaß des Stückes „Ein einträglicher Posten“ waren ebenfalls recht ergötzliche Beschuldigungen zu hören. Man sagte, warum denn Ostrowskij einen so schlechten Kerl wie Shadow als Vertreter ehrlicher Bestrebungen auf die Bühne gebracht habe; man war sogar darüber böse, daß die Schmieregeldnehmer bei Ostrowskij so banal und naiv sind, und sprach die Meinung aus, „es wäre weit besser, jene Menschen vor den Richterstuhl der Öffentlichkeit zu stellen, die *vorbedacht und geschickt* Bestechungswesen und Liebedienerei hervorrufen, entwickeln und unterstützen und sich *mit aller Energie*, die sie nur aufbringen können, einer Einführung frischer Elemente in den staatlichen und gesellschaftlichen Organismus widersetzen“. In solchem Falle, fügt der anspruchsvolle Kritiker hinzu, „wären wir gespannteste, leidenschaftlichste Zuschauer eines bald stürmischen, bald geschickt angehaltenen Kampfes zweier Parteien“ („*Atenej*“, 1858, Nr. 10). Dieser, abstrakt genommen, berechtigte Wunsch beweist jedoch, daß der Kritiker das bei Ostrowskij dargestellte finstere Reich, in dem jedes Befremden darüber, warum die und die Personen banal, die und die Situationen zufällig, die und die Konflikte schwach sind, von vornherein wegfällt, ganz und gar nicht zu begreifen vermochte. Wir wollen niemandem unsere Meinungen auf-[291]drängen, doch uns dünkt, Ostrowskij würde sich gegen die Wahrheit vergehen, würde dem russischen Leben fälschlicherweise ihm völlig fremde Erscheinungen zuschreiben, wenn er sich einfallen ließe, unsere Schmieregeldhelden als eine richtig organisierte, bewußte Partei hinzustellen. Wo hat man bei uns solche Parteien gefunden? Worin hat man Spuren zielbewußter, vorbedachter Handlungen entdeckt? Man möge uns glauben: hätte Ostrowskij es unternommen, solche Leute und solche Handlungen zu ersinnen, so wäre das Stück als Ganzes, wie dramatisch auch seine Handlung aufgebaut und wie plastisch auch alle seine Charaktere dargestellt sein mochten, dennoch tot und falsch geblieben. Auch ohnehin gibt es schon in dieser Komödie einen falschen Ton in der Person von Shadow, doch auch dies merkte der Autor früher als alle Kritiker. Von der Mitte des Stückes an beginnt er seinen Helden vom Piedestal heruntersteigen zu lassen, auf dem er in den ersten Szenen erschien, im letzten Akt aber zeigt er ihn als entschieden unfähig zu dem Kampf, den er auf sich genommen hat. Wir rechnen das Ostrowskij nicht nur nicht als Schuld an, sondern erblicken darin einen Beweis für die Kraft seines Talents. Er sympathisierte zweifellos mit den schönen Dingen, von denen Shadow sprach; gleichzeitig jedoch vermochte er zu begreifen, daß Shadow zu zwingen, alle diese schönen Dinge zu *tun*, so viel hieße, wie die tatsächliche russische Wirklichkeit entstellen. Die Forderung künstlerischer Wahrheit hielt hier Ostrowskij davon ab, sich von der äußeren Tendenz hinreißen zu lassen, und half ihm, nicht den Weg der Herren Sollogub und Lwow⁸⁴ zu gehen. Das Beispiel dieser talentlosen Phrasendrescher zeigt,

⁸⁴ *Sollogub*, W. A. Graf (1814-1882) – Schriftsteller, Verfasser der Erzählung „Tarantas“ und der Komödie „Der Beamte“.

daß eine mechanische Puppe herstellen und sie einen *ehrlichen Beamten* nennen ganz und gar nicht schwierig ist; schwierig aber ist es, ihr Leben einzuhauchen und sie wie ein Mensch sprechen und handeln zu lassen. Auch Ostrowskij, der daranging, einen ehrlichen Beamten darzustellen, hat nicht überall diese Schwierigkeit überwunden; immerhin ist aber in seiner Komödie hinter den tönenden Phrasen *Shadows* vielfach die menschliche Natur zu erkennen. Diese Fähigkeit, die Natur zu erfassen, in die Tiefe der Seele des Menschen einzudringen, seine Gefühle, unabhängig von der Darstellung seiner äußeren, offiziellen Beziehungen, zu erfassen – das betrachten wir als eine der hauptsächlichsten und besten Eigenschaften von Ostrowskijs Talent. Daher sind wir stets bereit, ihn freizusprechen von dem Vorwurf, er sei in der Darstellung des Charakters nicht dem Grundmotiv treu geblieben, das tiefsinnige Kritiker in ihm zu suchen belieben werden.

[292] Genau so sprechen wir Ostrowskij von der Beschuldigung frei, der Ausgang seiner Komödien sei zufälliger Art und sichtlich unvernünftig. Woher soll man denn die Vernünftigkeit nehmen, da sie doch in dem vom Autor dargestellten Leben selbst fehlt? Kein Zweifel, Ostrowskij hätte es vermocht, irgendwelche wirksamere Gründe dafür vorzubringen, einen Menschen von der Trunksucht abzuhalten, als es das Glockengeläute ist; was soll man aber machen, wenn Peter Iljitsch eben so war, daß er Vernunftgründe nicht begreifen konnte? Den eigenen Verstand kann man in einen Menschen nicht hineinlegen, den Volksaberglauben kann man nicht umodeln. Ihm einen Sinn beizumessen, den er nicht hat, hieße ihn entstellen und über das Leben selbst, in dem er zutage tritt, Lügen verbreiten. Genau so ist es in anderen Fällen: unbeugsame dramatische Charaktere zu schaffen, die gleichmäßig und vorbedacht einem Ziel zustreben, eine streng in Einklang gebrachte, raffiniert geführte Intrige auszusinnen, hieße dem russischen Leben etwas aufdrängen, was es in ihm gar nicht gibt. Aufrichtig gesprochen, niemand von uns hat in seinem Leben finstere Intriganten, systematische Missetäter, bewußte Jesuiten getroffen. Wenn einer bei uns auch gemein handelt, so eher aus Charakterschwäche; betreibt er gaunerische Spekulationen, so eher deswegen, weil die Personen seiner Umgebung gar zu dumm und vertrauensselig sind; unterdrückt er auch andere, so eher, weil das gar keine Anstrengung kostet – so willfährig und unterwürfig sind alle. Unsere Intriganten, Diplomaten und Missetäter erinnern mich ständig an einen Schachspieler, der mir sagte: „Es ist Unsinn, wenn man behauptet, man könne sein Spiel im voraus berechnen: Spieler rühmen sich dessen nur zu Unrecht; in Wirklichkeit ist es unmöglich, mehr als drei Züge im voraus zu berechnen.“ Und dieser Spieler gewann noch gegen viele: die anderen berechneten also wohl nicht einmal drei Züge, sie schauten einfach nur auf das, was sie vor der Nase hatten. So ist auch unser ganzes russisches Leben: wer drei Schritte voraussieht, gilt bereits als Weiser und kann Tausende von Menschen beschwindeln und nasführen; da aber will man, daß ein Künstler uns Gestalten wie Tartüff, Richard und Shylock in russischer Haut darstelle! Unserer Meinung nach ist eine solche Forderung uns durchaus nicht angemessen und erinnert stark an Scholastik. Nach den scholastischen Anforderungen darf ein Kunstwerk keine Zufälligkeiten zulassen: alles muß in ihm streng in Einklang gebracht sein, alles muß sich folgerichtig von einem gegebenen Punkt aus mit logischer Notwendigkeit *und gleichzeitiger Natürlichkeit* entwickeln! Wenn aber die *Natürlich-[293]keit* das Fehlen *logischer Folgerichtigkeit* erfordert? Nach Meinung der Scholastiker darf man keine Sujets nehmen, bei denen die Zufälligkeit nicht den Erfordernissen der logischen Notwendigkeit angepaßt werden kann. Unserer Meinung nach dagegen taugen für ein Kunstwerk jegliche Sujets, wie zufälliger Art sie auch sein mögen, und bei solchen Sujets muß man der Natürlichkeit zuliebe sogar das abstrakt Logische opfern, in der vollen Gewißheit, daß das Leben, wie auch die Natur, seine Logik hat und daß sich diese Logik vielleicht weit besser erweisen wird als jene,

Lwow, N. M. (1821-1872) – Autor des Stückes „Es gibt auch gute Menschen auf der Welt“ und anderer Komödien, Redakteur der satirischen Zeitschrift „Wesseltschak“.

die wir ihr oft andichten wollen... Diese Frage ist übrigens in der Kunsttheorie noch allzu neu, und wir wollen nicht unsere Meinung als unbedingte Regel hinstellen. Wir benutzen bloß die Gelegenheit, sie aus Anlaß der Werke Ostrowskijs auszusprechen, bei dem wir überall im Vordergrund eine genaue Berücksichtigung der Tatsachen der Wirklichkeit und sogar eine gewisse Mißachtung der logischen Geschlossenheit des Werkes sehen – und dessen Komödien trotzdem sowohl Unterhaltsamkeit als auch inneren Sinn besitzen.

Nachdem wir diese flüchtigen Bemerkungen gemacht haben, wollen wir, bevor wir zum Hauptgegenstand unseres Aufsatzes übergehen, noch folgenden Vorbehalt machen: Indem wir als Hauptvorzug eines Kunstwerkes seine lebensnahe Wahrheit betrachten, verweisen wir damit auf den Maßstab, den wir anlegen, um den *Grad der Vorzüge* und der Bedeutung jeder literarischen Erscheinung zu bestimmen. Je nachdem, wie tief der Blick des Schriftstellers in das eigentliche Wesen der Erscheinungen eindringt, in welcher Breite er in seinen Darstellungen die verschiedenen Seiten des Lebens erfaßt, kann man auch entscheiden, wie groß sein Talent ist. Ohne das werden alle Deuteleien vergebens sein. Zum Beispiel besitzt Herr Fet Talent, und auch Herr Tjutschew besitzt Talent; wie soll jedoch ihre relative Bedeutung bestimmt werden? Zweifellos nicht anders als durch Untersuchung der Sphäre, die für jeden von ihnen zugänglich ist. Dann eben wird sich herausstellen, daß sich das Talent des einen nur in der Erfassung flüchtiger Eindrücke stiller Naturerscheinungen mit voller Kraft zu offenbaren vermag, während dem anderen auch glühende Leidenschaftlichkeit, rauhe Energie und tiefe Gedanken zugänglich sind, die nicht nur durch Elementarerscheinungen, sondern auch durch moralische Fragen und durch Interessen des gesellschaftlichen Lebens angeregt werden. In der Darlegung von alledem müßte denn auch eigentlich die Einschätzung des Talents beider Lyriker bestehen. Dann würden die Leser auch ohne jegliche ästhetische (gewöhnlich sehr nebelhafte) Betrachtungen begreifen, welcher [294] Platz in der Literatur dem einen wie dem anderen Lyriker zukommt. So beabsichtigen wir auch mit den Werken Ostrowskijs vorzugehen. Die ganze bisherige Darstellung hat uns dazu geführt, festzustellen, daß in Ostrowskijs Werken stets Wirklichkeitstreue, Lebenswahrheit beobachtet werden und vor jeglichen Aufgaben und Hintergedanken im Vordergrund stehen. Doch das ist noch zu wenig: Herr Fet drückt ja ebenfalls unbestimmte Natureindrücke sehr treffend aus, und doch folgt hieraus keineswegs, daß seinen Gedichten in der russischen Literatur große Bedeutung zukommt. Um also etwas Bestimmtes über das Talent Ostrowskijs zu sagen, darf man sich nicht auf die allgemeine Schlußfolgerung beschränken, daß er die Wirklichkeit richtig darstellt, man muß auch noch zeigen, wie umfassend die Sphäre ist, auf die sich seine Beobachtungen erstrecken, in welchem Maße jene Seiten der Tatsachen, die ihn beschäftigen, wichtig sind und wie tief er in sie eindringt. Dazu eben ist eine reale Untersuchung des Inhalts seiner Werke erforderlich.

Die allgemeinen Erwägungen, an die wir uns bei dieser Untersuchung halten müssen, bestehen in folgendem:

Ostrowskij versteht es, in die Tiefe der Menschenseele zu blicken, er versteht es, die *Natur* von allen durch äußere Umstände hinzugekommenen Mißbildungen und Auswüchsen zu unterscheiden; deswegen machen sich der äußere Druck, die den Menschen bedrückenden Gesamtzustände in seinen Werken weit stärker fühlbar als in vielen Erzählungen, die ihrem Inhalt nach schrecklich empörend sind, aber mit der äußeren, offiziellen Seite der Sache die innere, menschliche Seite völlig überschatten.

Ostrowskijs Komödie dringt nicht in die höheren Schichten unserer Gesellschaft, sondern beschränkt sich nur auf die mittleren und kann daher nicht den Schlüssel liefern zur Erklärung vieler in ihr dargestellter bitterer Erscheinungen. Nichtsdestoweniger kann sie leicht viele analoge Betrachtungen auslösen, die sich auch auf Lebensverhältnisse beziehen, die in

ihr nicht direkt berührt werden; das kommt daher, daß die Gestalten der Komödien Ostrowskijs oft nicht nur ausschließlich Charakterzüge von Kaufleuten oder Beamten, sondern auch allgemeine Volkszüge aufweisen.

Die Betätigung in der Öffentlichkeit wird in Ostrowskijs Komödien wenig berührt, und zwar zweifellos deswegen, weil unser bürgerliches Leben selbst, das überreich ist an Formalitäten aller Art, fast keine Beispiele einer wirklichen Betätigung bietet, in der sich der *Mensch* frei und breit entfalten könnte. Dafür aber werden [295] bei Ostrowskij außerordentlich vollständig und plastisch zwei Arten von Beziehungen vorgeführt, in denen der Mensch bei uns noch seine Seele zeigen kann, es sind dies die Familienbeziehungen und die Besitzverhältnisse. Es ist daher nicht verwunderlich, daß sich die Sujets und sogar die Benennungen seiner Stücke um Familie, Bräutigam, Braut, Reichtum und Armut drehen.

Die dramatischen Verwicklungen und die Katastrophe in Ostrowskijs Stücken finden stets infolge des Zusammenstoßes zweier Parteien statt: *der Alten und der Jungen, der Reichen und der Armen, der Willkürmenschen und der still Gehorchenden*. Es ist klar, daß der Ausgang solcher Zusammenstöße dem eigentlichen Wesen der Sache nach ziemlich schroff sein und den Anschein von Zufälligkeit haben muß.

Mit diesen einleitenden Betrachtungen treten wir nun in diese, uns durch Ostrowskijs Werke eröffnete Welt und werden bemüht sein, die Bewohner ins Auge zu fassen, die dieses *finstere Reich* bevölkern. Sie werden sich bald davon überzeugen, daß wir es nicht umsonst *finster* genannt haben.

II

„Wo mehr Strenge ist, da gibt es auch mehr Sünde.
Man muß menschlich urteilen.“
Ostrowskij

Wir haben vor uns die traurig-demütigen Gesichter unserer jüngeren Geschwister, die das Schicksal zu einem abhängigen, leidvollen Dasein verdammt hat. Der empfindsame Mitja, der gutmütige Andrej Bruskow, die arme Braut Marja Andrejewna, die entehrte Awdotja Maximowna, die unglückliche Dascha sowie Nadja – sie stehen vor uns schweigend und in ihr Schicksal ergeben, resigniert und trostlos... Es ist die Welt heimlichen, stillseufzenden Grams, die Welt dumpfnagenden Schmerzes, die Welt der Gefängnis- und Grabesstille, die nur selten von dumpfem, ohnmächtigem Murren belebt wird, das gleich bei der Entstehung schüchtern dahinstirbt. Es gibt kein Licht, keine Wärme, keinen Raum; das finstere, enge Gefängnis atmet Fäulnis und Feuchtigkeit. Kein Ton aus der freien Luft, kein Strahl des hellen Tages dringt in das Gefängnis. In ihm entbrennt nur von Zeit zu Zeit ein Funke jener heiligen Flamme, die in jeder menschlichen Brust lodert, solange sie nicht von der Flut des Lebensschmutzes erstickt wird. Nur spärlich glimmt dieser Funke in der Feuchtigkeit und im Gestank des Kerkers, doch zuweilen, auf einen Augenblick, [296] flackert er lichterloh auf und übergießt die düsteren Gestalten der schmachtenden Häftlinge mit dem Licht der Wahrheit und der Güte. Im Scheine dieser momentanen Beleuchtung sehen wir, daß hier unsere Brüder leiden, daß man in diesen verwilderten, schweigenden, schmutzigen Wesen die Züge eines Menschengesichts erkennen kann – und unser Herz preßt sich vor Schmerz und Grauen zusammen. Sie schweigen, diese unglücklichen Kerkerinsassen – sie sitzen in lethargischer Erstarrung und rütteln nicht einmal an ihren Ketten; sie sind sogar kaum mehr imstande, ihre jammervolle Lage ganz zu erkennen, nichtsdestoweniger aber fühlen sie die Bürde, die auf ihnen lastet, sie haben die Fähigkeit, ihren Schmerz zu empfinden, nicht verloren. Ertragen sie ihn schweigend und unbeweglich, so deswegen, weil jeder Schrei, jeder Seufzer inmitten dieses stinkenden Abgrunds ihnen die Kehle zuschnürt und stechenden Schmerz in der Brust

hervorruft und jede Bewegung des in Ketten gelegten Körpers geeignet ist, die Pein ihrer qualvollen Lage nur noch zu erhöhen. Von nirgendher können sie Freude erwarten, nirgends können sie Erleichterung suchen; über ihnen herrscht toll und hemmungslos die sinnlose *Narrenwillkür* in Gestalt der verschiedenen Torzow, Bolschow, Bruskow, Ulanbekowa u. a., die keinerlei vernünftige Rechte und Forderungen anerkennt. Nur die wilden, widerlichen Schreie dieser Gestalten stören diese düstere Stille und erzeugen ein scheues Durcheinander auf diesem traurigen Friedhof menschlichen Denkens und Wollens.

Doch diese bejammernswerten Menschen sind ja keine Toten, sie sind ja nicht in finsternen Gräbern geboren und aufgewachsen. Gottes freie Welt breitete sich einst auch vor ihnen aus, wenigstens für kurze Zeit, in den längst vergangenen Tagen früher, sorgloser Kindheit. Die Erinnerung an jene goldene Zeit verläßt sie auch im stinkenden Gefängnis und in der bitteren Knechtschaft der *Narrenwillkür* nicht. Die rohen, ungezügelter Schreie irgendeines Despoten, die breit ausholenden Gesten seiner Arme erinnern sie an die Weite des freien Lebens, an die stolzen Aufwallungen des freien Gedankens und des heißen Herzens – Aufwallungen, die in den unglücklichen Duldern niedergeschlagen, aber nicht ganz ohne Spur verlorengegangen sind. Da beginnt sich nun in der Tiefe des düsteren Abgrunds der schwarze Niederschlag der Unzufriedenheit, des ohnmächtigen Grimms, der dumpfen Verbitterung zu regen, dringt an die Oberfläche der wogenden Höllenflut und macht sie durch die trübe Anschwemmung noch widerlicher und schrecklicher. Es gibt keinen Raum und keine Freiheit für einen leben-[297]digen Gedanken, für ein herzliches Wort, für eine edle Tat: der lauten, offenen, breiten Tätigkeit ist ein schweres despotisches Verbot auferlegt. Solange aber der Mensch lebt, kann man in ihm den Drang, zu leben, d. h. sich irgendwie in äußeren Handlungen kundzutun, nicht ertönen. Je mehr dieses Streben gehemmt wird, um so verunstalteter pflegen seine Äußerungen zu sein, doch gänzlich *nicht existieren*, das können sie nicht, solange der Mensch nicht ganz erstarrt ist. Und so groß ist die Kraft der *Narrenwillkür* in diesem finsternen Reich der Torzow, Bruskow und Ulanbekowa, daß viele Menschen in ihm tatsächlich erstarren, Sinn und Willen und sogar die Kraft des Herzensgefühls – alles, was ein vernünftiges Leben ausmacht – verlieren, in idiotischer Ohnmacht dahinvegetieren und nur die Funktionen animalischen Lebens ausüben. Es gibt aber auch zähe Naturen: diese sammeln in der Tiefe ihres Wesens das Gift ihrer Unzufriedenheit, um es bei Gelegenheit hinauszulassen, inzwischen aber kriechen sie unhörbar gleich einer Schlange, rollen sich zusammen, winden sich und verwandeln sich in Aale und Kröten... Wortlos, unhörbar, unbemerkt sind sie; sie wissen, daß jede rasche, schwunghafte Bewegung unerträglichen Schmerz in ihrem gefesselten Körper hervorruft; sie begreifen, daß sie, wenn sie aus ihren Fesseln auszubrechen suchen, aus dem Gefängnis nicht entkommen, sondern nur Stücke Fleisch aus ihrem Körper herausreißen. So machen sie sich denn an eine geheime, stille Arbeit: sich windend, drehend und duckend, versuchen sie auf jegliche Art, ob es nicht möglich wäre, im stillen die Hände frei zu bekommen, um dann die Ketten zu durchsägen. Sie stehlen sich heimlich und ruckweise voran und sehen stets darauf, daß sie unbemerkt bleiben; es beginnen Betrug und Niedertracht, Heuchelei und Mißgunst, Verbitterung gegen alles in ihrer Umgebung und Sorge um ihre Person allein, um ihre persönliche Ruhe. Da gibt es keine im Ingrim durchdachten Pläne, keine bewußte Entschlossenheit zu systematischem, unterirdischem Kampf, nicht einmal besondere Schlaueit; es ist dies einfach eine unwillkürliche, durch äußere Umstände erzwungene, gar nicht vorbedachte und mit nichts richtig in Einklang gebrachte Auswirkung des Selbsterhaltungstriebes. Ebenso wie uns unwillkürlich und ohne Mittun unseres Bewußtseins vom Rauch, vor Rührung und vom Meerrettich die Tränen in die Augen kommen, ebenso wie wir bei plötzlichem, starkem Licht unwillkürlich die Augen zusammenkneifen, wie sich unser Körper bei Kälte unwillkürlich zusammenzieht, genau so machen sich diese Leute unwillkürlich und unbewußt an ihr gaunerhaftes, heuchlerisches und grob egoistisches Treiben, [298] da eine offene, .wahrhaftige und hochherzige Tat für sie unmöglich ist... Man braucht diese

Leute nicht zu beschuldigen, obwohl es nichts schadet, sich vor ihnen zu hüten: sie wissen selbst nicht, was sie tun. Aus Angst vor Scheltworten und vor Prügeln, in ewiger Furcht, ohne ein Stück Brot zu bleiben, wie Sklaven lebend, spannen sie alle ihre Kräfte an, um eine der hauptsächlichsten Sklaventugenden – gewissenlose Schlaueit – zu erwerben. Warum sollten sie sich denn Bedenken machen, welche Wahrheit, welche Rechte sollten sie achten? Sind sie doch völlig beherrscht von der Narrenwillkür, die sie bedrückt und tötet – ganz ohne Recht, ohne Sinn, ohne Gewissen! In Menschen, die unter solcher Herrschaft erzogen worden sind, kann sich das Bewußtsein moralischer Pflicht und der wahren Grundsätze von Ehrlichkeit und Recht nicht entwickeln. Deshalb scheint ihnen die widerlichste Gaunerei als eine lobenswerte Ruhmestat, der abscheulichste Betrug als ein geschickter Trick. Sie können einen beschwindeln, bestehlen, ans Messer liefern und bei alledem nach wie vor aufrichtig freundlich und liebenswürdig mit einem sein, unerschütterliche Gutherzigkeit und eine Menge wahrhaft tugendhafter Eigenschaften bewahren. In ihrer Natur gibt es gar keine Böswilligkeit wie auch keine Treubrügigkeit; aber sie müssen irgendwie an die Oberfläche schwimmen, aus dem faulen Sumpf herausgelangen, in den sie durch die starken Despoten versenkt sind; sie wissen, daß sie mit Hilfe von Betrug und Geld an die frische Luft gelangen können, in der diese Despoten so frei atmen; deshalb verlegen sie sich darauf, List anzuwenden, zu schmeicheln, zu betrügen und, bald in kleinen Stücken, bald in großen Happen, aber immer geheim und ruckweise, fremdes Gut in die eigene Tasche zu stecken. Was hat es schon auf sich, daß es fremdes ist? Hat man doch ihnen selbst alles genommen, was sie besaßen, *ihren Willen* und *ihre Gedanken*; wie sollen sie nun darüber urteilen, was ehrlich und was ehrlos ist, wie sollten sie nicht den Wunsch haben, einen anderen in ihrem eigenen Interesse zu betrügen?

So verflechten sich äußere Unterwürfigkeit und stumpfes, konzentriertes, bis zu völligem Idiotismus und jämmerlichster Entpersönlichung gehendes Leid in dem von Ostrowskij dargestellten finsternen Reich mit sklavischer Schlaueit, widerlichstem Betrug, gewissenlosestem Treubruch. Hier kann niemand dem anderen trauen: jeden Augenblick können Sie erwarten, daß Ihr Freund sich rühmen wird, wie geschickt er Sie geprellt oder bestohlen hat; ein Kompagnon bei einer vorteilhaften Spekulation kann leicht sich des ganzen Geldes und aller Dokumente bemächtigen und seinen [299] Partner ins Schuldgefängnis bringen; der Schwiegervater wird den Schwiegersohn bei der Mitgift beschwindeln; der Bräutigam wird die Heiratsvermittlerin prellen, übervorteilen; die zu verheiratende Tochter wird Vater und Mutter nasführen; die Frau wird den Mann betrügen. Nichts Heiliges, nichts Reines, nichts Gerechtes gibt es in diesem finsternen Reich, die in ihm herrschende Willkür, wild, wahnsinnig, ungerrecht, wie sie ist, hat jedes Empfinden für Ehre und Recht aus ihm verjagt... Und sie können auch nicht dort sein, wo Menschenwürde, Freiheit der Persönlichkeit, der Glaube an Liebe und Glück, das Heiligtum ehrlicher Arbeit von den Despoten in den Staub geworfen und frech mit Füßen getreten werden.

Indessen geht gleich hier, nebenan, nur durch eine Wand getrennt, ein anderes, lichtetes, sauberes, von Bildung erfülltes Leben vor sich... Beide Parteien des finsternen Reiches fühlen die Überlegenheit dieses Lebens, bald fürchten sie es, bald fühlen sie sich von ihm angezogen. Doch die Grundlagen dieses Lebens, seine innere Kraft sind völlig unverständlich für die bedauernswerten Menschen, die durch ihre Lebensverhältnisse jeder Vernunft und Wahrheit entwöhnt wurden. Nur die gröbsten, ganz äußerlichen, ins Auge springenden Merkmale dieser Bildung sind für sie verständlich, nur diese greifen sie an, wenn es ihnen einfällt, der Bildung *gehässig zu begegnen*, und nur *diese ahmen sie nach*, wenn sie von dem leidenschaftlichen Wunsch ergriffen werden, *auf edle Art* zu leben. Der despotische Alte wird den Bart wegrasieren und sich statt mit Schnaps mit Champagner betrinken; seine Tochter wird *schwermütige* Romanzen singen und sich für Offiziere begeistern; der Sohn wird sich aufs Zechen verlegen und teure Toiletten und Schale für Tänzerinnen kaufen: das ist der ganze

Kodex ihrer Bildung... Dafür sind aber auch jene die die neue Welt fürchten, wenn ihnen ein Dummkopf Wichorew oder Balsaminow in den Weg kommt, gerne bereit, ihn als Vertreter der Gebildeten zu betrachten und unter Hinweis auf diese Gestalt ihrer Entrüstung über die neuen Zustände freien Lauf zu lassen. Und so zieht sich durch das ganze Leben der *Despoten*, durch das ganze Leidensdasein der *stillen Dulder* dieser Kampf gegen die Wellen des neuen Lebens, die natürlich dereinst den seit langem angehäuften Unrat hinwegschwemmen und den sumpfigen Morast in einen klaren, majestätischen Fluß verwandeln werden, die aber jetzt diesen Unrat nun erst aufwühlen, von ihm aufgesogen werden und mit ihm zusammen faulen und stinken... Heute rühren die neuen Lebensgrundsätze nur erst an das Bewußtsein aller Bewohner des [300] finsternen Reiches und wirken beunruhigend wie ein fernes Gespenst oder Alpdrücken. Selbst für jene, die sich selber entschließen, *die neue Mode mitzumachen*, ist sie trotzdem schwer, wie jedes Alpdrücken schwer ist, selbst wenn sich in ihm die anmutigsten Erscheinungen zeigen. Und genau wie nach einem Alpdrücken können selbst jene, die sich anscheinend von dem despotischen Druck schon befreit und Gefühl und Bewußtsein wiedergewonnen haben – selbst jene können sich in ihrer neuen Lage noch nicht richtig zurechtfinden, und da sie weder die wahre Bildung noch ihre eigene Mission begriffen haben, vermögen sie auch ihre Rechte nicht zu behaupten, können sich auch nicht entschließen, sich ans Werk zu machen, sondern kehren wieder zurück zur gleichen Unterwürfigkeit gegenüber dem Schicksal oder zu den dunkeln Kompromissen mit der Lüge und der Despotie.

Das ist der allgemeine Eindruck der Komödien Ostrowskijs, wie wir sie auffassen. Um einige Züge dieser blassen Skizze etwas plastischer hervortreten zu lassen, wollen wir an gewisse Einzelheiten erinnern, die als Bestätigung und Erläuterung unserer Worte dienen sollen. Im vorliegenden Aufsatz wollen wir uns darauf beschränken, jene sittliche Verkommenheit, jene gewissenlos-unnatürlichen menschlichen Beziehungen vorzuführen, die wir in den Komödien Ostrowskijs, als direkte Folge der über allen lastenden Despotie, finden.

Wir schlagen die erste Seite der „Werke Ostrowskijs“ auf. Wir sind im Hause des Kaufmanns Pusatow, in einem geschmacklos möblierten Zimmer, mit Porträts, Paradiesvögeln, bunten Draperien und Flaschen voller Likör. Marja Antipowna, ein neunzehnjähriges Mädchen, Pusatows Schwester, sitzt am Stickrahmen und singt: „*Schwarze Farbe, düstere Farbe.*“ Dann spricht sie zu sich selbst:

„Da geht nun schon der Sommer vorbei, draußen ist bereits September, du aber sitze in den vier Wänden wie eine Nonne, tritt nicht mal ans Fenster. Oh, wie interessant!“

In der Tat, das Leben des Mädchens ist nicht sehr interessant: im Hause herrscht der Despot und Gauner Antip Antipytsch Pusatow, der Bruder Marja Antipownas; ist er nicht da, so ist es Pusatows Mutter, eine brummige, fromme, gutmütige Alte, die, bereit, für einen Groschen einen Menschen zu verkaufen, ihre Tochter und die junge Frau ihres Sohnes überwacht. Im Kreise dieser Menschen gibt es keine Freude, keine Ruhe, keine Freiheit für die jungen Frauen: sie müssen sterben vor Langerweile und aus Erbitterung über das ständige Murren der Alten und über die [301] Launen des Hausherrn. Unwillkürlich beginnen sie nach geheimen Zerstreungen zu suchen, und natürlich finden sie sie. Gleich nach der Klage über ihr Schicksal sagt Marja Antipowna:

„Nun wohl, laßt uns nicht heraus, haltet uns hinter Schloß und Riegel. Tyrannisiert uns! Ich und die Schwester aber werden die Erlaubnis erbitten, zur Abendmesse ins Kloster zu gehen, werden uns festlich ankleiden, dann in den Park oder nach Sokolniki gehen. *Man muß es irgendwie mit Schlauheiten versuchen...*“

Da haben wir das erste Muster dieser unwillkürlichen unnötigen Schlauheit. Wie bei Marja Antipowna dieser Gedankengang zustande gekommen ist, infolge welcher einzelner Zufälligkeiten sich die Neigung zu Schlauheiten zu entwickeln begann – was geht es uns an!... Wir kennen die *allgemeine* Ursache einer solchen Stimmung, eine Ursache, die uns Ostrowskij

selbst sehr klar angibt, und sehen, daß Marja Antipowna keine Ausnahme, sondern eine ganz gewöhnliche, fast ständige Erscheinung dieser Art ist. Mehr brauchen wir gar nicht, um ihre frühere Verderbtheit zu erklären. Doch Ostrowskij enthüllt vor uns die verborgensten Tiefen dieser Familie, er läßt uns bei den intimsten Szenen anwesend sein, so daß wir nicht nur begreifen, sondern auch betrübten Herzens empfinden, daß es hier keine anderen Beziehungen geben kann als solche, die aufgebaut sind auf Betrug und Schlaueit der einen und wildem, gewissenlosem Despotismus der anderen. Die Szenen zwischen Marja Antipowna und Matrena Sawischna, der Frau Pusatows, sowie zwischen den beiden und der Köchin zeigen die ganze Widerlichkeit der Sittenverderbnis, auf der alles in diesem Hause beruht. Matrena Sawischna erläutert ihrer jungen Schwägerin Mascha, daß man die Offiziere nicht daran gewöhnen dürfe, vor den Fenstern spazierenzufahren, weil man in schlechten Ruf geraten und dann ewige Scherereien haben werde. Indessen haben sie die Köchin bereits zu irgendwelchen jungen Leuten geschickt, von denen sie eingeladen wurden, nach Ostankino zu kommen und eine Flasche Madeira mitzubringen. Selbstverständlich geschieht auch das im geheimen und mit Bangen, denn, ist auch Pusatow nicht zu Hause, seine Mutter beobachtet alles und verhindert alles. Kaum hat Mascha die zurückkehrende Darja durchs Fenster erblickt, da ruft sie furchtsam aus: „Ah, das Schwesterchen, wenn es nur nicht der Mutter vor die Augen kommt!“ Darja ist nun tatsächlich der Mutter vor die Augen gekommen, aber auch sie ist in solchen Dingen gewandt und vermochte sich herauszuwinden. „Ich war im Laden um Seide“, sagt sie. Die Aufpasserin wurde diesmal genasführt. Nun aber ist inmitten des Gesprächs der jungen Frau mit der Köchin ein leises Geräusch hinter den Kulissen [302] zu hören; die Köchin horcht furchtsam und sagt: „Ach, du lieber Himmel, *er selbst* ist wohl zurückgekommen...“ Und tatsächlich, schon aus dem Vorzimmer hört man Pusatows Stimme: „Alte! Hör mal, Alte, Matrena Sawischna!...“ Die Frau kommt zur Tür: „Was ist los?“ Der Mann antwortet: „Guten Tag! Und du dachtest Gott weiß was!...“ Diese Einleitung gibt uns bereits eine Handhabe für die Beurteilung der ehelichen Beziehungen von Antip Antipytsch und Matrena Sawischna. Es ist klar, daß die Frau für ihn eine Art Gummipuppe ist, mit der die Kinder spielen: bald dehnen sie ihr die Beinchen aus, bald quetschen sie ihr den Kopf ein oder ziehen ihn in die Breite und schauen dann, wie das *aussehen* wird. Pusatow hat niemals auch nur das geringste Verständnis für die menschlichen Rechte seiner Frau oder auch nur die geringste Spur von Achtung vor ihrer sittlichen Persönlichkeit gezeigt. Seine Beziehungen zu ihr beschränken sich auf animalische Triebe und auf Befriedigung seiner Despotie. Von seiner Frau sagt er: „Putzt sie sich, so ist sie besser als jede Dame – massiver, wahrhaftig. Die sind ja alle Krimskrams; mit Verlaub gesagt, unsereiner hat da nichts anzusehen. Sie aber ist bei mir so... Nun ja – ich meine die Figur... Nun, und alles übrige...“ Auch seine Pflichten gegenüber seiner Frau, die Mittel, ihre Liebe zu erwerben, beschränkt er gleichermaßen. Er meint: „Daß sie mir, einem so strammen Kerl, jemand anders vorziehen sollte – mir, einem so schönen Mann!...“ Worin aber besteht seine Schönheit? Er selbst definiert sie so: „Etwas ganz anderes ist ein guter, feister, rotbäckiger Kaufmann – so wie ich. Da gibt es was zu lieben; das ist kein ausgemergelter Federfuchser...“ Übrigens, darin hat er vielleicht gar recht: nicht umsonst werden ja bei uns Karikaturen üppiger frackbekleideter „Kamelien“, auf Kosten fremder Frauen lebender Herren, gezeichnet!... Und wenn Matrena Sawischna ohne Wissen ihres Mannes zu jungen Leuten nach Ostankino fährt, so bedeutet dies natürlich zum Teil, daß ihre Entwicklung in etwas anderer Richtung gegangen ist, zum Teil aber auch, daß sie der Despotie ihres Mannes gar zu überdrüssig ist. Diese Despotie aber äußert sich zum Beispiel folgendermaßen: Antip Antipytsch sitzt, auf Tee wartend, da, sieht sich in allen Ecken um und leistet sich dann vor lauter Nichtstun folgenden Spaß:

Antip Antipytsch (*drohend*): Alte! Komm her!

Matrena Sawischna: Was denn?

Antip Antipytsch: Komm her, sag' ich dir. (*Schlägt mit der Faust auf den Tisch.*)

Matrena Sawischna: Bist du denn von Sinnen?

Antip Antipytsch: Was soll ich nur mit dir machen? (*Schlägt auf den Tisch.*)

[303] Matrena Sawischna: Ja, was ist denn mit dir? (*Schüchtern.*) Antip Antipytsch...

Antip Antipytsch: Was, bist erschrocken! (*Lacht.*) Nein, Matrena Sawischna, ich tu' nur so ich mache Spaß. (*Seufzt auf.*) Nun, wie ist's mit dem Tee?

Man sieht, vor Langerweile treibt er solchen *Spaß*. Es ist ihm langweilig geworden, auf den Tee zu warten... Es ist begreiflich, welche Gefühle selbst die anspruchloseste Frau für einen solchen Mann hegen kann.

Doch Antip Antipytsch ist noch ein fortschrittlich gesinnter, humaner Mensch im Vergleich zu seiner Mutter. Seiner Meinung nach ist es nur im Rausch recht, die Frau zu schlagen, und auch das billigt er nicht ganz. Als er seine Schwester an Schirjalow verheiraten will, fragt er: „Du bist doch im Rausch ruhig? Raufst nicht?“ Seine Mutter, Stepanida Trofimowna, aber will auch das nicht anerkennen: sie schilt den Sohn, warum er seiner Frau keine Angst einjage. „Mein Seliger“, sagt sie, „wie er mich auch geliebt, wie er mich auch gehätschelt hat, aber im Schlafzimmer hing auf alle Fälle an einem Nagel die Peitsche.“ Ihr Sohn hat keine Peitsche, und das hält sie bereits für einen Verfall der Sittlichkeit... Seine Frau sieht aber auch ohne Peitsche die Notwendigkeit ein, vor dem Manne zu heucheln: mit gespielter Zärtlichkeit küßt und liebkost sie ihn, sie bittet ihn und die Mutter, sie zur Vesper und zur Abendmesse fortzulassen, obwohl sie selbst eine gewisse Neigung zum Eigensinn offenbart, und sagt: „Der Mann ist noch nicht geboren, der mich zum Schweigen zwingen könnte.“ Betrug und Verstellung herrschen in diesem Haus und bilden eine Art besonderer Religion, die man *Religion der Heuchelei* nennen könnte.

Dann läßt Pusatow seine Frau in Ruhe, geht zu seiner Schwester über und beginnt, ihr Bräutigame zu empfehlen. Dabei werden wieder verschiedene züchtige Andeutungen auf den Körperbau gemacht, vor denen das nicht minder züchtige Mädchen aus dem Zimmer flüchtet. Dann beginnt zwischen Mutter und Sohn ein intimes Beraten über ihr Los. Die Mutter schlägt Schirjalow als Bräutigam vor und empfiehlt ihn folgendermaßen: „Er ist zwar recht alt und Witwer, aber Geld, Antipuschka, hat er gar viel wie Heu. Dann ist er auch ein solider, frommer Mann, ein mustergültiger Kaufmann, allgemein geachtet.“ Der Sohn antwortet darauf lakonisch: „Nur ist er, Mütterchen, *ein gar zu großer Gauner*.“ Man könnte glauben, daß Pusatow die Ehrlichkeit achtet und Gaunerei nicht liebt. Doch keine Spur davon. Er hat seine besonderen Begriffe, laut denen man wohl gaunern soll, aber nur in gewissen Grenzen, obwohl übrigens auch er selbst nicht recht weiß, bis zu [304] welchen... Es ist einfach so: ihm scheint, daß der eine Mann *kein gar zu großer Gauner*, dieser da aber schon *ein gar zu großer Gauner* sei. Und handelt es sich um einen gar zu großen Gauner, so rührt das schon an sein Gewissen. Übrigens hat auch dieses Gefühl keine besonderen Folgen. Mutter und Sohn sagen über ihre moralischen Begriffe folgendes. Auf die Bemerkung des Sohnes, Schirjalow sei ein Gauner, antwortet Stepanida Trofimowna:

Ach, du meine Güte! Warum ist er denn ein Gauner, sag mal, bitte! Jeden Feiertag geht er in die Kirche, kommt dabei früher als alle andern; die Fasttage hält er ein; während der großen Fasten trinkt er sogar den Tee ohne Zucker, immer nur mit Honig oder mit Rosinen. So ist es, mein Lieber! Nicht so wie du... Und betrügt er auch jemand, was ist da Schlimmes dabei! Er ist nicht der erste und auch nicht der letzte; ein Geschäftsmann; darauf, Antipuschka, beruht der Handel. Nicht umsonst sagt das Sprichwort: „Wer nicht betrügt, der nicht verkauft.“

Antip Antipytsch: Was ist da schon zu sagen! *Warum soll man einen Freund nicht prellen, wenn es sich gerade so macht*. Das ist nicht schlimm. Das kann man. Aber, Mütterchen, *manchmal rührt sich ja auch das Gewissen*. (*Kratzt sich hinterm Ohr.*) Wahrhaftig! *Auch die Todesstunde kommt einem in den Sinn*. (*Schweigen.*) Ich selbst kann auch, wenn es sich so trifft, nicht schlechter als er eine Mine legen. *Nachher sage ich's aber auch*: ich habe dich so und so etwas übers Ohr gehauen. Da habe ich voriges Jahr Sawa Sawitsch etwa um fünfhundert

Rubel geprellt. Aber nachher habe ich's ihm ja gesagt: da hast du, Sawa Sawitsch, einen halben Tausender dir entgehen lassen, jetzt aber, Bruder, ist es schon zu spät, *gib acht. Ein bißchen war er böse, dann sind wir wieder gut geworden.* Es hat ja nichts auf sich.

Man sieht, Pusatow hält seine Gaunereien nicht für etwas Schlechtes, er hält sie nicht einmal für Betrug, sondern einfach für einen geschickten, klugen Streich, dessen man sich sogar rühmen kann. Und diejenigen, die er prellt, sind der gleichen Meinung. Sawa Sawitsch war böse, weil er sich hat um den Finger wickeln lassen; dann aber, als die gekränkte Eigenliebe sich beruhigte, wurde er wieder gut Freund mit Antip Antipytsch. Betrug ist hier eine normale Erscheinung, notwendig wie das Töten im Krieg. Die Lebensweise in diesem finsternen Reich hat sich eben so gestaltet, daß ewige Feindschaft zwischen seinen Bewohnern herrscht. Alles befindet sich hier miteinander im Krieg: die Frau mit dem Mann – wegen seiner Willkür; der Mann mit der Frau – wegen ihres Ungehorsams oder ihrer Ungefälligkeit; die Eltern mit den Kindern – weil die Kinder nach dem eigenen Verstand leben wollen; die Kinder mit den Eltern – weil diese sie nicht nach dem eigenen Verstand leben lassen; die Ladenbesitzer stehen im Kampf mit dem Kommissar, die Vorgesetzten mit den Untergebenen, weil die einen alles mit ihrer Despotie unterdrücken wollen, die anderen aber keinen Spielraum selbst für ihre berechtigtesten Bestrebungen finden; Geschäftsleute befehlen sich, damit der andere ihnen den Ertrag ihrer, [305] immer auf die Ausbeutung anderer abzielenden Tätigkeit nicht wegfischt; Müßiggänger quälen sich ab, damit ihnen die Leute nicht entwischen, durch deren Arbeit sie sich skrupellos nähren, ein feines Leben führen und sich bereichern. Und alle diese Leute kämpfen mit vereinten Kräften gegen die ehrlichen Menschen, die den unterdrückten Schaffenden die Augen öffnen und sie lehren können, laut und nachdrücklich ihre Rechte zu fordern. Infolge einer solchen Lage der Dinge befinden sich alle im Belagerungszustand, alle bemühen sich, sich irgendwie vor der Gefahr zu retten und die Wachsamkeit des Feindes zu täuschen. Auf allen Gesichtern ist Schrecken und Mißtrauen zu lesen; der natürliche Gang des Denkens ändert sich, und an die Stelle gesunder Begriffe treten besondere konventionelle Gedankengänge, die sich durch viehischen Charakter auszeichnen und der menschlichen Natur völlig widersprechen. Bekanntlich unterscheidet sich die Logik des Krieges völlig von der Logik des gesunden Menschenverstandes, Kriegslist wird gelobt als Beweis für einen auf Ausrottung der Nächsten gerichteten Verstand; Mord wird gepriesen als höchster Heldenmut des Menschen; ein gelungener Raub, Wegnahme eines Lagers, eines Trosses u. a., erhöht den Menschen in den Augen seiner Mitbürger. Indessen gibt es in allen Gesetzgebungen Strafen für Betrug ebensogut wie für Raub und Mord. Mehr noch, in allen Gesetzgebungen werden mildernde Umstände zuerkannt und manchmal der Mord selbst entschuldigt, wenn die Beweggründe dazu allzu unwiderstehlich waren. Doch welche mildernde Umstände gibt es zum Beispiel für einen Ungarn oder einen Slawen, der gegen die Italiener in den Krieg zieht, damit Österreich diese nach wie vor unterdrücken kann? Welch schrecklicher Strafe müßte man jeden ungarischen und jeden slawischen Offizier oder Soldaten für jeden Schuß unterziehen, den er auf französische und sardinische Regimenter abgegeben hat! Doch so groß ist die Kraft der allgemeinen Verblendung, die in bestimmten Situationen die Menschen unvermeidlich ansteckt, daß für Mord und Raub im Kriege nicht nur niemand hingerichtet wird, die Betroffenen vielmehr noch gelobt und belohnt werden! In einer genau solchen wahnsinnigen Verblendung befinden sich alle Bewohner des finsternen Reichs, das aus Ostrowskijs Komödien vor uns ersteht. Sie führen einen ständigen Krieg gegen ihre ganze Umgebung; fordert und erwartet daher von ihnen keine rationellen Erwägungen, denen der Mensch im ruhigen, friedlichen Zustand zugänglich ist. Pusatow stellt folgenden Kriegssyllogismus auf: „Werde ich dich nicht zerschmettern, so wirst du mich zerschmettern; dann aber will ich lieber dich [306] zerschmettern.“ Und was soll man gegen einen solchen Syllogismus sagen? Entsteht er nicht von selbst bei jedem Menschen, der in die schwierige Lage versetzt wird, zwischen Sieg und Niederlage zu wählen? Da braucht man sich nicht zu wundern, daß Pusatow, als er er-

zählt, wie er einem Deutschen, der ihm eine Rechnung aus einem Laden vorlegte, nicht die ganze ihm gebührende Summe gegeben habe, folgende Betrachtung anstellt: „Soll ich ihm wirklich das Ganze geben? Warum denn das? Nein, man erweist mir später die Ehre. *Sie sagen einen Preis, wie er ihnen gerade ein fällt, und vor lauter Dummheit glaubt man ihnen. Auch ein anderes Mal werde ich dasselbe tun, wenn er keinen Wechsel nimmt.*“ Man sieht, es geht hier das gewöhnlichste Spiel vor sich: wer besser spielt, der gewinnt eben.

Auch Pusatow selbst liebt eigentlich den Betrug nicht, den Betrug ohne Not, ohne Hoffnung auf Vorteil: er liebt ihn unter anderem auch deswegen nicht, weil sich in einem solchen Betrug nicht ein solider, mit wesentlichen Interessen beschäftigter Geist offenbart, sondern einfach Leichtfertigkeit, ohne jede Solidität. Schirjalow aber, bei dem die Gaunerei jegliche Grenzen überschreitet, verurteilt er eher deswegen, weil sich dieser gar nicht mehr darum kümmert, ob Krieg oder Frieden ist – bald fängt er während des Waffenstillstands zu schießen an, bald schlägt er sogar gegen die eigenen Leute los. „Der ist“, sagt Pusatow, „wie so ein Jude: den eigenen Vater wird er betrügen. Wahrhaftig! Einem jeden schaut er förmlich in die Augen! Damit spielt er doch den Frömmling.“ Übrigens kann man auch das abfällige Urteil Pusatows in diesem Fall nicht ernst nehmen: im selben Augenblick, da Antip Antipytsch auf Schirjalow schimpft, erscheint dieser Kaufmann bei ihm zu Gast. Antipytsch empfängt ihn nicht nur sehr liebenswürdig, hört nicht nur aufmerksam seinen Erzählungen zu über das wüste Leben seines Sohnes Senjka, das den Alten selbst zum Heiraten zwingt, sowie über die eigenen Gaunerstückchen Schirjalows, sondern bietet ihm noch zum Schluß seine Schwester zur Frau an und bringt gleich auf der Stelle, ohne Zustimmung und ohne Wissen von Marja Antipowna, die Sache unter Dach und Fach. Was hat ihn dazu veranlaßt? Die Antwort besteht in einigen Worten, die er nach Schirjalows Abgang spricht: „Ein Erzdieb!“ sagt Pusatow zu sich selbst und blinzelt schlaue, „eine raffinierte Bestie! Wie er doch den armen Lazarus spielt! Da sehe man bloß, der Senjka ist schuld!... Aber was gibt's da zu reden, er ist einfach auf seine alten Tage albern geworden... Nun, bitte sehr, mit dem größten Vergnügen! Bitte sehr, ich habe nichts [307] dagegen! ... *Nur, Paramon Ferapontytsch, wer in bezug auf die Mitgift den andern betrügen wird – das ist eine dunkle Angelegenheit. Ich und Mutter werden gewiß nicht den kürzeren ziehen.*“ Die Sache ist also sehr einfach: es bietet sich eine Möglichkeit, die Schwester vorteilhaft loszuwerden; wie soll man da die Gelegenheit nicht benutzen? Für die Schwester aber wird es eine Wohltat sein: immerhin wird sie ja untergebracht sein!...

So sind die Menschen, so sind die menschlichen Beziehungen, die uns im „Familienbild“, dem der Zeit nach ersten Werk Ostrowskijs, entgegentreten. Hier finden sich bereits die Ansätze von vielem, was in den späteren Komödien vollständiger und schärfer aufgedeckt wurde. Jedenfalls sieht man, daß dem Autor bereits zu dieser Zeit aufgefallen war, welche feindseligere, finstere Charakter bei uns zumeist die Beziehungen einander sehr nahestehender Menschen kennzeichnet. Hier sind zum Teil auch die Ursachen dieser Düsterei und Feindseligkeit angedeutet; die sinnlose Despotie der einen und die furchtsame Nachgiebigkeit sowie die Untätigkeit der anderen. Hier sind auch außerordentlich scharf und plastisch die Folgen einer solchen unnatürlichen Lage der Dinge gezeigt – der allgemeine Betrug und die Gaunerei in Familienangelegenheiten wie im öffentlichen Leben.

In dem Stück „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ sehen wir wieder die gleiche Religion der Heuchelei und Gaunerei, die gleiche Sinnlosigkeit und Despotie der einen und die gleiche trügerische Unterwürfigkeit und sklavenmäßige Schlaueit der anderen, jedoch in größerer Verästelung. Hier werden uns einige Stufen der Unterdrückung vorgeführt, wird ein gewisses System in der Verteilung der Despotie gezeigt, wird ein Abriß ihrer Geschichte gegeben. Der hauptsächlichste Despot, der Tyrann aller ihm Nahestehenden, ein Despot, der keine *Hemmung* kennt, ist Samson Silytsch Bolschow. Und welche Angst flößt er dem ganzen Haus ein! Agrafena Kondratjewna, seine Frau, droht ihrer erwachsenen Tochter, sie werde

sich „beim Vater beklagen“; diese aber antwortet: „Sie sind von Gott gerade dazu geschaffen, sich zu beklagen: Sie selber haben für mich nicht sehr viel zu bedeuten.“ Auf die zweite Drohung antwortet sie noch bissiger: „Immer dieselbe Leier, immer wieder der Vater, der Vater; ein gutes Mundwerk haben Sie, wenn er dabei ist, versuchen Sie es aber mal allein!“ Man sieht, daß Samson Silytsch für die Frau wie für die Tochter eine Art Popanz ist, und obwohl sie einander mit ihm zu schrecken suchen, bilden sie beide eine versteckte, geheime, von selbst zustande gekommene Opposition gegen ihn. Agrafena [308] Kondratjewna, äußerst beschränkt, wie sie ist, kann nicht selber Klarheit in ihre Gefühle bringen und drückt nur durch Ächzen und Seufzen aus, daß ihr schwer zumute ist. Lipotschka aber sagt sehr ungeheuert: „Mamachen hat jeden Tag eine andere Meinung, Vater auch; wenn er nicht betrunken ist, so schweigt er, ist er aber betrunken, so kann es Prügel setzen... Und das soll ein gebildetes Fräulein ertragen!“ Das gesamte Hausgesinde ist ganz von denselben düster-scheuen Gefühlen durchdrungen: Tischka beklagt sich über die Prügel, die er von seinem Brotherrn bekommt; die Köchin Fominischna hat folgendes Gespräch mit Ustinja Naumowna, einer Heiratsvermittlerin, die für Lipotschka, die Tochter Bolschows, einen Bräutigam sucht.

Ustinja Naumowna: Setz dich, Fominischna, die Füße sind ja alt, gebrechlich.

Fominischna: Geht nicht, meine Liebe. Habe keine Zeit. Es ist ein Unglück damit. Er selbst ist, wer weiß warum, noch nicht aus der Stadt heimgekehrt, alle laufen verängstigt herum, er kann ja jeden Augenblick betrunken zurückkommen. Und wie verrückt er doch ist, du lieber Gott. Wo nur ein solcher Unfugtreiber herkommt!

Ustinja Naumowna: Das ist nun mal so. Mit einem Reichen wird man, wie mit dem Teufel, nicht so bald fertig.

Fominischna: Was für schreckliche Sachen wir doch mit ihm schon erlebt haben. Vorige Woche kam er da in der Nacht betrunken nach Hause. Er hat so getobt, nicht zum Aushalten war es. Einfach entsetzlich! Das Geschirr hat er zerschlagen... „Uh!“ schrie er, „Ihr Gesindel, ich erschlage euch gleich alle!“

Und in der Tat, Samson Silytsch hält alle, wie man zu sagen pflegt, in Gottesfurcht. Erscheint er, so schauen ihm alle in die Augen und suchen zitternd zu erraten, wie er gelaunt ist. Hier eine kleine Szene, aus der ersichtlich ist, welchen Schrecken er im ganzen Hause verbreitet.

Fominischna stürzt ins Zimmer und ruft:

Fominischna: Samson Silytsch ist zurück, ist, so scheint's, berauscht!

Tischka: Uff! Da haben wir nun die Bescherung.

Fominischna: Lauf, Tischka, hole Lasar; beeil dich, mein Lieber!

Agrafena Kondratjewna (*erscheint auf der Treppe*): Ach, Fominischna, Mütterchen, wohin begibt er sich?

Fominischna: Es scheint wohl, hierher, Mütterchen. Ich werde doch lieber die Tür zuschließen, wahrhaftig, ich werde sie zuschließen; mag er doch nach oben gehen, du aber, Täubchen, bleib hier sitzen.

Zu guter Letzt erweist es sich sogar, daß Samson Silytsch gar nicht betrunken ist, es schien Fominischna nur so. Bemerkenswert ist aber, wie dieser, alle ohne Ausnahme bedrückende Despotismus sämtliche Begriffe durcheinanderwirft, alle Unterschiede aufhebt: Mutter, Tochter, Köchin, Wirtschaftlerin, Laufbursche, Kommis – all das fließt in einem schweren Augenblick in eins zusammen, in die Partei der Unterdrückten, die um ihre Verteidigung besorgt ist. [309] Fominischna, die zu anderer Zeit Tischka schlägt und ihn tyrannisiert, bittet ihn jetzt und nennt ihn mein Lieber. Agrafena Kondratjewna wendet sich mit klagender Miene an ihre Köchin mit der Frage: „Ach, Fominischna, Mütterchen...“ Fominischna blickt sie voller Mitleid an und will ihr durch Schließen der Tür Schutz erweisen... Nur der Kommis, Lasar Podchaljusin, den irgendein dunkles, nichtvereinbartes Bündnis mit seinem Herrn verknüpft und der selber darauf ausgeht, ein kleiner Despot zu werden, ist nicht völlig von dieser Furcht befangen, die allen, die Bolschows Haus betreten, gemeinsam ist. In der Person Podchaljusins haben wir eine andere, niedrigere Instanz der Despotie vor uns, die bisher durch schweren Druck niedergehalten war, aber bereits beginnt, ihr Haupt zu erheben... In einem Gespräch

mit Podchaljusin sagt die Heiratsvermittlerin zu ihm: „Du weißt ja selber, was für ein Früchtchen unser Samson Silytsch ist; der kann ja, bewahr uns der Himmel, einem auch die Haube zerknüllen.“ Podchaljusin aber antwortet selbstbewußt: „Nichts wird er zerknüllen.“ In der Antwort an Tischka, der droht, sich beim Herrn über Lasars Schläge zu beklagen, ist er noch entschiedener: „Dem Herrn sagen! Was kann mir schon dein Herr tun! Ich kann, wenn es darauf ankommt...“, beginnt er, spricht aber nicht zu Ende. Man sieht, auch er hat noch nicht vergessen, was für ein Früchtchen Samson Silytsch ist. Übrigens schlägt auch Podchaljusin erst dann so kühne Töne an, wenn er die ganze Mechanik, die Bolschow für die Bankrotterklärung vorbereitet, in seinen Händen hat. Er fühlt sich in der Lage eines Menschen, dem es gelungen ist, seinen Kerkermeister in die Gefängniszelle zu stoßen, der er selbst entsprungen ist. Der Schlüssel vom Gefängnistor ist noch beim Kerkermeister geblieben: diesen muß man noch verlangen und bekommen, und daher schwankt Podchaljusin, der sich bereits nicht mehr als Gefangener fühlt, aber weiß, daß er noch nicht ganz in Freiheit ist, unaufhörlich zwischen selbstzufriedener Freude und innerer Unruhe, er mischt Frechheit mit Kriecherei. Er hat bereits das Haus und die Läden Bolschows in seiner Hand; es bleibt ihm nur noch übrig, sich endgültig des Gutes des Alten zu bemächtigen und auch noch seine Tochter zu heiraten, die ihm recht gut gefällt. Die Erfüllung seiner Wünsche erhofft sich Podchaljusin gerade von der Despotie Bolschows. Ohne lange zu suchen und ohne besonders tückische Pläne zu schmieden, versucht er, bloß die Heiratsvermittlerin zu überreden, den früheren, zur besseren Gesellschaft gehörenden Bräutigam der Lipotschka von seiner Absicht abzubringen, und biedert sich mit kriecherischem Ton und teilnahmevollen [310] Worten Bolschow an. Seine Erwägungen sind sehr einfach. Er sagt sich:

„Wer den Charakter des Samson Silytsch gut kennt, muß sieh sagen, daß all das wirklich geschehen kann. Bei ihm ist es folgendermaßen eingeführt: hat er sieh etwas in den Kopf gesetzt, so kann ihn niemand mehr davon abbringen. Genau so, wie es war, als er vor vier Jahren den Bart rasieren wollte: wie sehr auch Agrafena Kontratjewna bat, wie sehr sie auch weinte – nein, sagt er, nachher werde ich ihn wieder wachsen lassen, jetzt aber bleibe ich bei meinem Entschluß; er rasierte ihn eben weg. So ist es auch in diesem Fall: Wenn ich mit ihm den richtigen Ton treffe oder wenn er sich das einfach in den Kopf setzt – schon morgen geht es dann zum Altar, und basta, und niemand darf auch nur ein Wort sagen.“

Es ist klar, daß die ganze Berechnung hier recht unkompliziert ist; sie stützt sich ganz auf den despotischen Charakter Bolschows. Selbstverständlich kann es hier eine besondere Schlaueit gar nicht geben; denn für einen Dummkopf ist überhaupt kein Gesetz geschrieben, und für einen Despoten erst recht keins, folglich kann man mit ihm *nichts ausrichten*, wie Ustinja Naumowna sich ausdrückt. Podchaljusin weiß denn auch, daß er aufs Geratewohl vorgeht. „Wenn ich mit ihm den richtigen Ton treffe *oder wenn er sich das einfach in den Kopf setzt*“ – beide Chancen sind gleich wahrscheinlich und gleich unwahrscheinlich. Und was den *richtigen Ton* anbelangt, so braucht man auch nicht viel nachzudenken: lüge etwas vor über deine Ergebenheit; deine Dankbarkeit, über das Glück, einem solchen Menschen zu dienen, über deine eigene Nichtigkeit im Vergleich zu ihm – mehr braucht man gar nicht, um einen dummen Mushik von despotischem Charakter zufriedenzustellen. Von allen Arten der Lebensdiplomatie ist das die niedrigste, das ist nicht mehr als die Berechnung des nächsten Zuges im Schachspiel. Bolschow fällt auf diese simple Sache herein, denn seine eigensinnigen Gewohnheiten haben ihm längst seine Vernunft genommen, ihn jeder Möglichkeit beraubt, die Dinge direkt und nüchtern zu betrachten. Sich selbst betrachtet er als das einzige Gesetz und den Mittelpunkt von allem, was in den Bereich seiner Tätigkeit fällt. In seiner Familie sagt er das mit zynischer Grobheit offen heraus. Von seiner Tochter sagt er: „Es ist mein Kind: will ich, so esse ich’s mit Grütze, will ich, so mache ich Butter daraus.“ Deswegen erscheint ihm die Absicht, sie gegen ihren Willen an Podchaljusin zu verheiraten, nur als interessantes Experiment. „Geh mal zur Braut hinein“, sagt er zu Lasar, „wir werden uns mit ihnen einen *Spaß machen*.“ Dieser Spaß besteht darin, daß er Frau und Tochter plötzlich verkündet, Lasar sei Lipotschkas

Bräutigam. Alle geraten in Verwirrung: die Mutter, die Heiratsvermittlerin, Fominischna und die Braut selbst, die übrigens als [311] eine *Gebildete* die Kräfte in sich fand, entschieden Widerstand zu leisten und auszurufen: „Ich will nicht, ich will nicht, ich werde solch einen so widerwärtigen Menschen nicht heiraten.“ Selbstverständlich kann aus diesem Widerstand nichts werden: Samson Silytsch kann man nicht überreden. Dann ist noch Podchaljusin da, der ihn aufreizt und tückisch zu ihm sagt: „Offenbar, Väterchen, wird es nicht nach Ihrem Wunsche gehen.“ Diese Worte genügen, daß Bolschow, die Hände von Bräutigam und Braut gewaltsam vereinigend, mit folgenden Worten erwidert: „Wieso wird es nicht gehen, da ich es einmal will? *Wozu bin ich denn der Vater, wenn ich nicht befehlen soll?* Habe ich sie denn umsonst ernährt?“ Wie man sieht, erkennt Bolschow von den väterlichen Pflichten nur eine an: den Kindern Befehle zu erteilen. Daß er aber die Tochter ernährt hat, ist bereits eine Wohltat, die sie ihm mit dem vollen Verzicht auf einen eigenen Willen vergelten muß. Genau so ist er auch in seinem ganzen Tun. Er bemerkt zum Beispiel selbst, daß Podchaljusin ein Gauner ist; darum schert er sich aber nicht, denn Podchaljusin ist sein Kommis und arbeitet zu seinem Nutz und Frommen. Ohne sich im geringsten zu genieren, wirft er ihm Undankbarkeit vor und verweist ihn auf Tatsachen: „Denk daran, Lasar, wie oft ich bemerkt habe, daß du es mit mein und dein nicht genau nimmst, nun, und was war dann? Ich habe dich doch nicht fortgejagt, habe dich nicht in der ganzen Stadt in Verruf gebracht. Ich habe dich zum Ersten Kommis gemacht, dir habe ich mein ganzes Vermögen gegeben, dir, Lasar, habe ich mit eigenen Händen meine Tochter gegeben.“ Das alles geschah in der Hoffnung, daß Lasar ausgezeichnet gaunern und aus allen, natürlich außer Bolschow selbst, Geld heraus schlagen werde. So ist es auch mit Rispoloshenskij, einem versoffenen Gerichtsschreiber, der sich mit Gerichtsmachinationen befaßt und in Bolschows Angelegenheiten einiges unternimmt: Samson Silytsch spöttelt darüber, wie man ihn vom Gerichtshof fortgejagt habe, und erklärt sehr streng, man müßte ihn nach Kamtschatka verbannen. Auf die Frage Rispoloshenskij: „Warum denn nach Kamtschatka?“ antwortet Bolschow kurz und bündig: „Warum? Wegen Unfugs! Soll man euch denn alles nachsehen?“ Doch diese so strenge Ansicht über die Tätigkeit des aus dem Dienst gejagten Beamten hindert Samson Silytsch nicht, dessen Dienste in der Angelegenheit des beabsichtigten betrügerischen Bankrotts in Anspruch zu nehmen. Bolschow scheint der Meinung zu sein, daß die moralischen Regeln, die er für andere als bindend betrachtet, für ihn nicht gelten. Diese sonderbare (wiewohl in unserer Gesellschaft so häufige) Erscheinung kommt [312] daher, daß Bolschow die wahren Grundsätze des gesellschaftlichen Zusammenlebens nicht begreift, den wechselseitigen Zusammenhang zwischen Rechten und Pflichten des Menschen gegenüber anderen nicht anerkennt und, gleich Pusatow, die Gesellschaft als feindliches Lager betrachtet. „Wichtig ist, daß ich mich so gut wie möglich einrichte; ob der eine oder der andere dabei zu Schaden kommt oder einen Vorteil erzielt, das geht mich nichts an; kommt er zu Schaden, so ist er selbst schuld: er hat sich eben verhauen.“ Auf solchen Erwägungen beruhen alle Gedanken Bolschows, solche Erwägungen haben ihn auch dazu geführt, sich bankrott zu erklären. Ostrowskij wurde vorgeworfen, er habe in seiner Komödie nicht vollständig und klar genug zum Ausdruck gebracht, in welcher Weise, infolge welcher besonderen Einflüsse, kraft welcher Folgerichtigkeit und in welcher Übereinstimmung mit den allgemeinen Charakterzügen Bolschows bei diesem die Absicht aufkam, sich bankrott zu erklären. „Böswilliger Bankrott“, sagten die Kritiker, „ist ein Verbrechen, das schrecklicher ist als einfacher Betrug, Diebstahl und Mord. Er vereinigt in sich diese drei Arten von Verbrechen: er ist aber noch schrecklicher, weil er mit Vorbedacht vollzogen und sehr lange vorbereitet wird, viel tückische Geduld und die unverfrorenste Geistesgegenwart erfordert. Zu einem solchen Verbrechen kann sich ein Mensch nur aus falscher *Überzeugung* oder infolge irgendwelcher besonders ungünstiger moralischer Beeinflussungen entschließen. Bei Ostrowskij ist das alles nicht gezeigt, vielmehr wird der Bankrott Bolschows einfach als Laune hingestellt: er hätte eben *keine Lust*, Schulden zu bezahlen.“ Alle solche Erwägungen sind

zwar in theoretischer Hinsicht durchaus richtig, bleiben jedoch auf das russische Leben völlig unanwendbar. Die Sache ist eben die, daß unser Leben der Herausgestaltung irgendeiner Überzeugung gar nicht förderlich ist, kommt aber in jemandem eine solche auf, so läßt das Leben nicht zu sie anzuwenden. In unserer Gesellschaft floriert nur eine Überzeugung, das ist eben die Überzeugung, daß man eine sittliche Überzeugung nicht haben (oder wenigstens nicht offenbaren) soll. Eine solche Überzeugung hat aber auch Samson Silytsch, obwohl sie in seinem Bewußtsein nicht ganz klar ist: infolge dieser Überzeugung umwirbt er Lasar, tritt in geschäftliche Verbindung mit Rispoloshenskij und entschließt sich, den Bankrott zu erklären. Im allgemeinen muß man sagen, daß eben nur mit Hilfe dieser Überzeugung ein gewisses Leben in unserem „finsternen Reich“ unterhalten wird; vermittels dieser Überzeugung werden Karrieren und vorteilhafte Partien gemacht, Kapitalien erworben und all-[313]gemeine Achtung erzielt. Wäre diese einzige *Überzeugung* im „finsternen Reich“ nicht entwickelt, so würde in ihm alles zum Stehen kommen, einschlafen; erstarren. Natürlich, es gibt in diesem Reich auch Menschen mit *festen* sittlichen Grundsätzen, mit *ehrllicher, heiliger* Überzeugung; leider sind das aber alles Menschen vom Oblomowschen Typus. Sie haben auch ihre Überzeugungen nicht in praktischer Tätigkeit, nicht im Kampf gegen die Ungerechtigkeit in der Welt, sondern beim Lesen guter Bücher, in lebhaften Unterhaltungen mit Freunden, bei exaltierten Schwüren gegenüber Frauen und in edelsinnigen Träumereien auf ihrem Sofa erworben. Es ist diesen Leuten gelungen, nicht von Kindheit an in praktische Tätigkeit einbezogen zu werden – da blieb ihnen viel freie Zeit zum Nachdenken über ihre Beziehungen zur Welt und über die moralischen Grundsätze für ihre Handlungen! Da sie abseits der praktischen Sphäre standen, ersannen sie prächtige Dinge; dafür blieben sie aber untauglich zu wirklichen Taten und erwiesen sich als völlig nichtig, wenn sie mit so manchen Dingen und Menschen im „finsternen Reich“ zusammenstießen. Anfangs fürchtete man sie einigermaßen, als sie mit der Lorgnette Onegins, im dunkeln Mantel Petschorins, mit der exaltierten Sprache Rudins erschienen; nachher jedoch begriff man, daß das alles Oblomows sind und daß sie, mögen sie auch für manche Fräulein erschreckend sein, für praktisch tätige Menschen keineswegs gefährlich sein können. So blieben sie denn auch außerhalb des Lebens diese Menschen ehrlicher Bestrebungen und selbständiger Überzeugungen (denen sie übrigens, infolge ihres unpraktischen Wesens, nicht selten untreu wurden). Und kann man auch nicht sagen, daß sie, bei ihren Zusammenstößen mit den Raubvögeln in ihrer Umgebung, rein geblieben sind wie die Tauben, so kann man doch wenigstens positiv behaupten, daß sie machtlos wie die Tauben geblieben sind. Was aber jene Bewohner des „finsternen Reichs“ betrifft, die die Kraft zu praktischer Arbeit besaßen und an sie gewöhnt waren, so betraten sie alle vom allerersten Schritt an einen Pfad, der sie keineswegs zu reinen moralischen Überzeugungen bringen konnte. Für den arbeitenden Menschen gab es hier nie eine friedliche, freie, gemeinnützige Tätigkeit; kaum hat er sich umgesehen, da fühlte er bereits, daß er auf irgendeine Weise in ein feindliches Lager geraten war und, um seine Existenz zu retten, seine Feinde irgendwie irreführen müsse, sei es auch dadurch, daß er sich für einen freiwilligen Überläufer ausgibt. Dann aber beginnen sie listige Züge anzuwenden, um die Wachsamkeit der Feinde zu täuschen und sich vor ihnen zu retten; wenn das dann auch gelingt, so werden feindliche [314] Handlungen gegen sie ersonnen, teils als Rache, teils aber, um sich vor neuer Gefahr zu schützen. Wie sollten sich da richtige Anschauungen entwickeln über die Beziehungen der Menschen zueinander? Wie sollte man da zur Achtung vor der menschlichen Würde erzogen werden? Hier tragen alle die Verantwortung für irgendeine fremde Ungerechtigkeit, alle fügen mir Unannehmlichkeiten zu für etwas, woran ich gar nicht schuld bin; ich muß alle zurückschlagen, auch wenn ich nicht den Wunsch habe, jemand zu schlagen. Notgedrungen ist der Mensch nicht mehr wählerisch und beginnt dem ersten besten Schläge zu versetzen, auch wenn er sich dessen bewußt bleibt, daß man eigentlich niemand schlagen sollte. Unwillkürlich komme ich zurück auf den Vergleich des Lebens im „finsternen Reich“ mit einem erbitterten Krieg. Im Krieg ist es ja kein Unglück,

wenn ein Soldat einen Feind tötet, der keinen einzigen Schuß auf unser Lager abgegeben hat: er ist einfach der Kugel in den Weg gekommen – das genügt. Den Soldaten, der getötet hat, wird das Gewissen nicht quälen. Genau so ist es kein Unglück, wenn ein Kaufmann einen grundehrlichen Menschen betrogen hat, der nie im Leben jemandem auch nur im geringsten etwas Böses getan hat. Es genügt, daß er eine Ware kauft; Handel ist genau wie Krieg: wer nicht betrügt, der nicht verkauft!... Man wende das gleiche auf den Gutsbesitzer, den Beamten des „finsternen Reichs“, auf wen immer an – stets wird es das gleiche sein: alle sind im Kriegszustand, niemand quält das Gewissen wegen Betrugs und Aneignung fremden Guts, und zwar deswegen, weil niemand eine moralische Überzeugung hat, vielmehr alle den Verhältnissen entsprechend leben.

Somit finden wir einen zutiefst richtigen, charakteristisch russischen Zug darin, daß Bolschow bei seinem betrügerischen Bankrott keiner besonderen *Überzeugung* folgt und keinen *tiefen seelischen Kampf* durchmacht, außer der Angst, er könnte vor das Kriminalgericht kommen... Abstrakt genommen, erscheinen uns alle Verbrechen als etwas allzu Schreckliches und Ungewöhnliches; in den Einzelfällen aber werden sie größtenteils sehr leicht begangen und erklären sich außerordentlich einfach. Vor dem Kriminalgericht erwies sich der Mann als Räuber und auch als Mörder; es mußte also ein Scheusal von Mensch sein. Schaut man ihn aber an, so ist er ja gar kein Scheusal, sondern ein ganz gewöhnlicher und sogar gutmütiger Mensch. Er hat gar nicht die Überzeugung, Raub und Mord seien etwas Rühmliches; auch seine Verbrechen beging er ohne schweren, langwierigen Kampf mit sich selbst, vielmehr beging er sie nur so, von ungefähr, ohne sich recht bewußt zu [315] sein, was er tat. Sprechen Sie mal mit Leuten, die viele Verbrecher gesehen haben; sie werden Ihnen bestätigen, daß das gar häufig der Fall ist. Woher kommt das? Es kommt daher, daß jedes Verbrechen nicht eine Folge der Natur des Menschen ist, sondern eine Folge des unnormalen Verhältnisses, in das er gegenüber der Gesellschaft geraten ist. Und je stärker diese Abnormalität ist, desto häufiger werden Verbrechen sogar von anständigen Naturen begangen, desto weniger Vorbedachtes und Systematisches und mehr Zufälliges, fast Unbewußtes liegt im Verbrechen. Im „finsternen Reich“, das wir jetzt behandeln, geht die Abnormalität der gesellschaftlichen Beziehungen bis zu den weitesten Grenzen, und daher ist es sehr wohl begreiflich, daß seine Bewohner absolut jeden Sinn für Moralfragen verlieren. Im Verbrechen begreifen sie nur seine äußere, juristische Seite, die sie mit Recht unbeachtet lassen, wenn sie sie irgendwie umgehen können. Von der inneren Seite aber, von den Folgen des begangenen Verbrechens für andere Menschen und für die Gesellschaft, haben sie überhaupt keine Vorstellung. Während Bolschow seinen betrügerischen Bankrott plant, denkt er gar nicht daran, daß er dem Wohlstand der Gläubiger Schaden zufügen und vielleicht einige Menschen an den Bettelstab bringen kann. Das kommt ihm selbst dann nicht in den Sinn, als er bereits im Gefängnis sitzt. Er redet davon, daß er sich, wenn er am Iwerskij-Tor vorbeigeht, davor fürchtet, auf die Iwerskaja-Kapelle zu schauen, er beklagt sich, daß Straßenjungen mit dem Finger auf ihn zeigen, er fürchtet, man werde ihn nach Sibirien verschicken, doch von den Menschen, die er ruiniert hat – kein Wort. Ist es da verwunderlich, daß er sich so leicht zu einem Verbrechen entschließt, dessen ureigentliche Abscheulichkeit er gar nicht begreift. Er sieht nur, daß „*die anderen es auch machen*“. Und das ist für ihn keine Rechtfertigungsphrase, nicht bloß ein Beispiel, wie ein strenger Kritiker Ostrowskijs behauptet hat. Nein, das ist der Ausgangspunkt, von dem die ganze Moral Bolschows abgeleitet wird. Er sieht, daß andere Bankrott machen, ihn um sein Geld prellen, dann aber sich dafür Häuser mit Aussichtserkern bauen und wunderbare Equipagen anschaffen: da findet nun bei ihm eine allgemeine Erwägung Anwendung: „Damit nicht die anderen mir das Geld abnehmen, muß ich mich bemühen, den anderen das Geld abzunehmen.“ Da hat es nun nichts zu sagen, daß Bolschows Gläubiger nicht Bankrott gemacht und ihm keinen Schaden zugefügt haben: ganz gleich, von wem es auch sei, er muß seinen Vorteil herausschlagen. Hier, wie in der Schlacht, braucht man sich nicht um Einzelpersonen zu kümmern. Ja, wenn niemand be-

tröge, d. h. [316] wenn es keinen Krieg gäbe, dann würde auch Samson Silytsch friedlich und ehrlich leben und würde niemand betrügen. Aber wie soll er sich denn verhalten, da doch alle ringsum gaunern? Und wer wird irgendeinen Nutzen von seiner Ehrlichkeit haben? Wird er nicht schwindeln, so werden es andere tun, es kommt ja alles auf eins heraus. Hier ein Gespräch darüber zwischen Bolschow und Podchaljusin:

Bolschow: Sieh doch, Lasar, du könntest mal in deiner freien Zeit die Bilanz für mich ziehen, du solltest den Detailhandel für die Herrschaften nachrechnen, nun, und das übrige, was noch da ist. Denn wir handeln, Bruder, handeln in einem fort und haben keinen Groschen Nutzen. Oder sündigen vielleicht die Kommiss, stehlen für ihre Verwandten und ihre Geliebten; da müßte man ihnen ein bißchen ins Gewissen reden. Wozu denn so, ohne Gewinn, die Zeit vergeuden? Oder haben sie nicht die Fertigkeit dazu? Das wäre wohl schon an der Zeit.

Podchaljusin: Wie wäre denn das möglich, Samson Silytsch, daß die nicht die Fertigkeit hätten. Ich bin ja wohl selber immerzu in der Stadt und rede ständig mit ihnen.

Bolschow: Worüber redest du denn da?

Podchaljusin: Das versteht sich doch, ich bemühe mich, daß alles in Ordnung sei und wie sich's gehört. Kinder, sag' ich, paßt gut auf: Geht die Sache einigermaßen, ist, sagen wir, der Käufer ein Schafskopf oder gefällt einem Fräulein die Farbe und das Muster, dann, sag' ich, mach gleich für die Eile einen Aufschlag von einem Rubel oder zwei.

Bolschow: Du weißt doch, Bruder, wie die Deutschen in den Läden unseren Herrschaften das Geld abknöpfen. Gewiß, wir sind keine Deutschen, sondern rechtläubige Christen, wissen aber auch, was gut schmeckt. Ist's so?

Podchaljusin: Versteht sich. Und messen, sag' ich, muß man auch auf möglichst natürliche Weise: ziehen und strecken muß man das Zeug, nur daß es, Gott behüte, nicht reißt. Nicht wir, sage ich, werden's ja nachher tragen. Nun, *und wenn sie nicht aufpassen, dann ist ja niemand schuld*, dann kann man, sag' ich, mit der leeren Hand die Eile entlang fahren.

Bolschow: *Das ist ja alles eins, sonst stiehlt's ja der Schneider*. Ach, Lasar, gering ist der Profit heutzutage: es sind nicht die früheren Zeiten.

Die Sache ist klar: die ganze Moral Samson Silytschs beruht auf der Regel: bevor die anderen es stehlen, stehle ich es lieber selbst. Diese Regel hat vielleicht kein dramatisches Interesse – die Kritiker mögen es damit halten, wie sie wollen –, sie findet aber außerordentlich umfassende Anwendung in vielen Sphären unseres Lebens. Nach dieser Regel nimmt mancher Bestechung an und heuchelt dabei, indem er denkt: es bleibt sich gleich – wenn ich nicht nehme, so wird es ein anderer tun und wird ebenfalls ungerecht entscheiden. Ein anderer hält seine Gutsbesitzerrechte aufrecht und denkt dabei: es bleibt sich gleich – wird nicht mein Gutsverwalter meine Bauern schinden, so wird es ja der Bezirkshauptmann tun. Wieder ein anderer liebedienert vor dem Vor-[317]gesetzten und denkt sich dabei: es bleibt sich gleich – werde ich es nicht sein, so wird er ja einen anderen finden, und ich werde nur die Stelle verlieren. Mit einem Wort – wohin man sich auch wenden mag, überall trifft man Leute, die nach dieser Regel handeln: der eine empfängt einen Schuft als Gast, der andere plündert einen reichen Einfaltspinsel aus, der dritte setzt eine Denunziation auf, der vierte verführt ein Mädchen – alles auf der Grundlage der gleichen lieblichen Erwägung: *„Bin ich's nicht, dann ist's ein anderer.“* Es ist wohl klar, daß hier eine solche Erwägung gar nicht die Bedeutung eines Beispiels hat... Sie ist nichts anderes als ein Ausdruck des größten, widerlichsten Egoismus, wobei irgendwelche höhere moralische Grundsätze völlig fehlen.

Auch Bolschow folgt den Eingebungen dieses Egoismus, als er den Gedanken faßt, sich bankrott zu erklären. Und sein Egoismus findet in diesem Falle noch eine Entschuldigung: er hat nicht nur gesehen, wie sich andere durch einen Bankrott bereichern, sondern wurde auch selbst in seinen Geschäften etwas geschädigt, und zwar durch die Insolvenz vieler seiner Schuldner. Mit Bitterkeit sagt er darüber zu Podchaljusin:

„Merk dir das, Lasar, was für ein Ding das ist, der Handel. Du denkst, man bekommt so ohne weiteres sein Geld gezahlt? Ausgerechnet Geld, so erwidert er dir, nur nicht so hitzig! Da hast du, sagt er, einen Wechsel. Was

kannst du aber mit einem Wechsel bei einem holen, bei dem es nichts zu holen gibt. Solcher Wechsel habe ich für hunderttausend Rubel, auch protestierte Wechsel dazu, da kann ich nur jedes Jahr die neuen dazulegen. Für einen halben Silberrubel kann ich dir alle abtreten! Die Schuldner wirst du auch mit Hunden nicht aufspüren können: die einen sind gestorben, die anderen haben sich verkrümelte – es ist sogar niemand da, den man ins Schuldgefängnis stecken könnte. Und steckst du auch einen hinein, Lasar, dann wirst du selber deines Lebens nicht froh sein: mancher wird sich so festsetzen, daß du ihn mit keinem Qualm wieder hinausräuchern kannst. Mir, sagt er, geht's auch hier gut, du aber mach, daß du fortkommst. „

Auf solche Erwägungen gestützt, hält sich Bolschow. durchaus für berechtigt, den Gläubigern einen kleinen Streich zu spielen. Zu Anfang kommt in ihm nur der unbestimmte Wunsch auf, sich von den Zahlungen irgendwie zu drücken – es war ja gerade viel auf denselben Termin zusammengekommen. Er sinnt nur nach, „wie man das wühl arrangieren könnte“, aber weder er selbst noch sein Berater Rispoloshenskij wissen es vorläufig recht. Auf Bolschows Frage antwortet Rispoloshenskij: „Wir werden schon sehen, je nach den Umständen.“ Sogleich aber denken sie sich etwas aus: die Gläubiger zu einem Ausgleich zu zwingen – allen 25 Kopeken für den Rubel vorzuschlagen; sollte aber jemand starr-[318]köpfig sein, so kann man etwas zulegen oder gar alles bezahlen. Bolschow sagt:

„Das stimmt, feilschen schadet nicht: werden sie 25 Kopeken nicht nehmen, so werden sie einen halben Rubel nehmen; sollten sie einen halben Rubel nicht nehmen, so werden sie nach 70 Kopeken mit beiden Händen greifen. Immerhin ist's ein Gewinn. Sag, was du willst, ich habe eine heiratsfähige Tochter, sofort könnte man über sie einig werden, und weg wäre sie. Und auch für mich, Brüderchen, ist es Zeit auszuruhen; da würden wir es uns schön bequem machen, auf der Bärenhaut liegen und diesen ganzen Handel dem Teufel überlassen.“

Man sieht, daß Bolschows Entschluß von großer Gutmütigkeit und keineswegs von einer starken verbrecherischen Natur zeugt: er will einiges, soweit möglich, aus den Gläubigern herauspressen, weil er eine heiratsfähige Tochter hat und er selbst auch Ruhe braucht... Was ist denn da besonders Schreckliches dabei, weswegen Bolschow außerordentliche seelische Erregungen empfinden müßte? Er betrachtet seinen neuen Plan als eine jener Betrügereien, von denen er in seinem Leben nicht wenige vollbracht hat und die für ihn absolut in Ordnung sind. Nur eins beunruhigt ihn einigermaßen – daß es ihm vielleicht nicht gelingen werde, die Operation glatt abzuwickeln. Davor hat er zum Teil Angst und will daher mit den Gläubigern unbedingt einen Vergleich schließen, ihnen 25 Kopeken für den Rubel zahlen. Podchaljusin jedoch sagt zu ihm: „Ich meine aber, Samson Silytsch, wenn man schon nur 25 Kopeken zahlen will, dann ist es anständiger, überhaupt nicht zu zahlen“, und Bolschow erklärt sich damit ohne irgendwelche Einwände sehr schnell einverstanden, „Nun ja“, sagt er, „es ist ja wahr, *Kühnheit imponiert ja niemandem*, es ist schon besser, die Sache auf ruhige Manier abzuwickeln. *Später dann, nachher, soll uns Gott am Jüngsten Tag richten*. Nur hat man einen Haufen Scherereien.“ Kein Wort, keine Anspielung darauf, daß die geplante Sache gegenüber den Gläubigern Bolschows unmoralisch sei. Nur „Gottes Gericht“ erwähnt er; aber auch das tut er nur so, mehr der Form halber. „Das Jüngste Gericht“ spielt hier keine größere Rolle als die, die Bolschow der „Barmherzigkeit Gottes“ beimißt in seinem bekannten Ausspruch: „Bonaparte laß Bonaparte sein, wir aber hoffen am meisten auf Gottes Barmherzigkeit, und *überdies ist ja jetzt gar nicht davon die Rede*.“ Das ist es gerade – nicht davon ist jetzt die Rede: Bolschow kümmert nicht das Gericht am Jüngsten Tag, das irgendeinmal sein wird, sondern die bevorstehenden Schwierigkeiten der Affäre. Diese Schwierigkeiten beunruhigen ihn sehr: sie entsprechen gar nicht seiner Natur. Jemand auf einmal, mit einem Ruck, prellen, wenn [319] auch auf die gewissenloseste Weise, das macht ihm nichts aus; aber nachzudenken, Betrachtungen anzustellen, den Betrug lange Zeit vorzubereiten, *diesen ganzen Mechanismus einzurichten* für eine solche chronische Gewissenlosigkeit reichen seine Kräfte nicht aus, und nicht, daß er etwa wenig Gewissenlosigkeit und Tücke besäße – das eine wie das andere findet sich bei ihm im Überfluß –, sondern einfach deswegen, weil er es nicht gewöhnt ist, ernstlich über etwas nachzudenken. Er selbst ist sich dessen bewußt und spricht es in einem bitteren Augenblick Rispoloshenskij gegenüber sogar aus: „Das ist ja gerade das

Unglück, daß unsereiner ein Kaufmann, ein Dummkopf ist, er versteht gar nichts, und solchem Bluteigel, wie du es bist, kommt es gerade gelegen.“ Man kann sogar sagen, daß die ganze Despotie Bolschows daher kommt, daß er an selbständige, wohldurchdachte Tätigkeit nicht gewöhnt ist, obwohl er sich bei seiner zweifellos starken natürlichen Findigkeit zu dieser hingezogen fühlt. Wir ersehen aus der Komödie nicht, wie Bolschow herangewachsen und erzogen worden ist, welche Einflüsse auf ihn in seiner Jugend eingewirkt haben; es ist uns jedoch klar, daß er unter Einflüssen erzogen wurde, die für eine gesunde, selbständige Entwicklung ebenfalls ungünstig waren. In seinen Handlungen zeigt sich stets, daß er keinen *eigenen Verstand* besitzt: man sieht, daß er es nicht gewöhnt ist, sich selber vernünftig zur Tätigkeit anzuregen und sich über seine Handlungen Rechenschaft abzulegen. Seine gegenwärtige Lage und auch seine Natur, die unter dem Druck nicht endgültig gebrochen ist, sondern den Geist des Widerspruchs bewahrt hat, erfordern indes eine Selbständigkeit, die sich denn auch in Verstocktheit und Willkür äußert. Bekanntlich ist Verstocktheit ein Zeichen von Charakterlosigkeit; genau so ist die Despotie ein sicherer Beweis für innere Schwäche und Knechtssinn. Der Despot ist immer bemüht, zu *beweisen*, daß ihm niemand etwas zu sagen hat, er jedoch alles tun kann, was er will. Dagegen wird ein Mensch, der tatsächlich unabhängig ist und einen starken Willen hat, so etwas nie beweisen wollen: er bekundet seine Charakterstärke nur dort, wo dies nötig ist, ohne sie probeweise an ein unsinniges Beginnen zu verzetteln. Bolschow ergötzt sich daran, immerfort zu wiederholen, er könne tun, was er wolle, und niemand habe ihm etwas zu befehlen: es ist, als ob er selber sich noch nicht entschließen könnte, daran zu glauben ... Man sieht, seine vielleicht von Natur aus nicht schwache Persönlichkeit wurde seinerzeit stark unterdrückt, wodurch ihm ein bedeutender Teil seiner natürlichen Seelenstärke genommen wurde. Daher kommt es, daß er, auch nachdem er frei geworden ist, sich [320] nicht beherrschen kann. Er benimmt sich wie ein Despot und scheint furchtbar zu sein, doch dies nur deswegen, weil ihm von keiner Seite Widerstand entgegengesetzt wird; einen Kampf würde er nicht aushalten... Dieser Zug wird von Ostrowskij in einer anderen Komödie sehr klar dargestellt, und daher werden wir auf ihn noch zurückkommen. Er ist aber auch bei Bolschow bemerkbar, der sogar in dem Augenblick, da er sich zu einem solchen Schritt wie einem betrügerischen Bankrott entschließt, nicht nur trachtet, alle Mühen von sich abzuwälzen, sondern einfach selber nicht weiß, was er tut, seinen Vorteil aufgibt und sogar auf den eigenen Willen in dieser Sache verzichtet und alles dem Schicksal überläßt... Podchaljusin und Rispoloshenskij, die sich untereinander geeinigt haben, richten die Sache so ein, daß sich Bolschow, statt einen Vergleich mit den Gläubigern anzustreben, entschließt, sich insolvent zu erklären. Podchaljusin jedoch sucht zum Schein, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten. Was antwortet nun darauf Bolschow? Er ereifert sich und sagt: „Soll ich vielleicht das Geld zahlen? Wie kommst du denn darauf? *Lieber werde ich alles ins Feuer werfen, diesen Leuten aber werde ich keine Kopeke geben.* Bring die Waren weg, verkaufe die Wechsel: *mag, wer nur will, alles fortschleppen, stehlen*, aber zahlen werde ich ihnen nichts.“ Podchaljusin sagt mit Bedauern: „Unser Geschäft war ausgezeichnet, jetzt aber soll alles zugrunde gehen.“ Bolschow aber schreit ihn an: „Was geht es dich an? Es war nicht deins. Du, gib dir nur Mühe – ich werde dich nicht vergessen.“ Was hat ihn in Wallung gebracht? Man könnte glauben, das sei der Ausbruch einer starken Natur, es sei eben ein so unbeugsamer Wille... Doch, erstens, was hat in ihm eine solche Entschlossenheit geweckt, die seinem eigenen Vorteil widerspricht, und warum äußert sich sein Wille nur darin, daß er Podchaljusin anschreit, aber sich selber nicht zur tätigen Teilnahme an den mühsamen Vorbereitungen aufrafft? Zweitens verzichtet Bolschow selbst sehr bald auf seinen Willen. Als Podchaljusin ihm davon spricht, es könnte „irgendein Unglück“ passieren, daß man wohl gar das Gut wegnehmen und ihn selbst vor Gericht schleppen werde, antwortet Bolschow: „Was soll man machen, Bruder? Dann ist es wohl Gottes Wille, gegen den kann man nichts tun.“ Podchaljusin antwortet: „Das ist richtig, Samson Silytsch“; aber im Grunde genommen ist es

doch nicht „richtig“, sondern sehr widersinnig. Bolschow will nicht nur jede moralische Verantwortung von sich abwälzen, sondern versucht sogar, über sein Vorhaben nicht nachzudenken. Der gefaßte Entschluß hat sich in seinem Kopfe fest-[321]gesetzt, steht aber in keinem Zusammenhang mit seinen anderen Gedanken und Begriffen und ist für ihn etwas Fremdes und Totes geblieben. Er sucht sogar zu versichern, daß das eigentlich nicht sein Entschluß sei, es sei vielmehr „Gottes Wille, gegen den kann man nichts machen“. Ein in unserer Gesellschaft außerordentlich verbreiteter und bei Ostrowskij äußerst feinsinnig und richtig erfaßter Zug! Schon allein dieser Zug sagt uns sehr viel und zeichnet den Charakter Bolschows besser, als ihn lange Monologe zeichnen könnten. Diese geistige Finsternis, der Widerwille gegen das Denken, die Ohnmacht des Willens gegenüber jedem gewagten Schritt, die diesen stumpfsinnigen, verzweifelten Fatalismus und sogar die dem persönlichen Vorteil zuwiderlaufende Despotie hervorrufen – das alles tritt bei Bolschow außerordentlich plastisch zutage und erklärt sehr leicht, weshalb er sein Gut seinem Kommissar und Schwiegersohn Podchaljusin übergibt, ein Vorgehen, in dem manche Kritiker einen unverständlichen Anfall von Großmut und eine Nachahmung des Königs Lear sehen wollten. In Bolschows Vorgehen gibt es tatsächlich eine äußere Ähnlichkeit mit Lears Vorgehen, aber gerade in dem Maße, in welchem eine komische Erscheinung einer tragischen ähnlich sein kann. Lear tritt uns ebenfalls als Opfer einer mißgestalteten Entwicklung entgegen; seine Handlungsweise, die von dem stolzen Bewußtsein getragen wird, daß er *selbst an sich* groß ist und nicht erst infolge der Macht, die er in den Händen hat – diese Handlungsweise führt ebenfalls zur Bestrafung seines überheblichen Despotismus. Wenn wir aber Lear mit Bolschow vergleichen, so werden wir finden, daß der eine von ihnen vom Scheitel bis zur Sohle ein britischer König, der andere dagegen ein russischer Kaufmann ist; in dem einen ist alles grandios und prachtvoll, in dem anderen alles verkümmert, kleinlich, alles in Kupfermünze umgerechnet. Lear besitzt tatsächlich eine starke Natur, die sich jedoch infolge der allgemeinen Kriecherei vor dem König eben nur einseitig entwickelt: nicht zu großen Taten der Liebe und des Gemeinnutzes, sondern einzig und allein zur Befriedigung der eigenen, persönlichen Launen. Das ist vollkommen verständlich bei einem Menschen, der daran gewöhnt ist, sich selbst als die Quelle jeder Freude und jedes Kummers, als Anfang und Ende jedes Lebens in seinem Reiche zu betrachten. Hier, bei einer weitgehenden äußeren Handlungsfreiheit, bei der leichten Erfüllung aller Wünsche, gibt es nichts, worin sich seine seelische Kraft äußern könnte. Nun überschreitet aber seine Selbstvergötterung alle Grenzen des gesunden Menschenverstandes; er überträgt allen Glanz, alle Achtung, die [322] er kraft seiner Würde genoß, unmittelbar auf seine eigene Person; er entschließt sich, die Macht von sich zu werfen, überzeugt, daß die Menschen auch danach nicht aufhören werden, vor ihm zu zittern. Diese wahnsinnige Überzeugung veranlaßt ihn, sein Reich den Töchtern zu übergeben und auf diese Weise aus seiner barbarisch-sinnlosen Stellung in den einfachen Stand eines gewöhnlichen Menschen überzugehen und alle mit dem menschlichen Leben verbundenen Kümernisse zu erleben. Eben hier, in dem Kampfe, der jetzt einsetzt, erschließen sich alle schönsten Seiten seiner Seele; hier sehen wir dann, daß er für Großmut und Zärtlichkeit, für Mitleid mit den Unglücklichen und für die humanste Gerechtigkeit zugänglich ist. Seine Charakterstärke äußert sich nicht nur darin, daß er die Töchter verflucht, sondern auch in dem Schuldbewußtsein gegenüber Cordelia und in dem Bedauern über seine schroffe Art sowie darin, daß er es bereut, so wenig an die unglücklichen Armen gedacht, so wenig die wahre Ehrlichkeit geliebt zu haben. Gerade deswegen ist die Gestalt Lears von so tiefgreifender Bedeutung. Betrachten wir ihn, so empfinden wir anfänglich Haß gegen diesen hemmungslosen Despoten. Wenn wir aber die Entwicklung des Dramas verfolgen, so söhnen wir uns immer mehr mit ihm als Menschen aus und enden damit, daß wir von Entrüstung und brennendem Grimm erfüllt sind, *nicht mehr gegen ihn*, sondern *aus Mitgefühl mit ihm* und der ganzen Welt – gegen die barbarischen unmenschlichen Verhältnisse, die sogar Menschen wie Lear zu solcher Hemmungslosigkeit bringen können. Wir wissen

nicht, wie es auf andere wirkt, auf uns jedoch hat „König Lear“ stets einen solchen Eindruck gemacht.

In einer Kritik wurde versichert, daß auch Ostrowskij seinen Bolschow auf eine ähnliche Stufe des Tragischen erheben wollte und eigentlich aus diesem Grunde Samson Silytsch im vierten Akt aus dem Gefängnis herausbringt und ihn veranlaßt, Tochter und Schwiegersohn darum zu bitten, für ihn den Gläubigern 25 Kopeken je Rubel zu zahlen. Eine solche Auffassung offenbart nicht nur ein völliges Unverständnis für Shakespeare und Ostrowskij, sondern auch ein Nichtverstehen der moralischen Wirkung dramatischer Situationen. Unserer Auffassung nach wird Bolschow im letzten Akt in keiner Weise in den Augen des Lesers gehoben und verliert nicht das geringste von seinem komischen Charakter. In den letzten Szenen ist ein tragisches Element enthalten, doch ist es hier rein äußerlich vorhanden, so wie z. B. beim Erscheinen des Gendarmen im „Revisor“. Worin aber hat sich hier jene innere Tragik geäußert, die uns bewegen könnte, Mitleid für Bolschow zu [323] empfinden, und die uns mit seiner Person auszusöhnen vermöchte? Wo sind die Spuren jenes seelischen Kampfes, der die mit dem Schlamm der Despotie überkrustete Natur Bolschows reinigen und erhellen könnte? Solche Spuren gibt es nicht, und die Komödie ist nicht zu dem Zwecke geschrieben, auf sie hinzuweisen: ihren letzten Akt betrachten wir nur als den letzten, meisterhaften Strich, der uns das Bild des Naturells Bolschows vollendet, des Naturells, dessen natürliches Wachstum durch die ungünstigen bedrückenden Umstände zum Stehen gebracht worden war und das nachher stets ohnmächtig und nichtig geblieben ist, sowohl in Umständen, die einer breit angelegten, selbständigen Tätigkeit günstig waren, als auch im Unglück, das das Naturell wieder niederschmettete. Für uns hört Bolschow auch im letzten Akt nicht auf, komisch zu sein: kein einziger lichter Strahl ist in seine finstere Seele gedrungen, auch nicht nach der Umwälzung, die er selbst heraufbeschwor. Er ist sich nicht im geringsten der Abscheulichkeit seiner Handlungsweise bewußt, kein inneres Schamgefühl quält ihn; ihn quält nur ein äußeres Schamgefühl: die Gläubiger schleppen ihn immerfort vors Gericht, und Straßensoldaten zeigen auf ihn mit dem Finger:

„Wie schwer ist es doch“, sagt er, „im Schuldgefängnis zu sitzen, wie schwer ist es, von einem Soldaten bewacht, auf der Straße zu gehen! Mich kennt man ja in der Stadt seit vierzig Jahren, vierzig Jahre lang haben mir alte Leute tiefe Bücklinge gemacht, jetzt aber zeigen die Straßensoldaten mit dem Finger auf mich.“

Das steht bei ihm im Vordergrund, an zweiter Stelle erscheint in seinen Gedanken die Gottesmutter von der Iwerskaja-Kapelle, aber auch das nicht für lange: die Erinnerung an sie wird sofort von der Befürchtung abgelöst, er könnte nach Sibirien kommen. Hier seine Worte:

„Dann aber an der Gottesmutter von der Iwerskaja-Kapelle vorbei: wie soll ich auf sie, unsere Mutter, schauen? Weißt du, Lasar, der Judas, der hat ja auch Christus für Geld verkauft, so, wie wir das Gewissen für Geld verkaufen... Was ist ihm aber dafür geschehen? Ich habe es ja böswillig, mit Vorbedacht getan... Man wird mich dafür nach Sibirien verschicken. O Gott, wollt ihr so kein Geld geben, so gebt es mir um Christi willen.“ (Er weint.)

Schade, daß das Stück nicht im Theater aufgeführt wird: ein begabter Schauspieler könnte mit packender Kraft das Komische dieser despotisch willkürlichen Vermengung der Gottesmutter von der Iwerskaja-Kapelle mit Judas, der Verschickung nach Sibirien mit dem Bettel um Christi willen gestalten... Die Komik dieser Tirade wird in noch stärkerem Maße erhöht durch das vorhergehende und das weitere Gespräch, in dem sich Podchaljusin gleichgültig und mit freundlichen Worten weigert, für Bolschow [324] mehr als 10 Kopeken je Rubel zu zahlen, während Bolschow ihn bald der Undankbarkeit zeigt, bald aber ihm mit Sibirien droht und ihn daran erinnert, daß das gleiche Schicksal sie beide erwarte; bald fragt er ihn und die Tochter, ob sie ein christliches Gemüt hätten, bald äußert er seinen Ärger darüber, daß er sich hat nasführen lassen; und zitiert das Sprichwort: „Wer schlecht arbeitet, schneidet sich ins eigene Fleisch.“ Und er wendet sich schließlich wie im Wahne an die Tochter mit der Mahnung:

„Nun, jetzt werdet ihr reich sein, werdet herrschaftlich leben: auf Empfängen, auf Bällen, dem Teufel zum Ergötzen! Vergessen Sie aber nicht, Olimpiada Samsonowna, daß es Käfige mit eisernen Gittern gibt, daß dort arme Eingekerkerte sitzen. Vergessen Sie nicht uns arme Eingekerkerte.“

Unserer Meinung nach ähnelt diese Szene sehr jener Szene im „Revisor“, wo der Stadthauptmann die Kaufleute schult, weil sie sich nicht erinnern können, wie er ihnen beim Gaukeln behilflich war. Nur sind bei Ostrowskij die komischen Züge hier etwas feiner, und dabei muß man zugeben, daß das innerlich Komische der Persönlichkeit Bolschows im letzten Akt einigermaßen maskiert wird durch seine unglückliche Lage, derentwegen scharfsinnige Kritiker Ostrowskij Ideen und Ziele andichteten, die er sich wahrscheinlich nicht einmal im Traume einfallen ließ. Schöne moralische Begriffe muß der Kritiker haben, der annimmt, Bolschow werde vom Autor im letzten Akt auf die Bühne gebracht, um das *Mitgefühl* der Zuschauer für ihn zu gewinnen... Unserer Meinung nach erweist sich Bolschow am Ende des Stückes als noch banaler und nichtiger als im Verlaufe der ganzen Handlung. Wir sehen, daß sogar das Unglück und die Gefängnishaft ihn nicht im geringsten zur Besinnung gebracht und keine menschlichen Gefühle in ihm geweckt haben, und wir schließen daraus mit Recht, daß diese Gefühle in ihm eben schon abgestorben sind, daß sie nie mehr aus dem ewigen Schlaf erwachen werden. Er meint auch jetzt, daß es zuviel wäre, den Gläubigern 25 Kopeken je Rubel zu zahlen, was könne man aber tun, da sie weniger nicht nehmen wollen:

„Sie werden einen anderthalb Jahre im Schuldgefängnis schmachten lassen, einen dabei jede Woche, von Soldaten bewacht, durch die Straßen schleppen und vielleicht gar in den Kerker überführen; da würde man schon gern auch einen halben Rubel zahlen.“

Tritt hier nicht klar die komische Ohnmacht dieser Natur zutage, die sich weder zu einem kühnen Schritt entschließen noch einen langwierigen Kampf bestehen kann? Ist nicht auch die sittliche Nichtigkeit dieses Menschen klar, bei dem sich während des ganzen Stückes kein einziges Mal Rechtsempfinden und Pflicht-[325]bewußtsein regen? Mehr noch: in seiner rohen Seele sind sogar die Gefühle des Vaters und des Ehemanns abgestorben; wir sahen das schon in den ersten Akten, sehen es auch im letzten. Der Gram seiner Frau berührt ihn nicht im geringsten, und die empörende Roheit der Tochter beleidigt nicht sein väterliches Gemüt. Olimpiada Samsonowna sagt zu ihm: „Ich habe doch bei Ihnen, Papa, zwanzig Jahre gelebt und nichts Gutes gesehen, wollen Sie nun, daß ich Ihnen das Geld hergebe und selber wieder in Kattunkleidern herumlaufe?“ Bolschow findet darauf keine bessere Erwiderung, als der Tochter und dem Schwiegersohn die ungewollte Wohlthat vorzuwerfen, die er ihnen dadurch erwiesen hat, daß er ihnen seinen Besitz überließ: „Ich bitte euch ja“, sagt er, „nicht um ein Almosen, sondern um mein eigenes Hab und Gut.“ Ist etwa auch dieses Verhalten des Vaters der Tochter gegenüber nicht komisch? Und die Moral, die Bolschow für sich aus dieser ganzen Lehre zieht, ist der Höhepunkt, zu dem er sich in seiner sittlichen Entwicklung aufzuschwingen vermochte. „Jage nicht Großem nach, sei zufrieden mit dem, was ist; wirst du aber Großem nachjagen, so wird man dir auch das Letzte nehmen!“ Welches sittliche Niveau zeigen uns diese Worte! Ein Mensch, der unter den Folgen seines eigenen betrügerischen Bankrotts zu leiden hat, zieht aus dieser Situation keine andere Lehre außer der Sentenz: „Man soll nicht Großem nachjagen, um nicht zu verlieren, was man hat!“ Nach einer Weile fügt er dieser Sentenz das Bedauern darüber hinzu, daß er es nicht verstanden habe, die Sache richtig zu deichseln – er führt das Sprichwort an: „Wer schlecht arbeitet, schneidet sich ins eigene Fleisch.“ Wie sehr äußern sich darin die völlige Sinnlosigkeit und die sittliche Nichtigkeit dieser Natur, die zu Beginn des Stückes so manchem noch stark scheinen konnte, nach der Angst zu urteilen, die sie allen in seiner Umgebung einflößt! ... Und da fanden sich noch Kritiker, die zu der Meinung gelangten, daß der letzte Akt von „Wir werden das schon unter uns

ausmachen“ bei den Zuschauern Mitgefühl für Bolschow wecken muß!*

[326] Was bietet uns aber tatsächlich diese Person der Komödie? Beschränkt sich ihr Sinn wirklich nur auf den Gedanken: „Seht doch mal, was für schlechte Menschen es gibt!“ Nein, das wäre zu wenig für die Hauptperson einer ernst zu nehmenden Komödie, zu wenig für das Talent eines Schriftstellers wie Ostrowskij. Der moralische Sinn des Eindrucks, den man aus einer aufmerksamen Prüfung von Bolschows Charakter gewinnt, reicht weit tiefer. Wir hatten bereits Gelegenheit, zu bemerken, daß einer der kennzeichnenden Züge von Ostrowskij's Talent in der Fähigkeit besteht, in die tiefsten Tiefen der Menschenseele zu blicken und nicht nur die Denkart und das Verhalten des Menschen, sondern auch den Denkprozeß selbst, das eigentliche Aufkeimen seiner Wünsche zu erfassen. Dieselbe Fähigkeit sehen wir auch in der Herausarbeitung von Bolschows Charakter und finden, daß die psychischen Beobachtungen des Autors ihn zu einer außerordentlich humanen Anschauung über die anscheinend düstersten Erscheinungen des Lebens und zu einem tiefen Gefühl der Achtung für den sittlichen Wert der menschlichen Natur geführt haben – und daß er dieses Gefühl auch seinen Lesern übermittelt. In Bolschow, diesem *böswilligen* Bankrotteur, finden wir nichts Böswilliges, Ungeheuerliches, [327] nichts, wofür man ihn als Scheusal betrachten müßte. Der Autor bringt uns von dem offiziellen juristischen Standpunkt ab, führt uns in das eigentliche Wesen der sich vollziehenden Tatsache ein und läßt das ehrlose Unterfangen vor unseren Augen entstehen und heranreifen. Was sehen wir aber in der Geschichte dieses in juristischer Hinsicht so schrecklichen Unterfangens? Keinen Schatten satanischer Böswilligkeit, keine Spur jesuitischer Tücke! Alles ist so einfach, gutmütig, dumm. Samson Silytsch ist sogar nicht eine Ausgeburt der Hölle, sondern einfach ein rohes Tier, in dem von Jugend auf alle sympathischen Seiten der Natur erstickt und keinerlei sittliche Begriffe entwickelt worden sind. In seinem Charakter findet sich nichts von dem, was man persönliche Initiative oder eigene freie Regung zum Handeln nennt. Er lebt in den Tag hinein ohne viel Überlegung und Kopfzerbrechen. Er ist despotisch, weil er in seiner Umgebung auf keinen festen Widerstand stößt, sondern nur auf ständige Unterwürfigkeit; er betrügt und bedrängt andere deshalb, weil er bloß

* Wir wollen dazu noch einen Auszug aus dem kuriosen Artikel des Herrn N. P. Nekrassow aus Moskau anführen, der in der *letzten* Nummer des „Atenej“ veröffentlicht ist und zum Teil die Kurzlebigkeit dieser gelehrten Zeitschrift erklären mag: „Es fragt sich, wozu es nötig war, Bolschow, der wegen Betrugs ins Gefängnis geriet, wieder auf der Bühne erscheinen zu lassen. Wollte etwa der Autor wirklich Mitgefühl für ihn wecken, indem er zeigt, wie sich ein Kaufmann in Wirklichkeit schämt, im Schuldgefängnis zu sitzen? Aber jeder kann ja mit vollem Recht die Frage stellen: *Wodurch hat denn Bolschow Mitgefühl verdient?* Wozu diese ganze *weinerliche* vierte Szene im letzten Akt? Wahrscheinlich, um dem sehr verehrten Publikum zu zeigen: ‚Seht mal, wie ein Kaufmann nicht betrügen soll; [326] es kann passieren, daß er selber noch schlimmer betrogen wird.‘ Welch ein prächtiger Gedanke, wie hoch steht doch das darin enthaltene sittliche Prinzip!...“

Der Kritiker ist in seinem Verständnis für sittliche Grundsätze offenbar dem Samson Silytsch nicht weit voraus und hält daher die von uns oben angeführten Worte Bolschows „Jage nicht Großem nach, um nicht das Letzte zu verlieren“ für die Grundidee des ganzen Stücks. Nachdem der Kritiker die Begriffe Bolschows mit den Ideen des Verfassers verwechselt hat, beginnt er Ostrowskij folgende Belehrung zu erteilen: „Fühlt der Autor, wie gefährlich es ist, die Kunst der Wirklichkeit unterzuordnen? Bemerkt er, wie nichtig die moralische Seite seines Werkes ist? Kann denn ein wahres Kunstwerk auf einer solchen Lebensregel begründet sein: ‚Betrüge nicht, um nicht betrogen zu werden!‘ oder ‚Wer dem andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein‘ oder unserer Komödie noch mehr angenähert ‚Betrüge nicht, weil der Betrug nicht immer gelingt!‘ Wodurch ist hier der sittliche Wert des Menschen gerettet? Wird hier wenigstens der Betrug als eine banale Seite menschlicher Natur verlacht? Nein... Die Komödie sagt nicht, wie sehr der Betrug (in welcher Gestalt er auch erscheinen möge) der sittlichen Natur des Menschen zuwider ist, sondern sagt nur, daß Kaufleute trotz den Mängeln unserer Kreditgesetze zuweilen wegen Betrugs zur Verantwortung gezogen werden, daß man sie dafür ins Gefängnis steckt und dann nach Sibirien verschickt. Ja, das stimmt – das kommt wirklich vor. Aber warum muß man das auf der Bühne wiederholen?...“ Und unmittelbar nach der naiven Frage ruft der Kritiker triumphierend aus: „So hat Herr Ostrowskij die von ihm gewählte Handlung auf die Idee des Werkes angewandt! ...“

Wir sind der Meinung, daß jetzt, nach Eingehen des „Atenej“, Herr „N. P. Nekrassow aus Moskau“ mit Erfolg im „Orel“ „des Herrn Balaschewitsch schreiben könnte. (N. D.)“

fühlt, wie bequem das *für ihn* ist, nicht aber imstande ist, zu fühlen, wie schwer es *für die anderen* ist: zum Bankrott entschließt er sich wiederum nur deshalb, weil er nicht die geringste Vorstellung von der gesellschaftlichen Bedeutung einer solchen Handlungsweise hat. Selbst das Gesetz ist für ihn nicht der Vertreter der höchsten Wahrheit, sondern bloß ein äußeres Hindernis, ein Stein, den man aus dem Wege räumen muß. Sogar das Gewissen erwacht bei ihm nicht als eine innere Stimme, sondern als Folge des Spotts der Passanten, eines Blicks auf die Iwerskaja-Kapelle, aus Furcht vor einer Verschickung nach Sibirien. Kurz, bei Bolschow sieht man klar, wie sich seine verbrecherische, schändliche Tätigkeit gerade deswegen vollzieht, weil in ihm der Mensch nicht erzogen ist. Er ist uns gerade dadurch widerlich, daß bei ihm ein fast vollständiges Fehlen der menschlichen Elemente zutage tritt; gleichzeitig ist er gemein und lächerlich, weil auch jene Ansätze von Menschlichkeit, die ihm von Natur aus eigen waren, verstümmelt wurden. Doch gerade diese Widerlichkeit und Gemeinheit, die als eine Folge der mangelnden Entwicklung seiner Natur gezeigt werden, verweist uns auf die Notwendigkeit einer richtigen, freien Entwicklung und stellt in unserem Empfinden die Würde der menschlichen Natur wieder her, indem sie uns überzeugt, daß Niedertracht und Verbrechen nicht in der Natur des Menschen liegen und nicht das Ergebnis natürlicher Entwicklung sein können.

Die ganze Entwicklung des Stückes und alle übrigen um Bolschow gruppierten Personen dienen vortrefflich der Erzielung [328] desselben Resultats. Irgendwelche besonderen Machinationen und eine künstliche Entwicklung der Handlung aus Rücksicht auf scholastische Theorien oder zum Schaden der wirklichen Einfachheit und Lebensnähe der Charaktere gibt es im ganzen Stück nicht. Alle Personen handeln von ihrem Standpunkt aus gewissenhaft, und niemand verfällt in den Ton eines melodramatischen Helden. Die besten Fähigkeiten des Geistes und die edelsten Seelenkräfte in ihrer höchsten Entwicklung dienen hier nicht der Erreichung eines schändlichen Zieles; im Gegenteil, das ganze Stück beweist klar, daß gerade das Fehlen dieser Entwicklung die Menschen zu solchen Abscheulichkeiten bringt. In allen Personen ist das eine menschliche Bestreben zu erkennen, sich von dem despotischen Druck zu befreien, unter dem alle aufgewachsen sind und leben. Bolschow hat sich äußerlich von ihm befreit; doch die Spuren der jede Denk- und Willensfreiheit beengenden Erziehung sind ihm fürs ganze Leben verblieben und haben ihn zu einem unsinnigen Despoten gemacht. Diese absurde Lebensordnung des „finsternen Reichs“ ist dermaßen ansteckend, daß jede, selbst die bedrückteste Person, sobald sie sich auch nur ein wenig von fremdem Druck befreit hat, sofort selbst danach strebt, andere zu unterdrücken. Diese barbarischen Verhältnisse werden in der ganzen Komödie Ostrowskijs sehr kunstvoll gezeigt; gerade deswegen sagten wir, daß wir in ihr eine ganze Hierarchie der Despotie sehen. In der Tat, Bolschow herrscht unwidersprochen über alle; Podchaljusin fürchtet seinen Brotherrn, Fominischna aber schreit er bereits an und Tischka versetzt er Schläge; Agrafena Kondratjewna, eine einfache und sogar einfältige Frau, fürchtet ihren Mann wie das Feuer, gegen Tischka aber geht sie ebenfalls recht energisch vor, ja, schreit auch die Tochter an, und hätte sie die Kraft dazu, sie würde sie unbedingt ganz hart anpacken. Man sehe z. B., wie sie in der zweiten Szene des ersten Aktes außer sich gerät: „Glaubst du vielleicht“, ruf sie der Tochter zu, „daß ich nicht das Recht habe, dir zu befehlen? Sag doch, du unverschämte Person, warum du so neidisch dreinschaust? Willst du etwa gescheiter sein als deine Mutter? Ich kann ja kurzen Prozeß machen, ich kann dich auch in die Küche schicken, zum Töpfewaschen. Sieh doch mal! Ach, du lieber Himmel, einen Hanfkittel werde ich dir nähen lassen, und den werde ich dir über den Kopf ziehen.“

Lipotschka antwortet bissig, und Agrafena Kondratjewna wiederholt: „Füg dich deiner Mutter! Sagst du auch nur noch ein Wort, so werde ich dir die Zunge an die Ferse nähen.“ Lipotschka schöpft jedoch seelischen Halt aus dem Bewußtsein, daß sie *gebildet* ist, [329] schenkt daher der Mutter wenig Beachtung und geht aus dem Streit stets als Siegerin hervor:

sie weist darauf hin, daß sie ganz anders erzogen sei, bricht dann in Weinen aus, worauf die Mutter Angst bekommt und der gekränkten Tochter wieder alles zu Gefallen tut.

Lipotschka bekundet offenbare Neigung zu rohestem und empörendstem Despotismus. Sie sagt zur Mutter: „Ich sehe, daß ich gebildeter bin als die anderen; was soll ich denn Ihren Dummheiten zustimmen? Das fehlte noch!“ Und mit Podchaljusin verabreden sie sich bei der Verlobung: „Die Alten haben sich in ihrem Leben viel geleistet – *nun ist es Schluß damit, jetzt ist unsere Zeit gekommen...*“ Nur Tischka allein zeigt noch keinerlei Streben nach einer Vorrangstellung, sondern ist gerade die Zielscheibe aller despotischen Anwandlungen des ganzen Hauses. Er beklagt sich: „Wenn nicht der eine, so der andere, wenn nicht der Alte selbst, dann traktiert einen seine Frau mit Prügeln, oder Lasar, der Kommissar, oder die Fominischna oder... zum Beispiel jedes Gesindel kann einen herumkommandieren.“ Die Folgen dieses Herumkommandierens und der unaufhörlichen Prügel zeigen sich bereits bei Tischka: er hat schon gaunern und stehlen gelernt. Wenn er dann mehr Geld zusammengestohlen haben wird, so wird natürlich auch er genau so rücksichtslos und grausam herumkommandieren, wie man ihn herumkommandiert hat. Seine Karriere wird von Ostrowskij sehr kunstvoll in einigen Worten vorgezeichnet, die Tischka in einer Szene spricht, in der er, allein geblieben, sein Geld zählt...

„Ein halber Silberrubel, den hat mir Lasar gegeben (hab' heimlich Schnaps für ihn geholt); vor einigen Tagen, als ich vom Glockenturm fiel, schenkte mir Agrafena Kondratjewna zehn Kopeken; einen Viertelrubel habe ich in ‚Kopf oder Adler‘ gewonnen, und vorgestern hat der Alte ein Rubelstück auf dem Pult vergessen.“

Das sind Tischkas Erwerbsquellen: Schnaps holen, vom Glockenturm fallen, im Spiel gewinnen, stehlen. Welches sittliche Gefühl kann sich in ihm bei einem solchen Leben entwickeln? Wie wird er Mitleid für die anderen empfinden, wenn man ihn selber mit zehn Kopeken zu trösten suchte, als er vom Glockenturm fiel! Es ist klar, daß auch aus ihm mit der Zeit ein Podchaljusin wird... So ist eben der Boden dieses „finsternen Reichs“, daß auf ihm nichts anderes gedeihen kann!

Was aber ist Podchaljusin selbst? Das ist ja ein bewußter, kluger Gauner mit einem hellen Köpfchen. Bildet er keinen Widerspruch zum Gesamteindruck der Komödie, die uns zwingt, alle Verbrechen in diesem Milieu als eine Folge geistiger Finsternis und mangelnder Entwicklung der menschlichen Seiten des Charakters zu betrachten? Im Gegenteil, gerade Podchaljusin liefert uns den endgültig-[330]tigen Beweis für die Richtigkeit dieses Eindrucks. An ihm sehen wir, daß er gerade in dem Maße noch erträglich ist, als er vom Einfluß einer menschlichen Idee berührt worden ist. Er stürzt sich nicht Hals über Kopf in den Betrug, er überlegt seine Pläne, und da sehen wir, daß in ihm bereits ein Abscheu vor Betrug in dessen nackter Gestalt aufkommt. Er trachtet danach, seine Gaunerei mit verschiedenen Sophismen zu verwischen, für seinen Schwindel irgendwelche moralische Begründungen zu finden und den Betrug selbst unter Wahrung einer Scheinehrlichkeit durchzuführen. Es gibt Dinge, gegen die er gar keine Bedenken hat, wie z. B. falsches Maß und Betrügen der Käufer im Laden – da handelt er nun eben ganz gleichgültig ohne jede Gewissensregung. Hat sich aber ein ungewöhnlicher Fall dargeboten, die Gelegenheit, einen großen Happen aus dem Besitz Bolschows an sich zu reißen, da verfällt Podchaljusin in Nachdenken und fängt an, sich zu rechtfertigen.

„Man sagt, man muß ein Gewissen haben“, argumentiert er, „ja, gewiß, *man muß ein Gewissen haben, aber in welchem Sinne soll man das auffassen?* Einem anständigen Menschen gegenüber hat jeder ein Gewissen; *wenn der Betreffende aber selber andere betrügt, was für ein Gewissen kann es da geben!* Samson Silytsch ist ein steinreicher Kaufmann, und jetzt hat er diese ganze Geschichte, das kann man wohl sagen, einfach nur so, zum Zeitvertreib, angefangen. Ich aber bin ein armer Mensch, wenn ich aus dieser Geschichte einen Nutzen ziehe, so ist das keine Sünde, *weil er doch selbst ungerecht handelt, sich gegen das Gesetz vergeht.* Warum soll ich ihn da schonen? Es bietet sich eine Gelegenheit, die darf man eben nicht verpassen; *er betreibt seine Politik, du aber mußt dein Interesse im Auge haben.* Ich möchte noch etwas ganz anderes mit ihm machen, aber es geht eben nicht!“

Man sieht, auch Podchaljusin ist kein Scheusal, auch er hat ein Gewissen, nur faßt er es in seiner Weise auf. Er ist so wie alle anderen durch den im ganzen „finsternen Reich“ bevorstehenden Kriegszustand irregemacht. Seinen Betrug denkt er sich nicht als Betrug, sondern als einen geschickten, im Wesen der Sache gerechten, obwohl juristisch auch ungesetzlichen Streich; die direkte Ungerechtigkeit aber liebt er nicht; der Heiratsvermittlerin hat er 2000 Rubel versprochen, gibt ihr nur hundert und stützt sich dabei darauf, daß sie nicht mehr verdient hat. Rispoloshenskij aber gibt er das Geld in kleinen Summen, und erst, nachdem er ihm bereits einige hundert Rubel gezahlt hat, verweigert er die weitere Zahlung, da er findet, daß es „schon genug ist“. Er weigert sich auch nicht, den Gläubigern Bolschows Zahlung zu leisten, ist aber der Ansicht, daß 25 Kopeken je Rubel zuviel sind. Zudem hat er in diesem Fall eine scheinbare Begründung für sein Verhalten: er erinnert sich, was Bolschow selbst ihm gesagt hat, und beruft sich [331] auf dessen eigene Worte. Als Samson Silytsch ihm seine Tochter zur Frau gibt, führt dieser mit dem zukünftigen Schwiegersohn folgendes Gespräch:

Bolschow: Es ist mein Hab und Gut, habe es selbst erworben. Ich gebe es, wem ich will... Was gibt's da zu reden! Für das Wohlwollen gibt es keine Gesetze! Nimm alles, sollst nur mich und die Alte ernähren, und zahle den Gläubigern 10 Kopeken für den Rubel.

Podchaljusin: Darüber braucht man doch, lieber Vater, nicht zu reden. Habe ich denn kein fühlendes Herz? Das werden wir schon unter uns ausmachen.

Bolschow: Ich sage dir, nimm alles, und Schluß mit der Sache. Niemand hat mir da dreinzureden. Zahle nur den Gläubigern. Wirst du zahlen?

Podchaljusin: Aber gewiß doch, lieber Vater, in erster Linie.

Bolschow: Paß aber auf, gib ihnen nicht zu viel. *Am Ende würdest du ihnen in deiner Dummheit gerne alles hingeben.*

Podchaljusin: Wir werden das schon, lieber Vater, ausmachen. Wir sind ja eine Familie.

Bolschow: Das ist es ja. Mehr als 10 Kopeken gib ihnen nicht. Genug für sie.

Podchaljusin hat sich diese Erwägungen recht gut zu eigen gemacht und erinnert Bolschow sachte an sie, als dieser aus dem Schuldgefängnis zu ihm kommt. Den Anspruch der Gläubiger auf 25 Kopeken erkennt er nicht als gerecht an; im Gegenteil, er findet, daß sie „gar zu stolz geworden sind. Wie wäre es mit 8 Kopeken in fünf Jahren?“ Von diesen Gedanken durchdrungen, bewirbt er den Schwiegervater sehr freundlich, schilt mit ihm zusammen die Gläubiger, drückt die Hoffnung aus, man werde „die Sache irgendwie erledigen“, denn „Gott ist barmherzig“. Aber das Geforderte den Gläubigern zu zahlen, weigert er sich, denn „sie verlangen einen Preis, der ganz unmöglich ist“. Von seinem Standpunkt aus handelt er ja in keiner Weise ehrlos oder grausam, sondern nur vernünftig und fest. Er offenbart sogar einen bedeutenden Grad von Großmut, indem er sich bereit erklärt, für Bolschow 15 Kopeken statt 10 für den Rubel zu zahlen, und entschließt sich noch dazu, selber zu den Gläubigern zu fahren, um sie zu überreden. Man sieht, daß er sogar Mitleid und ein bestimmtes Maß von Gewissenhaftigkeit kennt. Er will aber immerfort möglichst viel für sich herauspressen, und er hofft, daß er die Gelegenheit in möglichst vorteilhafter Weise in Ordnung bringen werde. Hier nun zeigt sich bei Podchaljusin am deutlichsten der kleine Gauner, wie er sich unmittelbar infolge des seit seiner Kindheit auf ihm lastenden despotischen Drucks herausgebildet hat. Er besitzt auch nicht die räuberische Entschlossenheit, jegliche Zahlung zu verweigern und diese ganze Angelegenheit Bolschows auf sich beruhen zu lassen, um neue Abenteuer mit neuen Scherereien und mit neuem Risiko zu wagen; es fehlt bei ihm auch die kluge Berechnung, die den Gauner von hohem Flug [332] eigen ist und sie veranlaßt, sich bei jeder Spekulation im Notfall mit geringem Gewinn zu begnügen, um nur mit der Sache Schluß zu machen. Ein geschickter Gauner von großem Maßstab würde, nachdem er eine solche Sache wie einen betrügerischen Bankrott unternommen, sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen,

die Sache mit 25 Kopeken für den Rubel abzutun: er würde durch diesen vorteilhaften Ausgleich die ganze Affäre auf einen Hieb erledigen und wäre sehr zufrieden. Wie sollte er denn auch nicht zufrieden sein, wenn es ihm gelungen ist, drei Viertel fremden Vermögens umsonst zu bekommen. Mit Ausnahme eines russischen hausbackenen Spitzbuben würde sich jeder mit einem solchen Resultat zufrieden geben. Ein richtiger Gauner, der sich aus innerem Antrieb dieser Spezialität gewidmet hat, ist nicht bestrebt, aus jedem Betrug ein Vermögen herauszupressen und zu erfeilschen, er gibt sich nicht wegen noch eines Groschens mit einer Affäre ab, die ihm bereits Rubel eingetragen hat; er weiß, daß nach der gegenwärtigen Spekulation ihn eine andere erwartet, nach der anderen sich eine dritte bieten wird usw. Deshalb beeilt er sich, eine Sache zu erledigen, um, nachdem er aus ihr das Mögliche herausgepreßt hat, zur anderen überzugehen. Ganz und gar anders handelt unser kleiner Spitzbube, den nur der unsinnige Druck der Despotie erzeugt und herangebildet hat. In ihm fehlt gerade dieser Schwung, den alle aus irgendeinem Grunde mit vielem Entzücken dem Russen zuschreiben, dafür aber bekundet er viel unsinnige Knauserei. In der Handlungsweise Podchaljusins könnten manche ebenfalls die Breite der russischen Natur erblicken: „So ist er nun eben – willst du dir fremdes Gut aneignen, so nimm schon mehr, nimm nicht drei Viertel, sondern neun Zehntel...“ In Wirklichkeit jedoch zeigt Podchaljusin hier, daß es ihm an Unternehmungslust und Selbstsicherheit fehlt. Er betrachtet seinen Betrug als einen glücklichen Zufall, der ihm einmal begegnet ist, ihm aber ein anderes Mal wohl kaum begegnen werde. Deswegen trennt er sich auch nicht von seiner Affäre und wartet immer ab, ob man nicht noch etwas aus ihr herauspressen könnte. Er will doch wahrhaftig nicht umsonst riskiert haben! Jedes Risiko ist ihm so ungewohnt, so schwer, daß er sich fürchtet, an einen zweiten Versuch dieser Art zu denken... Möchte das bloß jetzt glatt ablaufen, dann wird er sich weiterhin mit kleinen Betrügereien abgeben, wie er es in der Schlußansprache an das Publikum in der ersten Auflage der Komödie auch verspricht: „Jetzt werden wir einen feinen Laden aufmachen. Bitte sehr: Sie können ein kleines Kind schicken, nicht um eine Zwiebel werden Sie zu kurz kommen.“⁸⁵ [333] Dies bedeutet, daß er sich mit den Praktiken begnügt, die er früher den Verkäufern Bolschows *erläutert* hat... Es sei denn, *es komme wieder die Gelegenheit*, daß irgend etwas nicht gut genug verwahrt ist, da wird er möglichst viel an sich reißen, soviel wie eben möglich.

Somit ist auch Podchaljusin kein Scheusal, ist nicht die Quintessenz aller Abscheulichkeiten. Am widerlichsten ist er in der Szene, wo er Bolschow etwas vorweint, ihn seiner Anhänglichkeit versichert usw. Er liebbedient aber hier vor Samson Silytsch nicht so sehr aus Eigennutz, als vielmehr zu dem Zwecke, bei dem Alten das Versprechen zu ergattern, er werde ihm Lipotschka zur Frau geben, der Podchaljusin, das muß man beachten, große, aufrichtige Liebe entgegenbringt. Er beweist das klar durch die Art und Weise, wie er sie im vierten Akt, d. h. als sie bereits seine Frau geworden ist, behandelt... Der Liebe wegen können wir selbst dem sittlichsten Helden in den romantischsten Geschichten noch ganz andere Schlaueiten verzeihen!

Es bedarf keiner besonderen Erläuterung, daß auch Lipotschka trotz all ihren sittlichen Unarten dem Gesamteindruck des Stückes nicht schadet. Manche meinen, daß beides, die Art und Weise, wie sie ihre Mutter behandelt, und die Szene mit dem Vater im letzten Akt, die Grenzen des Komischen überschreitet, da beides allzu abscheulich ist. Uns scheint es durchaus nicht so, weil wir Blutsverwandtschaft in einer solchen Familie, wie es die Bolschows ist, keineswegs als heilig anerkennen können. An Lipotschka ist ebenfalls der Stempel des häuslichen Despotismus sichtbar, nur unter solchen Verhältnissen bilden sich so gefühllose Naturen heraus, nur da gibt es so kalte, abstoßende Beziehungen zwischen nahen Angehörigen,

⁸⁵ Mit der Erwähnung der ersten Auflage des Stückes „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ spielt Dobroljubow auf die Änderungen an, die A. N. Ostrowskij infolge der Zensurschikanen in der zweiten Auflage vorgenommen hat.

nur daraus ergibt sich jenes völlige Fehlen eines sittlichen Empfindens, wie wir es bei Lipotschka sehen. Doch abgesehen von dem, was in Lipotschka als Spur des häuslichen Despotismus zurückgeblieben ist, dem sie früher ausgesetzt war, ist sie keineswegs schlechter als die Mehrzahl unserer Fräulein nicht nur in Kaufmannsfamilien, sondern auch im Adelsstand. Gibt es etwa viele unter ihnen, deren Leben nicht von Äußerlichkeiten allein ausgefüllt ist, die sich in ihrem Kummer nicht durch schöne Kleidung trösten, sich nicht beim Tanz vergessen, nicht von Offizieren träumen? Von je drei gebildeten Fräulein, mit denen ich in meinem Leben ins Gespräch kam, bekam ich von zweien natürlich eine Wiederholung des bekannten Monologs Lipotschkas zu hören:

„Es ist doch etwas ganz anderes, sich mit Militärs hervorzutun! Ach, es ist doch etwas Prächtiges, Entzückendes! Schnurrbart, Epauletten, Uniform und bei [334] manchen sogar Sporen mit Glöckchen! Was gibt's da zu vergleichen – Militär oder Zivilist? Den Militär erkennt man sofort: Gewandtheit und alles andere. Ein Zivilist aber, was ist der? Nur so, etwas Unbeseeltes ...“

Wie kann man Fräulein, die solche Monologe halten, ernstlich anklagen wollen? Ist es nicht klar, daß Lipotschka alles, was sie auch tun mag, nur infolge völligen Mangels an sittlicher und geistiger Entwicklung und nicht etwa aus böser Absicht oder angeborener Grausamkeit tun wird? Wie sollte man da über diese unglückliche Person empört sein?

Überhaupt, worüber könnte man sich in dem Stück „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ entrüsten? Nicht über die Menschen und nicht über ihre einzelnen Handlungen, sondern höchstens über die düstere Sinnlosigkeit, in der ihr ganzes Leben verläuft. Die Menschen werden uns, wie wir gesehen haben, in der Komödie von der menschlichen und nicht von der juristischen Seite gezeigt, und deshalb wird auch der Eindruck gemildert, den ihre Verbrechen bei uns hervorrufen. Rein äußerlich sehen wir hier einen betrügerischen Bankrotteur, einen noch böswilligeren Kommissar, der seinen Brotherrn ausgeplündert hat, eine boshafte Tochter, die ihren Vater kaltblütig ins Gefängnis schickt – und alle diese Personen brandmarken wir gewöhnlich als Missetäter und Scheusale. Der Verfasser der Komödie führt uns aber in das häusliche Leben dieser Leute ein, enthüllt uns ihre Seele, übermittelt ihre Logik, ihre Anschauung von den Dingen, und wir überzeugen uns unwillkürlich, daß es hier weder Missetäter noch Scheusale gibt, daß das alles eben sehr gewöhnliche Menschen sind, Menschen wie alle, und daß die Verbrechen, über die wir aufgebracht sind, keineswegs von Ausnahmaturen ausgehen, die ihrem Wesen nach zu Missetaten neigen, sondern einfach unvermeidliche Folgen jener Umstände sind, unter denen das Leben der von uns beschuldigten Menschen von Kindheit auf verläuft. Auf Grund dieser Einsicht erhöht sich bei uns die allgemeine Achtung vor der menschlichen Natur und der Persönlichkeit, während wir für die verunstalteten handelnden Personen der Komödie, die dem äußeren Eindruck nach Schrecken und Abscheu einflößen, nur ein verächtliches Lachen übrig haben; dazu kommt schließlich ein tiefer unversöhnlicher Haß gegen jene Einflüsse, die die normale Entwicklung der Persönlichkeit so hemmen und entstellen. Dann gehen wir direkt zu der Frage über: Was sind das für Einflüsse, und auf welche Weise wirken sie? Die Komödie sagt uns klar, daß alle schädlichen Einflüsse hier in der barbarischen, kein Recht kennenden Willkür der einen gegenüber den andern wurzeln. Die Art und Weise, wie diese Einflüsse wirken, wird uns [335] in der Komödie ohne weiteres klargemacht. Wir sahen, daß Bolschow keineswegs eine starke Natur ist, daß er zu langwierigem Kampf nicht fähig ist und überhaupt Scherereien nicht liebt; wir sahen auch, daß Podchaljusin ein Mensch ist mit einem hellen Köpfchen, seinem Brotherrn keineswegs ergeben. Wir sahen, daß auch die übrigen Hausgenossen Samson Silytsch nicht sehr zugetan sind, etwa außer seiner Frau, einer völlig nichtigen, dummen Alten. Was hindert sie alle nun daran, eine offene Opposition gegen Bolschows Wüten zu bilden? Der Umstand, daß sie materiell von ihm abhängen, daß ihr Wohlergehen mit seinem Wohlstand verbunden ist? Warum hält aber in solchem Falle Podchaljusin, wenn er auf das Interesse seines Brot-

herrn bedacht ist, diesen nicht von dem gefährlichen Schritt ab, zu dem er sich aus Unverständnis, „so, zum Zeitvertreib“, entschließt? Natürlich deswegen, weil Podchaljusin selbst hofft, sich dabei sein Süppchen zu kochen. Ja – aber hier gerade offenbart sich der ganze Schrecken der uns in der Komödie „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ vorgeführten absurden Beziehungen in voller Kraft. Man sieht eben, es handelt sich hier um die Person des Despoten, der seine Familie und alle aus seiner Umgebung unterdrückt. Er selbst ist ohnmächtig und nichtig; man kann ihn betrügen, beiseite drängen, schließlich ins Schuldgefängnis bringen... Doch die Sache ist die, daß mit seiner Vernichtung die Despotie nicht aus der Welt verschwindet. Sie wirkt ansteckend und pflanzt sich in jenen fort, die unter ihr zu leiden haben. Die Despotie kennt kein Recht und untergräbt das Vertrauen auf das Recht; von Grund aus finster und verlogen, vertreibt sie jeden Strahl der Wahrheit; unsinnig und kapriziös, ertötet sie den gesunden Menschenverstand und jede Fähigkeit zu vernünftiger, zweckmäßiger Tätigkeit; roh und bedrückend, zerstört sie alle Bande der Liebe und des Vertrauens, vernichtet sogar das Vertrauen zu sich selbst und läßt ehrliche, offene Betätigung verlernen. Gerade dadurch ist sie eine Gefahr für die Gesellschaft. Einen Despoten vernichten, wäre nicht schwer, wenn sich die ehrlichen Menschen energisch daranmachten. Doch das Schlimme ist, daß unter dem Einfluß der Despotie auch die ehrlichsten Menschen verflachen und in sklavenmäßiger Untätigkeit verschmachten, während sich mit praktischer Arbeit nur Leute befassen, in denen die eigentlich menschlichen Seiten des Charakters am wenigsten entwickelt sind. Und da die Begriffe dieser Menschen unter dem Einfluß der Despotie eine völlige Entstellung erfahren haben, trägt ihr Wirken ebenfalls einen verflachten, nur das einzelne beachtenden, grob egoistischen [336] Charakter. Ihr Ziel ist nicht, die Despotie, unter der sie so leiden, zu vernichten, sondern den Despoten irgendwie zu Fall zu bringen und selber an seine Stelle zu treten. So kommt Bolschow ins Schuldgefängnis, und statt seiner erscheint Podchaljusin und lebt mit ebensolchem Recht ein sorgenfreies Leben.*

Das sind die allgemeinen Schlußfolgerungen, die uns die Komödie „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ bietet. Wir verweilten bei ihr aus vielen Gründen besonders lange. Erstens ist bisher über sie nichts Ernsthaftes gesagt worden; zweitens zeigte sich in den kurzen Bemerkungen, die über sie im Vorbeigehen gemacht worden sind, ständig eine recht seltsame Auffassung über den Sinn dieses Stückes; drittens gehört diese Komödie an sich zu den eindrucksvollsten und konsequentesten Werken Ostrowskijs; viertens ist sie, da sie auf der Bühne nicht gespielt wird, im Publikum weniger populär als seine anderen Stücke... Außerdem erfordert sie auch deswegen eine ausführlichere Prüfung, weil in ihr lebhaftere, gaunerhafte Naturen dargestellt werden, die sich unter dem Druck der Despotie entwickelt haben. Solcherart sind hier alle Personen, mit Ausnahme von Agrafena Kondratjewna. Sie haben sich aktiv der Despotie untergeordnet, ihren Geist schänden lassen, sind selber zu Teilnehmern an

* Übrigens lebt in der neuen Ausgabe der Werke Ostrowskijs auch Podchaljusin kein sorgenfreies Leben und wird am Ende des Stückes von dem Polizeirevieraufseher abgeführt mit der Aussicht, nach Sibirien zu kommen. Uns dünkt, daß dieser Zusatz völlig überflüssig ist. Natürlich hat das der Autor nicht aus eigener Überzeugung hinzugefügt, sondern gewissen, gar zu strengen Puristen zuliebe, die forderten, daß das Laster unbedingt bestraft werde. Wir sahen jedoch, daß es sich hier nicht um Personen und nicht um eine äußere Tatsache handelt, sondern um die Lebensverhältnisse selbst, um die Bindungen, die all diese Lebensverhältnisse zusammenhalten. Dabei wissen wir, daß, wenn Podchaljusin bestraft werden kann, so höchstens für irgendein Versehen – dafür, daß er die Angelegenheit nicht ganz sauber zu bearbeiten verstanden hat. Zudem bleibt ihm noch ein Mittel: er empfängt den Revieraufseher mit dem Vorschlag, ein Gläschen zu trinken und die Sache zu besprechen, in der Hoffnung, er werde die Sache so in Ordnung bringen. Der Revieraufseher geht darauf nicht ein und führt ihn ab; wir wissen jedoch, daß das Schicksal Podchaljusins nicht vom Revieraufseher abhängt und daß nicht alle im „finsternen Reich“ so unnachgiebig sind wie dieser ungewöhnliche Revieraufseher... Wir sind sogar fast überzeugt, daß Podchaljusin, nachdem der Vorhang niedergegangen, unter den gesellschaftlichen Verhältnissen des Milieus, in dem er wirkt, zweifellos leicht ein Mittel finden wird, sich herauszudrehen und zu rechtfertigen. (N. D.)

den vom despotischen Druck erzeugten Scheußlichkeiten geworden. Diese Sittenverderbnis zu untersuchen, ist eine weit kompliziertere und schwierigere Aufgabe, als einfach zu zeigen, wie die innere Kraft des Menschen [337] unter der Last eines äußeren Druckes gebrochen wird. Aber gerade Naturen der letzten Kategorie, die bedrückt, abgetötet sind und jede Energie und jede Beweglichkeit verloren haben, treten uns vorwiegend in den übrigen Komödien Ostrowskijs entgegen, denen wir uns jetzt zuwenden müssen. Hier werden wir uns bereits bemühen, den abtötenden Einfluß der Despotie nicht so weitschweifig zu verfolgen, und werden vorwiegend auf eine ihrer Abarten eingehen, nämlich auf die sklavenmäßige Stellung unserer Frauen in der Familie. Nachher werden wir im Zusammenhang mit der gleichen Frage der Despotie und sogar in direkter Abhängigkeit von ihr untersuchen, welche Bedeutung jenen Formen der Bildung zukommt, über die sich die Bewohner unseres „finsternen Reichs“ so aufregen, und schließlich, zu welchen Mitteln viele Helden dieses Reichs greifen, um ihren materiellen Wohlstand zu festigen. Doch die Behandlung aller dieser Fragen und die Darlegung ihres unmittelbaren Zusammenhangs mit der Despotie – wie sie sich in den Komödien Ostrowskijs offenbart – muß den Gegenstand eines anderen Artikels bilden.

Doch jetzt, am Abschluß der Analyse von „Das werden wir schon unter uns ausmachen“, wollen wir die Leser direkt fragen, ob sie den von uns so ausführlich analysierten Gestalten Ostrowskijs die Lebenswahrheit und die künstlerische Gestaltungskraft absprechen. Wenn aber diese Personen und diese Lebensverhältnisse der Wirklichkeit entsprechen, glauben dann die Leser, daß die von Ostrowskij geschilderten Seiten der russischen Lebensverhältnisse nicht verdienen, vom Künstler beachtet zu werden? Werden sie sich entschließen, zu sagen, daß die von ihm dargestellte Wirklichkeit nur von partieller und geringfügiger Bedeutung ist und für den denkenden Menschen keinerlei wichtige Resultate zeitigen kann? ... Die Antwort auf diese Frage wird zeigen, ob wir, durch die Analyse der in den Komödien Ostrowskijs gebotenen Tatsachen, unsere Absicht erreichten... Was uns persönlich betrifft, so wollen wir niemand etwas aufdrängen, wir äußern sogar weder Begeisterung noch Entrüstung, wenn wir von den Werken Ostrowskijs sprechen. Wir verfolgen bloß die von ihm dargestellten Erscheinungen und erläutern, welchen Sinn sie für uns haben. Die Leser sollen auf Grund ihrer eigenen Beobachtungen über das Leben und ihrer eigenen Begriffe von Recht, Sittlichkeit und den Erfordernissen der menschlichen Natur selber entscheiden, ob unsere Betrachtungsweise richtig ist und welche Bedeutung die lebenswahren Tatsachen haben, die wir den Komödien Ostrowskijs entnehmen. [338]

III

„Und heute *ist's* stumm und verödet ringsher,
 Es flüstert kein Laub mit der Quelle mehr.
 Vergebens flehn um Schatten die Fluten,
 Nur Sandstürme wehn in der Sonne Gluten;
 Der Geier nur kreist in den Lüften und kreischt,
 Indem er die Beute zerrupft und zerfleischt.“

Lermontow.

Bei der Behandlung von Ostrowskijs Komödie „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ lenkten wir die Aufmerksamkeit der Leser auf gewisse Seiten der russischen Lebensverhältnisse, vorwiegend die der Kaufmannschaft, wie sie sich in dieser Komödie widerspiegeln. Wir sagten, daß die Grundlage der Komik Ostrowskijs unserer Meinung nach in der Darstellung des sinnlosen Einflusses besteht, den die im breitesten Sinne des Wortes genommene *Despotie* auf die Lebensverhältnisse in der Familie und in der Gesellschaft ausübt. In den Beziehungen Samson Silytsch Bolschows zu allen Personen seiner Umgebung sahen wir, daß diese Despotie an sich ohnmächtig und hilflos ist, daß sie der sittlichen Kraft entbehrt, daß

aber ihr Einfluß sich dadurch schrecklich auswirkt, daß sie, sofern sie selbst unsinnig und ohne Rechtsnormen ist, bei allen, die mit ihr in Berührung kommen, den gesunden Menschenverstand und die Begriffe von Recht entstellt. Wir haben gesehen, daß sich unter dem Einfluß der despotischen Verhältnisse Gaunerei und Spitzbüberei entwickeln, alle humanen Bestrebungen selbst bei guten Naturen erlöschen und sich ein engherziger, äußerster Egoismus und eine feindselige Einstellung gegenüber dem Nächsten herausbildet. Es gehören ein genialisch-heller Kopf, ein kindhaft-unbescholtenes Herz und ein titanisch-machtvoller Wille dazu, sich zu entschließen, den praktischen aktiven Kampf aufzunehmen gegen das Milieu, dessen Widersinnigkeit nur zur Entwicklung egoistischer Gefühle und treubrühiger Bestrebungen in jeder lebendigen und tätigen Natur beiträgt.

Um aber aus einem solchen Kampf unbesiegt hervorzugehen, dazu genügen auch all die von uns aufgezählten Vorzüge nicht: es bedarf obendrein einer eisernen Gesundheit und – was die Hauptsache ist – einer völlig gesicherten Vermögenslage; im „finsternen Reich“ liegen die Dinge jedoch so, daß das ganze Übel dieses Systems, seine ganze Verlogenheit gerade nur diejenigen mit Leiden und Entbehrungen überhäufen, die schwach und erschöpft sind und kein materiell gesichertes Leben haben. Für mächtige, [339] reiche Leute dagegen dient dieselbe Lüge dazu, ihnen das Leben angenehm zu machen. Welchen Vorteil hätten sie davon, diese Lüge anzugreifen, dieses Übel zu bekämpfen? Kann man erwarten, der Kaufmann Bolschow werde z. B. von seinem Kommis Podchaljusin verlangen, dieser solle ihn dadurch ruinieren, daß er gewissenhaft vorgehe und den Käufern abrate, schlechte Ware zu kaufen und für sie übermäßige Preise zu zahlen? Es versteht sich von selbst, daß schon eher der Kommis selber, von Gewissenhaftigkeit durchdrungen, sich zu einer solchen Handlungsweise entschließen könnte. Doch der Kommis ist mit dem Brotherrn verbunden: er ist dank dem Brotherrn satt und gut gekleidet, er kann es, wenn der Brotherr ihn gern hat, „zu etwas bringen“; wenn der Brotherr ihn aber nicht gern hat, was wird dann aus dem Kommis mit seiner unpraktischen Gewissenhaftigkeit? Eben ein Nichts! ... Da beginnt nun Podchaljusin die Chancen seiner Lage abzuwägen. Er ist kein genialer Mensch, kein Held und kein Titan, sondern ein sehr gewöhnlicher Sterblicher. Man kann von ihm gar nicht verlangen, daß er praktisch Protest erhebt gegen seine gesamte Umwelt, gegen die jahrhundertealten Gepflogenheiten, gegen die Begriffe, die ihm eingeflößt wurden, als er noch ein kleiner, unverständiger Junge war... Es ist klar, daß er sich der Moral unterordnen muß, die in der ihn umgebenden Atmosphäre herrscht – er muß den Pfad verfolgen, der von anderen ausgetreten ist... Er kann doch nicht einen neuen, niemandem bekannten Weg versuchen, wenn es bereits eine fertige, vielbefahrene Landstraße gibt! Andererseits aber stellt sich auch Podchaljusin als lebendige, tätige Natur gewisse lebenswichtige Fragen und Aufgaben. Seine Aufgaben sind gewöhnlich sehr armselig, die Fragen sind seicht, denn sein Gesichtskreis ist sehr beschränkt. Er sieht vor sich seinen despotischen Brotherrn, der nichts tut, der trinkt, ißt und sich's gut gehen läßt, der von niemandem Beschimpfungen hört, sondern im Gegenteil selber alle ungehemmt beschimpft – und diese widerliche Gestalt ist für ihn das Ideal des erreichbaren Glücks und Erfolgs. Was über den engen Kreis des ihm ständig sichtbaren Alltagslebens hinausgeht, davon hat er nur unklare Begriffe und kümmert sich auch gar nicht darum, da er findet, daß das schon etwas ganz anderes sei, daß für unsereinen von so etwas gar keine Rede sein könne... Da nun Podchaljusin einmal zu diesem Schluß gelangt war und sich diese Grenze gesetzt hat, über die man nicht hinausgehen darf, ist er recht natürlicherweise bemüht, sich dem Kreis anzupassen, in dem er wirken muß, und er duckt und krümmt sich dementsprechend. Das aber [340] kostet ihn nicht viel Mühe, ist er doch von Kindheit auf daran gewöhnt: bekommt einer mit der Eile eins über den Rücken oder beginnt man einem mit den Fäusten auf dem Kopf herumzutrommeln, da duckt und krümmt man sich unwillkürlich... Podchaljusin, der allerlei Quälereien zu ertragen hat und dies schließlich in Ordnung findet, verheimlicht tief in seinem Innern seine persönlichen, lebendigen Bestrebungen, in der Hoffnung, daß auch für

ihn einst die gute Zeit kommt. Indessen geht die moralische Entwicklung ihren bei einer solchen Lage logisch unvermeidlichen Weg: Podchaljusin merkt, daß seine persönlichen Bestrebungen von allen feindselig aufgenommen werden, und gelangt daher allmählich zu der Überzeugung, daß seine Person wie auch die eines jeden anderen in Wirklichkeit zur ganzen Umwelt in Gegensatz stehen müsse und daß er folglich seine eigenen Interessen um so mehr befriedigen werde, je mehr er anderen wegzunehmen vermöge. Aus diesem Grundsatz entwickelt sich jener ewige Belagerungszustand, in dem sich unvermeidlich jeder Bewohner des „finsternen Reichs“ befindet, der eine praktische Tätigkeit aufnimmt, um etwas zu erreichen... Die höchsten für jedermann in gleicher Weise verbindlichen Sittenregeln bestehen bei ihm nur aus einigen schönen Redensarten und Geboten, die nie im Leben angewandt werden; die sympathische Seite seiner Natur ist in ihm nicht entwickelt; die durch die Wissenschaft ausgearbeiteten Anschauungen von gesellschaftlicher Solidarität und von dem Gleichgewicht zwischen Rechten und Pflichten sind ihm unzugänglich. Seine Ideale selbst (denn Ideale hat auch Podchaljusin, wie auch der Stadthauptmann im „Revisor“ welche hat) sind roh, matt, widerwärtig und unmenschlich. Der Stadthauptmann träumt davon, wie er, General geworden, die Stadthauptleute fünf Stunden lang auf sich warten lassen wird; genau so schließt Podchaljusin: „Der Herr Vater hat in seinem Leben nicht wenig Unsinn getrieben – nun ist’s genug: jetzt ist unsere Zeit gekommen.“ Gelingt es ihm einst, sein Ideal zu verwirklichen, dann wird er in der Tat nicht zögern, andere genau so zu zwingen, sich zu fürchten, vor ihm zu kriechen, zu heucheln und zu leiden, wie er selbst sich gefürchtet hat, gekrochen ist, gelogen und gelitten hat, solange er sich nicht das Recht auf Despotie zu sichern vermochte...

Es ist schwer, einen solchen Lebenslauf zu verfolgen, es ist bitter, eine solche Verunstaltung der menschlichen Natur zu sehen. Es scheint nichts Schlimmeres zu geben als die wilde, unnatürliche Entwicklung, die sich in Naturen wie Podchaljusin infolge der auf ihnen lastenden Despotie vollzieht. Doch in den weiteren [341] Komödien Ostrowskijs tritt uns eine neue Seite des gleichen Einflusses entgegen, die an Trübheit und Widerwärtigkeit kaum derjenigen nachsteht, auf die wir im Verlauf des Artikels hingewiesen haben.

Diese neue Seite sehen wir in den bedrückten, still gehorchenden Naturen. Solche Naturen treten uns fast in jeder Komödie Ostrowskijs in mehr oder weniger scharfen Umrissen entgegen. Auch zählt Agrafena Kondratjewna in dem Stück „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ zu solchen Naturen, doch spielt sie hier keine namhafte Rolle. Eindrucksvoller treten uns in den weiteren Komödien die Gestalten Mitjas in „Armut ist kein Laster“ und der Kinder Bruskows in dem Stück „Fremde Fehler – eigenes Leid“ sowie die Mädchengestalten in fast allen Komödien Ostrowskijs entgegen. Awdolja Maximowna, Ljubow Torzowa, Dascha, Nadja all das sind unschuldige, still gehorchende Opfer der Despotie, und jene Abschleifung, *Aufhebung* der menschlichen Persönlichkeit, die das Leben an ihnen vornimmt, wirkt auf das Gemüt fast noch unerfreulicher als die Verunstaltung der menschlichen Natur bei Lumpen wie Podchaljusin. Dort regt sich noch hier und da etwas Lebendiges, zeigt sich noch Eigenart, blinkt zuweilen irgendein Hoffnungsstrahl, hier aber herrscht ungestörte Stille, undurchdringliche Finsternis, hier steht vor uns eine tote Schöne in menschenleerer Steppe, und die allgemeine Totenstille wird nur durch das Kreisen des Geiers unterbrochen, der hoch in den Lüften seine Beute zerfleischt... Unheimlich wie auf dem Friedhof oder im Hause eines Kaufmanns aus der Sekte der Raskolniki vor einem hohen Feiertag!

Um uns die Offenbarung einer still gehorchenden, bedrückten Natur in verschiedenen Situationen und unter verschiedenen Umständen vor Augen zu führen, wollen wir jetzt die auf das Stück „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ folgenden Komödien Ostrowskijs aus dem Kaufmannsleben untersuchen und mit der Komödie „Bleib bei deinen Leisten“ beginnen.

Da wir nun dieses Stück erwähnen, halten wir es für nötig, den Leser daran zu erinnern, was

wir im ersten Artikel über die Bedeutung des künstlerischen Schaffens überhaupt gesagt haben. Das Stück „Bleib bei deinen Leisten“ hat die verschiedenartigsten Betrachtungen über die *Anschauungen* Ostrowskijs hervorgerufen. Die einen lobten ihn, weil er sich die prächtigen Ansichten der Slawophilen über den Reiz der altrussischen Lebensweise zu eigen gemacht habe; andere sprachen empört von Ostrowskij als einem Gegner der modernen Bildung. Alle diese Betrachtungen [342] konnten für Ostrowskij deswegen betrüblich sein, weil man über dem Gerede von seinen Anschauungen sein Talent und die von ihm auf die Bühne gebrachten Personen und Erscheinungen ganz außer acht ließ. Ostrowskij gegenüber war ein solches Vorgehen einfach taktlos. Wir verstehen, daß man den Grafen Sollogub zum Beispiel nicht anders analysieren konnte, als indem man fragte: „Was *wollte* er mit seinem ‚Beamten‘ sagen?“ Denn der Beamte ist nichts anderes als eine modische juristische – nicht einmal Idee, sondern einfach – Phrase, die ohne das geringste Anzeichen von Talent dramatisiert wurde. So kann man zum Beispiel auch die Gedichte des Herrn Rosenheim⁸⁶ behandeln. Poesie gibt es bei ihm in keinem einzigen Vers; das einzige Maß für die Wertung eines Gedichts bleibt also die relative Bedeutung der Idee, die ihm zugrunde gelegt ist. Somit kann man, ohne sich in irgendwelche künstlerische Analysen einzulassen, zum Beispiel Herrn Rosenheim loben, weil das unlängst im „Russkoj Slowo“ veröffentlichte Gedicht „Gewitter“ über ein Thema geschrieben ist, das nicht so banal ist wie seine Elegien über Beamte und Akzise. Hier können wir mit ruhigem Gewissen lediglich die Anschauungen des Autors beachten, die er in dem Stück ausdrücken wollte. Die Komödien Ostrowskijs verdienen eine Kritik anderer Art, weil sie, unabhängig von den theoretischen Anschauungen des Autors, immer künstlerischen Wert besitzen. Wir bemerkten bereits, daß allgemeine Ideen durch den Künstler in seinen Werken ganz anders aufgenommen, entwickelt und ausgedrückt werden als durch gewöhnliche Theoretiker. Nicht abstrakte Ideen und allgemeine Prinzipien beschäftigen den Künstler, sondern lebendige Gestalten, in denen sich die Idee offenbart. In diesen Gestalten kann der Dichter, auch ohne es selbst zu merken, ihren inneren Sinn viel früher erfassen und ausdrücken als rein vernunftmäßig definieren. Zuweilen mag der Künstler gar nicht den vollen Sinn seiner eigenen Schöpfung erfassen, doch die Kritik ist gerade dazu da, um den in den Werken des Künstlers verborgenen Sinn klarzulegen, aber der Kritiker, der die vom Dichter gebotenen Darstellungen analysiert, ist nicht befugt, ihm seine theoretischen Anschauungen zum Vorwurf zu machen. Im ersten Teil der „Toten Seelen“ gibt es Stellen, die ihrem Geiste nach dem „Briefwechsel“⁸⁷ nahestehen, doch „Die toten Seelen“ haben deswegen ihren allgemeinen, den theoretischen Anschauungen Gogols so sehr entgegengesetzten Sinn nicht verloren. Und die Kritik Belinskis tastete die Theorien Gogols nicht an, solange er vor ihr einfach als Künstler erschien; sie lief gegen ihn erst dann Sturm, als er sich zum Sittenprediger proklamierte und nicht mit einer lebendigen Erzählung, sondern mit einem Folianten voll erbaulicher Ratschläge vor das Publikum trat...

Ohne die Bedeutung Ostrowskijs der Bedeutung Gogols in unserer Entwicklungsgeschichte gleichzusetzen, wollen wir doch bemerken, daß man in den Komödien Ostrowskijs, von welchen Theorien auch immer sie beeinflußt sein mögen, stets zutiefst richtige und eindrucksvolle Züge finden kann, die beweisen, daß das Empfinden der Lebenswahrheit den Künstler nie verlassen hat und es ihm nicht gestattete, der Theorie zuliebe die Wirklichkeit zu entstellen. Ist dem aber so, dann konnten auch eventuelle Fehlschlüsse des Künstlers die Grundzüge seiner Weltanschauung keineswegs vollständig vernichten. Der Künstler mag für seine Dar-

⁸⁶ Rosenheim, M. P. (1820-1887) – Dichter, Mitarbeiter der Zeitschriften „Otetschestwennyje Sapiski“ und „Russkij Westnik“.

⁸⁷ „Briefwechsel“ – gemeint ist N. W. Gogols Buch „Auserlesene Stellen aus dem Briefwechsel mit Freunden“, das durch seine reaktionär-feudale Einstellung den scharfen Protest W. G. Belinskis in seinem bekannten „Brief an Gogol“ auslöste.

stellungen nicht jene Tatsachen des Lebens gewählt haben, in denen sich eine bestimmte Idee aufs beste widerspiegelt, er mag diese Tatsachen willkürlich verbunden, sie nicht ganz richtig ausgelegt haben; wenn ihm jedoch das künstlerische Gefühl nicht untreu geworden ist, wenn die Wahrheit in dem Werke beibehalten ist, dann ist die Kritik verpflichtet, es zu benutzen, um die Wirklichkeit zu erläutern sowie um das Talent des Schriftstellers zu kennzeichnen, aber durchaus nicht dazu, ihn wegen Gedanken zu schelten, die er vielleicht gar nicht gehegt hat. Die Kritik muß sagen: „Hier sind die Personen und die Erscheinungen, die der Autor uns vorführt, hier ist das Sujet des Stückes, hier aber ist der Sinn, der unserer Meinung nach den vom Künstler dargestellten, aus dem Leben genommenen Tatsachen zukommt, und hier der Grad ihrer Bedeutung im gesellschaftlichen Leben.“ Aus dieser Betrachtung wird sich dann von selbst ergeben, ob der Autor die von ihm geschaffenen Gestalten richtig beurteilt hat. Bemüht er sich zum Beispiel, irgendeine Person zu einem Allgemeintypus zu erheben, die Kritik aber beweist, daß diese Person eine nur spezifische, geringfügige Bedeutung hat, dann ist es klar, daß der Autor durch eine falsche Beurteilung des Helden dem Werke geschadet hat. Stellt er einige Tatsachen als voneinander abhängig dar und erweist es sich nach einer kritischen Analyse, daß diese Tatsachen niemals in einem solchen Zusammenhang stehen, sondern von ganz anderen Ursachen abhängen – dann ist es wieder ohne weiteres klar, daß der Autor den Zusammenhang der von ihm dargestellten Erscheinungen falsch begriffen hat. Aber auch hier muß die Kritik in ihren Schlußfolgerungen sehr vorsichtig sein: wenn zum Beispiel der Autor am Ende des Stückes einen Schuft belohnt oder wenn er einen edelgesinnten, aber dummen Menschen darstellt, so ist es noch sehr weit bis zu der Schlußfolgerung, daß er Schufte [344] rechtfertigen will oder alle edelgesinnten Menschen für Dummköpfe hält. Hier kann die Kritik nur eines prüfen: ist der vom Verfasser als edelgesinnten Dummkopf hingestellte Mensch gemäß der Auffassung der Kritik von Verstand und Edelsinn tatsächlich ein solcher, und dann: mißt der Verfasser seinen Personen tatsächlich die Bedeutung bei, die sie im wirklichen Leben haben?

So muß sich, unserer Meinung nach, die reale Kritik Kunstwerken gegenüber verhalten, so muß sie sich namentlich dem Schriftsteller gegenüber verhalten, wenn sein ganzes literarisches Wirken ins Auge gefaßt wird. Spricht die Kritik von einem Einzelwerk, so kann sie sich von Einzelheiten hinreißen lassen und kann dem Schriftsteller das als Schuld anrechnen, was er nur ungenügend geklärt hat. Bei einer allgemeinen Charakteristik aber können die Einzelheiten beiseite bleiben, und in den Vordergrund tritt die Darstellung der Weltanschauung allgemeinen des Schriftstellers, wie sie in der Gesamtheit seiner Werke zum Ausdruck gelangt ist. Und wie sie zum Ausdruck gelangt ist, das wird dadurch bestimmt, welche Gegenstände und welche Erscheinungen seine Aufmerksamkeit und seine Sympathie auf sich gezogen und als Material für seine Darstellungen gedient haben.

Nachdem wir diese Erläuterungen vorausgeschickt haben, können wir jetzt sagen, daß wir keineswegs gewillt sind, von dem Schauspiel „Bleib bei deinen Leisten“ anzunehmen, es wäre eine Apologie der patriarchalischen, altertümlichen Verhältnisse und ein Versuch, nachzuweisen, daß die russische Unbildung der europäischen Bildung vorzuziehen sei. Wir könnten in dieser Komödie sogar etwas Entgegengesetztes finden, wollen aber auch das nicht tun, sondern wollen einfach auf die dem Stück zugrunde gelegten Tatsachen hinweisen. Das Grundmotiv der Stücke Ostrowskijs ist, wie wir bereits gesehen haben, die Unnatürlichkeit der Gesellschaftsverhältnisse als Folge der Despotie der einen und der Rechtlosigkeit der anderen. Der Künstler, dessen Gefühle in bezug auf eine solche Ordnung der Dinge die der Empörung sind, schildert diese Ordnung in den mannigfaltigsten Formen und prangert sie an vor derselben Gesellschaft, die unter solchen Verhältnissen lebt. Im folgenden sehen wir eine dieser Formen.

Da ist in Rußland ein despotischer Kaufmann, er ist gut, ehrlich und in seiner Weise sogar

klug, aber – eben ein Despot. Er hat eine Tochter, die vor ihm nicht den Mund auf tun darf und rechtlos ist, wie alle Töchter aller Despoten. Da man ihre Rechte als die einer selbständigen Persönlichkeit nicht anerkennt, bringt man ihr auch nichts bei, was im Leben zum Schutz ihrer Persön-[345]lichkeit dienen könnte: sie ist ungebildet, hat auch in häuslichen Angelegenheiten nichts zu sagen, sie ist nicht gewohnt, die Menschen mit eigenen Augen zu betrachten, sie denkt gar nicht an ein Recht freier Wahl in einer Herzensangelegenheit. Herangewachsen, benimmt sie sich noch immer wie eine Unmündige, wie ein unvernünftiges Kind. Selbst ihre durch die Furcht gelähmte Liebe zum Vater ist unvollständig, unvernünftig und unaufrichtig, so daß sich die Tochter ohne Wissen des Vaters die Auffassungen ihrer Tante, einer bejahrten alten Jungfer, die einst auf dem Kusnezki-Most in der Lehre gewesen war, zu eigen macht und, auf die Tante hörend, sich einbildet, sie sei in einen jungen Habenichtes verliebt, einen abgedankten Husaren, der kurz zuvor in ihrer Stadt eingetroffen ist. Der Husar freit um sie, der Vater lehnt ab. Darauf entführt der Husar das Mädchen, und sie entschließt sich, mit ihm zu fahren, wobei sie jedoch in einem fort davon spricht, daß sie nicht fahren dürfe, daß es besser wäre, zum Vater zurückzukehren. Doch schon auf der ersten Station erfährt der Husar, daß der Vater der flüchtigen Tochter keinen Groschen Mitgift geben will, worauf er natürlich das arme Mädchen fortjagt. Sie kehrt nach Hause zurück; der Vater schilt sie und will sie hinter Schloß und Riegel setzen, damit sie von der ganzen Welt abgeschlossen bleibt und ihn vor den Menschen nicht blamiert. Ein junger Kaufmann aber, der schon lange in sie verliebt ist und den auch sie vor dem Zusammentreffen mit dem Exhusaren Wichorew geliebt hatte, entschließt sich, sie zu heiraten. Alles endet gut.

Dies ist der Tatbestand, der den wesentlichen Inhalt der Komödie „Bleib bei deinen Leisten“ ausmacht. Welches ist nun der Sinn dieses Tatbestands? Gibt er auch nur den geringsten Anlaß, das Thema von den Vorzügen der alten Lebensweise zu entwickeln, slawophile Tendenzen auszudrücken? Doch wohl nicht. Der Sinn ist der, daß Despotie, in welcher gemäßigten Formen sie sich auch äußert, in welcher milde Bevormundung sie auch übergehen mag, trotzdem mindestens zur Entpersönlichung der ihrem Einfluß ausgesetzten Menschen führt, Entpersönlichung aber ist jeder freien, vernünftigen Betätigung völlig entgegengesetzt; folglich kann der entpersönlichte Mensch unter dem Einfluß der auf ihm lastenden Despotie ungewollt, unbewußt, jedes beliebige Verbrechen begehen und zugrunde gehen – einfach aus Dummheit oder aus Mangel an Eigenart.

Diese am raschesten und stärksten in die Augen springende Bedeutung des von uns geschilderten Tatbestands gelangt in der Komödie nicht genügend scharf zum Ausdruck, weil in ihr der [346] Gegensatz zwischen dem klugen, soliden Russakow und dem guten, ehrlichen Borodkin einerseits und dem jämmerlichen Gecken Wichorew andererseits in den Vordergrund rückt. Diesen Gegensatz haben denn auch die Kritiker aufgegriffen und in ihren Analysen Mutmaßungen aufgestellt, die sich der Autor vielleicht gar nicht hat einfallen lassen. Man beschuldigte ihn geradezu eines völligen Obskurantismus, und sogar bis auf den heutigen Tag wollen ihm manche Kritiker nicht verzeihen, daß Russakow ein ungebildeter, trotzdem aber guter, ehrlicher Mensch ist.* In der Tat hat Ostrowskij im Eifer seiner Entrüstung über die Scheinbildung solcher, die einfachen russischen Menschen irreführender Herrschaften wie Wichorew nicht mit genügender Kraft und Klarheit *die Ursachen* dargelegt, weshalb der Russe an solchen Herrschaften Gefallen finden kann. Man kann jedoch nicht behaupten, daß der Verfasser an diese Ursachen überhaupt nicht gedacht hat; der einfache, natürliche Sinn der Tatsachen blieb ihm nicht verborgen, und in „Bleib bei deinen Leisten“ finden wir

* Nach unserem ersten Artikel, in dem von Kritikern Ostrowskijs die Rede war, erschienen in den Zeitschriften noch zwei Artikel über ihn. Der eine trägt den Charakter einer Dithyrambe, der andere aber wiederholt alle Widersinnigkeiten, die Ostrowskij früher zugeschrieben wurden, und endet damit, daß er ihm rät: „Denken, denken und denken.“ Übrigens sind beide Artikel völlig unbedeutend. (N. D.)

verstreute Züge jener Beziehungen, die wir im allgemeinen als despotisch bezeichnen. Waren diese Züge ausgeprägter, so besäße die Komödie mehr Geschlossenheit und Bestimmtheit. Aber auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt kann man sie nicht als den Grundzügen der Weltanschauung des Autors entgegengesetzt bezeichnen. In das finstere Dasein der Russakows ließ er einen Lichtstrahl von außen fallen, glättete und schwächte einige grobe Züge ab; aber auch in dieser gemilderten Form ist bei aufmerksamer Prüfung das Wesen der Sache dasselbe geblieben. Wir wollen versuchen, auf einige Züge im Verhalten Russakows seiner Tochter und seiner Umgebung gegenüber hinzuweisen; wir werden sehen, daß die Grundursache der ganzen Geschichte hier wieder einmal die Despotie ist, auf der alle Familien und gesellschaftlichen Beziehungen dieses „finsternen Reichs“ beruhen.

Maxim Fedotytsch Russakow, dieser beste Vertreter der so reizvollen alten Lebensweise, ein sehr kluger Greis, eine *russische Seele*, die die Slawophilen und die Kritiker à la Koschichin unserer durch Peter I. eingeleiteten Epoche und der gesamten neuen Bildung vorwurfsvoll entgegenhielten – Russakow ist unserer Ansicht nach ein lebendiger Protest gegen dieses finstere, durch keinen Gedanken erhellt und in seiner Grundlage unsittliche Da-[347]sein. In Bolschow sahen wir eine nichtsnutzige, von diesem Dasein beeinflusste Natur, bei Russakow denken wir uns: so also sehen sogar ehrliche, milde Naturen unter diesen Verhältnissen aus! ... Und in der Tat, natürliche Güte und sogar Feinfühligkeit dringen bei Russakow durch die groben Formen hindurch. Er geht mit allen freundlich um, von Tochter und Frau spricht er mit Rührung; als Dunja, nachdem sie erfahren hat, er habe Wichorew entschieden zurückgewiesen, in Ohnmacht fällt (diese Szene scheint uns übrigens outriert [übertrieben]), erschrickt er und ist sogar sofort bereit, ihr zuliebe seinen Beschluß zu ändern. Ja, noch mehr: er ist ein ziemlich tüchtiger Kopf, aus dem der gesunde Menschenverstand nicht zu vertreiben ist. Er sagt nicht einfach: „So muß es sein, weil ich es so will“, sondern bemüht sich, Gründe für seine Entschlüsse ausfindig zu machen. Doch darauf beschränkt sich auch alles, was er von den guten Eigenschaften seiner Natur bewahren konnte; weiterhin beginnen bereits die Zutaten der Despotie. Man sieht, daß Russakow infolge seiner milden Natur sich von Anfang an leicht in die bestehende Ordnung gefügt und deren Rechtmäßigkeit anerkannt hat. Es war daher nicht nötig, ihm diesen Rechtsanspruch mit Fußtritten und Prügeln nachzuweisen. Deswegen sehen wir bei ihm auch im hohen Alter nicht jene Feindseligkeit und Schroffheit, die wir bei anderen von Ostrowskij vorgeführten Despoten bemerken, deswegen verwirft er keineswegs Vernunftgründe, selbst im Gespräch mit Untergebenen und jüngeren Leuten nicht. Doch das Dasein des „finsternen Reichs“, in dem er aufgewachsen ist, hat ihm an Vernunft nichts hinzugegeben: die Vernunft fehlt in diesem Dasein, und so gerät Russakow in dieselbe Unsinnigkeit, in dieselbe Finsternis, in der seine anderen, von Natur aus minderbegabten Mitbrüder herumirren.

Es ist interessant, die Moral zu hören, zu der er sich emporzuschwingen vermochte. Unterwürfigkeit, Geduld, Achtung vor Erfahrung und Tradition, Beschränkungen auf den eigenen Kreis das sind seine Grundsätze. Zu ihnen ist er auf grob empirischem Wege gelangt, durch Gegenüberstellung von Tatsachen, ohne im geringsten nach ihrem Sinn zu forschen, denn sein Denken ist gleichzeitig gefesselt durch seinen hartnäckigen fatalistischen Glauben an das Schicksal, das über allen menschlichen Angelegenheiten waltet. Er tritt auf die Bühne mit der Sentenz: „Man muß sich bei den Alten Rat holen, ein Alter wird nie etwas Schlechtes raten.“ Ferner sagt er als Antwort auf die Werbung Borodkins: „Ich muß also diese Sache mit Verstand anpacken, denn ich werde mich für meine Tochter vor Gott verantworten müssen.“ Aus diesem [348] Grunde verfügt er über das Schicksal der Tochter folgendermaßen: „Gehört es sich denn, dem Mädchen zu überlassen, wer ihr gefällt? Nein, das ist keine Ordnung, der Mensch muß *mir* gefallen. Ich werde sie nicht dem zur Frau geben, den sie liebgewinnt, sondern dem, den *ich* liebgewinne. Ja, wen ich liebgewinne, dem werde ich sie zur Frau geben.“

Die hier bereits in hohem Maße hervortretende Despotie wird jedoch bei Russakow durch folgende Betrachtungen gemildert: „Wie kann man das dem Mädchen überlassen? Was hat sie denn zu sehen bekommen? Wen kennt sie denn?“ Eine in bezug auf Russakows Tochter richtige Erwägung, aber weder Russakow noch irgendeinem seiner Mitbrüder fällt es ein, zu fragen: „Warum hat sie denn nichts gesehen und warum kennt sie niemand? Was für eine Notwendigkeit bestand denn, sie in so heiliger Unwissenheit zu erziehen, daß jeder sie betrügen kann?... Würden sie sich diese Frage stellen, so würde sich aus der Antwort eben ergeben, daß die Wurzel des ganzen Übels wieder einmal nichts anderes ist als ihre eigene Despotie. Russakow ist mit seiner Lage völlig zufrieden, will nicht unter die Herren, Bildung aber hält er für etwas, was ausschließlich den Herren zusteht; infolgedessen hält er auch seine Tochter so, daß sie, wie er sich ausdrückt, eine *dumme Gans* bleibt. Als Antwort auf Wichorews Werbung sagt er: „Suchen Sie sich gebildete Fräulein, unsere dummen Gänse aber lassen Sie uns. Für unsere werden wir schon irgendwelche billige Bräutigame finden.“ In diesen Worten klingt Ironie, aber auch im ernstesten Ton setzt Russakow ebenso fort: „Was ist sie schon für eine Dame? Urteilen Sie doch selber, mein Verehrter. Sie ist aus ihren vier Wänden nicht hinausgekommen, hat nichts von der Welt gesehen... Es ist nichts an ihr, wofür Sie sie lieben könnten: sie ist ein einfaches Mädchen, nicht gut erzogen und paßt nicht zu Ihnen. Sie haben Verwandte, Bekannte, alle werden über sie lachen wie über eine dumme Gans, und auch Ihnen wird sie bald zuwider sein wie nur etwas... Ich kann doch meine Tochter nicht für solch ein Zuchthausleben hergeben!“

Das Traurigste an diesen Betrachtungen ist, daß sie völlig richtig sind. In der Tat, kein besonders frohes Leben würde Awdotja Maximowna erwarten, würde sie einen *Vornehmen* heiraten, auch wenn er nicht gerade ein solcher Windbeutel wäre wie Wichorew. Sie ist in der Tat so erzogen, daß sie kein richtiges menschliches Antlitz hat. Das beste Lob für sie aus dem Munde des Vaters selbst – was für eins mag es wohl sein? – ist folgende Sentenz: „In ihren Augen ist nur Liebe und Milde. *Sie wird jeden Mann lieben*, man muß einen für sie finden, der sie lieben wird.“ Das bedeutet: [349] gleichgültige, demütige Güte, eben eine solche, wie sie sich bei weichen Naturen und unter dem Druck eines Familiendespotismus herausbildet und Despoten am meisten gefällt. Für Menschen, die gewohnt sind, ihre Handlungen auf den gesunden Menschenverstand zu stützen und sie mit den Erfordernissen von Gerechtigkeit und Gemeinwohl in Einklang zu bringen, ist eine solche Güte widerlich oder wenigstens jämmerlich. Es ist unschwer zu erkennen, daß, wenn sich ein Mensch mit allem einverstanden erklärt, er eben keine eigene Überzeugung hat, daß er alle liebt und allen gut Freund ist, das bedeutet, daß ihm alle gleichgültig sind; wird ein Mädchen jeden Ehemann lieben, so ist es klar, daß ihr Herz nicht einmal ein Stück Fleisch, sondern einfach eine Art zerfließender Teig ist, in den man hineintun kann, was man will...

Für einen von der Despotie nicht angesteckten Menschen besteht der ganze Reiz der Liebe darin, daß der Wille eines anderen Wesens harmonisch, ohne den geringsten Zwang mit seinem Willen verschmilzt. Gerade deswegen ist der Zauber der Liebe so mangelhaft und ungenügend, wenn die Gegenseitigkeit durch irgendwelche Erpressung, durch Betrug erreicht, für Geld gekauft oder überhaupt durch irgendwelche äußere, wesensfremde Mittel erworben wird. Das Gefühl der Liebe kann nur bei innerer Harmonie der Liebenden wahrhaft gut sein und bildet dann die Grundlage und die Gewähr jenes gesellschaftlichen Wohlergehens, das uns in der künftigen Entwicklung der Menschheit vorschwebt und auf der Brüderlichkeit und der persönlichen Gleichberechtigung der Menschen beruhen wird. Doch die Despotie kann auch dieses Gefühl der Liebe nicht ununterdrückt lassen: in der freien, natürlichen Entwicklung dieses Gefühls wittert sie irgendeine Gefahr für sich und ist daher bestrebt, vor allem das zu töten, was seine Grundlage bildet: die Persönlichkeit. Zu diesem Zweck ersinnen die Despoten ihre eigene Moral, ihr eigenes System von Lebensweisheit, denen zufolge die Persön-

lichkeit dem Ideal eines vollkommenen Menschen um so näher kommt, je verwischter, unmerklicher, unauffälliger sie ist. „Er hat einen so ausgezeichneten Charakter, daß er jede Beleidigung ohne Murren ertragen, selbst den unwürdigsten Menschen lieben wird“ – ein höheres Lob als dieses kennt der Despot nicht. Unserer Meinung nach jedoch ist ein solcher Mensch ein Taugenichts, ein unförmlicher Brei, ein Waschlappen; er kann nur einen guten Lakaien abgeben. Doch zu etwas anderem taugt er nicht, und man kann von ihm genau so viele Niederträchtigkeiten erwarten wie auch gute Taten: alles wird davon abhängen, wem er in die Hände gerät. Russakow, ein Despot, will nichts von alle-[350]dem anerkennen und beharrt bei seiner Meinung: „Alles Übel in der Welt kommt von der Zügellosigkeit. Wir zu unserer Zeit fürchteten und achteten die Älteren, und es war auch besser so... Die jungen Menschen von heute brauchen die Prügel, wahrhaftig, die brauchen sie, der Prügelstock sehnt sich nach ihnen.“ Und wovon Russakow auch sprechen mag, die Achtung vor Älteren steht bei ihm an erster Stelle. Selbst Wichorew zürnt er am meisten deswegen, weil dieser „mit Älteren nicht zu reden versteht“. Als seine Tochter den Versuch macht, den Vater zu überzeugen, schreit er trotz all seiner Milde auf sie ein: „Wie unterstehst du dich, so mit mir zu reden!“ Dann aber erteilt er ihr den strengen Befehl: „Da hast du, Awdotja, mein letztes Wort: entweder heirate den Borodkin, oder ich will von dir weiter nichts wissen.“ Damit aber der Befehl wirksamer ist, stützt er ihn mit Vorwürfen: „Ich habe dich großgezogen, habe dich gehütet wie meinen Augapfel... Wie viele Sünden habe ich doch auf meine Seele geladen, der Stolz übermannte mich deinetwegen... Gott hat mich für meine Sünden gestraft.“ Aufrichtig gesagt, eine solche Behandlung kann man nicht sehr human nennen, doch in unserem „finsternen Reich“ ist auch sie noch ziemlich milde, und Russakow kann gerechterweise der beste unter den Despoten genannt werden.

Aber man sehe sich auch an, welch gutes Naturell sich unter dem Einfluß dieser milden Despotie bei Awdotja Maximowna herausgebildet hat! Es ist schwer, sich ein bedauernswerteres Mädchen vorzustellen. Eigentlich ist sie sogar eher komisch als bedauernswert, genau so komisch wie Sofja Pawlowna mit ihrer Liebe zu Moltschalin oder Sofja Sergejewna (im „Neuesten Orakel“ des Herrn Potechin⁸⁸) mit der zarten Leidenschaft zu Silberbach. Über Awdotja Maximowna kann man jedoch nicht lachen: ihre Lage ist allzu düster. Wenn wir zur Mitternachtszeit allein durch eine finstere Gruft gehen, zwischen Grabmälern, und plötzlich hinter einem Grabstein irgendeine scheußliche Fratze auftaucht und uns Grimassen schneidet, so ist es schwer, in einem solchen Augenblick zu lachen, so lächerlich die Grimasse auch ausfallen mag – man erschrickt unwillkürlich. So ist auch die Komik unseres „finsternen Reichs“: die Sache an sich ist einfach amüsant, doch in Anbetracht der Despoten und der Opfer, die sie in der Finsternis zermalmt, vergeht einem das Lachen... Awdotja Maximowna befindet sich im Laufe des ganzen Stücks in heftigster Aufregung, die, wenn man will, sinnlos und inhaltslos ist, nichtsdestoweniger aber bei uns nicht Heiterkeit, sondern Mitleid hervorruft; das arme Mädchen ist in der Tat nicht schuld, daß man es jedes inneren, sittlichen Halts [351] beraubt und nur dazu erzogen hat, ihr Leben lang am Gängelband geführt zu werden. Sie hat ein gutes Herz, in ihrem Charakter gibt es viel Vertrauensseligkeit, wie bei allen noch nicht verbitterten Unglücklichen und Unterdrückten; das Bedürfnis nach Liebe ist erwacht, doch sie findet für sich weder Spielraum noch eine vernünftige Stütze, noch ein würdiges Objekt. In Awdotja Maximowna ist das richtige Verständnis dafür, was gut und was schlecht ist, nicht entwickelt, auch nicht die Achtung für die eigenen Herzensregungen, gleichzeitig aber ist die Auffassung von der sittlichen Pflicht nur so weit entwickelt, daß sie sie als äußere zwingende Kraft anerkennt. In dieser Lage rennt das unglückliche Mädchen hin und her und weiß nicht, wo sie schließlich ihr Haupt zur Ruhe hinlegen kann. Den Vater liebt sie, gleichzeitig aber fürchtet sie ihn und traut ihm auch nicht recht. Borodkin gefiel ihr, man sagte ihr jedoch, er wäre ein

⁸⁸ Potechin, A. A. (1829-1908) – Schriftsteller, Dramatiker aus A. W. Ostrowskis Schule

ungebildeter Mushik; da verliert sie die Fassung, weiß nicht, was sie denken soll, und kommt so weit, daß Borodkin ihr zuwider wird. Nun tritt ihr Wichorew in den Weg, an dem nichts dran ist außer seiner Frechheit und dem Pomadegesicht. Nun findet sie an Wichorew Gefallen. Aber auch hier quält sie sich nur zwecklos ab: keinen Augenblick hat sie festen Boden unter den Füßen, immerfort ist es, als ob sie versänke – bald kommt sie ein wenig an die Oberfläche, bald taucht sie wieder unter... sie kann jeden Augenblick ganz untergehen... Als sie zum erstenmal auf die Bühne kommt, am Ende des ersten Aktes, teilt ihr Wichorew mit, der Vater habe Borodkin ihre Hand versprochen; sie sagt naiv: „Seien Sie ruhig, ich werde Borodkin nicht heiraten.“ – „Und wenn der Vater es befiehlt?“ fragt Wichorew. – „Nein“, sagt sie, „zwingen kann er mich nicht.“ – „Wenn er Sie aber doch zwingen wird, was dann?“ – „Dann“, antwortet sie idiotisch, „weiß ich wirklich nicht, was ich da machen soll... mich verfolgt eben das Unglück!“ Wichorew, dem jedes Mittel gut genug ist, schlägt ihr vor, mit ihm heimlich abzureisen. Sie ist entsetzt und ruft aus: „Ach, nein, nein, wie meinen Sie denn das? Nicht um alle Schätze der Welt!“ Woher dieser Schrecken? Ja, eben aus folgendem Grunde: „Der Vater wird mich verfluchen, wie kann ich dann in der weiten Welt leben?“ Infolgedessen rät sie Wichorew treuherzig, mit ihrem Vater zu sprechen; Wichorew sieht einen Mißerfolg voraus, und sie sucht ihn mit folgender Betrachtung zu beruhigen: „Was kann man da tun? Das ist eben ein unglückliches Los... Gestern hat meine Tante Karten gelegt, und es kam immer was Schlechtes heraus, ich habe darob nicht wenig geweint.“ Wichorew macht ihr Angst, er werde nach dem Kauka-[352]sus fahren und sich bemühen, daß man ihn dort erschießt; da setzt sie auch ihm zu: „Nein, fahren Sie nicht! Was für schreckliche Sachen sagen Sie da?“ Mit einem Wort, auf das Mädchen dringt von allen Seiten die Angst ein: dort droht der väterliche Fluch, da sagen die Karten was Schlechtes voraus; hier aber kann der liebe Wichorew jeden Augenblick von den Tscherkessen erschossen werden. Und wenn doch das arme Mädchen allen diesen Schrecken irgendeinen inneren Widerstand entgegensetzen könnte! Sie glaubt treuherzig und in gleicher Weise an den väterlichen Fluch, an die Karten und daran, daß sich Wichorew den Flintenkugeln aussetzen werde – und das alles fürchtet sie in gleicher Weise... Sehr wahr ist, was sie zu Beginn des zweiten Aktes über sich selbst sagt: „Wie ein Schatten gehe ich umher, kann nicht mehr auf den Füßen stehen... nur fühlt mein Herz, daß nichts Gutes dabei herauskommen wird. Ich weiß schon, daß mir Armen da viele Tränen bevorstehen.“ Ja, und wie soll man auch keine Tränen vergießen bei solchen Zuständen! ...

Um das Unglück vollzumachen, stellt sich heraus, daß sie auch den Borodkin noch liebt, daß sie sich seinerzeit, wenn sie mit ihm zusammentraf nicht sattreden konnte, an der Gartentür auf ihn wartete, die ganzen finsternen Herbstabende lang mit ihm beisammensaß – und auch jetzt tut er ihr leid, gleichzeitig aber kann sie sich nicht von dem Gedanken an die ungewöhnliche Schönheit Wichorews losreißen. Übrigens ist sie mit sich sehr unzufrieden und sagt: „Es ist ein Unglück, daß ich ihn kennenlernte!“ Die größte Qual für sie ist aber, den Vater um seine Zustimmung zur Heirat mit Wichorew zu bitten. Sie geht mit einer Art besonderen Feierlichkeit daran, läßt Wichorew zuerst schwören, daß er sie in der Tat liebt, dann erklärt sie ihm, daß sie, um ihm ihre Liebe zu beweisen, selber den Vater bitten will... „Wenn Sie aber wüßten, wie schwer mir das fällt“, setzt sie hinzu, und die darauffolgende Szene erklärt und rechtfertigt durchaus ihre Angst, die nur unter Verhältnissen der Despotie, auf denen das ganze Familienleben der Russakows beruht, möglich und verständlich ist. Man sollte meinen, daß es für eine Tochter nichts Natürlicheres und Leichtereres gibt, als dem Vater, der sie zärtlich liebt, ihre Wünsche mitzuteilen. Doch Awdotja Maximowna, die immerfort betont, daß der Vater sie liebhat, weiß nichtsdestoweniger, welche Szene auf eine solche, ihrem Vater gegenüber bekundete Offenherzigkeit folgen kann, und ihre gute, eingeschüchterte Natur zittert und leidet im voraus. In der Tat: „Wie kannst du dich unterstehen?“ und „Ich habe dich großgezogen und gehegt“, und „Du bist eine dumme [353] Gans“ und „Ich gebe dir meinen Segen nicht“ – all das hagelt auf das arme Mädchen herab und bringt sie so weit, daß sich sogar in ihrer

schwachen, demütigen Seele plötzlich ein schüchterner Protest regt, der sich in einer unwillkürlichen, unbewußten Wandlung des früheren Gefühls äußert: der väterliche Befehl, Borodkin zu heiraten, weckt in ihr Abscheu vor ihm. „Unlängst tat mir Wanja leid“, sagt sie über Borodkin, „jetzt aber ist er mir zuwider geworden ... zuwider.“ Doch das ist bereits der äußerste Grad der Reaktion, zu der sie fähig ist. Weiter kann sie in ihrem Widerstand gegen einen fremden Willen nicht gehen – und fällt in Ohnmacht. Hier spielt sich eine rührselige Szene ab, in der Russakow schwach wird und sich bereit erklärt, seine Tochter Wichorew zur Frau zu geben, aber nur, wenn dieser sie ohne Geld nimmt. Hoherfreut eilt Awdotja Maximowna in die Kirche, um unterwegs Wichorew zu treffen und ihm die freudige Nachricht mitzuteilen. Wichorew aber entführt sie... Im weiteren Verlauf der Handlung stellt sich heraus, daß Wichorew Awdotja Maximowna mit Gewalt entführt hat, und dieser Umstand scheint dem alten Russakow sehr wichtig. Für uns jedoch ist er nicht so wichtig, weil wir in der Komödie der Szene zwischen dem entführten Mädchen und Wichorew in der Herberge beiwohnen. Aus dieser Szene können wir mit vollem Recht folgern, daß, obwohl Wichorew Awdotja Maximowna gewaltsam in den Wagen setzte, er dies einzig und allein aus Zeitmangel tat, daß sie aber auch selbst, hätte Wichorew sie zu überreden versucht, ihm nicht standgehalten hätte. Auch in der Herberge bittet sie ihn zuerst: „Viktor Arkaditsch, mein Lieber, mit Ihnen bin ich bereit, durchs Feuer zu gehen, nur lassen Sie mich zum Vater... Was wird mit ihm geschehen?“ usw. Doch ihre Bitten verblasen vor dem Willen Wichorews. Er redet ihr zu, tut ein wenig freundlich mit ihr, und schon sagt sie zu ihm: „Mein Allerliebster, meine Freude, mein Leben, ich gehe mit dir, wohin du willst! *Niemand fürchte ich jetzt, und um niemand ist es mir leid.* Ich möchte mit dir irgendwohin davonfliegen!“ Unmittelbar darauf erinnert sie sich wieder des Vaters, und natürlich wieder ohne Ergebnis. Man sieht, es war für sie schrecklich, sich zur Abreise mit Wichorew zu entschließen, da sie aber nun einmal in seine Hände geraten ist, fürchtet sie sich genau so, von ihm fortzugehen. Nicht ein einziges Mal zeigte sich bei ihr eine starke Entschlossenheit, aus der man auf einen selbständigen Charakter schließen könnte. Eine sanfte Klage, eine demütige Bitte – darüber hinaus wagt sie sich nicht. Als Wichorew erfährt, daß sie keine Mitgift bekommt und sie daher von sich stößt, scheint sie sich ein wenig zu empören und sagt: [354] „Es wird Ihnen kein Glück beschieden sein, Viktor Arkaditsch, weil Sie einem armen Mädchen Schmach angetan haben.“ Sofort aber erschrickt sie über ihre Worte und geht zu einem demütigen Ton über, aus dem man sogar Ironie heraushören möchte, wie wenig das auch in der Lage Awdotja Maximownas angebracht ist. Eine Gute, die ganz unfähig ist, sich über das Böse zu entrüsten, und stumpfe Unterwürfigkeit gegenüber dem Schicksal äußern sich in folgenden Worten des unglücklichen Mädchens:

„Gott wird Sie wegen meiner strafen, ich aber wünsche Ihnen nichts Böses. Suchen Sie sich eine reiche Frau, aber eine, die sie liebt wie ich. Leben Sie mit ihr in Freuden, ich einfaches Mädchen aber werde wohl, zwischen vier Wänden sitzend und mein Leben verfluchend, mein Dasein fristen und abschließen.“

Und diese human-pathetische Tirade ist an Wichorew gerichtet! Wichorew aber denkt: „Nun ja, warum soll man sich keine Späße leisten, wenn sie so billig zu stehen kommen.“ Dazu kommt noch folgender Schluß des Stückes: Aus Freude darüber, daß seine Tochter aus dieser Erfahrung gelernt hat und daß sich in ihr das Prinzip des Gehorsams gegenüber Älteren noch mehr gefestigt hat, bezahlt Russakow die Rechnung Wichorews in dem Gasthof, wo dieser abgestiegen war. Wie man sieht, zeigt sich auch hier die Denkart des Despoten, der sich sagt: Gnade kennt keine Vorschrift, ich kann züchtigen oder begnadigen, ganz nach meinem Belieben... Niemand hat mir was dreinzureden, auch nicht die Grundregeln der Gerechtigkeit.

So ist also die Lage und die Entwicklung der beiden Hauptpersonen der Komödie „Bleib bei deinen Leisten“. Gefällt sie Ihnen? Möchten Sie selber an der Stelle von Awdotja Maximowna sein? Oder wäre es Ihnen vielleicht angenehm, die Rolle Russakows zu spielen und irgend jemand von Ihren nahen Angehörigen in eine Lage zu versetzen, in der wir die Tochter

des Maxim Fedotytsch sehen? Wenn ja, dann müssen Sie natürlich entzückt sein über die Patriarchalität, die Reinheit und die Glückseligkeit der von Ostrowskij in dieser Komödie dargestellten Lebensweise. Wenn aber nicht, so muß Ihnen auch dieses Stück als starker Protest erscheinen, der gegen jene Phase der Despotie gerichtet ist, in der sie noch viele durch gewisse Züge der Gutmütigkeit und der Besonnenheit täuschen kann.

Man kann gegen uns einwenden: „Ja, aber das Unglück in der Familie Russakow ist nicht mehr als ein Zufall, ein ganz außergewöhnliches Ereignis in ihrem Leben. Vor Wichorews Ankunft herrschte in der Familie Russakow Friede allerwegen, Eintracht und Gottes Segen; Schuld an dem ganzen Unglück war die Seuche [355] der neuen Begriffe, die die Schwester Russakows, Anna Fedotowna, vom Kusnezki-Most mitbrachte. Russakow selbst sagt zu ihr: ‚Das ist dein Werk, freue dich! Ich habe sie in Furcht und Tugend erzogen, und sie war wie ein Täubchen so rein. Da kamst du mit deiner Seuche, nichts als Dummheiten konnte man von dir hören ... Dein ganzes Gerede war so unsinnig. Dich darf man ja gar nicht in eine gute Familie lassen: du bist Gift und Verlockung!‘ In der Tat, im ganzen Stück wird sehr eindrucksvoll und folgerichtig dargestellt, auf welche Weise dieses Gift allmählich in die Seele des Mädchens eindringt und die Ruhe ihres stillen Lebens stört. Am Ende wird dann wieder dargestellt, wie die lebendige Kraft einfacher, patriarchalischer Beziehungen die Oberhand über die Eiterbeule moderner Halbbildung gewinnt, die verlorene Tochter in das Elternhaus zurückbringt und in der Person Borodkins darüber triumphiert, daß sie alle natürlichen Rechte der Tochter im Kreise aller ihrer nahen Angehörigen wiederherstellt. Einen solchen Sinn wollte offenbar der Autor selbst seinem Stück geben, und es macht überhaupt auf alle einen Eindruck, der nicht gegen die alte Lebensweise aufreizt, sondern mit ihr versöhnt.“

Hierauf müssen wir sagen, daß wir nicht wissen, was der Autor im Auge hatte, als er sein Stück plante, wir sehen aber im Stück selbst Züge, die keineswegs als Lob für die alte Lebensweise gelten können. Wenn diese Züge nicht so scharf ausgeprägt sind, um jedem in die Augen zu springen, wenn der Eindruck des Stückes zwiespältig erscheint, so beweist das nur (wie wir bereits im ersten Artikel bemerkt haben), daß die allgemeine theoretische Überzeugung des Autors sich bei Schaffung des Stückes nicht in völliger Harmonie mit dem befand, was seine künstlerische Natur aus den Eindrücken des realen Lebens herausgearbeitet hat. Da wir aber den Künstler nicht als Theoretiker betrachten, sondern als einen, der die Erscheinungen der Wirklichkeit reproduziert, messen wir der Frage, welchen Theorien er folgt, keine überragende Bedeutung bei. Die Hauptsache ist, daß er gewissenhaft sei und die Tatsachen des Lebens nicht zugunsten seiner Anschauungen entstelle: dann wird der wahre Sinn der Tatsachen in dem Werke von selbst zum Ausdruck kommen, wenn auch selbstverständlich nicht mit solcher Schärfe wie in dem Fall, wo das Schaffen des Künstlers auch durch die Kraft des abstrakten Gedankens gefördert wird. Von Ostrowskij sagen sogar seine Gegner, daß er die Bilder des wirklichen Lebens stets richtig zeichnet; folglich können wir die Frage, welche Absichten der Autor bei Schaffung seines Stückes hatte, als eine nebensächliche und persönliche Frage, sogar beiseite lassen. Nehmen [356] wir an, er habe keinerlei Absichten gehabt, sondern einfach einen Fall aufgegriffen, wie er im „finsternen Reich“, mit dessen Darstellung er beschäftigt ist, nicht selten ist, und diesen Fall niedergeschrieben. Über den Sinn des Falles zu urteilen, überläßt er dem Publikum und der Kritik. Die Kritik fand, daß der Sinn des Stückes darin besteht, auf den Schaden der Halbbildung hinzuweisen und die Grundsätze der russischen Lebensweise zu preisen. Unserer Meinung nach ist das zum Teil falsch, zum Teil ungenügend. Der wahre Sinn des Stückes aber ist folgender:

Russakow ist der beste Vertreter der alten Grundsätze, der Grundsätze der Despotie. Seiner Natur nach ist er gut und ehrlich, seine Gedanken und seine Taten sind auf das Gute gerichtet, daher sehen wir in seiner Familie nicht jene Schrecken der Unterdrückung, wie wir sie in anderen auch von Ostrowskij dargestellten Despotenfamilien sehen. Doch das ist ein ganz

zufälliger Ausnahmefall: ihrem Wesen nach bieten die Grundsätze, auf denen die Lebensweise der Russakows beruht, keinerlei Garantien für ein Wohlergehen. Im Gegenteil, diese Grundsätze, die die Rechte der Persönlichkeit zerstören und Furcht und Unterwürfigkeit zur Grundlage der Erziehung und der Sittlichkeit machen – diese Grundsätze können zu nichts anderem als zu Willkür, Unterdrückung und Betrug führen. Russakow ist eine zufällige Ausnahme, dafür aber zerstört der geringfügigste nichtige Zwischenfall alles Gute, das in seiner Familie eine Folge seiner persönlichen Vorzüge war. Er behauptet, das ganze Übel sei eine Folge der Anstiftungen Anna Fedotownas, in Wirklichkeit aber will er bloß seine eigene Schuld anderen zuschieben. Es ist hier wieder der gleiche Syllogismus, den vor nicht so langer Zeit die Gegner der Elementarbildung anzuführen pflegten. „Mushiks, die lesen und schreiben können, sind Intriganten und Gauner; sie betrügen die des Lesens und des Schreibens Unkundigen, folglich soll man die Mushiks nicht lesen und schreiben lernen lassen.“ In seiner richtigen Form muß dieser Syllogismus folgendermaßen aussehen: „Die Analphabeten unter den Mushiks werden von denen, die lesen und schreiben können, betrogen. Folglich muß man allen Mushiks die Mittel zum Lernen geben, um sie vor Betrug zu schützen.“ So ist es auch hier: Anna Fedotowna hat die Tochter Russakows irregeführt und getäuscht, was folgt aber daraus? Daraus folgt, daß man dem Mädchen die Mittel in die Hand hätte geben sollen, sich vor Irreführung zu schützen. Man hätte ihr selber das Leben aufdecken und die Menschen zeigen sollen, man hätte sie an selbständiges Denken und Handeln gewöhnen sollen: ein geistig entwickeltes und an gesell-[357]schaftlichen Umgang gewöhntes Mädchen hätte sich von der trivialen Anna Fedotowna nicht irreführen lassen und wäre nicht in den Bann des hohlköpfigen Wichorew geraten. Doch ihr eine wirkliche, menschliche Entwicklung geben, hieße die Rechte ihrer Persönlichkeit anerkennen, den Rechten der Despotie entsagen, allen Überlieferungen zuwiderhandeln, auf denen die Lebensweise des „finsternen Reichs“ beruhte – das wollte und konnte Russakow nicht. Er ist gut und klug genug, um nicht in Extreme zu verfallen, um die Mißbräuche, zu denen sich seine Mitbrüder in ihrem Despotenrecht versteigen, in Maß und Grenzen zu halten. Er besitzt aber nicht genügend Verstand und Charakterstärke, um sich von den Hauptgrundlagen seiner Lebensweise loszusagen. Er ist an einem bestimmten Punkt stehengeblieben, und alles, was darüber hinausgeht, beurteilt er ziemlich richtig: er bemerkt sehr zutreffend, daß es nicht schwer ist, seine Tochter irrezuführen, daß das Gerede Anna Fedotownas für seine Tochter schädlich sein kann, daß eine ungebildete Kaufmannstochter nicht einen Vornehmen heiraten darf usw. Doch in allen seinen Überlegungen ist jener unvernünftige, stumpfe Konservatismus bemerkbar, der ein Kennzeichen der störrischen Despotie bildet. Er ist bei der Sachlage stehengeblieben, die bereits besteht, und will nicht einmal den Gedanken zulassen, diese Lage könnte oder sollte sich ändern. Er ist sich dessen bewußt, daß seine Tochter ungebildet ist und gerade deswegen nicht zur Dame taugt, doch er äußert nicht das geringste Bedauern darüber, daß er sie nicht besser erzogen hat. Nach seinen Begriffen muß es eben so sein: Kaufmannstochter bleibt Kaufmannstochter, eine Dame aber – die wird schon geboren, um Dame zu sein. Er ist sich auch bewußt, daß seine Tochter keine Menschenkenntnis besitzt und daher in den Bann des nichtsnutzigen Gecken Wichorew gerät. Doch das bringt ihn nicht auf den Gedanken, daß es nötig gewesen wäre, sie wenigstens einigermaßen daran zu gewöhnen, eine eigene Meinung von den Dingen zu haben. Im Gegenteil, seiner Überzeugung nach ist es gerade gut, daß sie jeden lieben wird, der ihr beschieden sein mag. Das Recht, Leute nach eigenem Geschmack zu wählen, die einen zu lieben und die anderen nicht zu lieben, dieses Recht kann in seinem ganzen Umfang nur ihm, Russakow, zustehen, während den anderen Sanftmut und Untertänigkeit geziemen – das ist nun einmal die Satzung der Despotie. Bei all seiner Güte und seinem Verstand kann sich Russakow als Despot nicht zu wesentlichen Änderungen der Beziehungen zu seiner Umgebung entschließen und kann nicht einmal die Notwendigkeit einer solchen Änderung begreifen. Alles [358] Übel kommt in der Familie daher, daß sich

Russakow fürchtet, der Tochter das Recht auf Meinungs- und Handlungsfreiheit zuzugestehen, ihr Denken und ihr Fühlen beengt und aus ihr ein ewig unmündiges, fast schwachsinniges Mädchen macht. Er sieht das Übel und wünscht, daß es nicht vorhanden wäre; zu diesem Zwecke aber müßte er vor allem die Despotie aufgeben, sich von seinen Begriffen über das Wesen seiner Rechte hinsichtlich des Geistes und des Willens der Tochter trennen; das aber geht bereits über seine Kräfte, ist seinem Begriffsvermögen überhaupt unzugänglich... Da wälzt er nun die Schuld auf andere ab; bald ist es Anna Fedotowna, die mit ihrer Seuche daherkam, bald ist es einfach ein Werk des Bösen. „Der Feind des Menschengeschlechts“, sagt er, „lockt uns mit jeglicher Verlockung, jeglicher Verblendung.“ Und er will die einfachste Wahrheit nicht begreifen: daß man die inneren Kräfte des Menschen nicht einschläfern, ihn nicht an Händen und Füßen fesseln darf, wenn man will, daß er imstande sei, seine Feinde mit Erfolg zu bekämpfen.

Für diese Despotie des Vaters muß nun das Mädchen alles einbüßen, was ihr eine wahrhaft glückliche, bewußte, lichte Zukunft geben könnte. Die allgemeine Lebensanschauung Maxim Fedotytschs mußte sich trotz seiner Liebe auch auf die Entwicklung der Tochter auswirken. Er hat es verstanden, sie vor allem zu behüten, was dem Menschen die Mittel gewährt, sich selbst zu bewahren, und gerade deswegen hat er sie so schlecht bewahrt. Man sollte meinen, man könne sich nichts Besseres wünschen: erzogen ist das Mädchen „in Furcht und Tugend“, wie Russakow sagt, schlechte Bücher hat sie nicht gelesen, Menschen hat sie fast nicht zu sehen bekommen, Ausgang hatte sie nur ins Gotteshaus, freigeistige Gedanken über Nichtachtung der Älteren und über die Rechte des Herzens konnte sie sich nirgends aneignen, Ansprüche auf persönliche Selbständigkeit lagen ihr ebenso fern wie etwa der Gedanke, in den Militärdienst zu treten.. Was kann es, so sollte man meinen, Besseres geben? Sie hätte nur ruhig und ebenmäßig nach dem von Russakow ein für allemal vorgezeichneten Plan leben müssen, und nichts hätte, so schien es, dieses vollkommene, sanfte Geschöpf, dieses stillgehorsame Täubchen vom rechten Wege ablenken und irreführen können. Doch schwankend, vorübergehend und nichtig ist alles, was nicht im Menschen selbst, in seiner Vernunft und seiner bewußten Entschlossenheit Begründung und Stütze hat. Nur diejenigen Familien- und Gesellschaftsverhältnisse können unerschütterlich sein, die sich aus der inneren Überzeugung ergeben und durch die freiwillige, vernünftige [359] Einigung aller Beteiligten gerechtfertigt sind. Die Despotie, selbst in Gestalt ihrer besten Vertreter wie Russakow, erkennt das nicht an und erleidet daher schwere Niederlagen beim erstbesten Zufall, durch die erstbeste geringfügige Intrige, ja durch eine einfache Laune, die keinen bestimmten Sinn hat. Was konnte nichtiger und sinnloser sein als das Gerede der Anna Fedotowna? Was konnte Awdotja Maximowna banaler und absurder erscheinen als Wichorew? Indessen aber zerstören diese beiden banalen Personen die ganze Harmonie des Familienlebens der Russakows, veranlassen den Vater, seine Tochter zu verfluchen, die Tochter, den Vater zu verlassen, und bringen dann das unglückliche Mädchen in eine Lage, aus der wie Russakow selbst urteilt, nicht nur dem Mädchen Kummer und Ehrlosigkeit fürs ganze Leben erwachsen, sondern auch Schmach und Schande für die ganze Familie. Und in der despotischen Lebensweise mit ihren patriarchalischen Gepflogenheiten bringt man in diesem Fall nicht einmal die Kraft auf, sich damit abzufinden; denn hier ist nicht nur die äußere Form der Keuschheit, sondern auch das Prinzip des Gehorsams verletzt... Zur Wiederherstellung der Rechte des unschuldigen, aber mit Schmach bedeckten Mädchens bedarf es der großmütigen Extravaganz Borodkins, die etwas ganz Besonderes darstellt und so gar nicht übereinstimmt mit den Sitten dieses Milieus, dessen Rückständigkeit und Despotie den Grund bilden sowohl für die außerordentliche Leichtfertigkeit, mit der Awdotja Maximowna handelte, als auch für die Unmöglichkeit, sich damit abzufinden.

Somit können wir unsere Schlußfolgerung wiederholen: durch die Komödie „Bleib bei dei-

nen Leisten“ zeigt uns Ostrowskij absichtlich oder unabsichtlich, oder gar gegen seinen Willen, daß, solange die despotischen Verhältnisse die Grundlage der Lebensweise bilden, selbst die besten und edelsten Persönlichkeiten nichts Gutes tun können, das Wohlergehen der Familie und sogar der ganzen Gesellschaft auf schwachen Füßen steht und selbst gegen die geringfügigsten Zufälligkeiten in keiner Weise gesichert ist. Die Analyse des Charakters und der Beziehungen Russakows ergab diese Wahrheit in Anwendung auf einen Fall, in dem sich eine anständige Natur in der Lage eines Despoten befindet und von der ihr zustehenden Machtfülle benebelt wird. In anderen Komödien Ostrowskijs finden wir eine noch stärkere Betonung dieser Wahrheit, und zwar in Anwendung auf die andere Hälfte des „finsternen Reichs“, die abhängige und unterdrückte Hälfte.

Auch auf Russakow konnten die als Motto dieses Aufsatzes verwendeten Verse einigermaßen angewandt werden; auch er hat [360] gute Absichten, auch er wünscht anderen Gutes, doch „vergebens fleht er um Schatten“ und verdorrt unter den sengenden Strahlen der Despotie. Am meisten aber passen diese Verse auf jene Unglücklichen, die, von der Natur mit dem besten Herzen und den reinsten Bestrebungen bedacht, unter dem Druck der Despotie dahinsiechen, die in ihnen jedes Denken und Fühlen abtötet. An sie dachten wir, als wir uns in Erinnerung riefen:

„Vergebens flehn um Schatten die Fluten,
Nur Sandstürme wehn in der Sonne Gluten;
Der Geier nur kreist in den Lüften und kreischt,
Indem er die Beute zerrupft und zerfleischt.“⁸⁹

IV

„Das geschieht meist aus Zügellosigkeit,
zuweilen auch aus Dummheit.“

Ostrowskij

In dem bitteren Los der Tochter Russakows sehen wir viel Unvernünftiges, doch wird hier der Eindruck dadurch gemildert, daß die Unterdrückung immerhin nicht so roh auf ihr lastet. Etwas weit Widersinnigeres und Barbarischeres sehen wir im Schicksal der in der Komödie „Armut ist kein Laster“ dargestellten Gestalten der Unterdrückten.

„Armut ist kein Laster“ gibt uns ein sehr klares Bild davon, wie eine ehrliche, aber schwache Natur unter der sinnlosen Despotie dahinsiecht und zugrunde geht. Gordej Karpytsch Torzow, der Vater von Ljubow Gordejewna, der Bruder von Ljubim Torzow und Mitjas Brotherr, ist bereits ein Despot im vollen Sinne des Wortes. Er ist schroff, stolz und hat keinen Verstand, wie seine Frau, Palageja Jegorowna, sich über ihn äußert. Das ganze Haus zittert vor ihm. Besonders schrecklich wurde er, seitdem er sich mit Afrikan Sawitsch Korschunow anfreundete und die „neue Mode zu übernehmen“ begann. Auf dieser Freundschaft und dem Hang Gordej Karpytschs zur neuen Mode beruht in der Komödie die Schürzung des Knotens. Der Leser erinnert sich natürlich, daß Torzow seine Tochter, die den Kommis Mitja liebt und von ihm geliebt wird, Afrikan Sawitsch zur Frau geben will. Aus diesem Grunde nahm die Kritik an, daß „Armut ist kein Laster“ von Ostrowskij zu dem Zwecke geschrieben wurde, um zu zeigen, welche schädlichen Folgen für eine Kaufmannsfamilie die Abkehr von alten Gepflogenheiten und der Hang zur neuen Mode mit sich [361] bringen... Dafür haben die einen Ostrowskij über alle Maßen gelobt, die anderen erbarmungslos beschimpft. Wir wollen weder mit den einen noch mit den anderen Kritikern streiten und wollen nicht untersuchen, inwiefern ihre Annahmen zutreffend sind. Wir wollen sogar annehmen, daß Ostrowskij tat-

⁸⁹ Aus M. J. Lermontows Gedicht „Die drei Palmen“.

sächlich den Gedanken hatte, der ihm zugeschrieben wird: uns interessiert das jetzt wenig. Weit interessanter ist es für uns, daß wir in Gordej Torzow eine neue Schattierung, eine neue Spielart der Despotie vor uns haben: hier sehen wir, in welcher Weise der Despot die Bildung, d. h. ihre zufälligen, winzigen Formen, die seinem Verständnis allein zugänglich sind, aufnimmt. Darüber wollen wir uns jetzt aussprechen.

Despotie und Bildung sind an und für sich entgegengesetzte Dinge, und daher muß der Zusammenstoß zwischen ihnen offenbar damit enden, daß sich das eine dem anderen unterordnet: entweder wird der Despot von den Grundsätzen der Bildung durchdrungen und wird dann aufhören, Despot zu sein, oder er wird die Bildung zum Diener seiner Laune machen und dabei natürlich auch weiter ein Ignorant bleiben. Dies geschah mit Gordej Karpjtsch, wie es mit fast allen Despoten zu sein pflegt. Er setzt in keiner Weise voraus, daß der erste Schritt zur Bildung dadurch getan wird, daß man die eigene Willkür Erfordernissen der Vernunft unterordnet und die gleichen Erfordernisse bei anderen achtet. Ihm scheint im Gegenteil, daß jede Bildung, jede Logik nur dazu bestimmt ist, der restlosen Erfüllung seiner Launen zu dienen. Deswegen versteht er nur die grob-materielle, rein äußerliche Seite der Bildung. Er sagt:

„Was trinken sie denn bei ihrer Unbildung! Irgendwelche Fruchtschnäpse, verschiedene Kirschwässer, und sie begreifen nicht, daß es zu diesem Zweck Champagner gibt!“ „Und bei Tisch, welche Unwissenheit. Es bedient ein junger Kerl im Wams oder ein Bauernmädchen!“ „Ich sehe“, sagt er, „in dieser Stadt nur Unwissenheit und Unbildung, deswegen will ich nach Moskau übersiedeln und werde dort *jede Mode mitmachen*.“

Da er findet, daß gerade in diesem Mitmachen die Bildung besteht, setzt er seiner Frau zu, sie möge auf ihre alten Tage statt des Kopftuchs eine Haube aufsetzen, modische Abendunterhaltungen mit Musik veranstalten und alle ihre alten Gewohnheiten aufgeben. Er sieht aber gar keinen Anlaß, sein Verhalten gegenüber den Hausgenossen zu ändern, dem gesunden Menschenverstand wenigstens irgendeine Rolle in seinem Familienleben zuzugestehen. Die Anforderungen Gordej Karpjtschs sind größer geworden, aber bei seinen Hausgenossen duldet er nach wie vor keine freie Regung. Die Frau beklagt sich: „Mit ihm kann man, bei seinem schroffen Charakter, nicht einig werden“, besonders, seitdem er diese Bildung [362] *übernommen* hat. „Früher hatte er wenigstens Verstand“, sagt von ihm Palageja Jegorowna, „jetzt aber ist er nicht mehr recht bei Sinnen.“ Sogar über das Schicksal ihrer Tochter traut sich seine Frau nicht, mit ihm zu reden: „Er schaut mürrisch drein, sagt kein Wörtchen, als wenn ich gar nicht die Mutter wäre;... ja, wahrhaftig ... ich wage ihm nichts zu sagen; höchstens, daß man einmal mit einem fremden Menschen über seinen Kummer spricht, sich ausweint und sich so das Gemüt erleichtert, das ist alles...“ Das Verhalten Gordej Karpjtschs gegenüber den Hausgenossen ist ebenfalls grob und in höchstem Grade beengend. Von der Tochter verlangt er immerfort, daß sie sich nicht unterstehe, gegen seinen Willen zu handeln. Auf ihre Bitte, sie nicht Korschunow zur Frau zu geben, antwortet er: „Eine dumme Gans bist du, verstehst dein eigenes Glück nicht... Erstens einmal wirst du unter Menschen leben und nicht in einer solchen Wildnis, *zweitens aber, ich befehle es so*.“ Die Tochter antwortet darauf: „Ich wage es nicht, deinem Befehl zuwiderzuhandeln.“ Den Kommis Mitja schilt Gordej Karpjtsch rücksichtslos und ganz ohne Grund. Als er erfährt, daß Mitja seiner Mutter Geld schickt, bemerkt er: „Du solltest vorerst dir selber ein richtiges Aussehen geben, die Mutter braucht ja nicht Gott weiß was, ist nicht in Luxus erzogen, ist ja selber wohl im Schweinestall aus und ein gegangen...“ In den Augen Gordej Karpjtschs ist es ein großes Verbrechen, der Mutter Geld zu schicken, sich aber selbst keinen neuen Rock machen zu lassen! ... Indessen denkt aber Torzow gar nicht daran, dem diensteifrigen Kommis das Gehalt zu erhöhen, worüber sich sogar der sanfte Mitja beklagt. „Geld zahlt Gordej Karpjtsch recht wenig, es hagelt lauter Kränkungen und Geschimpfe, er wirft einem immer die Armut vor, als ob ich schuld daran wäre... das Gehalt aber erhöht er nicht.“ Überhaupt treten bei Gordej Karpjtsch Roheit und Zügellosigkeit unaufhörlich und sehr stark zutage. Als er die Ladenangestellten in ihrem

Zimmer beim Liedersingen antrifft, schreit er sie an: „Was singt ihr da? Brüllen wie Bauernflegel!“ und läßt eine Schimpfkanonade los. Im zweiten Akt kommt während einer von Palageja Jegorowna veranstalteten Abendunterhaltung, zu der „Vermummte“ eingeladen sind, plötzlich Anna gelaufen und ruft: „Der Herr ist da!“ Alle Anwesenden stehen bestürzt auf. Gordej Karpytsch tritt herein, und tatsächlich begrüßt er Frau und Gäste mit den Worten: „Was ist das für ein Gesindel da? ’raus mit ihnen! Frau, empfang den Gast! ... Dieser Gast ist Afrikan Sawitsch, und er dämmt den Zornausbruch von Gordej Karpytsch etwas ein... Es ist klar, daß nicht einmal die oberflächliche Bildung, [363] die sich in Manieren und Anstand äußert, in Gordej Karpytsch Wurzel gefaßt hat. Er mag einen neuen Anzug angezogen, sich neue *Mebel* angeschafft haben, leidenschaftlicher Liebhaber vom *Champagner* geworden sein, doch in seiner Persönlichkeit, im Charakter, sogar in der äußeren Manier des Umgangs mit Menschen wollte er nichts ändern und ist in allen seinen Gewohnheiten seiner Despotenatur treu geblieben, und wir sehen in ihm ein ziemlich interessantes Beispiel dafür, in welcher Weise Bildung auf jeden Despoten wirkt. Man sollte meinen, der Mann befinde sich auf gutem Wege, er hat die Mängel der Lebensweise, die er bisher geführt, erkannt, ist voller Entrüstung über die Unwissenheit, hat die Überlegenheit der Bildung überhaupt begriffen... Eine erfreuliche Erscheinung! Es mag sein, daß dies alles bei ihm noch unklar, schwach, unsicher ist, immerhin aber ist der Anfang gemacht, die Stagnation hat aufgehört, seine Tätigkeit hat eine neue Richtung ... Vielleicht wird er auch weiter diesen Weg gehen, und sein Charakter wird sich mildern, das ganze Leben wird ein neues Gepräge annehmen... Nein, erwartet das nicht... Bei jedem anderen weckt die Bildung sympathische Bestrebungen, mildert den Charakter, entwickelt die Achtung für die Grundsätze der Gerechtigkeit usw. Im Despoten dagegen nimmt selbst die Aufklärung, selbst die Logik, selbst die Tugend eine eigene, barbarische, widerwärtige Gestalt an. Von dem Punkte ausgehend, daß seine Willkür Gesetz für alle und für alles sein müsse, nutzt der Despot gern alles aus, was die Aufklärung für die Bequemlichkeit des Menschen geschaffen hat, fordert gerne von anderen, daß sie seinen Willen besser; entsprechend den Erfolgen verschiedener Wissenszweige, der Einführung neuer Erfindungen usw., ausführen. Hierbei jedoch bleibt er stehen. Erwartet nicht von ihm, daß er sich infolge der Erkenntnis neuer Bildungserfordernisse irgendwelche Beschränkungen auferlegt; denkt gar nicht daran, daß er ernstlich Achtung hegen kann für die Gesetze der Vernunft und für die Schlußfolgerungen der Wissenschaft: das entspricht keineswegs der Natur der Despotie. Nein, er wird die Denker und Gelehrten stets von oben herab wie Tagelöhner ansehen, die verpflichtet sind, Material für die vorteilhafte Ausübung seiner Willkür vorzubereiten, er wird stets in den neuen Erfolgen der Bildung Vorwände für neue Ansprüche suchen und wird nie Verpflichtungen anerkennen, die die gleichen Erfolge der Bildung ihm selbst auferlegen. Anders kann er gar nicht handeln, wenn er nicht aufhören soll, ein Despot zu sein, da das erste Erfordernis der Bildung gerade darin besteht, auf Despotie zu verzichten. Auf Despotie verzichten heißt aber für [364] irgendeinen Gordej Karpytsch Torzow soviel wie zu einem völligen Nichts werden. So verhöhnt er zwar alle Personen seiner Umgebung und wirft ihnen ihre Unwissenheit vor, verfolgt sie aber wegen jeder Offenbarung von Wissen und gesundem Menschenverstand. Hat er erfahren, daß sich gebildete Mädchen einer gewählten Sprache bedienen, macht er der Tochter Vorwürfe, daß sie nicht sprechen könne; aber kaum tut sie den Mund auf, da schreit er sie an: „Schweig, du dumme Gans!“ Hat er gesehen, daß sich gebildete Kommis gut kleiden, so zürnt er Mitja, weil dieser einen schlechten Rock hat. Doch das Gehalt, das er ihm gibt, ist nach wie vor verschwindend gering...

So ist er auch in seinem sonstigen Leben, und in der Aufdeckung dieses Verhaltens der Despotie gegenüber der Bildung besteht eben für uns das Hauptinteresse an der Gestalt des Gordej Karpytsch. Wir begreifen gar nicht, auf welche Weise manche Kritiker zu dem Schluß gelangen konnten, daß Ostrowskij in dieser Person und überhaupt in der Komödie „Armut ist kein Laster“ den schädlichen Einfluß der neuen Anschauungen auf die alten russischen Le-

bensformen zeigen wollte... Aus der ganzen Komödie geht klar hervor, daß Gordej Karpjtsch nicht erst, seitdem er nach seiner Moskauer Reise die neue Mode übernommen hatte, so grob, abstoßend und unsinnig geworden ist. Er war eigentlich auch früher ein genau solcher Despot; jetzt sind bei ihm nur einige neue Ansprüche hinzugekommen...

Unter dem Einfluß eines solchen Menschen und solcher Beziehungen entwickeln sich die sanften Naturen von Ljubow Gordejewna und Mitja, die Musterbeispiele dafür bieten, wie weit die Entpersönlichung gehen kann und bis zu welcher völligen Unfähigkeit zu selbständigem Handeln die Unterdrückung sogar die sympathischsten, hingebungsvollsten Naturen bringen kann. Mitja ist zu Opfern fähig: er selbst leidet Not, um bloß seiner Mutter zu helfen; er erträgt alle Roheiten Gordej Karpjtschs und will ihn aus Liebe zu dessen Tochter nicht verlassen; trotz dem Unwillen seines Brotherrn gewährt er Ljubim Torzow einen Unterschlupf in seinem Zimmer und gibt ihm sogar Geld, damit er seinen Katzenjammer loswerden kann. Mit einem Wort, Mitja besitzt so viel Selbstverleugnung, daß alle Opfer, alle Gefahren ihm nichts auszumachen scheinen... Durch nicht geringere Güte zeichnet sich auch Ljubow Gordejewna aus. Und wie sie doch Mitja liebt, das läßt sich gar nicht sagen: es scheint, ihr Leben würde sie mit Freuden für ihn hingeben... Wären das normale Menschen mit freiem Willen und wenigstens mit etwas Energie, nichts könnte sie voneinander trennen, oder diese Trennung würde wenigstens nicht ohne schweren, schrecklichen Kampf erfolgen. Man betrachte jedoch, wie sich die ganze Geschichte in der Familie Torzow abspielt. Bei der Liebeserklärung selbst, als sich Ljubow Gordejewna anschickt, den Vater um seinen Segen zu bitten, sagt sie zu Mitja: „Wie wird es aber, wenn Vater unser Glück nicht will, was dann?“ Mitja antwortet: „Was soll man im voraus raten? Es wird sein, wie Gott es will. Ich weiß nicht, wie es bei dir ist, für mich aber ist das Leben ohne dich kein Leben.“ Ljubotschka findet auf diese Worte keine Antwort. Wie klar zeigen sich doch hier Ohnmacht und Bedrücktheit der jungen Menschen. Sie fürchten sich, an irgendeinen selbständigen Schritt auch nur zu denken, suchen auch nur den Gedanken an bevorstehende Hindernisse von sich zu jagen. Sie sagt voller Schrecken: „Was wird, wenn Vater nicht zustimmt?“ Er aber meint statt einer Antwort: „Gottes Wille geschehe! ...“ Es ist klar, daß sie nicht imstande sein werden, ihre Absichten zu verwirklichen, wenn sie auch nur auf das geringste Hindernis stoßen. Und in der Tat: am selben Abend erscheint Gordej Karpjtsch mit Korschunow, befiehlt der Tochter, mit ihm zärtlich zu sein und ihn zu küssen, und erklärt, dies sei ihr Bräutigam. Palageja Jegorowna ist bestürzt, faßt die Tochter an der Hand und schreit in einer Art Ekstase: „Es ist meine Tochter, ich gebe sie nicht hin, Väterchen Gordej Karpjtsch, treibe keinen Scherz mit einem mütterlichen Herzen! Hör auf, hast meine ganze Seele zerbrochen.“ Gordej Karpjtsch schreit aber drohend: „Alte! Du kennst mich; bei mir ist es so: gesagt – getan!“ und die Frau verstummt. Jetzt beginnt die Tochter ihre Opposition. Erst fällt sie dem Vater zu Füßen mit den Worten: „Lieber Vater, ich will deinem Befehl nicht zuwiderhandeln... Lieber Vater, du kannst doch nicht mein Unglück fürs ganze Leben wollen! Überleg es dir, lieber Vater! Du kannst mich zwingen zu allem, was du willst, nur nötige mich nicht, gegen meine Neigung einen Menschen zu heiraten, den ich nicht liebe.“ Doch endet die ganze Opposition damit, daß die Braut auf die strenge Absage des Vaters antwortet: „Wie du willst, lieber Vater“, sich tief verbeugt und zur Mutter geht, während Korschunow den Mädchen befiehlt, ein Hochzeitslied zu singen... Der Kampf war nicht gar zu hartnäckig und langwierig; aber selbst ein solches Bekunden persönlicher Wünsche bedeutet bei Ljubow Gordejewna sehr viel. Nur äußerster Gram, nur schwere seelische Qual konnte sie veranlassen, den Mund aufzutun, um Worte auszusprechen, die mit dem Willen des Vaters nicht übereinstimmten. Aber auch da, was sind das für Worte: „Überleg es dir!“, Du darfst das doch nicht [366] wollen!“ Was für eine klägliche Lage: nicht die geringste Möglichkeit, etwas aus eigenem Willen zutun, die ganze Hoffnung auf fremden Entschluß, in fremde Gnade setzen, wenn uns ein schweres Unglück droht! ... Wie sehr muß doch die menschliche Natur in dieser schrecklichen Familie

verunstaltet sein, wenn sogar der Selbsterhaltungstrieb hier eine solche sklavenmäßige Form annimmt! ...

Der dritte Akt der Komödie beginnt damit, daß sich der Wille Gordej Karpytschs erfüllt hat. Die Gäste schmausen bei der Verlobung seiner Tochter mit Afrikan Sawitsch. Die alte Dienerin Anna schimpft auf den Bräutigam und ist bekümmert wegen des Schicksals der Braut; Palageja Jegorowna jammert kummervoll, daß ihre Tochter zugrunde geht; Mitja kommt, um Abschied zu nehmen. Er will, vor seinem Unglück fliehend, zu seiner Mutter fahren. Die Tränen und Klagen Palageja Jegorownas bringen ihn aber aus der Fassung, und er beginnt ihr Feigheit und Kraftlosigkeit vorzuwerfen. „Sie können sich über niemand beklagen“, sagt er, „Sie geben sie selber hin. Statt zu weinen, sollten Sie sie lieber nicht weggeben. Warum richten Sie ein Mädchenleben zugrunde, warum verkaufen Sie sie in die Sklaverei? Ist das etwa keine Sünde?“ usw. Palageja Jegorowna hat die eine Antwort: „Ich weiß das alles, aber es liegt nicht in meiner Macht. Du aber, Mitja, solltest mich lieber bedauern.“ Da wird Mitja gerührt und erzählt ihr von seiner Liebe, sie aber bemerkt: „Ach du, mein Lieber, wenn ich dich so ansehe, was bist du doch für ein unglücklicher Junge! ...“ Sie bedauert ihn wie bei einem Unglück, dem man durch keine menschlichen Mittel mehr abhelfen kann – wie wenn sie zum Beispiel erfahren hätte, Mitja habe sich die Hände abgehackt oder seine Mutter sei gestorben... Nun kommt aber Ljubow Gordejewna selbst; Mitja hat sich so ereifert, daß er Palageja Jegorowna vorschlägt, die Tochter am Abend möglichst warm anzuziehen, er werde sie zu seiner Mutter bringen, und dort würden sie sich trauen lassen. Dieser Entschluß ist sehr kühn, aber es ist kein durchdachter, ernster Plan, und es ist ihm beschieden, genau so rasch zu scheitern, wie er entstanden ist. Mitja selbst charakterisiert seine Aufwallung mit diesen Worten: „Laßt dem Herzen freien Lauf, es will sich austoben: werde ich zur Verantwortung gezogen, dann weiß ich wenigstens, daß ich meine Freude gehabt habe.“ Es ist dies also ein verzweifelter, unbändiger Ausbruch, zu dem in manchen Augenblicken selbst die schüchternsten Menschen fähig sind. Mitja hat aber nicht die Kraft, auf seiner Forderung zu bestehen, und als er auf die Weigerung von Mutter und Tochter stößt, gibt er auch selber seine Absicht recht schnell auf [367] und sagt: „Nun, es ist mir eben nicht beschieden.“ Ljubow Gordejewna aber – sie ist so niedergeschlagen, daß sie gar nicht daran denken kann, dem Vorschlag Mitjas zuzustimmen... Das ist auch nicht verwunderlich: sie steht doch Gordej Karpytsch viel näher, war dem Einfluß seiner Despotie viel mehr ausgesetzt als Mitja. Deswegen ist sie ohne Murren zu jeglicher Qual bereit, um ja nicht dem väterlichen Befehl zuwiderzuhandeln. „Nein, Mitja“, sagt sie, „es soll nicht sein, quäl mich nicht nutzlos, martere nicht meine Seele. Auch so vergehe ich vor Schmerz... Geh mit Gott.“ Und Mitja entfernt sich, obwohl er weiß, daß „Ljubow Gordejewna als Korschunows Frau unbedingt zugrunde gehen muß“. Sie selbst weiß das auch, und die Mutter weiß es, aber sie alle fügen sich betrübt und stumpfsinnig in ihr Schicksal... Dermaßen hat der Druck der Despotie ihr menschliches Antlitz entstellt, jedes Gefühl der Selbständigkeit in ihnen erstickt, sie jeder Fähigkeit zur Verteidigung ihrer heiligsten Rechte beraubt, des Rechts auf Unantastbarkeit des Gefühls, auf Unabhängigkeit der Herzensneigungen, auf den Genuß gegenseitiger Liebe!

Und wenn noch diesen Unglücklichen wirklich eine unbezwingbare Kraft, eine Natur höherer Art gegenüberstünde! Dem ist aber ganz und gar nicht so! ... Gordej Karpytsch ist nicht nur in seinen Auffassungen äußerst beschränkt, sondern auch feige und schwachmütig. Dies ist wiederum eine unbedingte, unvermeidliche Eigenschaft der Despotie. Der Despot reißt Possen, spielt den Unerbittlichen, trotz, solange er nicht auf Widerstand stößt oder solange der Widerstand schüchtern und unentschlossen ist... Doch er hat keinen Halt, auf den er sich in einem ernsten, langwierigen Kampf stützen könnte. Er fordert und befiehlt, versteht aber selber weder den wahren Sinn seiner Befehle noch worauf sie begründet sind... Außerdem empfindet er stets eine unbestimmte, dunkle Angst um seine Rechte: er fühlt, daß er viele seiner

Ansprüche weder auf ein Recht noch auf ein allgemeines Gesetz stützen kann... Da er fürchtet, andere könnten dies bemerken, bedient er sich eines einfachen Mittels: der Einschüchterung. Man weiß, daß sich hinter diesem Mittel jegliche Nichtigkeit, Verlogenheit, Unsauberkeit, mit einem Wort Haltlosigkeit jeder Art verbirgt. Ein Lehrer ohne genügendes Wissen trachtet, mit den Schülern strenger zu sein, damit diese ihn nichts fragen. Ein Amtsvorsteher, der seine Sache nicht versteht oder lange Finger macht, sucht eine wichtige Miene aufzusetzen, damit die Untergebenen nicht wagen, allzu kühn über ihn zu urteilen. Eine Herrschaft, die keine wirklichen Vorzüge hat, sucht dem Lakaien durch Strenge und [368] Grobheit zu imponieren... Infolge der allgemeinen Apathie und der Gutmütigkeit der Menschen hat ein solches Benehmen fast immer Erfolg. So mancher möchte ja den Vorgesetzten oder den Lehrer fragen, wie und warum, sieht aber, daß man an sie nicht herankommen kann, und verzichtet darauf... „Eh“, sagt er, „ich will lieber mit ihm nichts zu tun haben. Er wird mich noch für nichts und wieder nichts ausschimpfen.“ Da man so denkt, genießt die freche, despotische Dummheit und Ehrlosigkeit nach wie vor ungestört alle Vorteile ihrer Frechheit und alle Anzeichen einer scheinbaren Ehrerbietung der Menschen ihrer Umgebung. Die allgemeine stillschweigende Zustimmung erhöht den Stolz des Despoten und verleiht ihm sogar tatsächliche Kraft. Sie ersetzt ihm das fehlende Bewußtsein seines inneren Wertes. So könnte der Mann, der den Unrat aus der Stadt fortschafft, trotz dessen völliger Wertlosigkeit für ihn ungeheures Geld fordern, wenn er sich überzeugt hat, daß alle Bewohner der Umgebung infolge einer unverständlichen Illusion ihm irgendeinen besonderen Wert beimessen... Nur auf eine ähnliche Illusion stützt sich doch die Bedeutung des Despoten. Zeigt sich irgendwo ein starker, entschiedener Widerstand, sofort beginnt die Kraft des Despoten nachzulassen, er beginnt sich zu fürchten und die Fassung zu verlieren. Für das erstemal reichen noch sein Mut und sein Eigensinn aus, und das erklärt sich sogar einfach durch die Gewohnheit: da er gewohnt ist, schweigendem Gehorsam zu begegnen, will er fürs erstemal gar nicht glauben, daß ein ernsthafter Widerstand gegen seinen Willen auftauchen konnte. Da er also anfänglich jede Stimme, die auch nur den Schatten einer Absicht hat, seine Selbstüberhebung einzuschränken, für die Folge eines Mißverständnisses hält, bricht er in rasende Wut aus, sucht noch mehr einzuschüchtern, als er es früher tat, und so gelingt es ihm zumeist, jegliche Unzufriedenheit zu beschwichtigen oder zu ersticken. Sowie er aber sieht, daß man ihn bewußt nicht fürchtet, daß man zu einem entschiedenen Streit bereit ist, daß die Frage unumwunden gestellt wird: „Ich will zugrunde gehen, werde aber nicht nachgeben“, da zieht er sich sofort zurück, gibt nach, verstummt und überträgt seinen Zorn auf andere Gegenstände oder auf andere Menschen, deren Schuld allein darin besteht, daß sie schwächer sind... Jeder, der gelernt, in einem Amt Dienst getan, sich mit privaten Kommissionsgeschäften befaßt und überhaupt mit Menschen zu tun gehabt hat, ist wahrscheinlich mehr als einmal im Leben einem solchen Despoten begegnet und kann die praktische Richtigkeit unserer Worte bestätigen. Hüten Sie sich davor, nur so *nebenbei* ein Wort gegen einen [369] erzürnten, beschränkten Vorgesetzten zu sagen: es erwartet Sie ein Hagel von äußerst beleidigenden Scheltworten und drohenden Gesten. Ja, noch mehr, auch in der Folge wird das Übelwollen des Vorgesetzten Sie verfolgen: Sie seien ein Liberaler, unehrerbietig gegenüber dem Vorgesetzten, Sie seien voller Arroganz... Wollen Sie aber im Amt bleiben und Ihre Amtspflichten ehrlich erfüllen, dann fürchten Sie sich nicht, in einen ernsten, entschiedenen Kampf mit dem Despoten einzutreten. In neunundneunzig von hundert Fällen werden Sie als Sieger hervorgehen. Nur müssen Sie im voraus den Entschluß fassen, nicht auf halbem Wege stehenzubleiben und die Sache zu Ende zu führen, selbst wenn Ihnen eine wirkliche Gefahr drohen sollte – die Stelle zu verlieren oder irgendwelcher Gnadenbezeugungen verlustig zu gehen. Ihr erster, schüchterner Versuch, Ihre Meinung vorzubringen, wird durch die erhobene Stimme des Despoten vereitelt werden. Setzen Sie aber trotzdem Ihre Einwände fort. Man wird Ihren Einwand mit Geschimpfe oder einem mehr oder weniger groben Verweis aufnehmen, je nach der Wichtigkeit

und den Gepflogenheiten der Person, an die Sie sich wenden. Sie dürfen sich aber nicht aus der Fassung bringen lassen: erheben Sie Ihre Stimme, genau so, wie der Despot es mit seiner Stimme tut, verstärken Sie Ihre Ausdrücke entsprechend seiner Tonart, schlagen Sie gemäß dem Grade seiner Gereiztheit einen immer entschiedeneren Ton an. Wird das Gespräch beendet, so beginnen Sie es am nächsten und am übernächsten Tag von neuem, und zwar dürfen Sie nicht zu ihren früheren Ausführungen zurückkehren, sondern müssen dort beginnen, wo Sie gestern stehengeblieben sind – und seien Sie dann überzeugt, daß Sie gewonnenes Spiel haben werden. Der Despot wird Sie hassen, wird aber noch mehr erschrecken. Er würde Sie gerne fortjagen und zugrunde richten, da er aber weiß, daß es mit Ihnen viele Scherereien geben wird, wird er selber bemüht sein, neue Zusammenstöße zu vermeiden, und wird sogar sehr nachgiebig werden: erstens besitzt er nicht die inneren Kräfte für einen mit gleichen Kräften geführten konsequenten Kampf, zweitens ist er überhaupt nicht an irgendeine folgerichtige, lang andauernde Arbeit gewöhnt, und der Kampf gegen einen Menschen, der einem mutig und unaufhörlich zusetzt, ist ebenfalls keine geringe Arbeit...

Gordej Karpjtsch als Despot ist also sehr kleinmütig, und Ausdauer geht seinem Charakter gänzlich ab. Alle Qualitäten einer wirklich starken Natur werden bei ihm durch zügellose Willkür und stumpfsinnige Verstocktheit ersetzt. Das erklärt und recht-[370]fertigt den scheinbar unerwarteten Ausgang, den Ostrowskij der Komödie „Armut ist kein Laster“ gegeben hat. Bei Erscheinen dieser Komödie lehnten sich alle Kritiker wegen der Willkürlichkeit des Ausganges gegen den Autor auf. Die plötzliche Wandlung Gordej Karpjtschs, sein Streit mit Afrikan Sawitsch und die Beachtung der Forderungen Ljubim Torzows erschienen allen unnatürlich. Zudem wollte man noch hier beim Autor die Absicht erblicken, Torzow eine Art Großmut aufzuzwingen und sozusagen seine Gestalt künstlich zu veredeln. Jetzt braucht man wohl nicht mehr den Nachweis zu führen, daß Ostrowskij keine solche Absichten hatte: der Charakter seines literarischen Wirkens ist nunmehr ausgeprägt, und in einem seiner weiteren Werke sprach er selber das Wort aus, das unserer Meinung nach am meisten geeignet ist, die Richtung seiner Satire zu kennzeichnen. Verfolgung der Despotie in allen ihren Spielarten, ihre Verhöhnung in ihren fernsten Schlupfwinkeln, selbst dort, wo sie die Maske von Edelmut und Großmut anlegt – das ist unserer Überzeugung nach die wirkliche Aufgabe, der sich das Talent Ostrowskij's ständig zuwendet, völlig unabhängig von seinen vorübergehenden Ansichten und seiner theoretischen Überzeugung. In drei Komödien stellt er Anwendungen von Großmut bei Despoten dar, und jedesmal sind sie dumm, unnötig oder kränkend. In „Bleib bei deinen Leisten“ ändert Russakow, dem seine Tochter nunmehr leid tut, ebenfalls großmütig seinen Entschluß und ist bereit, sie Wichorew zur Frau zu geben. Es fragt sich: wozu, warum denn? Er ist doch wohl durchaus überzeugt, daß die Heirat mit Wichorew verhängnisvoll für seine Tochter sein müßte. Einige Augenblicke vorher weist er das sogar ziemlich vernünftig nach, einige Augenblicke vorher bekundet er Entschlossenheit und droht seiner Tochter, ihr im Falle des Ungehorsams seinen Segen zu entziehen. Nun kommt plötzlich ein großmütiges Nachgeben. Wodurch ist es hervorgerufen? Teils durch Herzensgüte und väterliche Liebe, am meisten aber dadurch, daß für den Entschluß, den er früher gefaßt hatte, feste Grundlagen fehlen. Ein Mensch, der weiß, was er tut, und der seine Sache liebt, wird sie nicht infolge einer Augenblickslaune aufgeben. Russakow selbst wird sich nicht entschließen wollen, seinen Bart zu rasieren oder einen Frack anzulegen, wie sehr sich auch seine Tochter darüber grämen mag. Hinsichtlich des Schicksals der Tochter aber hat er nicht einmal eine so fest herausgestaltete und durchaus bestimmte Überzeugung wie hinsichtlich des Bartes und des Fracks. Deswegen ist gerade in der Entscheidung über die Tochter ein solcher Leichtsinm möglich, der in den Augen mancher [371] sogar als rührende Großmut erscheint, genau so wie die Bezahlung von Wichorews Gasthofsrechnung! ...

Die gleiche Unvernünftigkeit ist auch das kennzeichnende Merkmal von Torzows Großmut.

Er ist in seinen zukünftigen Schwiegersohn Afrikan Sawitsch ganz verliebt. „Kannst du mich jetzt begreifen?“ fragt er. Und er wünscht, wie es scheint, nichts mehr, als daß sein lieber Schwiegersohn ihn begreift. Um ihm zu Gefallen zu sein und die Freundschaft mit ihm zu festigen, opfert Torzow die Tochter, mißachtet ihre Bitten und die Tränen der Mutter, erniedrigt sich scheinbar auch selbst und läßt es zu, ihn einigermaßen von oben herab zu behandeln. Nun beginnt aber Ljubim Torzow den zukünftigen Schwiegersohn zu ärgern, der Schwiegersohn fühlt sich beleidigt, läßt das Gordej Karpytsch in recht grober Form merken und endet seine Rede mit den Worten: „Nein, jetzt mußt *du* zu mir kommen und mir Bücklinge machen, daß ich deine Tochter nehme.“ Diese Worte genügen, um Gordej Karpytsch in Wut zu versetzen. Er fragt aufbrausend: „Ich werde zu dir kommen Bücklinge machen?“ Korschunow aber gießt Öl ins Feuer und sagt: „Du wirst schon kommen, ich kenne dich. Du mußt die Heirat zustande bringen, du bist zu allem bereit, um nur Eindruck auf die ganze Stadt zu machen. Freier aber gibt es keine... Das ist eben dein Unglück.“ Mit diesen Worten verdirbt Korschunow seine Sache ganz: er hat sich gerade der Form bedient, die ein Despot in keiner Weise vertragen kann und die selbst wieder nichts anderes ist als ein widersinniges Produkt der Despotie. Der eine Despot sagt: „Du wirst nicht wagen, das zu tun!“ Der andere aber antwortet: „Doch, ich wage es.“ Hier geht der Streit schon darum, wer den anderen an Despotie übertrumpfen wird. Und wenn einer der Streitenden vom anderen etwas haben will, so wird natürlich derjenige Sieger bleiben, von dem man etwas haben will. Er braucht ja hier gar keine Mühe aufzuwenden, es genügt, nichts zu geben, und die Sache ist erledigt. So geschieht es auch hier. Sobald er das „Du wirst es nicht wagen“ von Korschunow zu hören bekam, ruft Gordej Karpytsch:

„Nunmehr, wo du solche Worte sprichst, will ich *selber* dich nicht kennen! Ich habe nie vor einem Menschen Bücklinge gemacht. Wenn's schon so ist, dann werde ich sie einem geben, der mir *gerade einfällt*. Mit dem Geld, das ich ihr mitgebe, wird *jeder etwas Rechtes* sein können... Ich werde sie dem Mitjka geben!“

In seinem Zornesausbruch wiederholt er einigemal: „Ja, dem Mitjka werde ich sie geben! Ihm zum Trotz werde ich sie dem Mitri geben! ...“ Korschunow geht wutentbrannt fort, die Hausgenossen aber sind alle verwundert, da sie diese Worte Gordej Karpytschs für einen ernsten Entschluß halten: dermaßen sind sie [372] an die Unvernünftigkeit aller seiner Handlungen gewöhnt. Mitja wendet sich sogar mit der Naivität eines gequälten Jünglings, der den wahren Sinn von allem, was um ihn herum vorgeht, sehr vertrauensselig betrachtet und sehr schlecht versteht, an Torzow mit folgenden Worten:

„Warum denn zum Trotz, Gordej Karpytsch? Mit Trotz macht man eine solche Sache nicht. Zum Trotz will ich's nicht haben. Lieber werde ich mich mein Leben lang quälen. Wollen Sie so gnädig sein, so geben Sie uns Ihren Segen, wie sich's gehört – den elterlichen Segen, mit Liebe! ...“

Doch diese naiven Worte lösen selbstverständlich bei Torzow, der gar nicht ernstlich an eine Heirat seiner Tochter mit Mitja gedacht hat, zornige Verwunderung aus:

„Was, was!“ schreit er, „da bist du schon froh! *Wie konntest du dich unterstehen*, daran zu denken? Paßt sie vielleicht zu dir? *Mit wem sprichst du denn*, denk doch daran!...“

Mitja fällt vor ihm auf die Knie, doch diese Demut entwaffnet Gordej Karpytsch nicht: er fährt fort zu schimpfen. Die Bitten von Tochter und Frau bleiben ebenfalls wirkungslos. Da aber kommt ihnen Ljubim Torzow zu Hilfe, ein Unfugmacher, mit dem Gordej Karpytsch schon genügend Scherereien gehabt hat, mit dem er aber in keiner Weise auskommen konnte... Ljubim sagt ihm dasselbe wie Korschunow: „Falle Ljubim Torzow zu Füßen dafür, daß er dich in eine schiefe Lage gebracht hat“, und Palageja Jegorowna fügt hinzu: „Eben, Ljubimuschka, man muß dir zu Füßen fallen...“ Man könnte erwarten, Gordej Karpytsch werde, den Hausgenossen zum Trotz, sich abermals widersetzen und etwas *zum Trotz* ausdenken. Er fragt jedoch bloß verwundert: „Bin ich etwa ein Scheusal für meine Familie?“ Daraus sieht man bereits, daß die Großmut ihm keine Ruhe mehr gibt. Einmal hat er scheu seinen Willen durchgesetzt

und hat Korschunow fortgejagt, folglich ist sein Selbstgefühl vorläufig befriedigt. Zudem ist er durch die Anstrengungen, die er gemacht hat, bereits ermüdet und kann jetzt nicht die gleiche Energie für einen neuen Kampf aufbringen. Nun aber setzen ihm nebst den kurzen Bitten seiner Frau die Äußerungen und die lästigen Bitten seines Bruders Ljubim hart zu, der kühn und entschieden, ohne etwas zu verschweigen, mit ihm spricht und seine Bitte mit Beweisen stützt, die er seinen eigenen Erfahrungen entnimmt. Gordej Karpytsch wird irgendwie verwirrt; er blickt um sich und weiß nicht, wie er das alles auffassen und was er tun soll; er sucht in sich etwas, worauf er sich im Kampfe stützen könnte, und findet nichts außer seinem despotischen Willen. Dieser Wille äußert sich denn auch in seinem letzten Einwand: Du kannst sagen, was [373] du willst, ich werde dich nicht anhören...“ Ljubim mißt aber einem solchen Einwand keine besondere Bedeutung bei und setzt sein Drängen fort. Gordej Karpytsch ist ganz aus der Fassung gebracht und kraftlos; das Bewußtsein von seiner ganzen Umgebung ist in seinem Kopf entschieden verworren, er kann sich in keiner Weise in seinen Gedanken zurechtfinden, die bei ihm nie einen festen Zusammenhalt hatten, jetzt aber schon ganz und gar nach verschiedenen Seiten verfliegen sind... In diesem kritischen Augenblick erlaubt er sich, seinem Gefühl freien Lauf zu lassen, Tränen treten ihm in die Augen. Er dankt seinem Bruder Ljubim für die erbaulichen Worte und gibt dem zukünftigen Glück seiner Kinder seinen Segen... Auch sein Neffe Guslin, dem Torzow das Heiraten verboten hat, nutzt jetzt seine gute Stimmung aus, bittet um die Bewilligung und erhält sie... Gordej Karpytsch sagt: „Bittet jetzt alle, wer etwas braucht... Jetzt bin ich ein anderer Mensch geworden! ...“

Man denke bloß, welch eine Großmut! ... Man sieht geradezu einen orientalischen Sultan vor sich, der sagt: „Alles steht in meiner Macht! ... Ich brauche bloß zu winken, und man schlägt dir den Kopf ab. Ich brauche bloß ein Wort zu sagen, und unerhört prachtvolle Paläste werden für dich aus dem Boden hervorstechen. Bitte, was du willst. Ich kann die halbe Welt nehmen und sie schenken, wem ich will! ...“ Der Unterschied besteht nur in den Ausmaßen, das Wesen der Sache ist aber in den Worten Torzows dasselbe. Würde man ihm irgendein Kalifat geben, so würde er dort genau so schalten und walten wie jetzt in seiner Familie. Er würde Narrenposen treiben, alle menschlichen Rechte mißachten und keine anderen Gesetze anerkennen als seine Willkür, zuweilen aber würde er durch seine Großmut Erstaunen erregen, und diese Großmut würde wieder auf dem Gedanken beruhen: „Schaut doch mal her, ihr habt gar keine Rechte, für alles ist mein Wille unbeschränkt maßgebend: ich kann hinrichten lassen, kann auch begnadigen! ...“ Wir können uns glücklich schätzen, werter Leser, daß wir in der gegenwärtigen Zeit leben, wo Ausbrüche einer solchen Großmut unmöglich sind! ... Man kann aus ihnen in bestimmten Augenblicken Nutzen ziehen, wie Mitja und Ljubow Gordejewna aus ihnen Nutzen gezogen haben: sie haben gewonnenes Spiel, obwohl natürlich Gordej Karpytsch nicht lange großmütig bleiben wird, vielmehr danach Reue empfinden und ihnen aus seinem Entschluß einen Vorwurf machen wird... Solcher Nutzen ist aber nicht verläßlich. Wenn Sie darüber nachdenken, wie Sie Ihr Leben einrichten wollen, so werden Sie natürlich Ihre Be-[374]rechnungen nicht darauf gründen, daß Sie vielleicht in der Lotterie ein großes Vermögen gewinnen werden. Genau so kann man in einem vernünftigen, zielbewußten Leben nicht auf einen Gewinn in Form der Großmut eines Despoten rechnen... Wären doch diese hochherzigen, breiten herrschaftlichen Gesten, von denen die alten, bis zum Idiotismus von Knechtssinn durchdrungenen Lakaien so entzückt waren, lieber nicht vorhanden; möge aber das, was mir von Rechts wegen zusteht, heilig und unantastbar sein; möge es mir lieber gegönnt sein, mein Denken und meinen Willen stets frei und vernünftig walten zu lassen, nicht aber dann, wenn dies irgendein Gordej Karpytsch Torzow gnädigst erlaubt...

Doch die Ohnmacht und die innere Nichtigkeit der Despotie tritt in diesen Komödien noch nicht mit so frappierender Schärfe zutage wie in der kleinen Komödie „Fremde Fehler – eigenes Leid“. Hier ist alles da: Grobheit und Mangel an Ehrlichkeit, Feigheit und Ausbrüche

von Großmut – und dies alles ist mit so stumpfsinniger Dummheit umhüllt, daß selbst Leute, die dem Slawophilentum am meisten zugetan sind, Tit Titytsch Bruskow nicht billigen konnten und bloß bemerkten, er sei immerhin ein seelensguter Mensch... Agrafena Platonowna, die Inhaberin der Wohnung, die der Lehrer Iwanow mit seiner Tochter bewohnt, spricht von Bruskow wie von einem „barbarischen, herrschsüchtigen, hartherzigen Menschen, mit einem Wort, einem Despoten“. Auf die Frage Iwanows, was ein Despot sei, erläutert sie:

„Despot heißt ein Mensch, wenn er auf niemanden hört. Du kannst mit ihm tun, was du willst, er bleibt bei seiner alten Leier. Er stampft mit dem Fuß auf und sagt: Wer bin ich? Da müssen nun alte Hausgenossen ihm zu Füßen fallen und so liegenbleiben, sonst gibt es ein Unglück...“

In Fortsetzung dieser Charakteristik bemerkt sie: „Was Gaunerei anbelangt, so ist er gewiß ein schlauer Alter. Wenn er aber auch ein schlauer Gauner ist, so ist er doch ein unwissender Mensch. Nur im eigenen Hause ist er brutal, sonst kann man mit ihm machen, was man will, ein Dummkopf, wie er im Buche steht. Mit nichts und wieder nichts kann man ihn erschrecken!“ Und in der Tat, aus dem Stück ergibt sich, daß jedes Wort Agrafena Platonownas stimmt. Bekommt sie doch selber mir nichts dir nichts von Bruskow, der in die Wohnung der Iwanows gekommen ist, tausend Rubel für eine Bescheinigung, in der sein Sohn Andrej Titytsch verspricht, Iwanows Tochter zu heiraten. Diese Bescheinigung hat auch an sich keinerlei Bedeutung, zudem wissen Iwanow und seine Tochter nichts von dieser Bescheinigung und erheben keinerlei Ansprüche; alles das hatte die Wirtin ersonnen, da sie ihnen [375] eine Wohltat erweisen will... Bruskow aber, als unwissender Mensch, der sich völlig an die Gepflogenheiten des „finsternen Reichs“ gewöhnt hat, stellt keine Überlegung an. Erstens ist er stets darauf gefaßt, daß man ihn betrügt, wie er selber bereit ist, wen immer zu betrügen. Deshalb bemerkt er, als er die Bescheinigung, die ihm Agrafena Platonowna vorweist, gelesen hat, in voller Ruhe: „Nun ja, um Raub geht es also. Das sind mir die Richtigen! ...“ Dann beginnt er zu feilschen, ist nicht im geringsten über diese Geschichte empört, sondern staunt nur über den geschickten Streich, den man seinem Sohne gespielt hat. Zweitens fürchtet er schrecklich das Gericht, denn er hofft zwar auf sein Geld, kann aber nicht herausbekommen, ob er vor Gericht recht behalten werde oder nicht – er weiß bloß, daß er auch im Gerichtsverfahren viel Geld zu zahlen haben wird. Sobald nun Agrafena Platonowna hinzufügt: „Geschäft bleibt Geschäft, das Gericht aber geht seinen eigenen Weg“, kratzt er sich hinterm Ohr und sagt: „Seinen eigenen Weg? Nein. Dann werden wir uns lieber so, unter uns, einigen.“ Und das ist für ihn tatsächlich viel leichter, schon deswegen, weil ähnliche Geschäfte für ihn eine recht gewöhnliche Sache sind. Von den Iwanows zurückgekehrt, setzt er sich hierüber mit seiner Frau auseinander:

Tit Titytsch: Nastasja, kann es jemand wagen, mir etwas zuleide zu tun?

Nastasja Pankratjewna: Niemand, Väterchen Tit Titytsch, wird es wagen, Ihnen etwas zuleide zu tun. Sie selbst können einem jeden was zuleide tun!

Tit Titytsch: Ich kann einem was zuleide tun, kann auch Gnade erweisen oder auch mit Geld bezahlen. Ich habe für so was in meinem Leben viel Geld bezahlt.

Nastasja Pankratjewna: Viel, Tit Titytsch, viel.

Tit Titytsch: Schweig!...

Daß das klare Bewußtsein moralischer Grundsätze fehlt, zeigt sich auch in der Art und Weise, wie Bruskow Agrafena Platonowna und Iwanow behandelt, nachdem er ihnen das Geld bezahlt und die Bescheinigung bekommen hat. Agrafena Platonowna sucht ihn hinauszubegleiten, doch er setzt sich, beginnt zu schimpfen und bringt als Grund vor: „Nein, warte doch, *laß mich wenigstens für mein Geld schimpfen*.“ Dies sagt er übrigens nur so von ungefähr, er will seinem Unwillen Luft machen, in seinen Schimpfereien sieht er nichts Verletzendes, und die Sache berührt ihn auch nicht empfindlich. Als Iwanow kommt und, da er von der ganzen Ge-

schichte nichts weiß, Bruskow befremdet anblickt, wendet sich Tit Titytsch mit folgenden Worten an ihn: „Was schaust du mich an? Nichts, Bruder, steht auf mir geschrieben. Das Geld zu nehmen habt ihr verstanden. *Bewirtet mich doch wenigstens für mein [376] Geld.*“ Iwanow bittet ihn fortzugehen, da beginnt er wieder zu schimpfen. Iwanow will ihn hinausweisen, er aber wendet ein: „Was schreist du denn? *Ich meine es ja nicht böse, ich scherze ja nur mit dir.*“ Iwanow versucht weiterhin, ihn an die Luft zu setzen, Bruskow aber tritt auf ihn. zu, klopft ihm auf die Schulter und sagt: „Fahren wir zu mir. *Trinken wir eins zusammen, wir werden gute Freunde sein. Wozu auch streiten!*“ Iwanow gerät in noch größere Aufregung. Bruskow aber bemerkt unzufrieden: „Wie giftig bist du doch!“ und geht unter neuen Schimpfereien fort... Zu Hause angekommen, befiehlt er Sachar Sacharytsch, einem dem Trunk ergebenen Gerichtsschreiber, „ein Gesuch zu schreiben, auf das hin drei Menschen nach Sibirien verschickt werden sollen“. „Ich“, sagte er, „will es so und werde dafür mit Geld nicht sparen.“ Nun kommt aber Iwanow, der inzwischen die ganze Sache erfahren hat, bringt das Geld, das Agrafena Platonowna genommen hat, und will die Bescheinigung zurückhaben. Bruskow kommt sofort auf den Gedanken, daß Iwanow die Bescheinigung haben will, um dann noch mehr dafür zu bekommen. Der alte Lehrer hat aber sein Mitleid erregt, und er fragt: „Soll ich sie zurückgeben, Sacharytsch, soll ich sie hergeben?“ Sachar Sacharytsch sagt: „Nein, nein, nein.“ Bruskow jedoch entscheidet plötzlich: „Ich aber sage, zurückgeben! Du, schweig, rede kein Wort! ...“ Die Bescheinigung wird zurückgegeben und von Iwanow sofort zerrissen. Bald darauf jedoch findet Bruskow, daß „Geld und das alles ein Plunder“ ist und daß folglich sein Sohn Iwanows Tochter heiraten kann, obwohl sie arm ist... „Mein Wort ist Gesetz“, sagt er und schickt seinen Sohn, die Tochter des Lehrers zu freien. „Aber wie denn, Vater, er wird sie mir nicht geben!“ wendet der Sohn ein. „Ich befehle es dir, hörst du“, sagt Tit Titytsch: „Wird er sich denn trauen, sie dir nicht zu geben, wo ich das wünsche? Ihr dürft mit mir nicht so reden“, fügt er hinzu. „Gibt er sie dir aber nicht, so komm mir lieber nicht unter die Augen! ...“

Das Bemerkenswerte an alledem ist, daß die ganze Geschichte an und für sich außerordentlich albern ist... Betrachtet man sie auf vernünftige Weise, so wollen alle an ihr Beteiligten etwas Unmögliches oder, besser gesagt, sie wissen selber nicht, was sie wollen. Agrafena Platonowna nimmt, ohne die Iwanows zu fragen, von Andrej Bruskow eine Bescheinigung, von seinem Vater aber Geld. Tit Titytsch will die Iwanows nach Sibirien verschicken lassen und stützt sich dabei auf die Bescheinigung, obwohl sein eigener Vorteil ihre Vernichtung erfordert. Iwanow ist tief bekümmert und fordert gar nicht die Vernichtung, sondern eben die [377] *Rückgabe* des Scheins, was für ihn gar nicht notwendig ist und nur einen berechtigten Argwohn bei Bruskow weckt... Dies alles ist völlig absurd und unsinnig wie Bruskow selbst und sein ganzes Leben. Am albernsten aber ist die Rolle, die Bruskows Sohn, Andrej Titytsch, spielt, um den sich diese ganze Geschichte dreht und der, wie er selber sich ausdrückt, „wie ein Verrückter herumgeht“ und nur darüber betrübt ist, daß bei ihnen zu Hause „alles anders ist als bei anderen Menschen“ und daß man ihn „zu einer Mißgeburt, nicht aber zu einem Menschen“ gemacht habe. Und in der Tat, es ist lächerlich anzusehen, was man mit ihm tut. Der Junge ist weit über zwanzig Jahre, mit Verstand hat ihn die Natur nicht zu knapp ausgestattet, in der väterlichen Fabrik versteht er die Sache besser als alle anderen, weiß im voraus, was notwendig sein wird, außerdem besitzt er eine Neigung für die Wissenschaften, liebt auch die Künste, „hat eine starke Leidenschaft für die Geige“, mit einem Wort, er ist ein volljähriger guter, kluger Junge, ist in einem Alter, daß er schon ans Heiraten denkt... Und plötzlich „versteckt er sich vor dem Vater! ...“ Kaum hat er gehört, „der Alte ist angekommen“, schreit er schon: „Mütterchen, verstecken Sie mich vor dem Vater!“ und läuft zur Mutter ins Schlafzimmer, um sich zu verstecken... Was ist die Ursache? Es ist die, daß der Vater ihn mit Gewalt verheiraten will... Da will er sich nun dem durch Weglaufen entziehen! ... Eine richtige Methode, die er gewählt hat! ... Dafür aber, daß der Vater ihn gewaltsam verheiraten will, gibt es einen einzigen Grund: er will es eben so... Die Mutter bringt übrigens auch einen anderen Grund vor: die Braut, die der Vater gefunden

hat, ist sehr reich, und „wir brauchen“, sagt Nastasja Pankratjewna, „eine Braut mit schwerem Geld, weil wir selber reich sind“... Eine unwiderlegbare Logik!... Und Andrej Titytsch kann nichts Rechtes gegen sie einwenden: die Art und Weise, wie der Vater ihn behandelt, hat ihn so weit gebracht, daß er sich selber „einfach für einen verlorenen Menschen“ hält. Diese Behandlung ist aber in der Tat gut, wenn man sich anhört, was er Lisaweta Iwanowna, der Tochter Iwanows, erzählt. Wie er sagt, sind ihm „die Flügel abgeschlagen, regelrecht abgehauen“. Heiraten soll er nicht nach eigener Wahl, sondern auf väterlichen Befehl.

„Sage ich aber: ‚Vater, diese Braut gefällt mir nicht!‘, so sagt er: ‚Ach so, dann steck’ ich dich unter die Soldaten, und dann ist es aus.‘ Und nicht nur in einer solchen Sache“, fügt er hinzu, „auch in anderen Sachen läßt man mir meinen Willen nicht. Als ich jünger war, da wollte ich studieren, auch das ließ man nicht zu! ...“

[378] Lisaweta Iwanowna rät ihm, einen günstigen Augenblick zu wählen und dann dem Vater alles offenherzig zu erzählen: daß er Fähigkeiten besitze, daß er studieren wolle usw. Andrej Titytsch antwortet darauf:

„Er wird mir eine solche Offenherzigkeit zeigen, daß ich weder aus noch ein wissen werde. Sie denken, er weiß nicht, daß ein Studierter etwas Besseres ist als ein Nichtstudierter? – Er will aber seinen Willen durchsetzen... Es ist nichts als Laune, nichts als Eitelkeit, er meint eben: ich bin ein Nichtstudierter, du willst aber klüger sein als ich.“

Man sage doch einmal: ist es denn möglich, mit solchen Menschen vernünftig zu reden? Der Vater weiß, daß ein Studierter etwas Besseres ist als ein Nichtstudierter; auch dem Sohn ist bekannt, daß der Vater das weiß; der Sohn will studieren, trotzdem verbietet es aber der Vater, und der Sohn wagt es nicht, ungehorsam zu sein!... Der Vater bekennt sich als Unwissender, ist sich bewußt, daß das etwas Schlimmes ist, und befürchtet, der Sohn könnte um dieses Übel nicht herumkommen! ... Der Sohn weiß, daß der Vater nur wegen der eigenen Unwissenheit ihm das Studieren verbietet, und hält es für seine Pflicht, sich dieser Unwissenheit zu fügen! ... Wer wird dieses sinnlose Durcheinander ordnen, das durch die Despotie in die Familienbeziehungen hineingetragen ist? Wer wird einen Lichtstrahl in die scheußliche Finsternis dieser unbegreiflichen Logik des „finsternen Reichs“ werfen können? Man könnte glauben, daß Andrej Titytsch ebenfalls vorrückt ist wie sein Bruder Kapitotscha, der ein weiteres interessantes Ergebnis der Familiendisziplin im Bruskowschen Hause ist... Doch alle in seiner Umgebung sagen, Andrej Titytsch sei klug, und er selbst spricht sogar so vernünftig über seinen Bruder: „Man läßt mich“, sagt er, „nicht ins Theater, man begründet das damit, der eine Bruder sei durch das Theater irrsinnig geworden. Es ist aber ganz und gar nicht vom Theater, man hat ihn einfach von Kindheit auf zum Narren geprügelt...“ Andruscha ist noch nicht zum Narren geprügelt, trotzdem ist er eine Art geistiger Krüppel. Vielleicht wäre es gar besser, er würde sich mit seiner Lage abfinden, wie Hunderte und Tausende anderer sich abfinden! Doch nein, das will er nicht und bringt dadurch Vater und Mutter zur Verzweiflung. Die Mutter ist seinetwegen sogar mehr betrübt als wegen des zweiten Sohnes, des Idioten. Die Lage, in der sich Kapitotscha befindet, beunruhigt sie irgendwie nur wenig, so sehr hat sie sich an sie gewöhnt; er wirkt sogar belustigend auf sie, und betrübt ist sie am meisten darüber, daß er gar zu starken Tabak raucht.

„Unser Kapitotscha ist durch das Theater ganz verrückt geworden“, erzählt sie ihrem Gast, Nenila Sidorowna, „und Tabak raucht er, Nenila Sidorowna, einen [379] so starken, man kann einfach nicht atmen. Im Zimmer kann man so etwas unter keinen Umständen rauchen, da wird jedem übel davon... So hält er sich eben meist in der Küche auf. Manchmal wird es einem langweilig, da ruft man ihn herein, und da beginnt er auf Theaterart zu schreien, nun, das belustigt einen. Mit den Sängern singt er im Baß – seine Stimme ist so stark, wie wenn er ein Gewehr abfeuerte.“

Somit hat der Irrsinn des Sohnes auch eine angenehme Seite für die Mutter! ... Dafür aber weckt Andruschas Klugheit bei ihr sehr ernste Befürchtungen:

„Er wendet sich“, sagt sie, „ganz von zu Hause ab: das eine ist nicht gut, das andere paßt ihm nicht. ‚Studieren

will ich', sagt er... Wozu aber soll er viel wissen? *Er hat auch solch ein gutes Mundwerk; wird man ihm aber alles beibringen, dann gibt's mit ihm kein Auskommen, er wird die Mutter nicht mehr achten, es wird zum Davonlaufen sein...*"

Somit geht ein Teil der Despotie Bruskows, allerdings nur in Worten, auch auf seine Frau über, und Andrjuscha muß bei all seinem Wissensdurst und bei allen seinen natürlichen Fähigkeiten als Unwissender heranwachsen, um die Achtung gegenüber Vater und Mutter zu wahren. Die armen Leute fühlen, daß ein kluger, gebildeter Mensch keinen Grund haben wird, sie zu achten! ...

Warum aber entschließt sich Andrej Titytsch nicht, da er nun einmal kein dummer Mensch ist, in der Tat seine Leidenschaft für das Studium zu befriedigen und in diesem Falle sogar einen gewissen Eigenwillen zu bekunden? Hat es doch in Rußland Beispiele dafür gegeben, daß Knaben, die es leidenschaftlich zur Wissenschaft hinzog, alles im Stich ließen und studieren gingen, ohne sich um die Meinung der Verwandten oder um den Lebensunterhalt zu kümmern... Ja, aber jene Knaben hatten sich gewiß irgendwie vor dem abtötenden Einfluß der Despotie gerettet, waren nicht von Kindheit auf zu Narren geprügelt worden; daher konnte sich bei ihnen eine gewisse Entschlossenheit zum Lebenskampfe, eine gewisse Willenskraft entwickeln. Von Andrjuscha und Kapitotscha Bruskow kann man nichts Derartiges verlangen. Diese unglücklichen Jungen wurden in der Kindheit geprügelt, und nun, da sie erwachsen sind, tyrannisiert man sie, und zuweilen belustigt man sich über sie... Wie könnte sich da helles, unabhängiges Denken und eine starke Willenskraft entwickeln? Die Kräfte Andrej Titytschs reichen höchstens dazu aus, daß er in der Zukunft gleich seinem Vater toben und mit anderen willkürlich umspringen kann, als Rache dafür, daß andere mit ihm ebenso umgesprungen sind... So geht diese widerliche Hierarchie, in der derjenige, der an die Spitze gelangt ist, diejenigen, die unten geblieben sind, bedrückt und mit Füßen tritt, von Generation zu Generation über. Was sollte er sonst tun? Dieser große Haufen von Tölpeln, die Seine Wohl-[380]geborenen, den Kaufmann zur Höhe emporgehoben haben, ist seine eigentliche Stütze; unwillkürlich muß er diesen Haufen mehr oder weniger treten, sonst wird er selbst anderen unter die Füße geraten, und man wird ihn – es kann ja vorkommen – zertreten... Wer aber hat Lust, zertreten zu werden?

Hier kann sich jedoch eine Frage ganz anderer Art ergeben: Warum fahren diese Tölpel so hartnäckig fort, einen Menschen über sich zu stützen, der ihnen nichts Gutes getan, sondern nur Böses zugefügt hat und damit fortfährt? Warum gehorcht Mitja widerspruchslos Torzow, warum quält sich Andrjuscha ab, wagt aber nicht, Tit Titytsch auch nur mit einem Wort zu widersprechen usw.? Warum duldet eine ganze Gesellschaft innerhalb ihrer Sitten eine solche Unzahl von Despoten, die die Entwicklung jeglicher Ordnung und Gerechtigkeit behindern? In einer unter dem Einfluß der Torzows und Bruskows erzogenen Gesellschaft gibt es keine Entschlossenheit zum Kampf. Man muß doch aber zugeben, daß, wenn ein Despot an sich, wie wir das oben gesehen haben, innerlich haltlos ist, seine Bedeutung nur aufrechterhalten werden kann, wenn andere ihn stützen. Es bedarf hier also gar keines besonderen Heldenmutes: die Gesellschaft braucht ihm bloß diese Stützung vorzuenthalten, der Haufe, der zusammengeschart ist, um irgendeine Torzow oder Bruskow auf seinen Schultern zu dulden, braucht bloß ein wenig auseinanderzutreten, und er wird von selbst fallen und wird in der Tat zerdrückt werden, wenn er auch dann einen Anspruch auf Despotie erhebt... Warum wird also in der Gesellschaft seit so vielen Jahrzehnten und Jahrhunderten diese kraftlose, faule, verfallende Erscheinung geduldet, die in dem Bewußtsein des besten, wahrhaft gebildeten Teiles der Gesellschaft längst überlebt ist? Dafür gibt es zwei wichtige Ursachen, die aus der Komödie Ostrowskijs sehr klar hervorgehen und auf die wir jetzt die Aufmerksamkeit der Leser lenken wollen.

V

„Du mußt deine Bürde geduldig fragen,
Und immer bitten, ohne zu klagen.“

Lomonossow⁹⁰

Die erste Ursache, die die Menschen abhält, der Despotie Widerstand entgegenzusetzen, ist – das klingt sonderbar – *das Gefühl der Rechtmäßigkeit*. Die zweite ist die *Notwendigkeit materieller Sicherstellung*. Auf den ersten Blick müssen die beiden von uns [381] vorgebrachten Ursachen selbstverständlich absurd erscheinen. Anscheinend ist es gerade umgekehrt: gerade das Fehlen eines Gefühls der Gesetzlichkeit und der Umstand, daß man sich um den materiellen Wohlstand nicht kümmert, können die Gleichgültigkeit der Menschen gegenüber allen Präntensionen der Despotie erklären. Menschen, die auf Grund abstrakter Prinzipien urteilen, können jetzt zu folgenden Gedanken gelangen: „Die Despotie erkennt keinerlei Gesetze an außer der eigenen Willkür; infolgedessen verlieren alle, die ihrem Einfluß ausgesetzt sind, allmählich das Gefühl der Gesetzlichkeit, sie halten die Handlungen des Despoten nicht mehr für ungerecht und empörend und ertragen sie daher ziemlich gleichgültig. Außerdem läßt die Despotie ihrer Gewohnheit gemäß bei der Verteilung von Gütern aller Art die anderen zu kurz kommen, nimmt sich selbst den Löwenanteil und läßt ihnen nichts. Dulden sie es, so heißt das, daß sie bereits die Liebe zu dem eigenen Wohlergehen verloren haben, daß sie daran gewöhnt sind, nichts zu besitzen, und sich wenig darum kümmern, einen Ausweg aus dieser Lage zu finden... Bei einer solchen Gleichgültigkeit aller dieser Mitjas und Andrjuschas den materiellen Interessen gegenüber fällt es den Despoten nicht schwer, mit ihnen nach den Launen der eigenen „faulen Phantasie“ umzuspringen, wie Gordej Karpytsch sich ausdrückt.

Eine solche Auffassung ist trotz der scheinbaren Begründung sehr leichtfertig. Wie kann man denn beim Menschen die völlige Vernichtung der Liebe zu sich selbst, zum eigenen Wohlergehen voraussetzen? Und warum soll es denn so sein? Etwa darum, weil es irgend jemand eingefallen ist, mir mein Hab und Gut zu nehmen! ... Nein, dies könnte man nur sagen, wenn alle, die durch die Despoten bedrückt sind, mit ihrer Lage sehr zufrieden wären. Wir sehen aber, daß Mitja und Andrjuscha, Kapitotscha, Awdotja Maximowna und Ljubow Gordejewna sehr unzufrieden mit ihrem Schicksal sind. Somit ist es nicht die Sorglosigkeit, die sie in ihrer Lage verbleiben läßt, sondern etwas Anderes, Tieferliegendes... Dieses andere ist eben das Gefühl der Gesetzlichkeit. Wäre dieses Gefühl nicht vorhanden, d. h. würde sich der unterdrückte Teil in der Tat die Überzeugung zu eigen machen, daß es keine Ordnung, kein Gesetz gibt und daß sie auch nicht nötig seien, dann würde alles anders gehen. Die Befehle der Despoten würde man nur ausführen, solange sie für die Ausführenden vorteilhaft sind. Sobald aber Torzow das Wohlergehen Mitjas und der anderen Kommis angetastet hätte, würden sie ihn ohne viel Federlesens „hinunterpurzeln lassen“... Ihre Zahl ist doch größer, und sie sind stärker als [382] Gordej Karpytsch... Sie schwiegen vor ihm aber gerade deswegen, weil er der Brotherr ist, weil man ihn achten muß. Daß er sie übervorteilt und prellt, das, meinen sie, gehört rechtmäßig zu seiner Stellung... Sagt doch Nastasja Pankratjewna zu ihrem Manne ohne jede Ironie, vielmehr mit einer merkbaren Nuance von Ehrerbietung: „Wer, Väterchen Tit Titytsch, wird es wagen, Ihnen etwas zuleide zu tun? Sie selbst können einem jeden was zuleide tun! ...“

Sehr sonderbar ist eine solche Wendung der Dinge, doch das ist eben die Logik des „finsternen Reichs“. In diesem Falle liegt übrigens die Erklärung gerade in der geistigen Finsternis dieser Menschen. Was ist denn überhaupt, unserer Auffassung nach, das Gefühl der Rechtmäßigkeit? Es ist dies nicht etwas Unbewegliches und formal Bestimmtes, es ist nicht ein absolutes Prinzip der Moral in bestimmten, ein für allemal gegebenen Formen. Sein Ursprung ist sehr ein-

⁹⁰ Nicht wörtlich zitierte Schlußzeilen aus M. W. Lomonossows Gedicht „Ode, entnommen aus ‚Hiob‘“ („Oh, der du in Bitternis vergeblich...“)

fach. Durch die Zugehörigkeit zur Gesellschaft erwerbe ich das Recht, in ihr in gewissem Maße an bestimmten Gütern teilzuhaben, die allen ihren Mitgliedern zukommen. Dafür verpflichtete ich mich in der Weise zu zahlen, daß ich mich bemühen werde, die Gesamtsumme der dieser Gesellschaft zur Verfügung stehenden Güter zu vergrößern. Diese Verpflichtung folgt aus dem allgemeinen Begriff der Gerechtigkeit, der in der Natur des Menschen liegt. Damit aber das allgemeine Ziel mit größerem Erfolg erreicht, d. h. damit die Summe des Gemeinwohls vergrößert werden kann, unternehmen die Menschen bestimmte Handlungen und garantieren sie mit irgendwelchen Beschlüssen, die es verbieten, daß der gemeinsamen Sache von irgendwelcher Seite willkürlich Hindernisse in den Weg gelegt werden. Trete ich der Gesellschaft bei, so bin ich verpflichtet, auch diese Beschlüsse anzunehmen und zu versprechen, sie nicht zu verletzen. Folglich wird zwischen mir und der Gesellschaft eine Art Vertrag geschlossen, der nicht ausgesprochen, nicht formuliert ist, sich aber von selbst versteht. Wenn ich also die gesellschaftlichen Gesetze verletze und mich gleichzeitig ihrer Vorteile bediene, so verletze ich den einen, für mich unbequemen Teil der Abmachung und werde zum Lügner und Betrüger. Gemäß dem Grundsatz gerechter Vergeltung kann mir die Gesellschaft auch die Beteiligung an der anderen, für mich vor teilhaften Hälfte der Abmachung entziehen, und von mir auch ein Entgelt dafür fordern, was ich bereits unrechtmäßig erhalten habe. Ich selbst fühle, daß eine solche Verfügung gerecht, meine Handlungsweise aber ungerecht ist, und darin eben besteht für mich das Gefühl der Rechtmäßigkeit. Ich bin aber nicht der Ansicht, daß ich mich gegen das Gefühl der Rechtmäßigkeit vergangen habe, [383] wenn ich ganz und gar auf die Abmachung verzichte (die, wie man bemerken muß, ihrem eigentlichen Wesen nach in diesem Falle nicht befristet sein kann), freiwillig auf ihre Vorteile verzichte, dafür aber auch die in ihr enthaltenen Verpflichtungen nicht übernehme. Würde ich z. B. in den Militärdienst treten, so würde ich es vielleicht bis zum General bringen, dafür aber habe ich, solange ich Soldat bin, die Verpflichtung übernommen, nach den Regeln militärischer Disziplin jedem Offizier die Ehrenbezeugung zu leisten. Ich trete aber nicht in den Militärdienst oder verlasse ihn, und indem ich in dieser Weise auf die Uniform und auf die Hoffnung, General zu werden, verzichte, halte ich mich frei von der Verpflichtung, bei Begegnung mit jedem Offizier meine Hand an den Mützenschirm zu legen. Die Mushiks in abseits von Städten gelegenen Orten aber begrüßen mit tiefer Verbeugung jeden Menschen in städtischer Kleidung. Nun, das ist schon ihr guter Wille oder vielleicht ein auf besondere Art aufgefaßtes Gefühl der Rechtmäßigkeit... Wir erkennen ein solches Gefühl nicht an und glauben, daß wir im Recht sind, wenn wir, da wir nicht angestellt sind, das Büro nicht besuchen, keine Lohnabzüge für die Invaliden entrichten, da wir kein Gehalt bekommen usw. Genau so wären wir der Ansicht, daß wir richtig handeln, wenn wir z. B. in einem mohammedanischen Staate eintreffen und uns seinen Gesetzen fügen, trotzdem aber den Islam nicht annehmen. Wir würden sagen: „Die Staatsgesetze schützen uns vor jenen Akten der Gewalt und der Ungerechtigkeit, die hier als widergesetzlich anerkannt werden und unseren Wohlstand schädigen können; deshalb erkennen wir sie praktisch an. Doch wir haben keineswegs die Pflicht, die Moschee zu besuchen, weil wir gar nicht das Bedürfnis empfinden, den Propheten anzubeten, der Wahrheiten und der Tröstungen des Korans nicht bedürfen und an Mohammeds Paradies mit all seinen Huris [Jungfrauen] nicht glauben, folglich vom Islam nichts erhalten und nichts beanspruchen wollen. Wir wären in diesem Falle, gemäß dem Gefühl einer richtig aufgefaßten Gesetzlichkeit, im Recht.

Somit besitzen die Gesetze für uns nur eine bedingte Geltung. Doch nicht genug damit: sie sind auch an sich nicht ewig und nicht absolut. Wenn wir sie als bereits ausgearbeitete Bedingungen für das verflossene Leben annehmen, so verpflichten wir uns dadurch keineswegs, sie als ganz vollkommen zu betrachten und jegliche andere Bedingungen zu verwerfen. Im Gegenteil, mein natürlicher Vertrag mit der Gesellschaft enthält, seinem eigentlichen Wesen nach, auch die Verpflichtung, mich zu bemühen, möglichst gute Gesetze zu finden. Vom Gesichtspunkt des allgemeinen, natür-[384]lichen Menschenrechts obliegt es jedem Mitglied der

Gesellschaft, für die beständige Vervollkommnung der geltenden Beschlüsse und für die Abschaffung der schädlich oder unnötig gewordenen Sorge zu tragen. Es ist nur nötig, daß eine Änderung in den Beschlüssen, als auf das Gemeinwohl abzielend, vor den Richterstuhl der Allgemeinheit kommt und die allgemeine Zustimmung gewinnt. Ist aber die allgemeine Zustimmung nicht erzielt worden, so steht einer Einzelperson das Recht zu, den Nachweis der Richtigkeit ihrer Vorschläge zu führen und schließlich auf jede Beteiligung an einer Angelegenheit, in der sie die vorhandenen Regeln als falsch erkannt hat, zu verzichten... Somit werden gerade infolge des Gefühls der Rechtmäßigkeit Stagnation und Unbeweglichkeit in der gesellschaftlichen Organisation beseitigt, werden dem Denken und dem Willen Spielraum und Arbeit gewährt; das gleiche Gefühl für Rechtmäßigkeit erfordert oft die Änderung des formalen Status quo...

So wird das Gefühl für Rechtmäßigkeit von aufgeklärten Leuten, von den Leuten, die wie wir an den Wohltaten der Zivilisation beteiligt sind, aufgefaßt und erklärt. Doch nicht so wird dieses Gefühl von den Menschen aus dem Reiche der Finsternis aufgefaßt, die Ostrowskij uns vorführt. In seinem „finsternen Reich“ wird die Frage ganz anders gestellt. Dort herrscht der Glaube an gewisse, ein für allemal bestimmte und festgelegte Formen. Die Kenntnisse sind hier auf einen sehr engen Kreis beschränkt, Arbeit für das Denken gibt es fast gar keine; alles geht maschinell, in einer ein für allemal festgelegten Ordnung vor sich. Infolgedessen ist es durchaus begreiflich, daß die Kinder hier niemals zu Erwachsenen werden, sondern Kinder bleiben, solange sie nicht ganz automatisch an die Stelle des Vaters treten. Begreiflich ist auch, warum diejenigen, die zwischen den Despoten und den Unterdrückten stehen, gar keine bestimmte Persönlichkeit besitzen, ihr Charakter vielmehr durch die Lage bestimmt wird, in der sie sich befinden: bald kriechen sie vor den Höheren, bald wieder sind sie hochmütig gegenüber den Geringeren. Es ist genau wie bei mechanischen Puppen: stellt man sie auf das eine Ende, so machen sie Bücklinge, dreht man sie auf das andere um, so recken sie sich und werfen den Kopf in den Nacken. Nastasja Pankratjewna vergeht förmlich vor ihrem Manne, wagt nicht zu atmen, den Sohn aber schreit auch sie an: „Wie kannst du dich unterstehen?“ und „Mit wem sprichst du denn?“ Das gleiche haben wir bei Agrafena Kondratjewna in dem Stück „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ gesehen. Die gleiche Geschichte wiederholt sich in einer anderen Sphäre mit Jussow in dem Stück „Ein einträglicher Posten“. Und [385] alles das geschieht infolge des Mangels an innerer Selbständigkeit, infolge der Niederhaltung der Natur. Man sucht dem Menschen von Kindesbeinen an die Überzeugung beizubringen, er sei an und für sich nichts, er sei gewissermaßen nur ein Werkzeug für einen fremden Willen, und infolgedessen habe er nicht nachzudenken, sondern bloß zu gehorchen, zu gehorchen und sich zu fügen. Der einzige Gegenstand, dem sich sein Geist noch zuwenden kann, ist die Erlangung der Fähigkeit, sich den Umständen anzupassen. Wer es versteht, sich so zu verhalten, wohl ihm, er wird nach oben gelangen... Wer es aber nicht versteht, wehe ihm, man wird ihn erdrücken...

Infolge dieser Erstarrung des Denkens verschwindet die tätige Seite des Gefühls für Rechtmäßigkeit im „finsternen Reich“ ganz, und es bleibt allein die passive Seite. Irgendein Tischka hat sich's gemerkt, daß man den Älteren gehorchen muß, weiß nichts als das und wird sein Leben lang so bleiben... In der Pädagogik gilt die These, daß für die Kinder, die zur Bildung abstrakter Begriffe noch nicht fähig sind, der Lehrer die Verkörperung des Moralgesetzes bildet und daß daher Vertrauen des Kindes zum Erzieher nötig ist. Doch die Pflicht des Erziehers, so heißt es in der Pädagogik weiter, besteht darin, sich möglichst bald für das Kind unnötig zu machen, indem er ihm die Fähigkeit beibringt, das Moralgesetz in seinem wahren Wesen, unabhängig von der Autorität des Erziehers, zu erfassen. Diese letzte Regel fürchten alle Bewohner des „finsternen Reichs“ wie das Feuer und die Pest, und alle sind bemüht, in ganz entgegengesetztem Geiste zu handeln. „Höre auf einen alten Mann, ein alter Mann wird dir nichts Schlechtes

raten“, sagt sogar der Beste von ihnen, Russakow, und erkennt ebenfalls nicht die Rechte der Bildung an, die den Menschen lehrt, selbst und ohne fremde Ratschläge zu unterscheiden, was gut und was schlecht ist. Daher kommt es dann, daß das Gefühl für Rechtmäßigkeit eben nur im Gefühl des Gehorchens und des Duldens zum Ausdruck gelangt, während alles übrige für den Bewohner des „finsternen Reichs“ rein unmöglich ist, solange er nicht selber zum Despoten wird. Tischka fegt den Fußboden im Hause Bolschows, holt für Podchaljusin Schnaps und stiehlt bei seinem Prinzipal Silberrubel – und das alles ist für ihn durchaus rechtmäßig... Um Schnaps schicken ihn Ältere, den Älteren aber muß man gehorchen: die Rason liegt hier auf der Hand. Stehlen heißen sie ihn nicht, doch bleibt sich das gleich, denn auch das Stehlen ist durch die Älteren sanktioniert; wie oft haben sich die Kommis in seinem Beisein eines geschickten Kniffes gerühmt, wie oft haben sie ihm befohlen, dem [386] Prinzipal von ihren Gaunereien nichts zu sagen, wie oft hat der Herr selbst dem Kommis Anweisungen gegeben, wie die Kunden beschwindelt werden sollen! ... Dies alles ging an dem Jungen mit dem hellen Köpfchen nicht spurlos vorüber – daher kommen all die Scheußlichkeiten, die sich bei ihm friedlich mit dem tiefsten Rechtmäßigkeitsgefühl vertragen... Durch dieses Mittel arbeitet er sich aus der Nichtigkeit empor, in der er sich befand, beginnt ruhigen Gewissens mit anderen willkürlich umzuspringen und betrachtet dies als genau so rechtmäßig wie seine frühere Erniedrigung.

Doch arbeiten sich natürlich nicht alle, vielmehr nur sehr wenige empor; dazu muß man eine sehr starke Natur besitzen und sie dann auf eine übernatürliche Weise umstülpen. Man muß in sich alle Sympathiegefühle ersticken, das Denken abstumpfen, sich außerdem für einige Jahre an Händen und Füßen binden, und bei alledem muß man verstehen, bei Gelegenheit Eigenliebe und persönliche Vorteile zu opfern, eine Sache geschickt zu deichseln, einen geschickten Streich zu spielen... Nicht gar viele gibt es, die darin Meister sind... Lust dazu haben zwar unzählig viele, doch nicht jeder hat die Ausdauer, die z. B. Pawel Iwanowitsch Tschitschikow besitzt; ohne Ausdauer ist da aber nichts zu erreichen... Deshalb zieht es die Mehrzahl der Menschen, die unter den Einfluß eines Despoten geraten, vor, einfach zu dulden, in der stumpfen Hoffnung, die Umstände würden sich vielleicht irgendwie ändern... Eine innere Kraft, die sie anregen würde, dem Übel entgegenzuwirken, besitzen sie nicht und können sie auch nicht besitzen, denn sie hatten nicht die Möglichkeit, auch nur richtig zu erfahren, worin das Böse und worin das Gute bestehe... Gerade deshalb fehlt bei ihnen das Gerechtigkeitsgefühl und die Erkenntnis des höheren sittlich Guten, statt dessen gibt es bei ihnen nur das Gefühl für Rechtmäßigkeit in dessen festgelegtem, engem Sinne. Für sie teilen sich die Handlungen und die Erscheinungen des Lebens nicht in gute und schlechte, sondern in erlaubte und unerlaubte. Was erlaubt ist, was durch ein positives Gesetz oder auch nur einfach durch eine Anordnung festgelegt ist, das eben ist für sie gut, und umgekehrt. Wozu es aber keine positiven Anweisungen gibt, darüber befinden sie sich in völligem Zweifel. Gerade deswegen pflegen ihre Schritte bei jeder neuen Frage oder Erscheinung, die eine Änderung der bestehenden Ordnung erfordert, so schüchtern und langsam zu sein... Eine qualvolle Unruhe bemächtigt sich hier der eingeschüchternen Armen, die unter dem Druck der Despotie jede Fähigkeit zum Nachdenken verloren haben. Sobald sie erfahren, daß die Regel, die sie befolgten, abgeschafft oder von selbst dahingestorben [387] ist, wissen sie ganz und gar nicht, wohin sie sich wenden und was sie beginnen sollen – und sie sind schrecklich erfreut über den erstbesten, der es übernimmt, sie zu führen. Es versteht sich von selbst, daß dieser erste Beste zumeist ein gaunerhafter Despot ist, und je gaunerhafter er ist, in um so größerer Zahl strömt ihm der Haufe der „Begriffsstutzigen“ nach, die mit fremdem Verstand und unter fremdem Willen, und sei es auch einem despotischen, leben wollen...

Die von uns ausgesprochenen Gedanken sind nicht die Frucht einer im voraus ersonnenen Theorie: in ihnen sind einfach die Schlußfolgerungen enthalten, die sich direkt aus den in Ostrowskijs Komödien dargestellten Erscheinungen des russischen Lebens ergeben. Ganz

ohne Zweifel hatte der Künstler nicht die Absicht, die Gedanken zu beweisen, die wir jetzt aus seinen Komödien ableiten, doch sie zeigten sich von selbst in seinen Werken, und zwar zeigten sie sich auf wunderbar richtige Weise. Die Personen seiner Komödien bleiben stets der Lage treu, in die sie durch die Lebensverhältnisse der Despotie versetzt worden sind. Mit keinem Wort ragen sie über das Niveau dieser Lebensverhältnisse hinaus, sie werden nie den Grundzügen ihres Typs, wie er sich im Leben selbst herausgestaltet hat, untreu. Selbst bei den besten Naturen der Komödien Ostrowskijs sehen wir nicht jenen kühnen Drang zum Guten, den wir unter anderen Umständen von ihnen verlangen könnten, den es aber bei ihnen unter dem Druck der Despotie eben nicht geben kann. Kaum ein schwacher Keim von Ansätzen höherer moralischer Entwicklung ist bei ihnen sichtbar; doch diese Ansätze sind so schwach, daß sie nicht als Anregung und Rechtfertigung für die praktische Betätigung dienen können. Deshalb sind bei den ehrlichen Leuten in Ostrowskijs Komödien alle sittlichen Grundlagen der Handlungen rein äußerlich und sehr eng begrenzt, alle drehen sich nur um die Erfüllung fremden Willens, ohne das innere Bewußtsein von der Rechtlichkeit der Sache. So gibt Awdotja Maximowna, als sie sich weigert, mit Wichorew zu fliehen, nur den Grund an, daß der Vater sie verfluchen werde. Nachdem sie dennoch mit ihm geflohen ist, ist sie nur darüber betrübt, „der Vater werde sie verstoßen und die ganze Stadt werde mit Fingern auf sie zeigen“. Bei Ljubow Gordejewna tritt diese rein äußerliche, von keiner inneren Überzeugung durchleuchtete Pflichterfüllung noch schärfer zutage. Zur Rechtfertigung ihres Entschlusses, Korschunow zu heiraten, sagt sie zu Mitja:

„Ich darf jetzt dem elterlichen Willen nicht zuwiderhandeln. Vater will, daß ich heirate. Ich muß mich ihm fügen – das ist das Los aller Mädchen. So muß es [388] also sein, so ist es schon von alters her. Ich will nicht dem Willen des Vaters zuwiderhandeln, damit die Leute nicht über mich reden und mich nicht als abschreckendes Beispiel hinstellen. Vielleicht ist mir das Herz darüber gebrochen, aber ich weiß wenigstens, ich lebe, wie das Gesetz es verlangt, und niemand kann mich spöttisch angrinsen.“

Diese Worte enthalten auch nicht die geringste Andeutung einer moralischen Wertung der Handlung, dafür aber ist das Wort „Gesetz“ da... Wie aber dieses Gesetz beschaffen ist und wie es der gesunde Menschenverstand auf den gegebenen Fall anwenden sollte – wie könnte sich auch ein Mädchen darüber Gedanken machen: eine despotische Erziehung bereitet keineswegs auf solche Betrachtungen vor. Übrigens erheben auch die Despoten selbst den Gehorsam zum höchsten absoluten Gesetz und tun das sogar mit noch größerer Beharrlichkeit als der unterdrückte Teil... Das ist durchaus begreiflich: erstens hat auch der Despot fast gar keine richtigen Moralbegriffe, kann folglich nicht in richtiger Weise Gut und Böse unterscheiden und muß sich notwendigerweise von der Willkür leiten lassen; zweitens ist der unbedingte Gehorsam anderer für ihn sehr vorteilhaft, denn nunmehr braucht er sich gar keine Rücksichten mehr aufzuerlegen. Aber auch hier weicht natürlich die Logik der Despotie weit von der allgemein-menschlichen ab. Nach der allgemeinen Logik müßte es folgendermaßen sein: Wenn schon jemand irgendwelche Regeln und Forderungen festsetzt, mögen es auch willkürliche sein, so muß er sie gegebenenfalls und unter gleichen Umständen auch selber genau so beachten wie jeder andere. Der Despot denkt nicht so: er hält sich für berechtigt, sogar jene Regeln, die er selbst anerkannt hat und auf Grund deren er über andere urteilt, nach Belieben zu verletzen. Und so finster ist es in den Köpfen im „finsternen Reich“, daß nicht nur der Despot selbst, sondern auch alle, denen er Leid zugefügt und die er erdrückt hat, eine solche Ordnung der Dinge als durchaus natürlich betrachten. Am besten ist diese interessante Seite der Organisation des „finsternen Reichs“ in der Komödie „Lebe nicht, wie Dir's behagt“ zum Ausdruck gekommen. In literarischer Hinsicht wird dieses Stück weniger hoch eingeschätzt als andere, man wirft ihm Schwäche der Konzeption vor, findet manche Szenen übertrieben usw. Wir werden nicht lange bei ihm verweilen, nicht etwa, daß es dessen nicht wert wäre, sondern weil erstens unsere Aufsätze sich auch ohnehin reichlich in die Länge gezogen haben und zweitens das Stück selbst sehr einfach ist, sowohl in der Fabel als auch in

der Zeichnung der Charaktere, so daß zu deren Erläuterung nicht viele Worte nötig sind, besonders nach all dem, was im obigen gesagt wurde. Die Sache [389] ist die, daß Peter Iljitsch säuft, seine Frau tyrannisiert, sie verläßt, sich eine Geliebte nimmt; als aber die Frau das erfährt und aus seinem Hause zu ihren Eltern zurückkehren will, wird eben sie von dem gemeinsamen Gericht der guten Alten für schuldig befunden... Auf der Reise nach Hause begegnet sie in der Herberge Vater und Mutter, erzählt ihnen ihren ganzen Kummer und fügt hinzu, daß sie ihren Mann verlassen habe, um mit ihnen zu leben, da ihre Geduld nunmehr zu Ende sei. Der Vater ist über diese Freidenkerelei ganz verwundert. „Wieso zu uns?“ ruft er aus. „Wozu zu uns? Nein, fahren wir, ich bringe dich zu deinem Mann.“ Dascha sagt hierauf: „Nein, Vater, ich fahre nicht zu ihm.“ Der Vater, der denkt, ob seine Tochter nicht etwa verrückt geworden sei, gibt folgende Belehrung von sich:

„Begrreif doch, dummes Frauenzimmer, begrreif doch, wie kann ich denn dich zu mir nehmen? Er ist doch dein Mann ... (*Erhebt sich von der Bank.*) Fahren wir: wozu denn Unsinn schwatzen über etwas, was gar nicht sein kann! ... Wie kannst du denn von deinem Mann fortlaufen, dummes Frauenzimmer! Glaubst du, du tust mir nicht leid? Nun, laß uns zusammen deinen Kummer beweinen – das ist unsere ganze Hilfe! Was kann ich da tun? Mit dir weinen, das will ich wohl. Bin ich doch dein Vater, mein Kindchen, mein Liebes! ... (*Weint und küßt sie.*) Begrreif das eine, mein liebes Töchterlein: was Gott vereint, das kann der Mensch nicht scheiden. Unsere Väter haben so gelebt, haben sich nicht beklagt, haben nicht gemurrt. Sind wir denn klüger als sie? Fahren wir zu deinem Mann!“

Diese unmenschlichen Worte sind einfach dadurch eingegeben, daß der Alte ganz und gar nichts begreifen kann; wieso denn – den Mann verlassen! Ein solcher Gedanke will ihm nicht in den Kopf. Das ist für ihn etwas so Widersinniges, daß er gar nicht weiß, was er einwenden soll – ganz, wie wenn man uns sagte, daß der Mensch auf Händen gehen und mit den Füßen essen müsse: was würden wir da einwenden? ... Er weiß nichts anderes als unaufhörlich zu wiederholen: „Ja, wie denn das? ... Ja, begrreif doch, was das ist... Wie kann man denn den Mann verlassen?! Wieso das!...“

Man sollte meinen, daß dieselbe Betrachtung auch auf den Mann anzuwenden ist. Nein, der steht über dem Gesetz! ... Er ist der Gebieter seiner Frau und tyrannisiert sie, soviel ihm beliebt, selbst dann, wenn er sich ihr gegenüber schuldig gemacht hat und das selber weiß. Er hat erfahren, daß seine Frau von seiner „Liebsten“ Kenntnis bekommen hat, die Liebste bekam Kenntnis davon, daß er verheiratet ist, und jagte ihn fort; was tut er nun? Macht er sich ein Gewissen daraus, sich seiner Frau zu zeigen? Fühlt er Reue? Nicht im geringsten; er versucht sogar, nach Hause zurückgekehrt, seinen Unwillen über den Mißerfolg, den er bei seiner Liebsten [390] erlitten hat, an seiner Frau auszulassen... Das sollte doch wohl bereits die Eltern seiner armen Frau empören: er, der doch selber schuld an allem ist, tobt im Beisein der Eltern, ganz außer sich vor Wut, droht, seine Frau zu töten, und läuft mit dem Messer auf die Straße hinaus... Dascha sagt denn auch zu ihrem Vater: „Schauen Sie selbst, wie süß mein Leben ist.“ Der Vater aber rät: „Gedulde dich, warte ab!“ – „Ja, was soll ich denn von ihm erwarten, wo sich doch schon auch sein Vater von ihm losgesagt hat“, wendet Dascha ein, die sich nun durch eine Autorität zu decken sucht. „Das macht nichts, gedulde dich“, wiederholt der Vater und sucht dann wieder ihr Unglück als gerechte Strafe hinzustellen – für ihren Ungehorsam, dafür, daß sie gegen den Willen ihrer Eltern geheiratet hat. Hier seine Worte:

Agafon: Das alles ist nicht das Richtige, das alles ist nicht das Richtige! O weh, o weh! Das ist nicht gut! Bist du etwa im Recht? Hast du richtig gehandelt, als du mich und die alte Mutter verlassen hast? Sag doch, hast du richtig gehandelt? Darf man so handeln? Gehört sich das so nach dem Gesetz? Der Böse hat euch in seiner Macht! Ihr seid gar nicht wie Menschen. Nun muß du dulden und dulden! Und die Strafe muß du mit Sanftmut und Dankbarkeit auf dich nehmen! ... Du aber – das ist ja unerhört! Entlaufen will sie! Was ist das für eine Ordnung? Wo hast du das gesehen, daß Männer von ihren Frauen getrennt leben sollen? Nun, du wirst von ihm weggehen, wirst ihn verlassen, er aber wird einen Verzweiflungsakt begehen, wen trifft dann die Schuld, wen? Und wenn er nun erkrankt – wer wird ihn pflegen? Das ist doch deine erste Pflicht. Und wenn seine Sterbestunde kommt und er will Abschied von dir nehmen, du aber bist aus Stolz von ihm fortgegangen...

Dascha (*wirft sich ihm um den Hals*): Vater!

Agafon: Denk doch nur nach, liebe Tochter, überleg dir das gut... (*Weint.*) Wir Menschen sind doch dumm, ach, wie dumm! Stolz sind wir!

Man beachte, wie gütig und feinfühlig dieser Alte ist und wie hartherzig zugleich, einzig und allein, weil er sich nicht im geringsten der moralischen Bedeutung der Persönlichkeit bewußt ist, gewöhnt, alles nur den äußeren, durch die Despotie festgelegten Gesetzen unterzuordnen. Nicht aus Hartherzigkeit oder Ingrimm, vielmehr völlig naiv beginnt er seiner Tochter wegen vergangener Dinge Vorwürfe zu machen in einem Augenblick, da ihr Herz auch ohnehin in Stücke gerissen wird. Und dann – was für Gründe bringt er vor? Er sagt ihr nicht, ihr Mann würde leiden, erkranken usw., ob er ihr denn nicht leid täte, oder etwas in dieser Art, etwas, was von Herzen kommt. Nein, er hat eine ganz andere Begründung: „Wen trifft dann die *Schuld?*“ und „*Das ist doch deine erste Pflicht*“. Auf Grund dieser rein äußerlichen Moral redet er seiner Tochter zu: „Gedulde dich, gedulde dich, alles wird gut werden.“

[391] Und in der Tat, ein dummer Zufall tritt ein, um die Worte des Alten zu rechtfertigen, wie es eben heißt:

„Durch Zufall stirbt die Tante plötzlich,
Nachdem drei Nächte lang entsetzlich
Ein dummer Köter voller Jammer
Geheulet hat vor ihrer Kammer,
Versuch's dann, mach's den Leuten klar,
Daß dies ein bloßer Zufall war!..

Peter Iljitsch, der sich einen Riesenrausch angetrunken hat, läuft, ganz von Sinnen, mit dem Messer in der Hand zum Moskwafluß. Plötzlich dringt Glockenklang an sein Ohr: irgendwo läutet es zum Frühgottesdienst. Ganz mechanisch hebt er die Hand, um sich zu bekreuzigen, und sieht, daß er ein Messer in der Hand hält und hart am Rande eines Eisloches steht... Da bemächtigt sich seiner ein Schrecken, der Rausch verfliegt im Augenblick, die Ermahnungen des Vaters kommen ihm in den Sinn, und er kehrt voller Reue nach Hause zurück. Nachdem Daschas Vater diese Erzählung angehört hat, macht er selbstgefällig der Tochter zärtliche Vorwürfe: „Nun, Töchterchen, ich habe es dir ja gesagt! ...“ Damit endet die Sache.

Denkt man sich in diese Geschichte hinein, so scheint einem unwillkürlich, daß in ihr irgend- ein schrecklich phantastischer Sinn verborgen ist. Manche haben behauptet, hier werde gezeigt, wie wohltuend für das Volk Glockengeläute sei und wie fromme Gewohnheiten, die sich der Mensch von Kindheit auf angeeignet hat, ihn in den schwierigsten Augenblicken retten. Es erübrigt sich, zu sagen, wie sonderbar eine solche Auslegung ist. Nein, wir glauben in diesem Drama etwas anderes zu sehen, entsprechend der allgemeinen Idee, die wir in allen Werken Ostrowskijs finden. In dem reuigen Peter Iljitsch sehen wir, wie unerfreulich und ausweglos die Lage ist, in die er und alle ihm Nahestehenden durch die Lebensverhältnisse der Despotie gestürzt wurden. Peter Iljitsch sucht den Vater zu überreden, die Tante bittet ihn, seine Frau, die sich über seine Haltung zu Tode grämt, fleht ihn an, sein Kamerad sucht ihn zur Vernunft zu bringen, das Mädchen, dem zuliebe er seine Frau verläßt, weist ihn zurück – alles vergebens und wirkungslos. Keine Spur von lebendigen sittlichen Grundsätzen, sein Herz ist verroht und völlig finster. Auch seine Liebe ist so wild, so abscheulich! In Dascha verliebt er sich und entführt sie aus dem Elternhaus, nach einigen Monaten aber tyrannisiert er sie bereits und betrachtet ihre demütige, treuherzige Liebe als [392] das Unglück seines Lebens. In Gruscha ist er wahnsinnig verliebt: was aber tut er, als sie sich über ihn lustig macht und ihm die Tür weist? Er wendet sich an Jeremka, der einen Zauberer kennt, und fragt: „Kann der das Mädchen durch Zauber an mich binden, daß es sich verliebt, *daß nicht sie mit mir, sondern ich mit ihr nach Herzenslust umspringe?*“ Das ist das Ziel seiner Bestrebungen, das ist seine Liebe: die Möglichkeit, mit der geliebten Frau nach Herzenslust

umzuspringen... Schrecklich zu denken, daß ja alle Bewohner des „finsternen Reichs“, soweit wir sie durch Ostrowskij kennenlernen, solche despotische Neigungen haben, wenn sie nicht selber bis zum völligen Verzicht auf ihre Persönlichkeit eingeschüchtert sind... Was kann nun diese düsteren Menschen zur Vernunft bringen, was kann jene Unglücklichen retten, die gezwungen sind, von ihnen vieles zu erdulden? Nichts, von den gewöhnlichen Mitteln rein nichts. Auf natürlichem Wege läßt sich eine Änderung ihrer Begriffe und ihres Charakters nicht erreichen. Es muß etwas Außerordentliches, Extremes, Gewaltames, wenn auch ganz Unsinniges sein, was sie ernüchtern könnte. Peter Iljitsch mußte, um zur Besinnung zu kommen, an das Eisloch auf der Moskwa kommen, und zwar gerade, als es zum Frühgottesdienst läutete! ... Und wenn das nun nicht geschehen wäre?... Dann hätte dieses klägliche Leben Peter Iljitschs mit seiner Frau viele Jahre lang fortgedauert, wie es eben bei vielen im „finsternen Reich“ fort dauert. Und selbst jetzt, wer kann dafür bürgen, daß Peter Iljitschs Reue von Dauer sein wird? Gibt es in seinem Charakter irgendwelche Anlagen für eine sittliche Besserung? Selbstverständlich ist es notwendig, daß sich ein Trunkenbold ausschläft und daß ein Mensch, der sich einen Riesenrausch angetrunken hat, ein wenig zuwartet, sich erholt und Kräfte sammelt. Ist das aber für lange? Man vergesse nicht, daß Peter Iljitschs Reue unter dem Eindruck von Gespenstern und Ungeheuern zustande kam, die er im Zustand der Trunkenheit gesehen zu haben glaubt... Er mag versichern und alle Nachbarn mögen ihm glauben, daß ihn in der Tat der Wassermann oder ein anderer Geist geführt habe; wir wissen aber bestimmt, daß dies alles die Folge einer zerrütteten Phantasie, eines erhitzten Gehirns ist. Was für eine Garantie gibt es hier für die sittliche Besserung des Menschen? Solange er noch von dem vorhergegangenen Lotterleben geschwächt ist und solange in seinem Gedächtnis die durch den jüngsten Vorfall hervorgerufene Angst fortlebt, solange wird er sich in acht nehmen... Dann aber wird wieder das alte Lied beginnen: das kann man mit Bestimmtheit erwarten, da man weiß, daß in ihm das innere Bewußtsein der Notwendigkeit, ein ehrliches [393] und nützlich Leben zu führen, ganz und gar nicht entwickelt ist... Und das arme Weib – seine Frau – wird nach wie vor ihr schweres Los tragen und leiden müssen, wenn nicht wieder irgendein Wunder geschieht. Und die Alten – Vater und Mutter – werden sich nach wie vor um sie abhärten und sie zu überreden suchen, weiter zu dulden! ... Ihnen fällt das doch immerhin leichter: sie sind bereits völlig entpersönlicht, sie sind alle vollständig von der Lehre durchdrungen, daß man immer muß die

„... Bürde geduldig tragen
Und immer bitten, ohne zu klagen.“

Wird es aber die unglückliche Frau aushalten, in der ihre jugendliche Natur noch Reste des Lebens bewahrt und noch immer zeitweise, wenn auch schwach, gegen die düstere Kraft protestiert, von der sie recht- und sinnlos bedrückt wird?...

Gewiß nicht! Sie wird unvermeidlich zu Fall kommen – nicht in jener Bedeutung dieser Redensart, unter der in der trivialen Sprache unserer künstlichen Moral der volle Genuß der Liebe zu verstehen ist –, sondern zum wirklichen Fall, zum Verlust der sittlichen Reinheit und Kraft. Dieser Fall kann sowohl einen Mann wie eine Frau ereilen, doch bei einer liebenden Frauennatur gibt es einen Weg zu ihm, auf den sie jeden Augenblick geraten kann und auf dem ein einziger Schritt sie in den Augen der Gesellschaft bereits zur Verbrecherin und zur Verlorenen machen kann. Dieser Weg ist ein Verhältnis mit einem Mann. Auch ein Mann kann in intimen Beziehungen zu einer Frau Rettung vor der Finsternis und den Scheußlichkeiten suchen, die ihn im praktischen Leben umgeben. Hier erholt und beruhigt er sich, hier sucht er sich zu vergessen. Für den Mann sind aber solche Verhältnisse nicht verhängnisvoll, alle betrachten sie als harmlose Zerstreung, sie hinterlassen in den Augen der Gesellschaft keinen Makel auf ihm. Er kann jeden Augenblick von ihnen zu seinen sachlichen Beziehungen und in sein gewöhnliches Milieu zurückkehren, ohne etwas von seinem moralischen Wert verloren zu haben. Ganz an-

ders bei der Frau: hat sie einmal einen Fehltritt getan, dann verliert sie bereits kraft der herrschenden Sitten die Möglichkeit, ruhig auf den früheren Weg zurückzukehren. Sie ist erniedrigt, geschändet, verworfen, ihr sind alle Türen verschlossen, wenigstens solange sie nicht ihre mit dem Golde eines Despoten geschmückte Schmach hochmütig der Gesellschaft offen ins Gesicht schleudert. Dann wird man wohl auch ihr huldigen und sogar vor ihr kriechen. Aber auch in diesem Falle muß in ihrer Natur ein [394] tiefer sittlicher Verfall vor sich gehen. Wohin sich also eine Frau wenden mag, überall ist es für sie schwer und gefährlich, und es gibt keinen Weg, der sie nicht zum Verlust ihrer moralischen Würde brächte. Solange sie nicht ganz verroht und verkommen ist, bedrücken sie die Not, die allgemeine Verachtung, die Wehrlosigkeit gegenüber dem ersten besten – so daß sie sich unwillkürlich und unmerklich an Betrug, an Nichtstun und an ein Leben auf fremde Kosten gewöhnen muß... Dann aber, wenn sie sich an ihre Lage gewöhnen und in Seelenruhe ihre Gefühle feilbieten und eine üppige Muße genießen wird – dann werden bestenfalls zur Schau getragene Verehrung, Neid und Niedertracht der Umgebung ihr jegliches gute Gefühl austreiben und sie in die tiefste Tiefe des Lasters drängen... Bietet sich aber kein so glücklicher Zufall, dann... dann sprechen gesittete Menschen von solchen Frauen gar nicht, wenigstens nicht in nüchternem Zustand...

Aber auch diese waren ja einst reine, sittliche Wesen, die die Achtung der zimperlichen Sittlichkeitsapostel einer formalen Keuschheit verdienten. Wie hat nun ihr Abgleiten begonnen? Welche Ursachen zwangen sie, einen falschen Weg zu betreten? Was entschied ihren „ersten Schritt“? Hierüber klügeln kann man sehr viel: wir wollen aber nicht herumklügeln, sondern stellen diese Frage nur deswegen, weil wir in Ostrowskij's Komödien eine direkte Antwort auf sie finden. Das Fehlen einer lebendigen sittlichen Entwicklung, der Mangel an innerem Halt und der despotische Druck von außen – das sind die Ursachen, die im „finsternen Reich“ die Unsittlichkeit der Frauen wie auch die Unsittlichkeit der Männer herbeiführen. Wir haben bereits gesehen, wie das Fehlen sittlicher Selbständigkeit und die durch die Despotie hervorgerufene Feindseligkeit gegenüber allem sich in lebendigen, physisch leidenschaftlichen Naturen auswirken. Das Leben von Pusatows Frau und Schwester ist dadurch ausgefüllt, daß sie ihn betrügen, sich die Erlaubnis zum Kirchgang geben lassen, um sich insgeheim mit jungen Leuten zu treffen. Lipotschka Bolschowa begeistert sich für das Militär, fürchtet den Vater, hat nicht die geringste Achtung vor der Mutter, heiratet dann Podchaljusin und schickt den Vater kaltblütig ins Schuldgefängnis, um für ihn aus seinem eigenen Vermögen nicht 25 Kopeken für den Rubel zu zahlen... Wir sahen auch, wie unter dem Druck der Despotie sanfte, zärtliche Frauennaturen fallen und zugrunde gehen. Awdotja Maximowna, die trotz reifem Alter ihrer Entwicklung nach ein Kind geblieben ist und weder sich selbst noch die eigene Lage, noch die Menschen ihrer Umgebung zu begreifen vermag, hört auf das Zureden Arina Fe-[395]dotownas und gerät in den Bann Wichorews... Ljubow Gordejewna, die es nicht einmal wagt, ihrem Vater zu sagen, daß sie Mitja liebt, willigt in die Ehe mit Korschunow, vor dem sie Angst und Abscheu empfindet. Nicht weniger unsittlich ist auch Daschas Lage, die gezwungen ist, ihrem Manne Branntwein zu geben, damit er sie dann im Zustande der Trunkenheit mißhandle... Doch dies alles sind bereits vollendete Tatsachen; wir sehen hier den bereits erfolgten Tod der Persönlichkeit und können die Agonie nur ahnen, durch die die junge Seele gegangen ist, bevor sie in diese Lage geriet. Es gibt aber bei Ostrowskij ein Stück, wo das Lallen eines reinen Herzens gerade in dem Augenblick belauscht wird, da dieses Herz erst das Herannahen eines unreinen Gedankens fühlt – ein Stück, das uns den ganzen Prozeß eines seelischen Kampfes klarmacht, der der unvernünftigen Leidenschaft eines Mädchens vorausgeht, das durch die Macht der Despotie vernichtet wird... An dieses Stück erinnern sich unsere Leser natürlich, denn es ist in diesem Jahre erschienen und hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Wir besprachen dieses Stück schon im „Sowremennik“ und wollen daher jetzt darüber nur das sagen, was unmittelbar dazu beitragen kann, unseren Gedanken klarzumachen. Nadja, die Pfllegetochter der Ulanbekowa, ist ein

gutes, kluges Mädchen mit sehr bescheidenen, durchaus ehrlichen Bestrebungen. Sie träumt von Familienglück mit einem geliebten Mann, will sich „veredeln“, damit sich niemand zu schämen brauche, sie zu heiraten, denkt daran, was für eine schöne Ordnung sie nach der Heirat im Hause halten werde; sie ist bemüht, sich sittsam zu benehmen, hält sich vom jungen Herrn, dem Sohn der Ulanbekowa, fern und wundert sich sogar über die Moskauer Fräulein, wie sie über Kavaliere und Gardeoffiziere so flott daherreden. „Woher wissen sie denn das alles?“ fragt sie sich verwundert... Mit einem Wort, das ist ein Mädchen, das unter anderen Umständen durchaus dem Ideal gar vieler Menschen entsprechen könnte. Von ganzem Herzen möchte sie, und ihrer Natur nach könnte sie es, eine gute Ehegattin und eine gute Hausfrau sein. Man gebe ihr noch etwas Bildung, und sie wird auch eine gute Mutter und Erzieherin ihrer Kinder sein. Doch sie lebt im Hause der Ulanbekowa, dieses widerlichen Despoten im Weiberrock – und das alles soll für die arme Nadja dahin sein. Die Person der Ulanbekowa ist ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, was die aus einem Kaufmannshaus in eine andere Sphäre übertragene Despotie bedeutet. Hier ist sie mächtiger, ihr Einfluß ist umfassender, und daher ist sie noch abscheulicher. Der Kaufmann beschränkt seine Despotie auf das Schika-[396]nieren der Hausgenosse und der ihm nahestehenden Menschen; in der Gesellschaft aber kann er keinen Unfug treiben, denn als Despot ist er, wie wir gesehen haben, jedem unabhängigen Menschen gegenüber feige und kleinmütig. Selbst ein Tit Titytsch Bruskow wagt es nicht, sich bei Iwanow besondere Freiheiten herauszunehmen, und gestand das, nach Hause zurückgekehrt, ein: „Er hatte eben das voraus, daß ich in seiner Wohnung war; käme er aber hierher, so würde ich es ihm schon zeigen!“ Der ungestüme Peter Iljitsch, den seine Liebste fortgejagt hat, gerät ebenfalls, erst nachdem er nach Hause zurückgekehrt ist, außer Rand und Band: „Sie hat sich über mich lustig gemacht, hat mich fortgejagt! ... Hier aber bin ich zu Hause, werde alles kurz und klein schlagen, kein Span wird heil bleiben“, schreit er in rasender Wut. Somit sind viele Kaufmannsdespoten „böartig, aber machtlos“, und die Gesellschaft kann nicht sehr viel von ihnen zu leiden haben. Doch die generellen Wesenszüge der Despotie sind in allen Sphären die gleichen, und je umfassender die Sphäre ist, um so schrecklicher und schädlicher ist die Despotie. Der Wirkungsbereich der Ulanbekowa ist ziemlich groß. Erstens hat sie ein sehr großes Flausgesinde – Pflögetöchter, Gnadenbrotempfängerinnen, Haushälterinnen, Zimmermädchen Diener... Dann hat sie leibeigene Bauern. Außerdem ist sie in einem ganzen Verwaltungsrevier eine wichtige Persönlichkeit und hat großen Einfluß. Sie setzt fremde Heiraten mit Gewalt durch, verschafft Leuten Posten, verhütet Gerichtsverfahren... Welcher Art aber ihr Einfluß ist, das kann man auf Grund einiger Züge beurteilen. Sie bittet den Kreispolizeichef man möge ihr Patenkind Negligentow zum Unterabteilungsleiter machen; der Kreispolizeichef sagt, es sei kein Platz frei. Ulanbekowa fühlt sich dadurch gekränkt und sagt zu ihm: „Sie scheinen nicht zu begreifen, wer Sie bittet.“ Der Kreispolizeichef ist gezwungen, es ihr zu versprechen. Ulanbekowas Gnadenbrotempfängerin Wassilissa Peregrinowna räsoniert darüber:

„Ich kann gar nicht begreifen, wie er es fertiggebracht hat, Ihnen abzusagen! Da sieht man sofort die Unbildung! Es mag ja sein, daß Negligentow nach dem, wie er lebt, es gar nicht wert ist, daß man viel von ihm spricht, aber Ihnen zuliebe muß er alles in der Welt für ihn tun, was für ein Schurke er auch sein mag... Er ist Ihr Patenkind, damit ist die Sache erledigt, da darf er auf kein Gerede mehr hören... Alle wissen, Wohltäterin, daß Sie, wenn Sie wollen, einen aus Mist zum Menschen machen können; wollen Sie aber nicht, dann mag er noch so gescheit sein, er wird für immer ein Nichts bleiben. Und er ist selbst schuld: warum hat er es nicht verstanden, Ihr Wohlwollen zu verdienen...“

Der ganze Zynismus der Despotenmoral und -logik kommt hier sehr plastisch zum Ausdruck. Die Persönlichkeit des Despoten wird [397] hier in den Mittelpunkt der ganzen sittlichen Welt gestellt; von ihr geht alles aus, und zu ihr muß alles zurückkehren. Es gibt keine Rechte außer der Persönlichkeit des Despoten, keine sittlichen Regeln außer der Dienstfertigkeit ihm gegenüber... Somit wird die Frage der Rechtmäßigkeit hier mit schamloser Offenheit gestellt: das Recht ist

nichts anderes als der Wille des Despoten, und alle müssen sich diesem Willen fügen, der Despot aber soll sich keinen Zwang antun... Wie können nur Menschen bei einer solchen Moral leben! ...

Sie leben so: Ulanbekowa hält ihre Pflögetöchter streng hinter Schloß und Riegel. Wagen sie es, den Mund aufzutun, dann sagt sie zu ihnen:

„Ich mag es nicht, wenn man rasoniert, ich mag es einfach nicht, das ist alles. Das kann ich niemandem erlauben. Ich bin von Jugend auf gewöhnt, daß man jedes meiner Worte befolgt, du solltest das schon wissen! Und es scheint mir sehr sonderbar, meine Liebe, daß du es wagst, Einwände zu machen. Ich sehe, daß ich dich verwöhnt habe, und ihr werdet alle sofort eingebildet...“

Dafür aber kleidet sie, wie der alte Potapytsch sagt, die Pflögetöchter gut und läßt sie nicht arbeiten. „Ich will“, sagt sie, „daß alle sie beneiden.“ Sobald sie aber heranwachsen, wird sie sie nach eigener Wahl verheiraten. Darüber sagt Potapytsch zu Leonid, dem Sohne Frau Ulanbekowas:

„Die gnädige Frau werden sagen: ich habe einen Bräutigam für dich gefunden, dann und dann wird die Hochzeit sein; das ist alles, da darf keine von ihnen auch nur ein Wort sagen! ‚Wen man dir anbefiehlt, den heirate!‘ Denn, mein Herr, ich sehe das so: Wem wäre es auch angenehm, einem Mädchen Erziehung zu geben und dann Ungehorsam zu begegnen... Und es kommt auch vor, Herr, daß *der Bräutigam der Braut und die Braut dem Bräutigam nicht gefällt, dann sind die gnädige Frau schon sehr erbost... geraten sogar in Zorn...* Die gnädige Frau wollten eine Pflögetochter an einen Krämer in der Stadt verheiraten, er aber, ein ungehobelter Mensch, wollte sich widersetzen. ‚Mir‘, sagt er, ‚gefällt die Braut nicht, und ich will auch noch nicht heiraten.‘ So haben sich dann die gnädige Frau damals beim Stadthauptmann und beim Protopopen beschwert; nun, man hat den Dummkopf eben überredet.“

Nach Potapytschs Meinung bedeutet das, daß die gnädige Frau „auf alle ihre Fürsorge erstrecken“. Was ist aber der Beweggrund zu dieser Fürsorge? Das klarzumachen, sucht Ulanbekowa selbst, und zwar in der *Belehrung*, die sie, wie Potapytsch erzählt, den Pflögetöchtern bei ihrer Verheiratung sehr rührend, mit Tränen in den Augen, erteilt:

„Ihr habt“, so sagt sie, „bei mir in Reichtum und in Luxus gelebt und nichts getan; jetzt aber heiratest du einen Armen, muß dein ganzes Leben in Armut verbringen, muß arbeiten und deine Pflicht erfüllen. Vergiß, wie du bei mir gelebt hast, denn ich habe das nicht für dich getan; ich wollte nur selbst ein Vergnügen [398] daran haben, du aber darfst an ein solches Leben gar nicht denken, denke immer an deine Nichtigkeit und aus welchem Stande du bist...“

Und man denke nicht, daß das mit Bosheit oder Sarkasmus gesprochen wird, ganz und gar nicht, Ulanbekowa sagt dies von ganzem Herzen, mit aufrichtiger Überzeugung. Sie hat auch keine besondere Neigung zum Bösen; nur ist es leider so, daß sie im Kreise ihrer Ideen nichts außer sich selbst anerkennen kann. Alles übrige scheint ihr dazu geschaffen zu sein, ihr zu dienen, genau so, wie das Getreide nicht für sich selbst da ist, sondern eben nur dazu, den Menschen zu dienen... Was soll man nun mit solchen Begriffen machen? ... Daß sie aber tatsächlich die Neigung hat, sogar Gutes zu tun, das wird dadurch bewiesen, daß sie für die Männer ihrer Pflögetöchter sorgt. Potapytsch erzählt, daß manche von den Pflögetöchtern an Gerichtsbeamte verheiratet wurden und daß es dann die Männer gar gut haben.

„Denn wenn man ihn aus dem Gerichtshof jagen will oder schon fortgejagt hat, so kommt er sofort zu unserer gnädigen Frau mit einer Beschwerde und *die gnädige Frau stehen dann mit Leib und Seele für ihn ein, wenden sich sogar an den Gouverneur selbst*. Dieser Beamte kann dann saufen und sich alles erlauben und fürchtet niemand mehr.“

Natürlich wird man einwenden, daß das auch nicht gut sei; immerhin aber sieht man, daß Ulanbekowa kein Quälgeist, keine Missetäterin, sondern eine empfindsame, wohlwollende, zu Wohltaten bereite Frau ist.

Aus Wohlwollen (und nicht etwa aus einem anderen Grunde) faßt Ulanbekowa den Entschluß, Nadja dem Trunkenbold Negligentow zur Frau zu geben. Sie sagt darüber zu Wassilissa Peregrinowna sehr einfach:

„Du sagst, er führt ein schlechtes Leben; dann muß man eben die Hochzeit beschleunigen. Nadja ist ein gesittetes Mädchen, sie wird ihn im Zaume halten, sonst aber wird ihn das Junggesellenleben ganz verderben.“

Nadja sitzt auch da, hört diese Worte, wagt aber nicht, etwas dagegen zu sagen... Schließlich bittet sie flehentlich, weint, erhält aber eine Rüge und bekommt folgendes zu hören:

„Deine Tränen bedeuten für mich gar nichts. Habe ich mir etwas vorgenommen, so bleibt es dabei, und ich höre auf niemand in der Welt! ... Auch für die Zukunft merke dir, daß dein Eigensinn dir nichts helfen wird, du wirst mich nur erzürnen.“

All das wird mit Anstand und in solidem Ton gesagt, doch das macht natürlich die Sache für Nadja nicht leichter. Die Despotie hat hier ihre Fäuste und die Peitsche versteckt, sie ist aber dadurch nicht besser, sondern wohl noch schlechter geworden. In einem anderen Stück Ostrowskijs gibt es eine ganz ähnliche Szene in [399] einer Kaufmannsfamilie; jene Szene ist weit roher, trotzdem aber nicht so empörend. Das ist eine Szene in „Sie passen nicht zueinander“, in der Karp Karpytsch seiner Tochter von der Heirat seiner Frau Nichte Mitteilung macht und aus diesem Anlaß mit seiner Frau Ulita Nikitischna spricht. Wir wollen zum Vergleich diese Szene anführen: sie ist sehr kurz.

Karp Karpytsch: Nun gibt es auch bald bei uns Hochzeit: Matrena hat man im Garten mit dem Kommiss getroffen, so will ich sie trauen lassen. (*Matrena verdeckt ihr Gesicht mit dem Ärmel.*) Tausend Rubel bekommt er in bar und die Hochzeit auf meine Kosten.

Ulita Nikitischna: Du brauchst nur eine Gelegenheit zum Schlemmen; deshalb hast du auch diese Hochzeit ausgeheckt.

Karp Karpytsch: Nun, was weiter?

Ulita Nikitischna: Weiter nichts.

Karp Karpytsch (*streng*): Nein, sag nur was!

Ulita Nikitischna: Nichts, wirklich nichts.

Karp Karpytsch (*streng*): Nein, sag doch was; ich werde mir's anhören.

Ulita Nikitischna: Was soll ich denn sagen, wo du doch nicht auf mich hörst.

Karp Karpytsch: Auf was soll ich da hören! Du sagst nichts, auf das man hören könnte... Oh, Ulita Nikitischna! (*Droht ihr mit dem Finger.*) Ich hab's dir gesagt, schweig. Ich will, daß das Mädchen es richtig zu fühlen bekommt, du aber kommst da mit deinem Gerede ... (*Matrena verdeckt die Augen mit dem anderen Ärmel.*) Die dritte Nichte verheirate ich so. Ich bin ein Wohltäter für die ganze Verwandtschaft. Jetzt ist noch eine Kleine da, diese werde ich nun an Stelle Matrenas nehmen und auch aus ihr einen Menschen machen.

Da gibt es Geschimpfe, Drohungen, Zwang, mit einem Wort – die Despotie ist in vollem Gang... sie hat sich aber hier nicht zu einer solchen Virtuosität entwickelt wie bei Ulanbekowa. Hier wird Matrena mit dem Kommiss getraut, mit dem man sie im Garten angetroffen hatte – eine einfache, klare Sache. So hat Karp Karpytsch wahrscheinlich auch seine anderen Nichten verheiratet. Könnte er sie an Leute verheiraten, die ihnen zuwider sind und die ihrerseits sie auch nicht nehmen wollen, so ist es durchaus möglich, daß er an dieser Idee Gefallen fände... Er ist aber noch nicht so raffiniert, um so etwas auszudenken, Ulanbekowa aber leistet sich bereits auch einen solchen Luxus. Fernerhin ist auch die Manier bei Karp Karpytsch eine andere: er behandelt seine Frau schlechter als Ulanbekowa ihre Pflögetöchter, er läßt nicht zu, daß sie redet, er hat sie möglicherweise sogar mißhandelt; trotzdem aber kann seine Frau ihm gegenüber manche Bemerkungen machen, während Nadja vor der Ulanbekowa völlig stumm bleiben muß. So wenig Erfreuliches bringen die zivilisierten Formen der Despotie zuwege!

Bei diesem, ihr kaltblütig und in Seelenruhe versetzten Schlag kommt in Nadja das bittere, mitreißende Gefühl hoch, das den Menschen ohne Besinnung, Hals über Kopf hinstürzen läßt, wie es [400] eben kommt – ins Wasser oder eben in die Arme des erstbesten, der einem in den Weg kommt! Ihre Empfindungen sind in Ostrowskijs Schauspiel mit bewundernswer-

ter Kraft und Schärfe wiedergegeben; so zutiefst lebenswahre Darstellungen gibt es unter all den Werken unserer Literatur nur wenige. Wir haben im „Sowremennik“ diese Szene bereits angeführt, wir können aber nicht umhin, unseren Lesern noch einmal einige Stellen aus ihr in Erinnerung zu bringen.

„Ich weiß selber nicht, was mit mir plötzlich geschehen ist“, sagt Nadja. „Wie mir die gnädige Frau unlängst sagte, daß ich mit keinem Wort widersprechen darf, sondern denjenigen, der mir anbefohlen wird, heiraten soll, da hat sich mir das Herz ganz umgedreht. ‚Was ist denn das für ein Leben, mein Gott!‘ dachte ich mir.“ (*Weint.*) „Was nützt es, daß ich in Ehren lebe, wenn ich mich nicht nur vor einem Wort, sondern auch vor einem Blick hüte?... Ich habe sogar eine Wut auf mich bekommen. ‚Wozu soll ich mich eigentlich zurückhalten?‘ so dachte ich mir. Ich will doch nicht, ich will nicht! ... Das Herz blieb mir förmlich stehen – hätte sie noch ein Wort gesagt, so wäre ich wohl auf der Stelle gestorben.“

Aus dieser Beichte wird klar, welch ausweglosen Kreis die Despotie um alle Unglücklichen zieht, die in ihren Einflußbereich geraten sind. Nadja ist nicht daran gewöhnt, aus der inneren Überzeugung heraus, daß ihre Anschauungen richtig und begründet seien, Selbstbeherrschung zu bewahren und diesen Anschauungen treu zu bleiben; Keuschheit und Ehrenhaftigkeit haben bei ihr ein direktes Ziel – sich für die Ehe rein zu erhalten... Doch ihr natürliches Gefühl wird plötzlich verletzt durch den Befehl, einen dem Trunk ergebenen, schmutzigen Schurken zu heiraten... Alle ihre Mädchenträume sind zerschmettert, ein schweres Los harrt ihrer in seiner ganzen rücksichtslosen Roheit. Früher träumte sie davon, wie sie an der Seite des Bräutigams sitzen werde, als sei sie eine Fürstentochter als sei für sie jeder Tag ein Fest, wie sie im Ehestand leben werde, als sei sie im Paradies, als sei sie stolz auf etwas... Jetzt aber hat sie andere Gedanken; sie ist erdrückt durch die Despotie, und auch in der Zukunft erblickt sie nichts außer der gleichen Despotie:

„Wenn ich so bedenke“, sagt sie, „daß dieser abscheuliche Mensch mich verhöhnen, sich wichtig machen und seine Macht, über mich zeigen wird – er wird ja mein Leben für nicht“ und wieder nichts zugrunde richten! ... Ohne richtig gelebt zu haben, werde ich mit ihm die Tage meines Lebens verbringen müssen... Dann ist schon wahrhaftig der junge Herr besser...“

Und in der Tat – in ihrer „Verzweifeltheit“, wie sie sich ausdrückt, findet sie, daß ihr Leonid, der ihr schon lange den Hof macht, gefällt... Früher mied sie ihn, jetzt aber stürzt sie sich in seine Arme, als sie abends zu ihm in den Garten geht: er bringt [401] sie in einem Boot auf eine einsame kleine Insel, Wassilissa Peregrinowna belauert sie hier, berichtet darüber der Ulanbekowa, worauf diese wutentbrannt sofort einen Boten zu Negligeritow schickt (den sie vorher bereits fortgejagt hatte, weil er in betrunkenem Zustand zu ihr gekommen war und es also an Achtung hatte fehlen lassen), damit er ihm sage, daß seine Hochzeit mit Nadja so schnell wie möglich stattfinden müsse...

Nun erscheint auch Leonid und bringt sein Bedauern an... Doch er ist bereits von der Atmosphäre der Despotie angesteckt, er kann nichts Richtiges unternehmen. In der „Pflegetochter“ wird im Vorbeigehen jedoch mit frappierender Wahrheit gezeigt, daß die in der Atmosphäre des gesamten „finsternen Reichs“ verbreitete Epidemie der Despotie unmerklich, aber unvermeidlich selbst die frischesten Naturen ansteckt. Leonid ist ein 18jähriger Junge, nicht bösaartig und nicht ganz dumm, sein Charakter hat sich noch nicht herausgebildet. Man betrachte jedoch, welche Allüren er hat, wie er bereits von Grund aus verdorben ist und wie seine ganze Umgebung seine weitere Demoralisierung fördert, wie alles dazu beiträgt, einen ganz abscheulichen Despoten aus ihm zu machen. Wie bezeichnend sind schon seine Gespräche mit Potapytsch! Bei Besichtigung des Gutes sagt er zu Potapytsch: „Das wird doch alles mir gehören!“ Potapytsch antwortet: „Alles, Herr, gehört Ihnen, auch wir werden Ihnen gehören. Wie es bei dem gnädigen Herrn selig war, so sind wir auch Ihre Diener. Weil es das gleiche Blut ist... Das versteht sich schon von selbst...“ Dann erklärt Leonid, er habe nicht die Absicht, ein Amt anzutreten, denn „dort könne man ja einen noch zum Schreiben zwingen...“ Potapytsch hat auch darauf eine Antwort: „Nein, Herr, warum sollten Sie denn selber arbeiten! Das wäre doch kei-

ne Ordnung mehr! Für Sie wird man eine solche Anstellung finden: eine ganz herrschaftliche, delikate; arbeiten werden die Schreiber, Sie aber werden über sie alle der Vorgesetzte sein. Die Rangstufe aber wird schon von selbst kommen...“ Dann beklagt sich Leonid, daß die Mädchen ihn meiden. Potapysch erläutert, dies komme daher, daß die gnädige Frau Mutter seine Keuschheit, wie auch die der Mädchen, hüten wolle. Dann fügt er hinzu:

„Nun ja, Herr, Ihre Frau Mutter müssen, wie gewöhnlich, Strenge beobachten, weil sie eine Dame sind. Sie aber brauchen sich nicht nach ihr zu richten! Sie können von sich aus tun, was alle jungen Herren tun. Sie brauchen diese Ordnung nicht zu ändern. Warum sollten Sie hinter den anderen zurückbleiben? Das wäre eine Schande für Sie.

Leonid: Das stimmt ja, ich kann aber nicht mit den Mädchen sprechen.

Potapysch: Was brauchen Sie denn lange mit ihnen zu sprechen? Von was [402] für Wissenschaften wollen Sie denn mit ihnen sprechen? Verstehen denn die etwas? Die Sache ist doch einfach: Sie sind der Herr und basta...“

Und Leonid macht sich rasch diese Anschauungen zu eigen. In der Gartenszene mit Nadja erweist er sich als hohlköpfiger, nichtswürdiger Junge – nichts weiter; in der letzten Szene aber, als er vom Zorn der Mutter und dem Nadja drohenden Schicksal erfährt, ist er einfach widerlich... Er rennt hin und her, fragt, ob man nicht helfen könne, tut so, als bedauere er Nadja, in Wirklichkeit kümmert er sich aber nicht mehr um sie... Dem Unglück kann man mit einem Mittel abhelfen: Frau Ulanbekowa ist hauptsächlich darüber erbost, daß Grischka, ein 9jähriger Lakai, ihr Liebling, die Nacht nicht zu Hause verbracht hat; Grischka war fortgegangen, hatte sich ins Heu gelegt und sich wenig um den Zorn der Herrin gekümmert; man muß ihn nun holen lassen, damit er um Verzeihung bitte, dann wird Frau Ulanbekowa wieder gut gelaunt sein, und man wird bei ihr die Bitte Nadjas wegen durchsetzen können. Wassilissa Peregrinowna macht Leonid den hämischen Vorschlag, er möge Grischka bitten, zur Herrin zu gehen. Nach einigem Nachdenken sagt jedoch der Junge: „Nein, das wäre schon zu viel Ehre für ihn!“ Nachdem er mit dieser Antwort die Vollstreckung des unheilvollen Urteils über das Schicksal Nadjas entschieden hat, beginnt er wieder zu fragen: „Was tun?“ und in zudringlicher Weise sein Bedauern zu äußern... Nadja verliert schließlich die Geduld und sagt zu ihm: „Regen Sie sich nicht über solche Kleinigkeiten auf, Sie fahren doch bald nach Petersburg, amüsieren Sie sich dort. Was brauchen Sie sich denn um mich zu kümmern?!“ Leonid fühlt sich gekränkt und fragt: „Warum sprechen Sie so mit mir?“ – „Weil Sie noch ein Junge sind“, antwortet Nadja und sagt zum Schluß: „Verreisen Sie doch lieber irgendwohin! Für mich aber, wenn die Geduld nicht ausreicht, so ist ja bei uns der Teich nicht weit! ...“ Etwas stutzig geworden, im geheimen aber sehr zufrieden darüber, daß er die Geschichte loswerden kann, sagt nun Leonid: „Richtig, ich werde lieber auf eine Woche zu den Nachbarn fahren...“ Und er verläßt Nadja, die sich ihm gestern in die Arme geworfen hatte – getrieben von demselben Gefühl, das sie jetzt dazu treibt, sich in den Teich zu stürzen...

Hier ist also die Quelle des Verfalls, hier die Ursache der moralischen Verkommenheit, die sich in solcher Fülle über das ganze „finstere Reich“ der Despotie verbreitet!

„Solange ich dachte, daß ich ein Mensch bin wie alle Menschen auch“, sagt Nadja, „waren auch meine Gedanken anders. Sobald sie aber anfing, mit mir wie mit einer Puppe herumzukommandieren, und sobald ich sah, daß es für mich keine [403] Freiheit gibt, daß sich niemand meiner annimmt, da überkam mich die Verzweiflung... Angst und Scham sind wie verschwunden... Und sei es auch nur ein Tag, aber mein soll er sein, denk' ich mir, dann mag kommen, was will, ich will von nichts wissen ...“

Mit diesen Gedanken stürzte sich das Mädchen ins Verderben, und tatsächlich konnte sie nur etwa eine Stunde lang ihr Glück genießen... Aber auch diese Stunde ist ihr bereits genommen, denn die Erinnerung an die Liebesszene vom Tage zuvor ist durch das jetzige Benehmen Leonids bereits vergiftet, besudelt. ‚Wem habe ich mich hingegeben, für wen habe ich meine reinen, jungfräulichen Liebkosungen verschwendet!‘ muß jetzt das unglückliche Mädchen denken, und die Scham über ihren bitteren Irrtum wird Nadja stärker und länger verfolgen als

die Trauer um die verlorene Unschuld. Eigentlich besteht ja auch die Unsittlichkeit ihrer Handlungsweise nur darin, daß sie in der ersten Aufwallung sehr dumm über die eigene Person verfügt hat... Doch was hätte sie tun sollen? ... Es war ja nicht mehr das Gefühl der Gesetzlichkeit allein, das sie von einer offenen Auflehnung gegen den Willen der „Wohltäterin“ abhielt, sondern einfach die Ohnmacht und die Unmöglichkeit. Wohin hätte sie sich wenden, wo und mit welchen Mitteln hätte sie Schutz suchen, endlich, wovon hätte sie leben sollen? ... Außer dem, was sie getan, war ihr nur das eine übriggeblieben: sich im Teich ertränken... Das ist ja aber auch kein großes Glück! ...

Hier tut sich vor uns eine andere Ursache auf, die uns sagen soll, warum die Despotie, die an sich haltlos und innerlich längst verfault ist, sich so fest behauptet. Das Rechtmäßigkeitsgefühl, rein passiv geworden und versteinert, in stumpfsinnige Ehrfurcht vor der Autorität eines fremden Willens verwandelt, hätte sich angesichts all der Unsinnigkeiten und Scheußlichkeiten der Despotie nicht so sanft und friedlich in den unterdrückten Menschen erhalten können, wäre es nicht von etwas Lebendigerem und Wichtigerem gestützt worden. Und in der Tat, das Rechtmäßigkeitsgefühl wird ständig gestützt dadurch, daß die Menschen das unvermeidliche Streben und Verlangen haben, ihre materiellen Lebensverhältnisse zu sichern. Dieses Bedürfnis, im Verein mit dem stumpfsinnigen und unvernünftigen Rechtmäßigkeitsgefühl, begünstigt außerordentlich das Gedeihen der Despotie. Wäre das Rechtmäßigkeitsgefühl in den Menschen des „finsternen Reichs“ nicht so unbeweglich und passiv, so hätte natürlich das Bedürfnis nach einer Verbesserung der materiellen Verhältnisse ganz andere Ergebnisse gezeitigt. Mitja würde sich nicht hinter dem Rücken des [404] Chefs über ihn beklagen und ihm gegenüber – da er seinen Willen als Gesetz betrachtet – schweigen, sondern würde es einfach als sehr rechtmäßig betrachten, Gehaltserhöhung von ihm zu fordern. Podchaljusin selbst würde sich nicht, dem Willen des Chefs als höchstem Gesetz gehorchend, mit Falschmesserei und Prellerei abgeben, um dabei wenige Groschen in die eigene Tasche zu stecken, sondern würde einfach eine Beteiligung an Bolschows Profiten fordern, da er bereits alle seine Geschäfte verwaltet. Dann hätte natürlich Bolschow auch den Bankrott nicht nötig. Auch hätte er dann keine allzu große Lust, den Despoten zu spielen. Andererseits, hätte der Mensch nicht das Bedürfnis nach materiellen Gütern, so würde natürlich Andrej Titytsch nicht dermaßen vor dem Vater zittern, Nadja müßte nicht bei der Ulanbekowa leben, und sogar Tischka würde Podchaljusin nicht achten... Jetzt aber liegen die Dinge so: materielle Güter braucht jeder Mensch, doch haben die Despoten sie bereits an sich gerissen, so daß der schwache, unterdrückte Partner, der sich unter ihrem Einfluß befindet, auch in dieser Hinsicht von der despotischen Gnade eines Torzow oder einer Ulanbekowa abhängig sein muß; man könnte von ihnen fordern, was sie nicht rechtmäßig besitzen, doch das Rechtmäßigkeitsgefühl verbietet es, die gebührende Achtung ihnen gegenüber zu verletzen... Was folgt nun daraus? Der Schluß ist wohl klar. Man muß bei den Despoten „ohne Murren bitten“, damit sie leben und leben lassen... Damit sie aber die Bitte erfüllen, muß man um ihre Gunst werben, hierzu aber muß man ihnen in allem zustimmen, sich ihnen fügen und, wenn notwendig, „die Bürde geduldig tragen...“. Die Bürde aber wird „nach dem schroffen Charakter“ Gordej Karpjtschs oder der Frau Ulanbekowa oder auch nach beider unergründlicher Dummheit zu urteilen, ziemlich groß sein... Auf all das muß man sich vorbereiten, dazu muß man sich erziehen, und zwar: man muß seinen Charakter *bezwingen*, sich den Unsinn, d. h. die eigene Überzeugung, aus dem Kopf *schlagen*, sich *fügen*, d. h. jeden Gedanken an die eigenen Rechte und an menschliche Würde von sich weisen. Das vollziehen nun die Despoten selber sehr erfolgreich an allen in ihrem Einflußbereich geborenen Menschen. Deswegen haben sie stets so viele still gehorchende Mitjas, Andrjuschkas, unterwürfige Potapytschs u. a. bei der Hand. Bleibt aber bei jemandem auch nach der despotischen Dressur noch irgendein Gefühl persönlicher Selbständigkeit und bewahrt der Verstand noch die Fähigkeit, eigene Urteile zu bilden, so ist für diese Persönlichkeit und für diesen Verstand der Weg geebnet: die Despotie ist, wie wir uns überzeugt haben, ihrem ureigenen Wesen zufolge, stumpfsin-

nig [405] und unwissend, folglich kann nichts leichter sein, als einen beliebigen Despoten zu betrügen. Ein Mensch, der sich Reste von Verstand bewahrt hat, geht in diesem Despotenkreis des „finsternen Reichs“ eben darauf aus, wenn er überhaupt auf praktische Tätigkeit ausgeht; von daher stammt auch das Sprichwort: „Ein kluger Mensch muß ein Gauner sein.“

Somit befinden sich unter dem Druck der Despoten zwei Kategorien ihrer Zöglinge und Klienten – lebendige und unlebendige. Die unlebendigen, erdrückten, unbeweglichen – die liegen da und rühren sich nicht: schleppt man sie von einer Stelle zur anderen, so ist's gut, tut man es nicht, so verrotten sie eben so... Die lebendigen dagegen trachten in einem fort danach, sich einen möglichst guten Platz in nächster Nähe des Despoten zu sichern, ihm aber, wenn sich eine Gelegenheit bietet, ein Bein zu stellen, um ihn unterzukriegen und selber Despoten zu werden. Der neue Despot aber pflegt bereits schlimmer, gefährlicher und langlebiger zu sein, da er schlauer als der frühere und durch die eigene bittere Erfahrung gewitzigt ist. Das alles geht so vor sich: auf den einen Despoten folgt der andere, in anderen, zivilisierteren Formen, wie die Ulanbekowa im Vergleich zum Beispiel mit Bruschow zivilisiert ist – im Wesen der Sache aber mit denselben Ansprüchen und demselben Charakter. Die lebendigen Naturen unter den Unterdrückten lassen sich auf Gaunerstückchen ein, um ihr Auskommen zu finden, die unlebendigen aber suchen durch ihre Unbeweglichkeit und ihre Unterwürfigkeit sich die Gunst des Despoten und einen Tropfen Lebenswassers zu verdienen (er gibt es ihnen übrigens sehr selten, damit sie nicht allzu lebendig werden).

Auf Grund dieser kurzen, einfachen Betrachtungen begreift man unschwer, warum die ganze Last der despotischen Verhältnisse in diesem „finsternen Reich“ am stärksten auf Frauen lastet. Wir versprachen im vorigen Aufsatz, unsere Aufmerksamkeit der Sklavenstellung der Frau in der russischen Familie, wie sie in Ostrowskijs Komödie zutage tritt, zuzuwenden. Wir glauben, im vorliegenden Artikel genügend darauf hingewiesen zu haben: es bleibt uns nur noch übrig, einige Worte über die Ursachen dieser Stellung zu sagen und hierbei auf eine Komödie hinzuweisen, über die wir bisher kein Wort gesagt haben, nämlich auf „Die arme Braut“.

Gemäß der Einrichtung unserer Gesellschaft fällt der Frau fast überall ganz die gleiche Rolle zu wie den Parasiten des Altertums: sie muß ewig auf fremde Kosten leben. Es ist deshalb begreiflich, welche abfällige Meinung von der Frau sich in dieser Gesellschaft [406] von selbst herausbildet... Gewiß, die Herrscher in diesem „finsternen Reich“, gleich Bruschow, Bolschow u. a., leben auch selbst auf fremde Kosten. Doch diese machen für sich ein in keiner Weise festgelegtes, aber von allen anerkanntes *Recht* auf Müßiggang geltend. Dabei berufen sie sich sogar auf die Regeln der politischen Ökonomie; sie besitzen Kapital (woher und wie sie es sich verschafft haben, das geht doch wohl niemand etwas an!) und genießen rechtmäßig Prozente... Und erweisen sich diese Prozente in ihrem Handel als etwas über das Maß hinausgehend, so ist wieder niemand daran schuld: die Konkurrenz ist eben schwach. Schließlich muß man auch folgendes bedenken: der Despot ist, nach allgemeiner Auffassung und nach der eigenen Überzeugung, Anfang, Mittelpunkt und Haupt von allem, was um ihn herum geschieht; mag er also selber auch nichts tun, so gehört ihm dafür die Tätigkeit der anderen. Erteilt er doch das Recht und bestimmt die Art und Weise der Betätigung; ohne ihn sind die übrigen Menschen ein Nichts, wie Jussow in dem Stück „Ein einträglicher Posten“ sagt: „Hat man dir Beachtung geschenkt, nun, dann bist du ein Mensch, kannst atmen; hat man es aber nicht getan, was bist du dann?“ Folglich braucht man von der Untätigkeit der Despoten gar nicht zu sprechen. Sprechen muß man von der anderen Hälfte des „finsternen Reichs“, von jener, die wir die unterdrückte nannten. Hier arbeiten alle mehr oder weniger. Natürlich ist diese Arbeit nicht frei, nicht selbständig; die Arbeitenden hängen in allem von der Laune der Despoten ab und sind oft gezwungen, gar nicht das zu machen, was sie machen sollten und wozu sie Lust haben... Denken wir daran, wie es Andruscha Bruschow zum Studieren drängt, wie Mitja danach strebt, „sich zu bilden“, und wie ihnen das nicht gelingt. Sie sind also in

ihrer Tätigkeit ebenfalls sehr beengt, und zwar infolge ihrer ungesicherten Stellung, deswegen, weil ihre materiellen Mittel von der ersten besten Laune des Despoten abhängig sind... Trotzdem können sie aber noch hoffen, daß auch der Despot sie nicht plötzlich fortjagen und im Stich lassen wird: immerhin leisten sie etwas und bringen dem Despoten Nutzen. Gewiß, Torzow schätzt die Kommissen nicht, ebensowenig wie Wyschnewskij in dem Stück „Ein einträglicher Posten“ die Beamten schätzt, und kann sie jeden Tag wechseln. Doch an die Stelle der Entlassenen muß man doch jemand setzen; folglich braucht Torzow im allgemeinen Menschen und wird deshalb, schon infolge seines Konservativismus, nicht unnützerweise Leute fortjagen, die sich ihm nicht widersetzen, sondern ihm gefällig sind. Zudem erfordert die Beschäftigung des Mannes, wie zweitrangig und untergeordnet sie [407] auch sein mag, immerhin eine gewisse Entwicklungsstufe, und daher soll der Umfang der Kenntnisse eines Jungen von Kindheit auf, sogar nach Auffassung der Bruskows selbst, weit umfassender sein als bei einem Mädchen. Andruscha Bruskow ist in der Fabrik seines Vaters der Erste Mann; dazu mußte er sich doch wenigstens etwas ansehen, etwas, wenn schon nicht systematisch, wie es sich gehört, lernen. Über die Töchter aber sagt die Mutter des gleichen Andruscha sehr naiv: „Was Töchter! *Die Töchter kann man auch einsperren, und auch Scherereien gibt es mit ihnen weniger – weder Unterricht noch sonst was.*“ Auf die Töchter braucht man, wie sie meint, nur aufzupassen, um sie bis zur Heirat vor den Burschen zu behüten, dann aber wird schon der Mann seine Frau vor Fremden hüten... In allen von uns bisher behandelten Komödien Ostrowskij's sahen wir, wie alle Bewohner seines „finsternen Reichs“ der Frau gegenüber vollste Mißachtung bekunden – eine Mißachtung gerade, die deswegen als besonders unabänderlich gelten muß, als sie gar nicht böse gemeint ist. Hier fehlt sogar jene Gereiztheit, mit der zum Beispiel ein adliger Herr einen Kaufmann abkanzelt, der es gewagt hatte, über die Bauernfrage zu schreiben. In jener Gereiztheit ist, wie dünnlichhaft sie auch sei, eine ängstliche Rücksicht zu sehen, irgendeine dunkle Erkenntnis, daß in der gegnerischen Partei immerhin eine gewisse Kraft steckt; der Ton der Mißachtung ist hier künstlich. Im Tone der Beziehungen der Männer zu ihren Frauen und der Väter zu den Töchtern im „finsternen Reich“ der Komödien Ostrowskij's ist nichts dergleichen enthalten. Diese Herren sind nicht gereizt, lehnen sich nicht ernstlich gegen die Rolle der Frau auf, sie gestatten sogar ihren Frauen, mit ihnen zu streiten... Sie können aber einfach den Gedanken nicht fassen, daß die Frau ebenfalls ein Mensch wie sie sei, der seine Rechte hat. Ja, das denken die Frauen selber nicht. „Was ist schon eine Frau! Die Henne ist kein Vogel, die Frau ist kein Mensch“, wiederholen sie mit der Nitschkina aus dem „Feiertagstraum“. Sie tut nichts, erwirbt nichts, sie spielt keine Rolle in der Gesellschaft und ist keine Instanz in Geschäftssachen. Was sie auch sein mag, sie ist es nur im Hinblick auf ihren Vater und ihren Mann... Und sie fügt sich dem ohne Murren, denn sie findet, daß dies so sein müsse, von jeher so eingerichtet sei und folglich das Schicksal es eben so wolle... Ihre schwachen Versuche, ihren Einfluß geltend zu machen, erstrecken sich höchstens auf Gespräche, ähnlich dem folgenden Gespräch zwischen Ulita Nikitischna und Karp Karpytsch in „Sie passen nicht zueinander“. Wir führen dieses Gespräch an, weil es nicht bloß unseren Gedanken bestätigt, sondern weil es ein [408] Beispiel ist für die Meisterschaft, mit der Ostrowskij es versteht, die unmerklichsten Züge von Trivialität und Stumpfsinn wiederzugeben, die überall in diesem „finsternen Reich“ verbreitet sind und zusammen mit der Despotie die Hauptgrundlage seines Daseins bilden.

Ulita Nikitischna (*brüht Tee auf*): Moiré-antique ist jetzt große Mode.

Karp Karpytsch: Was ist das, Moiré-antique?

Ulita Nikitischna: So ein Stoff.

Karp Karpytsch: Nun, meinetwegen.

Ulita Nikitischna: Ich meine ja nur so... Würde, sagen wir, Serafimotschka heiraten, so würde sie sich, glaube ich, solch ein Kleid nähen lassen... Alle Damen tragen das.

Karp Karpytsch: Bist du denn eine Dame?

Ulita Nikitischna: Nun ja, eine Dame.

Karp Karpytsch: Ja, kannst du denn das begreifen – ich kann dieses Wort nicht hören ... wenn du dich Dame nennst.

Ulita Nikitischna: Ja, was ist denn das für ein Wort – Dame? Was ist daran... (*sie sucht nach einem passenden Wort*) Schändliches?

Karp Karpytsch: Weil ich es nicht mag! Das muß dir genügen!

Ulita Nikitischna: Nun und Serafimotschka, ist sie eine Dame?

Karp Karpytsch: Natürlich eine Dame: die ist gebildet und war mit einem Adligen verheiratet. Du aber? Warst immer ein einfaches Weibsbild, und jetzt, da dein Mann reich wurde, willst du eine Dame sein? Bring es mit dem eigenen Verstand dazu.

Ulita Nikitischna: Aber nein! Immerhin..., wieso denn...

Karp Karpytsch: Ich hab's dir gesagt– schweig und damit basta. (*Schweigen.*)

Ulita Nikitischna: Wann war denn diese Schlacht?

Karp Karpytsch: Was für eine Schlacht?

Ulita Nikitischna: Nun, da unlängst. Kannst du dich denn nicht erinnern?

Karp Karpytsch: Na und?

Ulita Nikitischna: Viele aus einfachem Stand sind Offiziere geworden.

Karp Karpytsch: Aber das sind doch keine Weiber. Für seinen Dienst bekommt jeder, was sich gebührt.

Ulita Nikitischna: Wie ist das nun, zu uns kommt oft eine Frau aus dem Kleinbürgerstand, die sagt, sobald ihr Neffe den Lehrkurs abgelegt hat, wird auch sie adlig sein.

Karp Karpytsch: Ja, da kann sie lange drauf warten.

Ulita Nikitischna: Man sagt, in manchen Ländern gibt es Regimenter aus Frauen.

Karp Karpytsch (*lacht*): Die Garde! (*Schweigen.*)

Ulita Nikitischna: Man sagt, es ist eine Sünde, Tee zu trinken.

Karp Karpytsch: Warum das wieder?

Ulita Nikitischna: Weil er aus einem ungetauften Land kommt.

Karp Karpytsch: Da kann so manches aus einem ungetauften Land kommen.

Ulita Nikitischna: Da hast du ein Beispiel: Brot kommt aus einem christlichen Land, da essen wir es eben zur richtigen Zeit; den Tee aber – wann trinken wir ihn? Die Leute gehen zur Messe, wir aber machen uns an den Tee; jetzt ist Vesperzeit, wir aber setzen uns zum Tee. Das ist eine Sünde.

Karp Karpytsch: Trink ihn doch zur richtigen Zeit.

Ulita Nikitischna: Nein, immerhin... [409]

Karp Karpytsch: Immerhin schweig. Verstand hast du keinen, sprichst aber gern. Schweig doch! (*Schweigen.*)

Ulita Nikitischna: Was für ein Glück hat doch unsere Serafimotschka. War mit einem Adligen verheiratet – da ist sie Dame geworden; dann wurde sie Witwe – trotzdem bleibt sie eine Dame. Wie nun, wenn sie einen Fürsten heiratet, dann wird sie wohl Fürstin sein?

Karp Karpytsch: Immerhin wird sie es durch den Mann sein.

Ulita Nikitischna: Nun, und wenn Serafimotschka einen Fürsten heiratet, wird sich bei mir trotzdem nichts ändern? Sie ist doch mein Kind!

Karp Karpytsch: Mit dir sprechen heißt nur, seine Gedanken in Verwirrung bringen. Ich habe etwas Praktisches vor, du aber kommst mit deinem Gerede und deinen Dummheiten. Euer Weibergerede hat ja kein Ende, und wenn man sein Leben lang zuhört. Gebiete ich dir aber: „Schweig!“; so werden wir schneller damit fertig!

Nach diesem Gespräch bemerkt Karp Karpytsch für sich: „Hätten die Weiber keine Angst, so wäre mit ihnen gar nicht auszukommen.“ Sie versuchen stets, die Männer zu verführen, und „ein junger, unerfahrener Mensch kann sich von ihren Reizen verlocken lassen; ein Mensch aber, der vernünftig ist und ein solides Alter erreicht hat, für den bedeuten Frauenreize nichts, sind sogar etwas Schlimmes...“ Von dieser Seite her schauen eben alle im „finsternen Reich die Frau an und halten das noch für ein Entgegenkommen... Offenbar sind hier noch in sehr bedeutendem Maße Reste orientalischer Anschauungen erhalten geblieben. Frauen werden nicht so offen auf den Märkten verkauft wie im Orient, man kann jedoch nicht sagen, daß man sie gar nicht verkauft. Und selbst die Art und Weise des Verkaufs ist noch immer ziemlich zynisch und schamlos, wie man das an einigen Exemplaren der durch Ostrowskij in verschiedenen Komödien vorgeführten Heiratsvermittlerinnen sehen kann. Wir wollen nicht bei diesen Personen verweilen, weil wir auch so schon lange die Geduld des Lesers mißbrauchen; wir können aber nicht umhin, auf die Brautwerbungsszenen in dem Stück „Die arme Braut“ hinzuweisen. Für dieses ganze Stück sind völlige Einfachheit und Alltäglichkeit kennzeichnend und das Fehlen jeglicher schroffer Züge, wie es z. B. die Betrachtungen der Witwe Kukuschkina in dem Stück „Ein einträglicher Posten“ sind. Nichtsdestoweniger kann all dies – das Freien und das Mädchen, die Sorge der Mutter um ihre Verheiratung, die Gespräche über Bräutigame – einem Menschen, der über den Sinn dieser Komödie nachdenkt, nur Schreck einflößen... Anna Petrowna, die Mutter von Marja Andrejewna, ist eine schwache, ungebildete und, wie sie selbst sich dem Leser vorstellt, vergeßliche Frau. Jeder ihrer Schritte beweist klar, daß sie ebenfalls unter irgendeinem Druck aufgewachsen ist, der ihr jede Fähigkeit und jeden Geschmack an selbständiger Tätigkeit genommen hat, und daß sie [410] in diesen Verhältnissen den größten Teil ihres Lebens verbracht hat. Sie kann sich in nichts zu rechtfinden, sie weiß nicht, an wen sie sich wenden und wie sie eine Sache anfangen soll. Rennt ohne jeden Sinn hin und her und klagt in einem fort über die Tochter, daß sich diese lange nicht verheiratet. Sie ist sich ihrer völligen Nichtigkeit bewußt und wiederholt unaufhörlich:

„Wie das ohne einen Mann im Hause werden soll, ich weiß es gar nicht... Was wissen wir denn, die wir da herumsitzen... Da hat der Polizist irgendein Papier gebracht. Wer kennt sich darin aus? So ist es mit Frauen! Man geht herum wie ein Dummkopf... Den ganzen Vormittag bringe ich es nicht zustande, das Geld zu zählen... Wie man ohne Mannsbild auskommen soll, das weiß ich gar nicht; auch ohne Unglück ist es ein Unglück.“

Wie man sieht, ist das schon eine solche Null, daß sie gegenüber ihrem Mann oder irgendeiner anderen stärkeren Persönlichkeit wahrscheinlich nicht den Mund aufzutun gewagt hat. Doch die Luft der Despotie hat auch sie angeweht, und sie verfügt ohne Sinn und Verstand über das Schicksal der Tochter, schilt sie, macht ihr Vorwürfe, erinnert sie an die Pflicht, der Mutter zu gehorchen, und bekundet keinerlei Anzeichen dafür, zu begreifen, was menschliches Gefühl und die lebendige Persönlichkeit eines Menschen ist. All das sind direkte, offensichtliche Anzeichen der Despotenpraxis, die nur beweisen, wie leicht sich die Unfähigsten diese zu eigen machen. Für die Despotie gibt es offenbar keinen Unterschied des Geschlechts, des Alters oder des Standes. Die Frauen, die im „finsternen Reich“ im allgemeinen so eingeschüchtert und verachtet sind, können ebenfalls Despoten sein, und noch dazu wie! Ein Beispiel ist die Ulanbekowa... Jünglinge und Greise, Kaufleute, Beamte, Gutsbesitzer, alle ohne Unterschied, beginnen bei der ersten Gelegenheit, ihr despotisches Spiel zu treiben... Ein Mensch mag von allen verachtet, tausendmal mißhandelt und bespien werden, er mag vor allen zittern, so demütig sein, daß man meinen sollte, er könnte kein Wässerchen trüben! ... Er braucht aber bloß ein Söhnchen zu bekommen, oder es braucht bloß ein Zögling, ein Diener, ein Untergebener in seine Hände zu geraten – sofort wird er ihn schikanieren, ohne aufzuhören, gleichzeitig vor jedem zu zittern, der ihn nicht grüßt... So ist eben das „finstere Reich“ eingerichtet, so sind die Satzungen seiner Hierarchie; der persönliche Charakter der Menschen hat dabei sogar wenig Bedeutung... „Meist geschieht alles aus Zügello-

sigkeit oder auch aus Dummheit“, wie sich Borodkin ausdrückt.

Im ersten Aufsatz über das „finstere Reich“ suchten wir zu zeigen, wie in ihm ohne besondere Bosheit und Tücke, vielmehr ein-[411]fach aus Stumpfsinn und infolge Erstarrung in den gegebenen, äußerst beschränkten, trüben Anschauungen die schwersten Verbrechen geschehen und sich die unmenschlichsten Beziehungen der Menschen untereinander herausbilden. Wir erinnern die Leser daran und wollen hier nur bemerken, daß Anna Petrowna eines der krassesten Beispiele dieser *Unsittlichkeit aus Dummheit* ist. ihre Beziehungen zur Tochter sind zutiefst unsittlich: jeden Augenblick nörgelt sie an Maschenka herum und bringt sie mit ihren ununterbrochenen Klagen und Vorwürfen zu schrecklicher nervöser Gereiztheit, zu einem hysterischen Anfall:

„Ich habe dich großgezogen, habe dich gehegt und gepflegt, und so zahlst du mir nun dafür! ... Du willst bei deiner Kaprixe bleiben, willst nicht heiraten, mag die Mutter auf ihre alten Tage nur weinen... Wir haben doch nichts; wohin soll ich denn auf meine alten Tage – soll ich denn vielleicht Köchin werden? Du gehst nur deinem Vergnügen nach, die Mutter aber hast du vergessen, für die Mutter willst du nichts tun... Nun ja, vielleicht werden sich gute Menschen finden, die mich alte Frau nicht im Stich lassen!“

Solche Reden hört Marja Andrejewna ständig, täglich und stündlich. Was ist das schon für eine Mutter, die ihre Tochter in solchem Maße von einem eigennützigen Gesichtspunkte aus betrachtet! Treten da nicht klar despotische Tendenzen zutage, von denen sie zwar nur in geringem Maße erfaßt ist und die dem Charakter dieser Frau gar nicht wesensverwandt sind, die aber dennoch genügen, um sie für ihre Umgebung unerträglich zu machen! Eine solche Person und solche Beziehungen müssen empörend wirken... Doch Anna Petrowna entwarfnet uns durch ihre außerordentliche Gutmütigkeit und Einfältigkeit. Sie ist nicht ausgesprochen unsittlich, ihr geht eben nur die Sittlichkeit ab, jegliche humane Grundsätze sind ihrem Wesen fremd. Die Verheiratung ihrer Tochter ist ihre fixe Idee – was kann man da machen? Daß sie aber darauf besteht, daß Mascha die Frau Benewolenskij wird, geschieht aus zwei Gründen: erstens wird sich Benewolenskij um ihren Prozeß im Senat bemühen, zweitens aber kann sie sich nicht vorstellen, daß es einem Mädchen nicht ganz gleich sei, wen es heiraten soll. Als Maschenka erklärt, daß Benewolenskij ihr widerwärtig sei, kann das Anna Petrowna gar nicht fassen – anfangs achtet sie darauf nicht und sagt, Mascha habe den Kopf mit Unsinn vollgestopft und werde es sich selber noch zwanzigmal überlegen, dann aber, nach der zweiten Absage der Tochter, meint sie: „Das ist nur eine Kaprixe, nur um der Mutter etwas zum Trotz zu tun.“ Indessen muß bemerkt werden, daß auch sie selber Benewolenskij gar nicht kennt und nichts Günstiges über ihn sagt. In der Schlußszene, wo schon alles zu Ende ist, fällt es ihr endlich ein, Mascha zu sagen: [412] „Gefällt er dir? Aufrichtig gesagt, wir haben die Sache zu sehr übereilt, wer weiß denn – ins Innere sieht man ihm ja nicht!“ Was kann man angesichts einer solchen Naivität tun? Nicht einmal zürnen kann man ihr... Man wundert sich nur und blickt noch betrübter auf das Milieu, in dem solche Exemplare heranwachsen und dahinvegetieren.

In diesem Milieu nun quält sich Marja Andrejewna, ein recht einfaches, geistig wenig entwickeltes Mädchen, doch eine sehr feinfühlende, edle Natur. Am meisten quält es sie, daß die Mutter es eilig hat, sie loszuwerden, sich nicht mit den Heiratsvermittlerinnen begnügt und selber überall nach Freiern sucht. Welcher Grad von Feinfühligkeit dabei beobachtet wird, ist zum Beispiel aus dem Briefe ersichtlich, den ein Freund, der gute alte Dobrotworskij, an Anna Petrowna schreibt:

„Bezüglich des Punktes, worum Sie mich baten“, schreibt er, „war ich in dem von Ihnen bezeichneten Amt. Ledige Beamte, die Marja Andrejewnas würdig wären, gibt es dort nicht; es gibt einen, ich bezweifle aber, daß er Ihnen gefallen könnte, denn er ist von hohem Wuchs, weit über mittelgroß, und pockennarbig. Nach den Erkundigungen aber, die ich beim Sekretär und seinen anderen Kollegen eingeholt habe, erwies es sich, daß er von guter Moral ist und kein Trinker, was, wie mir bekannt, für Sie überaus erwünscht ist. Wünschen Sie etwa, daß ich auch in anderen Ämtern nachsehe, so werde ich das mit dem größten Vergnügen tun.“

Und diesen Brief läßt Anna Petrowna Maschenka selbst lesen! Begreiflicher Weise fühlt sich das arme Mädchen gekränkt, die Mutter kann aber gar nicht begreifen, was einen da kränken kann!

Warum aber duldet die Unglückliche alle diese Beleidigungen? Was hält sie in diesem Sumpf? Die Ursache ist klar: sie ist eine *arme Braut*, sie weiß nicht, wohin sie soll, sie kann nichts anderes tun als warten oder einen vorteilhaften Bräutigam suchen. Ehestand – das ist ihre Pflicht, ihre Arbeit, ihre Karriere, ihre Bestimmung im Leben. Wie der Tagelöhner Arbeit, der Beamte eine Stellung, der Bettler Almosen sucht, so muß ein Mädchen einen Bräutigam suchen... Die heutigen Liberalen lachen darüber, es wäre aber interessant, zu wissen, was denn in der Tat bei uns ein Mädchen tun soll, das nicht geheiratet hat? Denkt man darüber nach, so wird sich zeigen, daß Anna Petrowna mit gutem Recht sagt:

„Was ist eine unverheiratete Frau? Nichts! ... Was bedeutet sie? Auch Witwe sein, ist schon schlecht, ein Mädchen zu bleiben, ist aber schon ganz und gar nicht gut! Eine Frau muß mit einem Mann leben, wirtschaften, Kinder erziehen, was wirst du aber als alte Jungfer tun? Strümpfe stricken! ...“

Diese Worte sind richtig in ihrer Albernheit, sie können als ziemlich kategorische Antwort auf die Frage dienen, warum sich [413] bei uns die Frau in der Familie in einer solchen Sklavensstellung befindet und warum die Despotie auf ihr mit besonderer Wucht lastet.

Eine gewisse Selbständigkeit kann die Frau erlangen, wenn sie über Geld verfügt. Diese Seite des Frauenlebens hat Ostrowskij in dem Stück „Sie passen nicht zueinander“ dargestellt. Der elegante Paul ist seiner Frau gegenüber außerordentlich aufmerksam und unterwürfig, weil er hofft, von ihr Geld erbitten zu können. Aber selbst Geld bedeutet in den Händen einer Frau nicht dasselbe wie bei einem Mann. Der Begriff von Reichtum eines Despoten verwächst ziemlich bald mit dem Begriff von seiner Persönlichkeit, wahrscheinlich deshalb, weil er immerhin über sein Geld verfügt und es in Umlauf setzt. Daher ist jeder, der Verbindung mit einem reichen Mann anknüpft, bemüht, soviel wie möglich an dessen Einkommen *teilzuhaben*. Tritt man aber in Beziehungen zu einer Frau, die Geld hat, so bemüht man sich direkt darum, sich ihres Vermögens zu *bemächtigen*. Die Persönlichkeit der Frau aber bleibt ohne jede Bedeutung. Serafima Karpowna, den Belehrungen ihres Vaters treu, begreift das sehr wohl. Als sie sich zu heiraten anschickt, gibt sie sich im voraus das Versprechen, ihrem Mann kein Geld zu geben, und sagt: „Was werde ich dann ohne mein Kapital sein? Ich werde dann nichts bedeuten“, worauf der Vater mit einem vieldeutigen „Nun ja“ antwortet... Nach der Heirat hält sie ihr Versprechen: als der Mann sie um Geld bat, fuhr sie zum Papa, dem Mann aber schickte sie einen Brief, in dem unter anderem folgende Philosophie dargelegt ist:

„Was werde ich bedeuten, wenn ich kein Geld habe? Dann werde ich nichts bedeuten. Werde ich kein Geld haben – dann kann ich jemand auch lieb gewinnen, mich aber wird man nicht lieben. Werde ich aber Geld haben, dann wird jeder, den ich lieb gewinne, mich auch lieben, und wir werden glücklich sein...“

Und Serafima Karpowna denkt ja ganz richtig! ...

Aber auch das ist ja nur ein seltener Fall, daß eine Frau Geld in die Hand bekommt. Dazu ist notwendig, daß sie nach einer reichen Heirat früh Witwe wird. Wie könnte sie sonst zu Geld kommen? Ja, was würde sie auch damit machen? Sie würde es, je nach Alter und Neigung, in Modeläden verschleudern oder an Klöster verschenken. Sonst kann sie mit dem Gelde nichts anfangen. Dann ist es schon besser, es für etwas praktisch Nützliches zu verwenden... Auch gemäß dem Gesetz bekommt sie nur den vierzehnten Teil einer Erbschaft, geht es aber ohne Gesetz, dann wird es noch weniger... Es bleibt sich ja gleich: das Geld wird sich bei ihr nicht halten... Höchstens, daß sie sich einen guten Bräutigam anschafft... Ja, [414] auch das kommt fast nie vor. Um die reichen Bräute freien immerfort die Wichorews, Barantschewskijs, Balsaminows, Preshnews... Alle diese Herren gehören zu jener Kategorie, die Neujedenow im „Feiertagstraum“ definiert:

„Manch einer versucht's mit irgendeinem Bürodienst, verbringt dort einige Zeit, sieht sich um, überzeugt sich, daß die Sache nicht geht, daß das bißchen Verstand nicht ausreicht, daß er schlecht studiert hat, nicht bis drei zählen kann, daß er stinkfaul ist, aber doch herrschaftlich leben möchte: so schlendert er dann in den Straßen und auf Vergnügungen herum, ob sieh nicht eine dumme Gans mit Geld findet...“

In der Tat, alle diese Herren sind so schön und dumm, daß auch nur die bloße Erinnerung an sie widerlich ist. Meist dienen sie beim Militär oder möchten gerne dienen, haben die Neigung zur Despotie und lieben es sehr, wenn man sie für gebildete Leute hält. Doch ihre Unwissenheit gleicht in jeder Hinsicht der geistigen Finsternis der Despoten selbst, und nur infolge des despotischen Systems, das untergeordneten Personen und besonders den Frauen das Lernen verbietet, ist es möglich, daß sie in diesem Milieu nicht lächerlich erscheinen. Bei der Analyse von „Bleib bei deinem Leisten“ sprachen wir schon genügend davon, warum sich Awdotja Maximowna in Wichorew verlieben konnte. Hier werden wir nur hinzufügen, daß das Verhältnis Marja Andrejewnas zu Meritsch in dem Stück „Die arme Braut“ ein ähnliches ist. Wir haben von vornherein darauf verzichtet, die einzelnen künstlerischen Vorzüge in den Szenen und den Gestalten der Komödien Ostrowskij's zu analysieren; daher wollen wir auch den Charakter Meritschs nicht im einzelnen prüfen. Wir können aber nicht umhin, zu bemerken, daß wir an dieser Person die Meisterschaft bewundern, mit der Ostrowskij diesen ordentlichen, nicht boshaften, nicht widerlichen, aber vom Scheitel bis zur Sohle ordinären Menschen zu zeichnen verstanden hat. Das ist kein Abklatsch einer der typischen Gestalten, von denen in unseren besten literarischen Werken mehrere Exemplare vertreten sind: es ist kein Onegin, kein Petschorin, nicht einmal ein Gruschnizkij, ja überhaupt kein *Überflüssiger*. Jene haben immerhin in ihrem Innern etwas, was sie als Eigenes betrachten, worauf sie Wert legen, wovon sie ihrer Meinung nach ernstlich durchdrungen sind. Das Schlimme ist nur, daß sie von Natur aus recht seicht sind und keine ernste Entwicklung durchgemacht haben, so daß nichts in die Tiefe ihres Bewußtseins eindringen kann und sie sich keiner Regung mit ganzer Seele hingeben können. Meritsch aber besitzt nicht einmal oberflächliche Überzeugungen: jede Wahrheit, jedes ernste Gefühl und Bestreben [415] scheint von ihm förmlich abzuspringen. Nicht nur, daß er nie ein bewußtes Leben geführt zu haben scheint, er begreift auch gar nicht, was das bedeuten könnte... Endlose Banalität, durch nichts gestärkt, ungeschminkt, sondern wirklich naturgegeben, spiegelt sich in jedem seiner Worte wider, in jeder seiner Bewegungen... Und in diesen Menschen verliebt sich ein Mädchen, nicht albern, ein Mädchen mit guten Gefühlen! ... Das sind die unvermeidlichen Folgen des despotischen Erziehungssystems, das es als seine Aufgabe betrachtet, das junge Wesen soviel wie möglich zu fesseln und einzuschnüren und es möglichst lange in undurchdringlicher Finsternis zu belassen...

Marja Andrejewna ist arm, und Meritsch will sie natürlich nicht heiraten, denn er gehört ebenfalls zu denen, die reiche Bräute brauchen. Es gibt aber im „finsternen Reich“ auch Fälle, daß Besitzlose aus Unvernunft arme Mädchen heiraten... Und da beginnt dann die schlimmste Hölle! ... Diese Hölle wird von Ostrowskij in dem Stück „Ein einträglicher Posten“ gut dargestellt. Unsere Leser erinnern sich natürlich der Geschichte des jungen Shadow, des Neffen einer wichtigen Persönlichkeit, der den Onkel durch seinen Liberalismus ärgert, dessen Zuneigung verliert, dann aber, nachdem er die hübsche und gute, aber arme und dumme Polina geheiratet und eine Zeitlang Not und die Vorwürfe der Frau ertragen hat, wieder zu dem Onkel kommt, diesmal, um ihn um einen einträglichen Posten zu bitten. Die Darlegung der Familienbeziehungen und der Hinweis auf den Einfluß, den sie auf die gesellschaftliche Betätigung ausüben, scheinen uns die beste Seite dieser Komödie zu sein. Dann ist auch die innere, seelische Seite des Lebens dieser Männer interessant, die wir offiziell so verachten und mit der Bezeichnung Rechtsverdreher und Schmiergeldnehmer brandmarken. Hier äußerte sich mit voller Kraft eine der hervorstechendsten Eigenschaften von Ostrowskij's Talent – die Fähigkeit, in die Seele des Menschen zu blicken und seine menschliche Seite unabhängig von seiner offiziellen Stellung darzustellen. Darüber haben wir bei der Analyse des Stückes „Das werden wir schon unter uns

ausmachen“ bereits viel gesprochen und wollen daher jetzt auf einige speziell die Beamten betreffenden Züge hinweisen. Die Gutmütigkeit und eine besondere Art von Gewissenhaftigkeit der Schmiergeldnehmer werden in dem Stück „Die arme Braut“ in der Person des guten Dobrotworskij mit einigen flüchtigen Zügen gezeichnet. In dem Stück „Ein einträglicher Posten“ aber treten diese Züge bei Jussow und Belogubow viel krasser zutage... Diese Personen bringen uns direkt auf den Gedanken, daß alle ihre Ungesetzlichkeiten bloß eine Folge [416] ihrer falschen Stellung in der Gesellschaft sind, eine Folge der falschen Auffassungen, die sie sich infolge dieser falschen Stellung zu eigen gemacht haben. Die falsche Stellung aber ist wiederum eine Folge der allgemeinen Ursache aller Scheußlichkeiten des „finsternen Reichs“ der Despotie. In der Sphäre der Beamten ist diese noch widerwärtiger und empörender als in der der Kaufmannschaft, denn hier handelt es sich immer um Gemeininteressen, und die Sache wird mit der Formel „im Namen von Recht und Gesetz“ bemäntelt. Außerdem sehen wir hier bereits eine zahllose Menge von Schattierungen und Abstufungen; je höher es geht, um so innerlich frecher und für das Gemeinwohl verderblicher wird die Despotie, während sie der äußeren Form nach Wohlgesitteter und großartiger wird. Jussow wurde, als er ein kleiner Junge war, von den kleinen Beamten wie ein Hündchen behandelt. Jussow behandelt Belogubow bereits nicht so grob; Wyschnewskij aber spricht mit Jussow in einem so würdevollen Ton, daß man nur Ehrerbietung empfinden muß und über nichts schockiert zu sein braucht. Im Grunde genommen kommt das ganze Übel in Wyschnewskijs Ressort eben daher, daß er selbst mit Despotie behaftet ist und von ihm dann alle angesteckt worden sind. Irgendwelche Gesetze will niemand anerkennen, von Ehrlichkeit will niemand etwas hören, als Verstand betrachten sie nur die Fähigkeit, sich zu bereichern, die höchste Tugend ist für sie die Unterwerfung unter den Willen der Vorgesetzten. Jussow erklärt schlicht und bieder, daß er gegenüber niemandem stolz ist, aber die oberflächlichen Leute, die heutigen Gebildeten, nicht mag. „Mit diesen“, sagt er, „bin ich streng und verlange viel: ich mache es mir zur Regel, sie im Interesse des Dienstes zu schurigeln, denn sie stiften Schaden.“ Eine solche Ansicht braucht bei ihm nicht zu verwundern, denn er selbst war „zwei Jahre lang Laufbursche, führte verschiedene Aufträge aus, holte Schnaps, Gebäck und Kwaß – wenn ihn einer bei Katzenjammer brauchte – und saß gar nicht auf einem Stuhl, sondern am Fenster auf einem Aktenbündel, schrieb nicht aus einem Tintenfaß, sondern aus einer alten Pomadenbüchse, und wurde doch ein Mensch“, und erklärt jetzt: „Das alles kommt nicht von uns, es kommt von oben!“ Nicht aus Bosheit und nicht aus Gaunerei schurigelt er jetzt die Gebildeten, sondern es hat sich bei ihm tatsächlich die Überzeugung herausgebildet, daß sie im Dienst Schaden stiften... Die gleiche Überzeugung wurde auch Belogubow übermittelt, der sagt: „Was für einen Nutzen bringt das Studieren, wenn der Mensch keine Furcht kennt, vor den Vorgesetzten nicht zittert.“ Anders können sie gar nicht denken, denn alles in ihrer Umgebung [417] bestätigt auf Schritt und Tritt ihre Meinung. Sogar jene *Gebildeten*, die mit ihnen streiten, wie oft bekunden sie durch die eigene Haltung, daß sie im Unrecht sind! – So ist es auch mit Shadow geschehen. Anfänglich duckte sich Belogubow irgendwie vor Shadow und erkannte in dessen geistiger Überlegenheit eine Art Kraft an. Er hatte das unklare Gefühl, daß es nicht immer angenehm ist, sich zu erniedrigen und zu kriechen, von der erstbesten Laune abhängig zu sein und auf den eigenen Willen zu verzichten. Belogubow sieht, daß Shadow in seinen Handlungen weit freier und unabhängiger ist, und beneidet ihn fast darum. Auf die Frage seiner Braut, warum er die Hochzeit aufschiebe, da doch Shadow die seine nicht aufschiebt, antwortete er:

„Das ist eine ganz andere Sache. Der hat einen reichen Onkel, und auch er selbst ist ein gebildeter Mensch, kann überall eine Stellung bekommen. Er kann auch, sagen wir, Lehrer werden, auch davon kann man leben. Was aber bin ich? Solange man mir nicht den Posten eines Abteilungschefs gibt, kann ich nichts machen...“

Nachdem er diesen Posten bekommen, während Shadow den seinigen verloren hat, beginnt nun Belogubow ein selbstgefälliges Mitgefühl für Shadow zu empfinden, das er ihm gegenüber denn auch beim Zusammentreffen im Gasthaus ausspricht. In der Tat, was hat Shadow

die Bildung ohne Unterwürfigkeit genutzt? Nur so viel, daß er sich selbst quälte, ein ganzes Jahr seine Frau quälte und schließlich doch zu seinem Onkel ging, um ihn um Belogubows Posten zu bitten... Und der Onkel hat ihn mit Recht abgekanzelt... „Da sind sie nun“, sagt er, „die Helden! Ein junger Mann, der in allen Gassen über die Schmiergeldnehmer herzog und von irgendwelcher neuen Generation sprach, kommt zu uns, um ans um einen einträglichen Posten zu bitten und dann Schmiergelder zu nehmen! ... Eine schöne neue Generation!“

Überhaupt zerpfückt Wyschnewskij, nachdem er sich auf seinen Status-quo-Standpunkt festgelegt hat, außerordentlich logisch alle edelmütigen Phrasen Shadows und beweist ihm klar – wie zweimal zwei vier ist –, daß es bei der gegenwärtigen Lage der Dinge unmöglich ist, auf ehrliche Weise ein Auskommen für sich und seine Familie zu finden. Die ehrlichen Erwerbsmittel sind allzu geringfügig, und auch diese wird man keinem gewähren, der nicht liebedienern will, sondern zu widersprechen gedenkt. Und das ist ja kein unglücklicher Zufall, sondern eine harte Notwendigkeit, die direkt und unvermeidlich aus dem im „finsternen Reich“ entwickelten System der Despotie folgt. „Er mag noch so klug sein, wenn er Ihnen aber nicht gefällt, so wird er eine Null bleiben und wird selber schuld daran sein: warum hat er es denn nicht ver-[418]standen, Ihr Wohlwollen zu verdienen?“ Darin gipfeln alle Rechte und die ganze Philosophie des „finsternen Reichs“. Und es ist gar nicht verwunderlich, wenn Jussow, nachdem er erfahren hat, daß das ganze Ressort Wyschnewskijs vor Gericht gestellt wird, die aufrichtige Überzeugung äußert, daß das „ein Entgelt für unsere Sunden, eine *Strafe für den Stolz*“ ist... Wyschnewskij gibt dieselbe Erklärung, nur in einer etwas rationelleren Weise: „Meine rasche Karriere“, sagt er, „und meine sichtliche Bereicherung haben einflußreiche Menschen gegen mich aufgebracht...“ Die beiden Administratoren, die so in dieser Erklärung übereinstimmen, bewahren dann ein völlig ruhiges Gewissen hinsichtlich der Gesetzlichkeit ihrer Handlungen... Ja, warum sollten sie auch nicht ruhig sein, wo doch ihre ganze Tätigkeit ebenso wie alle ihre Begriffe und Bestrebungen so mit dem allgemeinen Verlauf der Dinge und mit der ganzen Einrichtung des „finsternen Reichs“ harmonieren!

„Aber es gibt doch irgendeinen Ausweg aus dieser Finsternis? ... Ostrowskij, der uns das ‚finstere Reich‘ so richtig und umfassend dargestellt, uns die ganze Mannigfaltigkeit seiner Bewohner gezeigt und uns in ihre Seelen hat blicken lassen, in denen wir gewisse menschliche Züge zu erkennen vermochten, mußte uns auch auf die Möglichkeit hinweisen, aus diesem finsternen Abgrund einen Ausweg ins Freie zu finden... Sonst bleiben wir – das ist ja schrecklich – vor einem unlösbaren Dilemma: entweder Hungers sterben, sich in den Teich stürzen, verrückt werden oder Gedanken und Willen in sich abtöten, jeden sittlichen Halt verlieren und zu einem sklavischen Vollstrecker eines fremden Willens, zum Schmiergeldnehmer, zum Lumpen werden, um sein Leben ruhig zu verbringen... Wenn uns das ganze künstlerische Schaffen eines hervorragenden Schriftstellers nur dazu führt, diesen Schluß zu ziehen, so ist das sehr traurig! ...“

Es ist traurig, das ist wahr, doch was soll man tun? Wir müssen bekennen, einen Ausweg aus dem „finsternen Reich“ haben wir in den Werken Ostrowskijs nicht gefunden. Sollen wir deswegen den Künstler beschuldigen? Sollen wir nicht lieber um uns blicken und unsere Forderungen an das Leben selbst richten, das so schlaff und eintönig um uns herum einhertrötet... Gewiß, der abstumpfend wirkende Druck der Despotie, die sich in verschiedenen Spielarten von der ersten bis zur letzten Seite Ostrowskijs austobt, raubt uns den Atem, aber auch nachdem wir das Lesen beendet und das Buch beiseite gelegt oder nach Aufführung eines Stückes von Ostrowskij das Theater verlassen haben, sehen wir da nicht in Wirklichkeit [419] um uns herum eine Unzahl der gleichen Bruskows, Torzows, Ulanbekowas, Wyschnewskijs, fühlen wir etwa nicht ihren tödlich wirkenden Atem? ... Seien wir also dem Künstler dankbar dafür,

daß er es uns wenigstens ermöglicht hat, uns im Lichte seiner eindrucksvollen Darstellungen in diesem „finsternen Reich“ etwas umzuschauen. Auch das bedeutet bereits viel... Der Ausweg aber muß im Leben selbst gesucht werden: die Literatur reproduziert nur das Leben und bietet nie das, was in der Wirklichkeit nicht existiert...

Übrigens gibt es im Leben Versuche, sich von der Finsternis zu befreien, man kann sie auch in den Komödien Ostrowskij's nicht übersehen. Nur sind diese Versuche schrecklich, und zudem bleiben sie immerhin nur Versuche. Von dem Schmutz des Lebens völlig freie Personen finden wir bei Ostrowskij nicht. Mykin in dem Stück „Ein einträglicher Posten“ ist vielleicht frei davon, weil er nicht in öffentlichen Diensten steht, sondern „ein wenig das Lehrhandwerk treibt“. Ihn lernen wir jedoch aus seinem Gespräch mit Shadow so wenig kennen, daß wir uns noch nicht für ihn verbürgen können. Es gibt ferner in dem Stück „Die arme Braut“ ein Mädchen, das in solchem Maße sympathisch und hochmoralisch ist, daß man sich sofort auf die Suche nach ihr machen möchte und sich von ihr, nachdem man sie gefunden, nicht wieder trennen möchte. Doch auch dieses Mädchen ist mit dem Schmutz fremder Laster bespritzt. Das ist Dunja, mit der Benewolenskij vor seiner Heirat fünf Jahre lang ein Verhältnis unterhalten hat und die jetzt gekommen ist, um im Hochzeitstrubel aus der Menge heraus einen Blick auf die Braut des Mannes zu werfen, der kurz zuvor ihr Freund gewesen ist. Sie trifft in einem Durchgangszimmer, einer Art Büfetraum, Benewolenskij selbst; sie ist mit ihrer Freundin Pascha, der sie soeben erst einige Worte darüber hingeworfen hat, wie er sie seinerzeit in betrunkenem Zustand tyrannisierte... Als Benewolenskij sie erblickt, gerät er in Verwirrung und bittet sie, vorsichtiger zu sein: „Willst du, daß ich sofort einen Skandal mache?“ sagt sie. „Dumme Gans du, was fällt dir denn ein?!“ ruft Benewolenskij erschreckt; sie beruhigt ihn jedoch sofort und verspricht, gar nicht mehr zu ihm zu kommen. Darauf trachtet er, sie hinauszuleiten, und zwischen ihnen spielt sich folgende Szene ab, die uns die in ihrer Reinheit und ihrem Edelmut bewundernswerten Gefühle des Mädchens aufdeckt.

Benewolenskij: Was hast du denn hier zu tun, Dunja? Sieh dir die Braut an, und dann geh.

Dunja: Ich habe sie schon gesehen. Sie ist doch schön, Pascha, das [420] kann man schon sagen, daß sie schön ist! (Zu Benewolenskij) Würst du aber mit einer solchen Frau leben können? Schau, daß du ihr Leben nicht mutwillig zugrunde richtest. Es wäre eine Sünde für dich, sei solid, lebe anständig. Es ist ja nicht so wie mit mir: da waren wir beisammen, und auf einmal hast du das Weite gesucht. (Wischt sich die Tränen ab.)

Pascha: Du hast doch gesagt, daß es dir nicht leid tut um ihn..

Dunja: Ich habe ihn ja einst geliebt... Nun, man muß sich doch einmal trennen, man kann doch nicht ewig so leben. *Gut, daß er wenigstens heiratet: vielleicht wird er anständig leben.* Immerhin, Pascha, bedenke, fünf Jahre waren wir beisammen... Es tut einem doch leid. Natürlich, ich habe wenig Gutes von ihm erfahren... Meist nur Tränen... Wieviel Schmach mußte ich ertragen. So ganz unnütz ist meine Jugend dahin; nicht einmal eine schöne Erinnerung ist geblieben.

Pascha: Was kann man da tun, Dunja?

Dunja: Ich war ja auch so froh, wenn er kam... *Schau nur, daß du anständig lebst.*

Benewolenskij: Gewiß doch!

Dunja: Sieh zu. *Das ist ja für immer, nicht so wie bei mir.* Nun, leb wohl. Sag mir nichts Böses nach... Gutes gibt's ja nicht. Was weine ich denn da wie ein Dummkopf? Lassen wir das, Pascha, schlagen wir unseren Kummer in alle Winde!

Benewolenskij: Leb wohl, Dunja.

Dunja: Adieu, Monsieur. Gehen wir, Pascha. (Ab.)

Eine größere Reinheit des sittlichen Gefühls haben wir bei keiner einzigen Person der Komödien Ostrowskij's gesehen. Das ist nicht mehr jene gleichgültige Güte, durch die sich Russakows Tochter auszeichnet, nicht jene schafsmäßige Sanftmut, die wir bei Ljubow Gordejewna sehen, nicht jene, auf Unerfahrenheit beruhenden Ansichten, von denen sich

Nadja leiten läßt... Hier blickt in jedem Wort die Kraft einer bewußten Entschlossenheit durch: das ganze Wesen dieses Mädchens ist nicht niedergedrückt und nicht ertötet. Im Gegenteil, es ist erhöht und erhellt durch das Bewußtsein des Guten, das sie stiftet, indem sie sich von ihren Rechten auf Benewolenskij lossagt. Es wäre für Dunja in der Tat ein leichtes gewesen, einen Skandal zu machen und ihrem Herzen Luft zu machen, sie will das jedoch nicht, läßt vielmehr der Schönheit der Braut offenherzig Gerechtigkeit widerfahren und äußert ihre Zufriedenheit über das Glück ihres ehemaligen Freundes. Voller Wohlwollen freut sie sich darüber, daß er heiratet, weil sie daraus seine sittliche Besserung erhofft ... Dann aber, welch herzliche, reine Sorge um die andere, um die Rivalin ... Und endlich, welch graziöse Anmut des Charakters äußert sich in diesem in alle Winde geschlagenen Kummer, in diesem unzusammenhängenden Abschied, in welchem jedoch die Erbitterung und der Verdruß eines noch immer liebenden Herzens nicht zu verkennen sind... Ja, dieses Mädchen hat die Reinheit des Herzens und allen, für einen [421] Menschen nur erreichbaren Edelmut bewahrt. Was ist dies Mädchen jedoch in unserer Gesellschaft? Hat die Gesellschaft es nicht verstoßen? Und ist es nicht gerade diesem Verstoßensein, dieser Entfremdung von der Finsternis der despotischen Affären, von denen es in unserer Gesellschaft wimmelt, zuzuschreiben, daß das Mädchen vor uns so erfreulich in Edelmut und Herzensreinheit strahlt? ...

Es gibt in den Komödien Ostrowskij's noch eine Gestalt, die sich durch große sittliche Kraft auszeichnet. Das ist Ljubim Torzow. Er ist schmutzig, betrunken, schwerfällig, das Leben hat ihn gebrochen, und er hat sich selbst sehr vernachlässigt. Doch das gleiche Leben, das ihm seine Existenzmittel genommen, ihn erniedrigt und gezwungen hat, Not zu leiden, erwies ihm auch die Wohltat, daß es in ihm die Grundlage der Despotie zerbrach. Er ist der leibliche Bruder Gordej Karpytschs und war, wie er selber erzählt, in seiner Jugend kein geringerer Despot als dieser. Als er aber bei Frost und Kälte für ein Fünfkopekenstück den Hanswurst spielen, um Almosen bitten und beim Bruder das Gnadenbrot essen mußte, da erwachten in ihm auch das menschliche Gefühl, das Bewußtsein der Wahrheit, die Liebe zu den armen Brüdern und sogar die Achtung vor der Arbeit. Ljubim Torzow bittet den Bruder, er möge seine Tochter Mitja zur Frau geben und fügt hinzu:

„Er wird mir eine Schlafstelle geben, ich habe schon genug gefroren, genug gehungert. Bin kein junger Mensch mehr, es fällt mir schwer, für ein Stück Brot in der Kälte den Hanswurst zu spielen; wenigstens im Alter möchte ich *anständig leben*. Ich habe doch die Leute betrogen, habe um Almosen gebettelt, dann aber das Geld vertrunken. *Man wird mir irgendeine Arbeit geben, ich werde meinen eigenen Topf Suppe haben...*“

Aus diesen Wünschen und Bekenntnissen ist ersichtlich, daß die Not wirklich in Ljubim Torzow's Charakter eine Wandlung hervorgerufen hat, die ihn veranlaßt, sich seiner ehemaligen despotischen Lebensführung ebenso zu schämen wie seiner späteren Verkommenheit.

Das Beispiel Torzow's läßt zum Teil auch den Ausweg aus dem „finsternen Reich“ erkennen; es wäre nicht schlecht, auch den anderen Bruder, Gordej Karpytsch, dadurch zu belehren, daß man ihn zwingt, zum Bettelstab zu greifen, dann würde wahrscheinlich auch er den Wunsch empfinden, „irgendeine Arbeit zu bekommen“, um ehrlich zu leben... Natürlich kann aber niemand aus der Umgebung Gordej Karpytschs auch nur daran denken, ihn einer solchen Prüfung auszusetzen, und folglich wird die Kraft der Despotie auch weiterhin alles, was in ihrem Machtbereich liegt, in Finsternis belassen! ...

[422] Und das Licht der Bildung? Das muß doch schließlich diese Finsternis verjagen. Ohne jeden Zweifel! ... Man erinnere sich aber unserer Äußerung darüber, wie die Bildung auf dem Boden der Despotie Fuß gefaßt hat... Man erinnere sich auch, welche Ergebnisse die Bildung bei Wichorew, Balsaminow, Preshnew, Lipotschka, Kapotschka, Ustenjka und Anna Fedotowna gezeitigt hat... Man sehe sich doch um: welche Szenen, welche Gespräche fallen da auf! Da erzählt Rispoloshenskij, wie in einem Lande ein würdiger Greis mit zwölf Töchtern

lebte, eine kleiner als die andere, und wie er sich an den Kreuzweg begab, um zu sehen, ob er nicht von freiwilligen Spendern etwas bekommen könnte; dort tanzt ein vermummter Bär mit einer Ziege im Gastzimmer, hier treibt Jeremka Zauberei, und das Glockengeläute führt zu sittlicher Besserung, dort wieder ist das Teetrinken eine Sünde usw. usw. ... Und die Gespräche! Nastasja Pankratjewna wird sagen, man dürfe nicht viel lernen, und Nenila Sidorowna wird das aufgreifen: „Na, wie das mit dem Lernen so ist: bei uns hat die Nachbarin den Sohn etwas lernen lassen, und da hat er einem die Augen ausgestochen.“ Oder aber wird Nenila Sidorowna sagen: „Junger Mann, hören Sie auf die Alten, Sie wissen noch nicht, wie schlaue die Menschen sind.“ Nastasja Pankratjewna aber wird das bestätigen: „Ja, ja, bei uns hat man dem Kutscher das Wams gestohlen – in einem einzigen Augenblick!“ Oder zum Beispiel folgender Dialog:

Nitschkina: Ja, sagen Sie mir nur, man erzählt, König Pharaon kommt zu nächtlicher Zeit mit seinem Heer aus dem Meer heraus.

Balsaminow: Das mag wohl sein.

Nitschkina: Und wo ist dieses Meer?

Balsaminow: Wohl nicht weit von Palästina.

Nitschkina: Und ist Palästina groß?

Balsaminow: Ja, groß.

Nitschkina: Liegt es weit von Konstantinopel?

Balsaminow: Nicht sehr weit.

Nitschkina: Es müssen wohl sechzig Werst sein. Nach allen solchen Orten ist es sechzig Werst, sagt man... Nur Kiew ist weiter.

Und man denke an das Gespräch, das Karp Karpytsch mit Ulita Nikitischna über Damen führt! ... Und das Gespräch der Kutscher über den Österreicher! Oder auch das Gespräch Wichorews mit Barantschewskij über Industrie und politische Ökonomie oder die Gespräche Preshnews mit seiner Mutter über die gesellschaftliche Rolle oder das zwischen Nedopekin und Lissawskij (in dem Stück „Der Morgen eines jungen Menschen“) über Schönheit und Bildung oder das zwischen Kapotschka und Ustenjka über Höflichkeit im [423] Verkehr (in „Feiertagstraum“). So sieht also die Bildung aus: solche Herrschaften wie Nedopekin und Wichorew, solche Mädchen wie Lipotschka und Kapotschka hat sie schon genügend hervorgebracht. Daß sie aber etwas mehr leiste, das werden die Despoten nicht zulassen! ... Auch so sagen sie schon, daß man die Gebildeten im Interesse des Dienstes schurigeln müsse! ... Und an was für Gebildete denken sie denn dabei? Vor wem sind sie erschrocken! Vor Shadow! Shadow selbst aber bekennt, daß er keinen Willen hat, daß ihm jede Energie abgeht...

In der Tat, die Despotie ist wohl schon schwach, wenn sie einen Shadow zu fürchten beginnt! ... Das ist ja ein gutes Zeichen! ...

Bei diesem guten Zeichen machen wir nun endlich halt. Wir wollen keinerlei allgemeine Schlüsse hinsichtlich des Talents Ostrowskij ziehen. Wir suchten zu zeigen, *wie* und *was* er im russischen Leben mit seinem künstlerischen Gefühl erfaßt, *wie* er das von ihm Wahrgenommene und gefühlsmäßig Verarbeitete übermittelt und welche Bedeutung man unserer Auffassung nach den in seinen Werken dargestellten Erscheinungen beilegen muß. Wir fanden bei Ostrowskij eine erschöpfende Darstellung des russischen Lebens mit Podchaljusins schäbigem Rock, Wichorews Handschuhen, Nadjenkas tränenfeuchtem Taschentuch, Shadows Spazierstock und Torzows dünnköpfiger unförmiger Mütze... Vieles haben wir nicht ausgesprochen, über manches dagegen sprachen wir sehr weitläufig, doch mögen die Leser, die die Geduld aufbrachten, unseren Aufsatz zu Ende zu lesen, uns verzeihen. Schuld am einen wie am anderen war hauptsächlich die – zum Teil metaphorische – Ausdrucksweise, an

die wir uns halten mußten. Als wir von den Gestalten Ostrowskijs sprachen, wollten wir natürlich ihre Bedeutung im wirklichen Leben zeigen, doch mußten wir uns immerhin hauptsächlich den Phantasiegebilden des Autors, nicht aber Erscheinungen des wirklichen Lebens zuwenden. Deswegen machte es der allgemeine Sinn der darzulegenden Idee ab und zu erforderlich, weitläufig zu sein und ein und dasselbe auf verschiedene Weise zu wiederholen, um unsere Ausführungen begreiflich zu machen und um die bildliche Form aufrechtzuerhalten, die wir für unseren Aufsatz, mit Rücksicht auf den Gegenstand selbst, wählen mußten... Manche Dinge konnten aber keinesfalls in dieser bildlichen Form übermittelt werden, und wir zogen es daher vor, sie vorläufig überhaupt beiseite zu lassen. Übrigens müssen viele Schlußfolgerungen, die wir hier nicht ausgesprochen haben, dem Leser, der geduldig und aufmerksam bis zum Ende des Aufsatzes ausharrt, von selbst in den Sinn kommen. [424]

Tschenskij's Brautwerbung oder Materialismus und Idealismus

St. Petersburg, 1859

Über die Unvermeidlichkeit des Idealismus im Materialismus von J. Sawitsch

„Atenej“ 1859, Nr. 7⁹¹

„Tschenskij's Brautwerbung“ kann nicht anders erläutert werden als mit dem Aufsatz des Herrn Sawitsch, die Aufsätze des Herrn Sawitsch aber können nicht ohne „Tschenskij's Brautwerbung“ gewürdigt werden. Deswegen haben wir uns entschlossen, diese beiden Werke zusammen zu besprechen, obgleich das eine von ihnen ein Moskauer, das andere aber dem Äußern nach ein Petersburger Werk ist. Übrigens „urteilt nicht dem Äußern nach“, sagen die Idealisten, und man kann nicht umhin, dieser Seite ihrer Lehre zuzustimmen. Es mag sehr wohl sein, daß „Tschenskij's Brautwerbung“ ebenso wie der Aufsatz des Herrn Sawitsch wie auch der „Atenej“ selbst zu Moskau gehören. Auch ist es sehr wohl möglich, daß Moskau trotz seiner vielgerühmten Gastfreundschaft ein schrecklicher Idealist ist. Ist es doch bekannt:

„Wie angenehm läßt sich der Schmaus genießen,
Wenn bei der Mahlzeit kluge Reden fließen.“

Und was für ein besseres Gesprächsthema könnte es geben als den Idealismus und den Materialismus zu einer Zeit, da die ganze ehrenwerte Tafelrunde satt und zufrieden ist? ... Idealismus und Materialismus! Oh, wie viele Möglichkeiten für eine angenehme Unterhaltung vereinigt in sich dieses prächtige Thema! ... Erstens entfernt sich hier der Mensch in das Reich des reinen Denkens, wo ihn nichts Unreines, nichts Wirkliches stört... Nichts stört ihn, denn der *Materialismus* selbst ist keineswegs *Realismus*; nein, das ist nichts weiter als eine liebliche Abstraktion, von der Art eines hübschen Lokomotivmodells, auf dem man natürlich nicht fahren [425] kann, das aber dafür weder Wasser noch Holz, noch Arbeiter braucht... Zweitens ist eine Unterhaltung über Idealismus und Materialismus dadurch angenehm, daß man hier seinen Witz und seine Dialektik an der Aufdeckung des Antagonismus dieser zwei Prinzipien üben, kann. Drittens hat sie das Gute, daß die Diskussionen mit den Gegnern zwar nicht einen wesentlichen, praktisch-wichtigen Reiz gewinnen, immerhin aber die Eigenliebe der Gesprächspartner leicht kitzeln und dadurch das Gespräch angenehm in Fluß halten können. Kurz, mit den Worten Balsaminows in Ostrowskij's Stück gesprochen, „es ist das angenehmste Gespräch für die Gesellschaft“. *Interessanter* kann höchstens etwa die Erörterung der von Ustenjka im selben Stück gestellten Frage sein: „*Was ist schwerer – warten und nichts erreichen oder haben und verlieren?*“⁹²

Wozu aber schreiben noch Leute mit wichtiger Miene und tiefsinnig über Idealismus und Materialismus? Mögen sie sich doch in den Salons über einen so *interessanten* Gegenstand unterhalten und die Literatur in Ruhe lassen. Sonst kann es wohl passieren, daß sich wieder eine Hochflut solcher Artikel über uns ergießt wie: „Über die Unvermeidlichkeit des Klassizismus in der Romantik“, „Die Liebe eines geheimnisvollen Unbekannten zu der ihren Namen verheimlichenden Schönen oder Nominalismus und Realismus“, „Vergleichende Analyse der Bedeutung von *diesem* und *jenem* für die Gesellschaft usw.“ Soll man denn wirklich auch hierüber noch nicht genügend gesprochen haben, soll auch das noch nicht genügend widersinnig für unsere Literatur sein in gegenwärtiger Zeit, da die Morgenröte der Zukunft...

⁹¹ Veröffentlicht im „Sowremennik“ (1859, Nr. VIII), durch Vereinigung zweier dem Genre nach so verschiedener Werke in ein und demselben Aufsatz unterstrich Dobroljubow die Nichtigkeit beider.

⁹² Es handelt sich um A. N. Ostrowski's Stück „Feiertagstraum“.

usw.? Uns schien es, daß wir mit dem Dualismus bereits längst aufgeräumt haben; wir hofften, daß das unteilbare menschliche Wesen jetzt nur noch höchstens in der Psychologie des Herrn Kikodse zerrissen werden kann ... Wir dachten, daß es eines gebildeten Menschen nicht würdig ist, sich jetzt ernstlich mit den Antagonismen der beiden entgegengesetzten Prinzipien in der Welt und im Menschen zu befassen. Seitdem sich die heute allgemein bekannte Wahrheit verbreitet hat, daß Kraft eine unvermeidliche Eigenschaft der Materie ist und daß Materie für unser Bewußtsein nur in dem Maße existiert, wie sich in ihr irgendwelche Kräfte offenbaren – seit dieser Zeit hielten wir alle diese Ormuzde und Ahrimane für völlig überflüssig... Doch nein, Herr J. Sawitsch sucht uns das Gegenteil zu beweisen. Er bildet sich ein, daß der Materialismus bei uns stark verbreitet ist – nicht in dem Sinne, daß Kraft als unvermeidliche Eigenschaft der Materie anerkannt wird, sondern im Sinne des Leugnens jeder [426] Kraft. Infolgedessen legt er sich im Namen des Idealismus scharf gegen die Materialisten ins Zeug. Wozu? Das können wir uns nur mit der Annahme erklären, daß es Herrn Sawitsch ebenso wie dem Verfasser von „Tschenskij's Brautwerbung“ (wenn das nicht ein und dieselbe Person ist...) nicht gelungen ist, ihre Ideen mündlich in einer klugen Unterhaltung zu entwickeln, und daß sie das jetzt in der Literatur nachholen wollen. Daß die unmittelbare Bekanntschaft mit den voraussichtlichen Gegnern fehlt, ist sogar an den Methoden beider Verfasser ebenso wie an ihrer Ansicht über das Wesen ihres Gegenstands zu merken. Ihre Grundthese ist die folgende: „Wer ein Dummkopf ist, der ist Materialist; folglich sind die Materialisten Dummköpfe.“ Dann aber beginnt eine sehr geistreiche Entwicklung dieses Syllogismus. Doch glauben Sie vielleicht nicht, daß in einer gelehrten Zeitschrift ein gelehrter Aufsatz auf einem solchen Syllogismus aufgebaut sein kann? Sie argwöhnen vielleicht gar, daß in der Komödie „Tschenskij's Brautwerbung“ dieser Syllogismus nicht ganz so ist, wie wir ihn darstellen? Wir unterziehen uns der Aufgabe, unsere Worte zu beweisen. Beginnen wir mit der „Brautwerbung“.

Der Inhalt der Komödie besteht darin, daß Tschenskij, Kavallerierittmeister im Ruhestand, in nahen Beziehungen zur Fürstin Lapina, einer sehr reichen Alten, steht. Er hat sich bei ihr ein Vermögen erworben und hat außerdem von ihr gegen einen Schuldbrief einige Millionen bekommen, die er im Handel umsetzt. Es geschah indessen eines Tages auf einer Spazierfahrt mit der Alten, daß sie aus dem Wagen stürzte, so daß sie bald darauf verschied und ein Testament zugunsten ihrer Nichte, des Fräuleins Onina, hinterließ. Nach dem Tode der Alten bemächtigt sich aber Tschenskij aller ihrer Papiere, nimmt das Testament und seinen Schuldbrief an sich und schreibt ein anderes Testament, indem das ganze Gut ihm hinterlassen wird. Die Sache ist also erledigt. Tschenskij ist aber Materialist und muß folglich ein Dummkopf sein. Infolgedessen weiß er nicht, was er mit dem Testament der Alten und mit dem Schuldbrief anfangen soll. Endlich denkt er sich als Materialist, d. h. als Dummkopf, folgendes aus, um die Sache in Ordnung zu bringen. Er entschließt sich, die Nichte der Alten, die Tochter eines armen Professors, zu heiraten. Dann wird, so denkt er, alles vor fremden Blicken gesichert und durch den gemeinsamen Besitz die Gesetzlichkeit wiederhergestellt sein; der Schuldbrief für die Summe von drei Millionen wird die Mitgift des armen Mädchens ausmachen. Nicht wahr, was für eine materialistische (verstehe darunter – dumme) Berechnung!

[427] Tschenskij geht also zu den Onins. Hier aber stößt er auf Idealismus. Der Vater des Mädchens, der emeritierte Professor Onin, predigt in einem fort von irgendwelchen entgegengesetzten Prinzipien und sagt:

„Alles hängt von den Prinzipien ab: sie sind die Grundlage unserer Handlungen. Ein Mensch, der dem geistigen Prinzip gehorcht, pflegt in seinen Handlungen edel zu sein und ist der größten Selbstaufopferung fähig: es ist, als fühlte er unseren vergänglichen Leib nicht. Der sinnliche Mensch neigt zu rohen Genüssen, ist von sich eingenommen und zu aller Art Niedrigkeiten fähig. Alles Übel bei uns kommt vom Mangel an lebendigem Gefühl, an lebendigem Glauben; bei den rohen Massen des Volkes ist der gedankenlose Formalismus eine gewöhnliche Erscheinung: dort hat sich der Mensch noch nicht herausgestaltet, dort herrscht noch das Tier, das einfach-

ste menschliche Gefühl muß dort materielle Form annehmen, um verständlich zu werden, wenn jedoch dieselbe Form, lediglich als Form, auch in die höheren Schichten der Gesellschaft übergeht, wenn das bewußte Gefühl dort nicht die Oberhand gewinnt oder...“

Doch was tun wir? Wir haben begonnen, die Worte Onins aus „Tschenskij's Brautwerbung“ (S. 70) herauszuschreiben, und endeten mit einem Auszug aus dem Aufsatz des Herrn Sawitsch (S. 277)... Übrigens, einen Unterschied gibt es ja hier nicht: mag es eben so bleiben... Vielleicht aber werden auch die Leser selbst erkennen, wo Onin endet und wo Herr J. Sawitsch beginnt?

Also ist Onin Idealist; er hat im Hause eine Schwester, eine gelehrte Dame, die sich mit ägyptischen Altertümern befaßt. Onins Tochter selbst ist ebenfalls Idealistin. Es ist klar, daß Tschenskij ihnen nicht gefallen kann. Am schlimmsten aber ist, daß Lisa Onina bereits einen Bräutigam hat, Molwin, der ebenfalls ein schrecklicher Idealist ist. Dieser sagt:

„Wir wissen, daß die Eigenschaften der Materie nicht einfach beliebig verwendet werden, daß sie unvermeidlich auf ein im voraus festgelegtes Ziel gerichtet sind, das durch die *Idee der Organisation* bestimmt wird. Man könnte mir einwenden, daß diese Idee aus den Eigenschaften der Materie selbst, etwa einer organischen Zelle folge, die sich, wenn sie in bestimmte Verhältnisse versetzt wird, inmitten ihres Milieus *nur so und nicht anders* entwickeln könne. Auch dem stimme ich zu. Kann sie sich aber *nur so und nicht anders* entwickeln, *so hat die Idee*, die der Bildung dieser Verhältnisse zugrunde liegt, bereits die Gestalt des künftigen Individuums mit allen kleinsten Einzelheiten seiner weiteren Gestaltung bestimmt. Also folgt dieses Individuum direkt aus der Idee, die sich in ihm realisiert, indem sie die Form von Materie annimmt, *sich die Materie unterordnet* und diese zu ihrem Instrument macht.“ („*Atenej*“, S. 283.)

Doch was ist das nun wieder? Wir haben wieder einen Auszug aus Herrn Sawitsch statt aus „Tschenskij's Brautwerbung“ gemacht... Doch was ist da zu machen, wenn sie einander einmal [428] so ähnlich sehen? ... Molwin sagt dasselbe, nur eben kürzer und sogar vernünftiger. Hier seine Worte:

„Die Grundlage von allem ist die Idee. Sie wird unvermeidlicherweise in unserer Seele geboren; wir tragen sie in die Natur hinein; nach der Idee urteilen wir, nach ihr korrigieren wir alles...“

Der Unterschied zwischen Molwin und Herrn J. Sawitsch besteht also nur darin, daß Molwin die Idee als Werk des Menschen betrachtet, das er in die Natur hineinträgt, während nach Herrn Sawitsch die Idee eine Art besonderes Tier ist, das an und für sich, unabhängig vom menschlichen Bewußtsein existiert und sich die Materie unterordnet. Wer von diesen beiden Idealisten der vernünftigere ist, läßt sich unschwer entscheiden. Setzen wir jedoch die Erzählung über „Tschenskij's Brautwerbung“ fort.

Tschenskij erscheint bei den Onins und beginnt damit, daß er Lisa Komplimente macht:

Tschenskij: Sie sind in den blühendsten Jahren. Ihre Wangen sind wie zwei frische Semmeln.

Onina: Was für ein Vergleich!

Tschenskij (*spöttisch*): Ich wollte sagen, wie zwei angeröstete Koteletts.

Tschenskij muß so sprechen, weil er eine materialistische (d. h. dumme) Auffassung von den Dingen hat. Doch der Autor läßt ihn sich zu Dingen versteigen, die so materialistisch (d. h. dumm) sind, daß sie den Argwohn erwecken, ob sich nicht der Autor selbst vom Materialismus (in seinem eigentlichen Sinne) hat hinreißen lassen. Gleich bei der ersten Zusammenkunft beginnt Tschenskij der Onina davon zu sprechen, daß ihm „ihre halb entblößte Schulter“ sehr gefällt, und sucht diese zu berühren; nachher äußert er sein Entzücken darüber, daß sie „eine so schlanke Figur hat, und dabei wie mollig!“ und da fällt er auf die Knie. In dieser Stellung findet ihn Molwin, dem er sofort den Vorschlag macht, dieser möge ihm seine Braut für 50.000 Rubel überlassen. Molwin lehnt natürlich ab, und da beginnt Tschenskij auf Lisas Vater einzuwirken. Hier ist zu bemerken, daß sich der arme Professor einst bei seiner Verwandten, der Fürstin Lapina, 30.000 Rubel in Silber zur Erziehung seiner Tochter ausgelie-

hen hatte. Wozu aber brauchte er eine solche Unmenge Geld, und wie konnte er bei seinen geringen Mitteln ein solches Darlehen aufnehmen? Die Antwort ist die eine: Onin ist Idealist. Bekanntlich können Idealisten mit Geld nicht sparsam umgehen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß Onin 30.000 Rubel für die Erziehung seiner Tochter ausgegeben und ihr nicht einmal beigebracht hat, daß sie nicht gleich bei der ersten Zusammen-[429]kunft mit Tschenskij unter vier Augen mit dieser Harfe spielen und folgende Romanze singen sollte:

„Laß Kummer und Sorge, genieße voll Lust,
Leg dein Haupt auf der Liebsten Brust.
Vor Leidenschaft ihr fast die Sinne vergehen,
Und heiß ihre Augen die Liebe erspähen.
Wenn dann voll Erregung die Harfe sie spielt,
Und voller Begehren ihr Liedchen erklingt,
Das Schönste, was du geträumt und gefühlet,
Von goldenen Saiten zu Herzen dir dringt.“

Hier finden wir außer den schlechten Versen natürlich auch Idealismus; nur ist zu sehen, daß Lisa Onina ihn auf etwas eigene Weise auffaßt...

Tschenskij macht sich den Umstand zunutze, daß Onin der Fürstin Geld schuldet, fordert die sofortige Tilgung der Schuld und droht, widrigenfalls Onin ins Gefängnis zu bringen. Hier zeigt sich nun Onins ganzer Idealismus. Er beginnt damit, daß er räsoniert:

„Schulden muß man unbedingt bezahlen; *sie nicht bezahlen, heißt auf eine besondere Art stehlen.*“ Gleich darauf aber, als Tschenskij von ihm die Bezahlung der Schuld fordert, wendet Onin gerührt ein: „Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß die Fürstin, würde sie leben, mir die Schuldsomme schenken würde. Sie hat mir das in Briefen häufig angedeutet.“ Da sage man doch, ist das nicht ein entzückender Idealismus?! Ohne etwas zu besitzen, sich bei einer reichen Verwandten 30.000 Rubel zu leihen in der Hoffnung, daß sie auf die Schuldsomme verzichten wird! Das ist der Gipfel des Idealismus, zu dem sich außer Onin nur noch Herr J. Sawitsch im „Atenej“ emporschwingen konnte. Herr Sawitsch seinerseits findet ebenfalls, daß es eine Grenze gibt, über die hinaus man weder Berechnung noch Verstand braucht, sondern nur eine Art form- und schrankenloses Gefühl. Hier seine Worte:

„Dort, wo die menschliche Vernunft endet, beginnt das Gefühl als Fortsetzung der Vernunft, als ihr beharrliches, *aber (leider) vergebliches* Streben zu einem figuralen nach Koschanskijs Rhetorik?⁹³) Ausdruck irgendeiner Idee, die ihrer Eigenschaft nach *unvereinbar ist mit allem, was Beschränkung voraussetzt*, und daher in etwas Formloses und Grenzenloses übergeht.“ (Das ist doch wohl klar: die Bezahlung der Schuld setzt eine Beschränkung der Idee des Darlehens voraus; daher ist in dem Gefühl Onins die Bezahlung mit dem Darlehen unvereinbar.) „Es sucht keine Tatsachen, fordert keine Theorien; es trägt in sich selbst die Wahrheit, den Glauben (daran, daß auf die Schuld verzichtet werden wird), die Liebe, und glaubt und liebt ohne Ablehnung, ohne Erläuterungen.“ (In der Tat, Onin faßte lediglich auf Grund der Anspielungen in den Briefen der Fürstin den Glauben, daß ihm die Schuldsomme geschenkt werde.)

[430] Von diesem hohen Gefühl (das Herr Sawitsch aus unbekanntem Gründen ein „*religiöses*“ nennt) läßt sich Onin leiten. Tschenskij aber als Materialist ist nur dann bereit, auf die Schuldsomme zu verzichten, wenn Onin ihm seine Tochter zur Frau gibt. Onin sucht die Tochter zu überreden, diese ist aber nicht einverstanden. Infolgedessen schleppt man den zum Schuldner gewordenen Professor ins Gefängnis. Da erscheint aber die Zofe der Fürstin Lapuna, Darja Semenowna Tjumina, mit der Tschenskij, als er bei der Fürstin lebte, *der Billigkeit wegen*, wie er sich ausdrückt, ein Verhältnis hatte und die ihm sieben Kinder gebar. Diese Tjumina kommt, als sie von der Brautwerbung Tschenskij's erfährt, zu den Onins, beschimpft ihn und schildert seinen Materialismus in den schrecklichsten Zügen. So erzählt sie folgendes von seiner Handlungsweise:

⁹³ Koschanskij, N. F. (1781-1831) – Literaturprofessor am Lyzeum von Zarskoje Selo, Verfasser der Lehrbücher „Allgemeine Rhetorik“ und „Spezielle Rhetorik“.

„Wir hatten einen Diener Fedor“, sagt sie, „einen Menschen von riesigem Wuchs, der bei Ausfahrten die Fürstin begleitete und bei Spaziergängen hinter ihr ging. Einst, als Tschenskij Fasten hielt und bereits gebeichtet hatte, tat Fedor etwas, was ihr mißfiel. Was tat nun Tschenskij? Er verprügelte ihn, so daß er sogar auf das heilige Abendmahl verzichten mußte. So ging es drei Wochen hintereinander, und Tschenskij mußte drei Wochen fasten.“ (S. 47.)

Ein so schrecklicher *Materialismus* empört alle, und gleich darauf erbricht Tjumina, um Tschenskij's Heirat zu verhindern und sich an ihm zu rächen, seine Schatulle, nimmt seinen Schuldbrief, das Testament der Fürstin und das von Tschenskij selbst verfaßte falsche Testament heraus und bringt alles den Onins gerade in dem Augenblick, als sich Lisa, durch das Los ihres Vaters erschreckt, schon bereit erklärt, Tschenskij's Frau zu werden. Dabei sind natürlich auch Molwia und noch ein Polizei-offizier anwesend, der jetzt an Stelle Onins Tschenskij ins Gefängnis schleppen soll. Doch alle Anwesenden, als wahre Idealisten, erweisen sich so großherzig, daß sie ihn nicht nur nicht vor Gericht bringen, sondern ihm sogar alles Geld lassen, das er durch Handelsumsatz erworben hat, und sich nur darauf beschränken, ihn zu zwingen, die Tjumina zu heiraten. Somit erlangen die Idealisten Zufriedenheit und Glück, sind völlig belohnt für ihren eifrigen Dienst an der Idee, während der Materialist der Geprellte bleibt, was denn auch zu beweisen war...

Das Ganze ist wohl klar: Tschenskij kann man zum Schluß nicht anders denn als einen Dummkopf bezeichnen, und wenn sich die Idealisten in der „Brautwerbung“ ebenfalls recht dumm erweisen, um so schlimmer für Tschenskij. Er ist dann eben noch dümmer als sie, wenn er sich von ihnen hat prellen lassen.

[431] „Der Leser ist aber trotz den oben angeführten Auszügen aus dem „Atenej“ wahrscheinlich noch immer nicht ganz überzeugt, daß auch Herr Sawitsch mit den Materialisten genau so umgesprungen ist wie der Verfasser von „Tschenskij's Brautwerbung“. Nein, so war es eben. Er hatte die Frage von Anfang an in folgender Weise gestellt: damit ein philosophisches System in die Tiefe des allgemeinen Bewußtseins eindringen kann, ist es nötig, daß es „in seinem Wesen und in der Anwendung *ohne Beweise kraft der Wahrheit allein beweiskräftig* sei“. Dann aber fragt er: „Wo ist ein solches System?“ Es stellt sich heraus, daß alle Systeme kraft der Beweise stark sind, während es solche ohne Beweise nicht gibt.

Daraus ist für Herrn Sawitsch klar, daß „die Wahrheit für Weise nicht faßbar ist“ und man eine andere, *allgemeine, universale Wahrheit* suchen muß, die nicht nur unbeweisbar sein soll, sondern auch alle durch die kurzsichtige Vernunft vorgebrachten Wahrscheinlichkeiten gegen sich haben muß. Dann folgt eine Beschimpfung jener, die eine beweiskräftige Wahrheit durch die Erfahrung und nicht durch den Glauben an eine universale, beweislose Wahrheit suchen:

„Unsere Zeit“, sagt Herr J. Sawitsch mit Bitterkeit, „ist besonders anspruchsvoll und vielbegehrend geworden. Auf's Wort glaubt man heutzutage nicht, alle Schlußfolgerungen tut man mit einer Handbewegung ab (quelle horreur!) und uns gehört nur das, was die Wissenschaft oder die Verfassung beweiskräftig und anschaulich macht. (Orör, Orör!)... Die junge Generation ist stolz auf ihre neuen Überzeugungen; sie soll sie der Wissenschaft entnommen haben... Die Wissenschaft geht uns voran, und ohne viel nachzudenken, folgen wir ihr schweigend und verweisen jene, die sich nach der Mode, in aller Eile aufklären wollen, auf die neuen Quellen des Lichts. Heute gibt es für alles eine fertige Mode; fertige Überzeugungen werden noch leichter erworben als ein fertiges Kleid und gefallen um so mehr, als sie zu jedem Kopfe passen. Worin bestehen diese Überzeugungen? Darin, daß alles verworfen wird, was nicht streng durch die Erfahrung bewiesen werden kann...“ (S. 256.)

Nach Aufzählung der Schrecken, die ein solches Vertrauen in die Erfahrung mit sich bringt, ruft Herr Sawitsch aus: „Man kann gar nicht das ganze Übel schildern, und wozu denn auch? Jeder der neuen Menschen fühlt, daß ihm etwas fehlt, daß er etwas, was ihm sehr teuer ist, verloren hat. Kalt blickt die neue Generation vorwärts, kalt blickt sie um sich, doch man glaube dieser kühnen Gleichgültigkeit nicht, man nenne sie nicht Reife usw. ...“ Ferner erläutert

* „wie schrecklich!“ (*Die Red.*)

Herr Sawitsch, daß die junge Generation nur so tut, als glaube sie der Wissenschaft und der Erfahrung, in Wirklichkeit aber sehne sie sich nach der „universalen beweislosen Wahrheit“.

[432] Und wahrhaftig, was ist denn die Wissenschaft, daß man sich ihr anvertrauen soll? Man höre sich Herrn J. Sawitsch an: In den wichtigsten Fragen über die Welt und den Menschen beeilen sich, wie er sagt, eifrige, durch die Erfolge berauschte Adepten der Wissenschaft, ihre Hoffnungen zu äußern, lassen sich immer mehr und mehr hinreißen und fällen mit komisch-wichtiger Miene ein entschiedenes Urteil, *ein so rohes, so widriges, so unmenschliches Urteil!* ... Sie wundern sich, Leser (bemerkt Herr J. Sawitsch *selbst*), es ist für Sie sonderbar, ein so scharfes Urteil über das zu hören, *was man Erfolge der Wissenschaft nennt* (hier sind nämlich wahrscheinlich wieder alle jene *modernen Ideen* zu verstehen, gegen die die Herren Barkow und Kulshinskij mit Ihrer Kumpanei so scharf vom Leder ziehen!⁹⁴). Doch man beruhige sich! In ihren Schatzkammern gibt es allerlei Plunder, alten und neuen, man darf doch nicht alles für Gold nehmen (S. 273). Was aber ist eben als Gold und was als Plunder zu betrachten? Wie soll man das erkennen? Jegliche *Beweise und äußeren Merkmale* werden doch von Herrn Sawitsch verworfen und verachtet! ... Man höre:

„Nur das bleibt ein wahrer Schatz, ein teures Gut der Wissenschaft, was aus dem Schmelzofen der Seele, aus unserem Bewußtsein, der einzig möglichen Probe, wenn es sich um Gegenstände höherer seelischer Bedeutung handelt, rein herauskommt. Gibt man Ihnen aber Begriffe, die unserem Bewußtsein, unserer Vernunft unserem Gefühl widersprechen, für die Wahrheit aus, werden Sie sie etwa annehmen, nur weil man sie Ihnen im Namen der Wissenschaft verspricht? Das kann nicht sein, wenn Sie kein leichtfertiger und kein eitler Mensch sind“ usw.

Übersetzen wir diese idealistischen Phrasen in eine einfache Sprache; sie werden dann folgendes bedeuten:

„Sie wollen lernen, weil Sie sich als ungenügend gebildet betrachten. Glauben Sie aber nicht, daß die Wissenschaft Ihren Gesichtskreis zu erweitern, die Ihnen bekannten Gegenstände anders zu gruppieren, sie Ihnen in einem neuen Licht vorzustellen, Gegenstände, die Sie früher nicht kannten, Ihrem Bewußtsein zugänglich zu machen und bei Ihnen neue Sympathien und neue Antipathien, die Sie früher nicht kannten, zu wecken hat. Nein, ganz und gar nicht. Sie haben der Wissenschaft nur das zu entnehmen, was stets mit Ihrem *Bewußtsein*, Ihrer *Vernunft*, Ihrem *Gefühl* übereinstimmen wird – auf der Stufe, auf der diese zu dem Zeitpunkt stehen, da Sie sich mit der Wissenschaft zu beschäftigen beginnen. Sagt man Ihnen also, daß sich die Erde um die Sonne bewegt, daß die Sonne größer ist als die Erde, manche Sterne aber noch größer als die Sonne sind usw., ‚werden Sie etwa dem glauben, bloß weil Ihnen das alles im Namen der Wissenschaft gesagt wird? Das kann nicht sein, wenn Sie kein leichtfertiger und kein [433] eitler Mensch sind‘. Genau so ist es in der Welt der moralischen Prinzipien. Stehen Sie auf jener Entwicklungsstufe, die Herr Dymman in seiner ‚Wissenschaft des Lebens‘ oder Herr Miller-Krasowskij⁹⁵ in seiner Pädagogik erreicht hat, so bleiben Sie bitte bei Ihrer Meinung, wenn Sie kein leichtfertiger Mensch sind usw. Mag die Wissenschaft Ihnen von verschiedenen philanthropischen Erziehungsbegriffen reden, mag sie die Theorie von neuen gesellschaftlichen Beziehungen darlegen, die auf Ehrlichkeit und Wahrheit und nicht auf Liebedienerei gegenüber allen und nicht auf der eigenen Entpersönlichung beruhen. Sie dürfen sich solche Suggestionen nicht zu eigen machen, denn in unserem Bewußtsein gibt es bereits entgegengesetzte Prinzipien. Werden Sie aber an diesen Verrat üben, so werden Sie

⁹⁴ Gemeint ist das reaktionäre Buch von Barkow und Kulshinskij „Die modernen Ideen...“ Dobroljubow hat über dieses Buch in dem Aufsatz „Stimme der alten russischen Kirche“ geschrieben.

⁹⁵ J. Dymman – Verfasser des Buches „Wissenschaft des Lebens oder Wie der junge Mann in der Welt leben soll“. M. Miller-Krasowskij – Verfasser des Buches „Grundgesetze der Erziehung“. Beide Bücher erschienen im Jahre 1859 und enthielten eine Darlegung der reaktionären Ansichten der Verfasser über die Erziehung der jungen Generation.

dadurch zeigen, daß Sie ein leichtfertiger oder eitler Mensch sind.“

Welcher Triumph für Herrn Dymman, für den Herrn Obersten P. S. Lebedew, für Herrn Bar-kow, für alle möglichen Mitrofanuschkas* unserer Zeit! Herr J. Sawitsch im „Atenej“ gestattet ihnen, nichts zu lernen, der Wissenschaft nicht zu glauben, sie zu verachten, wenn sie es bloß wagt, etwas zu sagen, was ihrem individuellen Bewußtsein und ihrem Gefühl zuwiderläuft. Wenn das Bewußtsein und das Gefühl eines Akzisenpächters ihn veranlassen, die Verbreitung der Temperenz als eine Todesgefahr für den Staat zu betrachten, gebieten das Bewußtsein und das Gefühl eines amerikanischen Plantagenbesitzers diesem, die Sache der Unterdrückung der Neger als heilig und unantastbar zu betrachten, findet in Schmiergeldnehmer in seinem Bewußtsein und seinem Gefühl kriminelle Beschuldigungen gegen Menschen, die Schmiergelder verurteilen, so sind diese Leute, die jegliche von den sozialen Wissenschaften ausgearbeitete logische Überzeugungen verwerfen, im Recht. Laut Herrn Sawitsch muß man von ihnen entzückt sein als von Leuten, die nicht leichtfertig und nicht eitel sind. Ja, was braucht man erst von solchen Menschen zu reden? Die Autorität des Herrn Sawitsch gestattet jedem ungebildeten Jüngling, nichts zu lernen und die Wissenschaft zu verachten. Wozu soll ich denn auch lernen, wenn ich aus der Wissenschaft nichts annehmen darf und soll, was nicht mit dem übereinstimmt, was ich *jetzt* weiß und fühle? Was werde ich dann erworben haben? Viel besser ist es, sich mit einer *universalen beweislosen* Wahrheit zu begnügen, die es zum großen Bedauern des Herrn Sawitsch in keinem philosophischen System gibt, und sich mit dem *Selbstbewußtsein* zu [434] beschäftigen, „in dem sich die höhere organische Einheit der bewußten Idee“ äußert, wie sich Herr Sawitsch auf Seite 286 nicht ganz verständlich ausdrückt.**

Überhaupt versteigt sich Herr J. Sawitsch in seinem Idealismus so weit, daß er die menschlichen Bedürfnisse und jegliche Bedingungen des gesunden Menschenverstandes völlig aus dem Auge verliert. Er klammert sich ungeheuer fest an seine beweislose Wahrheit und beweist sie in der Tat in keiner Weise. Dafür steht aber die Rhetorik bei ihm in hoher Gunst, und er bedient sich ihrer auch dort, wo es gar nicht nötig ist. War es denn zum Beispiel in der Tat unmöglich, die Würde des Menschen einfacher und in ruhigerem Tone zu erklären, als dies Herr Sawitsch in folgenden Zeilen tut („Atenej“, S. 284):

„Es kann nichts Schöneres, nichts Höheres und Edleres geben als den Menschen. Man blicke bloß tiefer in ihn hinein, und man wird mir zustimmen; man beachte, wie der lichte Strahl des göttlichen Wesens in den endlosen Myriaden der Lebensformen durch die Materie gedrungen ist, alles *unbedingt* und *widerstandlos* den eigenen unveränderlichen Gesetzen untergeordnet hat und nur in der Person des Menschen, nachdem er sich mit dem eigenen Licht erhellt, sich selbst erblickt, erkennt, *Gott gefühlsmäßig erfaßt* hatte*** – zum Menschen geworden ist. Wieviel Licht fließt doch daraus... Hier also ist die Seele des Menschen, die geahnte Wiege des Guten, der Gerechtigkeit, der Vernunft und der Liebe! ... Doch, o Gott der Gerechten, wie haben sich deine Menschen von dir abgewandt, wie schlecht bedienen sie sich der Freiheit und der Vernunft – deiner besten Gaben! ... Wie viele Jahrhunderte sind vergeblich verflossen, die nichts Gutes geleistet haben oder durch das Sichselbstvergessen der Menschen, durch das Unverständnis für die göttlichen Wahrheiten, durch den Mißbrauch von Freiheit und Ver-

* Siehe Anm. 41, S. 125. (*Die Red.*)

** Hier seine Worte mit allen Hervorhebungen: „Die Idee ist das *unmittelbare* Produkt der allumfassenden, in ihrem Wesen *unteilbaren*, aber *unendlich produktiven* Vernunft, so daß die ganze Natur, das ganze sichtbare Leben ein lebendiges Buch ist, in dem die höchste Vernunft ihre göttlichen Wahrheiten festgelegt hat. Daraus folgt, daß das Studium und die Aufdeckung der in der ganzen empirischen Welt zum Ausdruck gelangenden Gesetze der Vernunft das Wesen der Wissenschaft bilden. Die im Menschen verkörperte und *in ihm lebende* Idee bildet das Wesen seiner Vernunft als einer bewußten Idee der göttlichen Vernunft, die im Menschen die im *Selbstbewußtsein* zum Ausdruck gelangende höhere organische Einheit erreicht.“

Es bleibt dem Leser überlassen, zu entscheiden, was in diesem Bruchstück überwiegt – die Beredsamkeit oder die Nebelhaftigkeit der Darstellung. Übrigens befinden sich ja diese beiden Eigenschaften in so naher Verwandtschaft zueinander! ... (*N. D.*)

*** Hervorgehoben von Sawitsch. (*N. D.*)

nunft einen schändlichen Ruf erworben haben... Ja, viel Böses fordert Gerechtigkeit, und die Geschichte der Menschheit allein dürfte wohl genügen, um dazu zu berechtigen, beim Menschen auch die Seele, die göttliche Vernunft nicht zu sehen ... Der Mensch hat sich selber in den Schmutz getreten, hat sich von seinem Gott abgekehrt, hat sich selbst verleugnet, während die Wahrheit trotzdem in seiner [435] Seele leuchtet und durch keinerlei Sophismen verdeckt werden kann. Doch es ist Zeit zu erwachen! Es ist an der Zeit, daß wir tiefer in uns blicken, es ist Zeit, zu erforschen, woher wir dies Licht bekommen und warum selbst bei einem zufällig ausgelösten Aufleuchten dieses Lichtes unser Herz so *unruhevoll* schlägt, die Leidenschaften so *furchtsam* flüstern, das dreiste Denken sich demütig fügt und dem Menschen so *unsicher*, so *unbehaglich* zumute wird, als *schäme* er sich seiner selbst... *Glückliche* * Augenblicke, wer kennt euch nicht, wer hat euch nicht wenigstens einmal in seinem Leben empfunden? ...“

Außer durch Beredsamkeit zeichnet sich Herr Sawitsch auch durch Verworrenheit aus, die manchmal sogar in Tiefsinn überzugehen droht. Man höre zum Beispiel, wie Herr Sawitsch das Verhältnis der Vernunft zur Materie mit Zahlenvergleichen erläutert:

„Man nehme von der Eins einen Teil weg, und die Eins wird sich in einen Teil verwandeln; nimmt man aber alle Teile weg, so wird sich die Eins in eine Null verwandeln, bei der es kein Ende und keinen Anfang gibt. So ist es auch hier: die *Einzelexistenz* einerseits und die *unbegrenzte Gemeinsamkeit andererseits*, während die Teile Vermittler zwischen dem einen und dem anderen, zwischen dem Allgemeinen und dem Einzelnen sind. Der Leser kann mir wohl zum Scherz den Vorwurf machen, daß ich die unbegrenzte Gemeinsamkeit der Vernunft auf Null gebracht habe. Läßt man aber den Scherz beiseite und prüft genau die Bedeutung der Null, so wird es nicht schwer sein, sich zu überzeugen, daß es weder im Sinne des Ganzen noch im Sinne der Teile eine Null gibt, *obwohl ihre unfaßbare Existenz nichtsdestoweniger real ist.*“

In der Tat, beliebt es nicht, sich die „unfaßbare reale Existenz der nichtexistierenden Null“ zu prüfen? Welch prächtige Aufgabe nach einem guten Essen um der besseren Verdauung willen? Und welcher Triumph für die durch Herrn Sawitsch im „Atenej“ entdeckte beweislose universale Wahrheit! ... Nicht umsonst ruft er in seinem Artikel aus: „Hier ist die Wahrheit, hier ist sie in der ganzen Größe ihrer Schönheit und ihrer Macht! Wir aber gingen wie Blinde umher“ usw. Wieder folgen die gleichen Versicherungen, daß jene, die Beweise für die Wahrheit suchen, die reinen Dummköpfe sind...

Und doch, wie sonderbar! Bei diesen selben Dummköpfen, bei diesen Unglücklichen, die die universale Wahrheit nicht begreifen, fand Herr Sawitsch eine Theorie, die ihm nur deswegen nicht gefällt, weil sie gar zu hoch und idealistisch ist! ... Sie glauben das natürlich nicht, und daher wollen wir noch einmal die Worte des Herrn Sawitsch selbst anführen: Er legt die Theorie dar, die sich, wie er sagt, die Materialisten (man verstehe darunter: Narren) zu [436] eigen machen, und läßt sie ihre Überzeugungen in folgender Weise aussprechen (S. 275):

„Bei uns stehen jetzt, wie sich unlängst jemand ausgedrückt hat, im Vordergrund der Mensch und seine direkte Existenz – das Glück. *Wir haben uns überzeugt* (!), daß es nichts Absolutes gibt und alles nur von relativer Bedeutung und relativem Wert ist. Damit wir aber ehrlich, großmütig und gerecht sind, genügt es uns, zu wissen, daß wir uns in Blutsverwandtschaft mit der Menschheit befinden, wir brauchen dazu weder eure Prinzipien noch eure Seelen mit irgendwelchen immanenten Begriffen von Gut und Böse. All dies ist für uns zu abstrakt. Gut und Böse sind relative Begriffe: nicht das ist gut, was mir allein gefällt, sondern das, was auch Ihnen und allen angenehm ist. Wo sich aber alle wohl fühlen, da, glauben Sie mir, werden auch wir uns wohl fühlen. Das ist also das absolut Gute, und auf dem gleichen Wege können Sie sogar das absolut Böse finden, woran unsere Philosophen, wie es scheint, gar nicht gedacht haben. Jeder handle für alle und alle für jeden – das ist unser Prinzip, und es führt uns nicht zu einem falschen Glück.“

Nach Darlegung der Gedanken seiner Gegner bringt Herr Sawitsch auch seine Widerlegungen vor, und zwar in folgender Weise:

„Eine prachtvolle Regel, wenn es tatsächlich eine Regel ist und nicht einfach eine tönende Phrase: doch wird damit unglücklicherweise eine solche Leere, eine solche Tabula rasa verdeckt, daß wir uns entschließen, sie zu

* Man denke sich bloß, worin das Glück bestehen soll! Wenn ein Mensch sich *schämt*, *sich unbehaglich fühlt*, *wenn ihm trübselig*, *unruhig zumute* ist, dann ist er eben glücklich! ... Oh, Herr Sawitsch, nicht umsonst hat er noch im vorjährigen „Atenej“ „Über das Verhältnis des Ideals menschlichen Glücks zum Ideal eines Hundeglücks“ räsoniert! (N. D.)

entlarven und die Kehrseite des glänzenden Mantels zu zeigen, in den sich unser Jahrhundert hüllt. Wir zweifelten nie an einem Gefühl, das um aller willen sich selbst vergißt, das das Gemeinwohl über die eigenen Interessen stellt; *wir glaubten stets an die Ersprößlichkeit eines solchen Gefühls, kannten es jedoch nur als Ausnahme von der allgemeinen Regel, sorgfältig vermerkt unter der Zahl seltener historischer Beispiele; niemand würde sich je entschließen, die Solidarität menschlicher Beziehungen darauf zu begründen, und man muß hierfür eine andere, zuverlässigere Grundlage suchen.*“

Der Sinn dieses Einwandes ist wohl klar. Mit anderen Worten, es ergibt sich folgendes: „Ihr Herren Materialisten wollt das Gemeinwohl auf der Solidarität der Interessen begründen, auf der natürlichen Neigung der Menschen, sich an Angelegenheiten der Allgemeinheit zu beteiligen. In der Theorie seid ihr im Recht, doch eure Hoffnungen sind allzu idealistisch. Wir Idealisten betrachten ein ähnliches Verschmelzen des persönlichen Interesses mit dem allgemeinen nur als glänzende Ausnahme, die als Seltenheit in der Geschichte vermerkt wird. Ihr dürft uns also nicht versichern, eure Wissenschaft, eure Theorie hätten euch zu diesen Resultaten verholfen; das kann nicht sein... Das ist schon allzu gut und erhaben... Wie könnte auch eure Wissenschaft zu diesem Ergebnis gelangen? Hier ist unbedingt eine andere Grundlage nötig... Wir Idealisten könnten wohl noch so wohltätige Resultate produzieren, tun es aber auch nicht, da wir sie als besondere, seltene Erscheinungen betrachten. Was wollt ihr also da anfangen?“

Somit ändern sich die Rollen: den *Materialisten* wird vorgeworfen, sie seien gar zu *idealistisch*. Was sollen die Armen nun machen, [437] die man zuerst beschimpft hat und dann der Unfähigkeit beschuldigt, das zu erreichen, was sie bereits erreicht haben! Das ist wieder eine Wiederholung der alten Anekdote von dem Pädagogen, der einen Jungen schilt, weil er die Aufgabe allzu schnell gelöst habe. „Wie konntest du sie lösen, wo ich doch selber mit den Berechnungen noch nicht fertig bin!“ „Ja, ich habe sie aber nach einer anderen Methode gelöst.“ „Was für eine andere Methode kannst du haben, wo du doch noch ein Dummkopf, ein Bengel bist und nichts verstehst. Bei mir könnte eine andere Methode auftauchen, denn ich bin Lehrer. Und auch ich löse die Aufgabe, wie dii siehst, nach der alten Methode. Was willst du da also?“ „Ich habe aber doch Ihre Aufgabe gelöst, und zwar völlig befriedigend.“ „Unsinn, da lügst du; das scheint nur so, weil alle Beweise beigebracht sind und die Schlußfolgerung richtig gezogen ist... In Wirklichkeit aber, wie könntest du denn das? Hier bedarf es einer universalen Wahrheit, damit alles ohne Beweise beweiskräftig, ohne Sinn klug sei“ usw.

Wie soll man sich mit einem solchen Lehrer auseinandersetzen? Ist es nicht besser, ihn in der glückseligen Überzeugung zu belassen, daß er allein den Schlüssel zur Wahrheit besitzt und daß jeder, der mit ihm nicht einverstanden ist, ganz und gar dumm ist? Ist es nicht auch für uns besser, mit demselben Herrn Sawitsch, diesem so beredten, konsequenten Herrn Sawitsch, auf dieselbe Weise Schluß zu machen?

Doch, indem wir von ihm und dem Verfasser der Komödie „Tschenskijs Brautwerbung“ (wenn das nicht ein und dieselbe Person ist) Abschied nehmen, wollen wir uns der Gelegenheit bedienen, einige allgemeine Schlußfolgerungen über Idealisten und Materialisten, wie sie bei den von uns behandelten Autoren geschildert werden, zu ziehen:

1. Nach „Tschenskijs Brautwerbung“ lieben es die Idealisten, auf fremde Kosten zu leben und Schulden nicht zu bezahlen.
2. Die Materialisten pflegen sehr gottesfürchtig zu sein, fasten drei Wochen lang und lassen sich wegen reizbaren Charakters das heilige Abendmahl entgehen (siehe S. 500).
3. Die Idealisten glauben gerne Anspielungen, besonders wenn die Anspielungen ihnen den Verzicht auf eine Geldschuld versprechen.
4. Nach „Tschenskijs Brautwerbung“ und nach Herrn Sawitsch sind die Materialisten ein Pseudonym für Dummkopf: sie schreiben gefälschte Testamente und bewahren sie zusammen

mit den echten, zu ihren Ungunsten verfaßten auf; sie bewahren die von ihnen selbst gestohlenen eigenen Schuldbriefe unversehrt auf... [438]

5. Nach Herrn Sawitsch „folgt jedes Individuum eines Idealisten direkt aus der Idee, die sich in ihm realisiert und dabei die Form der Dringlichkeit annimmt“.

6. Die Materialisten taugen hauptsächlich deswegen nichts, weil sie allzu idealistisch sind, so daß sie das als allgemeine sittliche Forderung betrachten, was die Idealisten nur als seltene Ausnahme bewundern können.

7. Aus alledem folgt, daß der Idealismus im Materialismus nach den Begriffen des Herrn Sawitsch unvermeidlich ist und daß diese beiden Prinzipien miteinander außerordentlich verwickelt und durcheinandergebracht sind – wenn nicht in der Welt, so in den Köpfen des Herrn Sawitsch und des Verfassers von „Tschenskij's Brautwerbung“ (wenn das nicht ein und dieselbe Person ist). [439]

Wann endlich kommt der Tag?

(„Am Vorabend“, Erzählung von *L. S. Turgenew*
„Russkij Westnik“ 1860, Nr. 1-2)⁹⁶

„Schlage die Trommel
Und fürchte dich nicht.“

Heine

Ästhetische Kritik gehört jetzt zur Kompetenz empfindsamer Fräulein. Aus Gesprächen mit ihnen können die Priester der reinen Kunst viele feine, treffende Bemerkungen schöpfen und dann eine Kritik folgender Art schreiben: „Hier der Inhalt der neuen Erzählung des Herrn Turgenew (folgt Inhaltsangabe). Schon aus dieser blassen Skizze ist ersichtlich, wieviel Leben und frischeste, duftigste Poesie darin steckt. Aber nur das Lesen der Erzählung selbst kann einen Begriff geben von dem Gefühl für die feinsten poetischen Schattierungen des Lebens, von der scharfen psychologischen Analyse, von dem tiefen Erfassen der unsichtbaren Bewegungen und Strömungen in der Gedankenwelt der Gesellschaft, von der wohlwollenden und zugleich kühnen Einstellung der Wirklichkeit gegenüber, die das Talent des Herrn Turgenew kennzeichnen. Sehen Sie zum Beispiel, wie fein diese psychischen Züge beobachtet sind (folgt die Wiederholung eines Teils der Inhaltsangabe, dann ein Zitat); lesen Sie diese wundervolle Szene, die so voll Grazie und Reiz ist (folgt Zitat); erinnern Sie sich an jenes poesievolle, lebendige Bild (folgt Zitat) oder an diese erhabene, kühne Gestaltung (folgt Zitat). Nicht wahr, dies dringt doch in die Tiefe der Seele, läßt Ihr Herz stärker schlagen, belebt und verschönert Ihr Leben, steigert in Ihren Augen die menschliche Würde und die große, ewige Bedeutung der heiligen Ideen des Wahren, des Guten und des Schönen! Comme c'est joli, comme c'est délicieux!“^{*}

[440] Unsere geringe Bekanntschaft mit empfindsamen Fräulein ist schuld daran, daß wir nicht in der Lage sind, so angenehme, harmlose Kritiken zu schreiben. Wir gestehen dies offen ein, verzichten auf die Rolle eines „Erziehers des ästhetischen Geschmacks des Publikums“ und wählen eine andere Aufgabe, die bescheidener und unseren Kräften mehr angemessen ist. Wir wollen einfach das Fazit ziehen aus all den Vorgängen, die im Werke des Schriftstellers verstreut sind und die wir als vollzogene Tatsache, als eine vor uns stehende Lebenserscheinung hinnehmen. Es ist eine Arbeit, die nicht viel Witz erfordert, aber nötig ist, denn infolge der vie-

⁹⁶ Veröffentlicht im „Sowremennik“ (1870, Nr. 111). Die revolutionäre Einstellung der Aufsätze löste bei den Liberalen Empörung und in den literarischen Kreisen eine scharfe Polemik aus.

^{*} „wie hübsch, wie köstlich!“ (franz.) (*Die Red.*)

len Arbeit und des vielen Ausruhens von der Arbeit bekommt selten jemand Lust, sich alle Einzelheiten eines literarischen Werkes selbst genau anzusehen, alle Angaben, aus denen dieser verwickelte Bericht über eine Seite Unseres öffentlichen Lebens besteht, zu analysieren, zu prüfen und an die richtige Stelle zu setzen und dann über das Endergebnis nachzudenken, darüber, was es verheißt und wozu es uns verpflichtet. Eine Prüfung und ein Nachdenken solcher Art werden anlässlich der neuen Erzählung des Herrn Turgenew gewiß nicht ohne Nutzen sein.

Wir wissen, daß die reinen Ästhetiker uns sofort beschuldigen werden, wir wären bestrebt, dem Autor unsere Meinungen aufzudrängen und seinem Talent Aufgaben vorzuschreiben. Deshalb verwahren wir uns von vornherein dagegen, obwohl das langweilig ist. Wir wollen dem Autor nichts aufdrängen, wir sagen im voraus, daß wir nicht wissen, mit welcher Absicht und infolge welcher vorangegangener Überlegungen er das Geschehen erzählt, das den Inhalt der Erzählung „Am Vorabend“ bildet. Für uns ist nicht so wichtig, was der Autor sagen *wollte*, als vielmehr das, was er, wenn auch unabsichtlich, einfach infolge der wahrheitsgemäßen Wiedergabe der Tatsachen des Lebens tatsächlich *gesagt hat*. Wir schätzen jedes talentvolle Werk ebendadurch, weil wir in ihm die Tatsachen unseres eigenen Lebens studieren können, das sonst dem Blick des einfachen Beobachters so wenig zugänglich ist. In unserem Leben gibt es bis jetzt keine Publizität, außer der offiziellen; wir treffen überall nicht mit lebendigen Menschen zusammen, sondern mit offiziellen Funktionären, die in diesem oder jenem Ressort Dienst tun: in den Ämtern mit Kalligraphen, auf den Bällen mit Tänzern, in den Klubs mit Kartenspielern, in den Theatern mit Friseurkunden usw. Jeder verbirgt sein Innenleben möglichst tief; jeder sieht einen so an, als wollte er sagen: „Ich bin ja nur hergekommen, um zu tanzen oder um meine Frisur zu zeigen, nun, so gib dich zufrieden, daß ich meine Sache mache, [441] und laß dir gefälligst nicht einfallen, meine Gefühle und meine Interessen erforschen zu wollen.“ Und in der Tat, niemand forscht den andern aus, keiner interessiert sich für den andern, die ganze Gesellschaft marschiert getrennt. Man ärgert sich, wenn man bei offiziellen Anlässen, wie zum Beispiel bei einer neuen Opernaufführung, einem offiziellen Diner oder irgendeiner Komiteesitzung, mit anderen zusammenzukommen gezwungen ist. Wie soll da ein Mensch, der sich nicht ausschließlich der Beobachtung der öffentlichen Sitten gewidmet hat, das Leben kennenlernen und es erforschen? Dazu kommt die Mannigfaltigkeit, ja, gar die Gegensätze zwischen den verschiedenen Kreisen und Ständen unserer Gesellschaft. Gedanken, die in einem Kreise schon abgeschmackt und rückständig geworden sind, werden in dem anderen noch heiß umstritten; was bei den einen als ungenügend und schwach betrachtet wird, erscheint den anderen als allzu scharf und kühn usw. Was im moralischen Leben der Gesellschaft stürzt, was siegt, was sich zu befestigen und zu dominieren beginnt, dafür haben wir keine anderen Belege als die Literatur, und vor allem ihre künstlerisch darstellenden Werke. Der Künstler, der gar keine allgemeinen Schlüsse über den Zustand der Gedankenwelt, der Öffentlichkeit und der Sitten zu ziehen beabsichtigt, versteht jedoch stets, ihre wesentlichen Züge zu erfassen, sie hell zu beleuchten und sie unmittelbar vor die Augen des denkenden Menschen hinzustellen. Darum denken wir auch, daß, sobald wir dem Dichter Begabung zusprechen, d. h. die Fähigkeit, die Lebenswahrheit der Erscheinungen zu fühlen und darzustellen, seine Werke schon kraft ebendieser Anerkennung den gerechtfertigten Anlaß zu Erörterungen über das Milieu und die Epoche geben, die den Schriftsteller zu diesem oder jenem Werk angeregt haben. Und zum Maßstab des Talents wird hier, in welchem Grade das Leben erfaßt ist, in welchem Maße die Gestalten, die er geschaffen hat, dauerhaft und umfassend sind.

Wir haben es für nötig erachtet, dies auszusprechen, um unsere Methode zu rechtfertigen, die darin besteht, auf Grund eines literarischen Werkes von den Erscheinungen des Lebens selbst zu sprechen, ohne übrigens dem Autor irgendwelche vorgefaßte Ideen und Aufgaben aufdrängen zu wollen. Der Leser sieht, daß für uns gerade jene Werke wichtig sind, in denen sich das Leben von selbst gezeigt hat und nicht nach einem vom Autor im voraus ersonnenen Pro-

gramm. Über „Tausend Seelen“⁹⁷ zum Beispiel haben wir gar nicht gesprochen, denn das Soziale dieses Romans ist unserer Meinung nach einer vorgefaßten Idee gewaltsam angepaßt. Folglich [442] gibt es hier nichts, worüber zu reden wäre, außer darüber, mit welchem Geschick der Autor sein Werk zustande gebracht hat. Sich auf die Wahrheit und die lebendige Wirklichkeit der vom Autor dargestellten Tatsachen zu verlassen, ist unmöglich, denn sein inneres Verhältnis zu diesen Tatsachen ist nicht einfach und nicht aufrichtig. Ein ganz anderes Verhalten des Autors zu seinem Thema sehen wir in der neuen Erzählung des Herrn Turgenew, wie auch in der Mehrzahl seiner Erzählungen. In der Erzählung „Am Vorabend“ sehen wir den unabwendbaren Einfluß der natürlichen Vorgänge im Leben und im Denken der Gesellschaft, denen sich der Geist und die Phantasie des Autors unwillkürlich unterworfen haben.

Wir betrachten also als Hauptaufgabe der literarischen Kritik die Klarlegung jener Erscheinungen der Wirklichkeit, die die Anregung zu einem bestimmten Kunstwerk gegeben haben, und müssen dazu noch bemerken, daß diese Aufgabe in Anwendung auf die Erzählungen des Herrn Turgenew noch einen besonderen Sinn hat. Man darf Herrn Turgenew mit Recht den Schilderer und Verherrlicher jener Moral und Philosophie nennen, die in unserer gebildeten Gesellschaft in den letzten zwanzig Jahren vorherrschten. Er pflegte die neuen Bedürfnisse, die neuen Ideen, die in das öffentliche Bewußtsein hineingetragen wurden, rasch zu erraten und (soweit es die Umstände erlaubten) in seinen Werken die Aufmerksamkeit auf jene aktuellen Fragen zu lenken, die sich, wenn auch noch unklar, bereits vor der Öffentlichkeit erheben. Wir hoffen, bei einer anderen Gelegenheit die ganze literarische Tätigkeit des Herrn Turgenew zu würdigen, und wollen uns daher jetzt nicht darüber verbreiten. Wir wollen hier nur sagen, daß wir diesem Feingefühl des Autors für die lebendigen Strömungen in der Gesellschaft, dieser Fähigkeit, sofort auf jeden edlen Gedanken und auf jedes ehrliche Gefühl, das erst in das Bewußtsein der besten Menschen einzudringen beginnt, zu reagieren, einen bedeutenden Anteil an dem Erfolg zuschreiben, dessen sich Herr Turgenew beim russischen Publikum stets erfreute. Natürlich hat auch sein literarisches Talent an und für sich viel zu diesem Erfolg beigetragen. Aber unsere Leser wissen, daß die Begabung des Herrn Turgenew nicht zu jenen titanischen gehört, die uns einzig kraft ihrer dichterischen Phantasie erschüttern, mitreißen und zu einer Erscheinung oder Idee hinziehen, der wir sonst gar nicht geneigt wären, unser Mitgefühl zuzuwenden. Nicht eine stürmische, ungestüme Kraft, sondern vielmehr Weichheit und eine Art poetische Mäßigung sind die charakteristischen Züge seiner Begabung. Wir glauben daher, daß [443] er nicht imstande gewesen wäre, beim Publikum allgemeine Sympathie auszulösen, wenn er Fragen und Bedürfnisse berührt hätte, die seinen Lesern vollständig fremd oder in der Gesellschaft noch nicht angeregt gewesen wären. Manche hätten den Reiz der poetischen Schilderungen in seinen Erzählungen bemerkt, die Feinheit und die Tiefe in der Zeichnung verschiedener Personen und Situationen, aber zweifellos wäre dies nicht ausreichend gewesen, um dem Schriftsteller dauerhaften Erfolg und Ruhm zu gewährleisten. Ohne lebendige Beziehung zur Gegenwart muß jeder, selbst der sympathischste und begabteste Erzähler das Schicksal des Herrn Fet⁹⁸ teilen, der einst ebenfalls gelobt wurde, von dem aber jetzt vielleicht zehn Liebhaber kaum zehn Gedichte werden zu nennen wissen. Die lebendige Beziehung zu unserer Zeit hat Herrn Turgenew gerettet und ihm einen dauernden Erfolg beim Lesepublikum gesichert. Ein tiefsinniger Kritiker hat sogar einst Turgenew vorgeworfen, daß sich in seiner Tätigkeit „alle Schwankungen der Gedankenwelt der Gesellschaft“ zu stark widerspiegeln. Aber trotzdem sehen wir ebendarin die lebenswahrste Seite der Begabung des Herrn Turgenew und die Ursache, weshalb jedes seiner Werke bis jetzt mit solcher Sympathie und fast mit Enthusiasmus aufgenommen worden ist.

⁹⁷ „Tausend Seelen“ – Roman von A. F. Pissemkij.

⁹⁸ Fet (Schenschin), A. A. (1820-1892) – Lyriker.

Wir dürfen also getrost sagen: hat Herr Turgenew irgendeine Frage in seiner Erzählung berührt, irgendeine neue Seite der gesellschaftlichen Verhältnisse geschildert, so bürgt das dafür, daß diese Frage wirklich im Bewußtsein der gebildeten Gesellschaft emporsteigt oder bald emporsteigen wird, daß sich diese neue Seite des Lebens abzuheben beginnt und bald scharf und grell vor aller Augen dastehen wird. Darum interessiert jedesmal beim Erscheinen einer Erzählung des Herrn Turgenew die Frage: Welche Seiten des Lebens werden in ihr geschildert und welche Fragen werden berührt?

Diese Frage steigt auch jetzt auf, und in bezug auf die neue Erzählung des Herrn Turgenew ist sie interessanter denn je. Bis jetzt war der Weg des Herrn Turgenew, entsprechend der Entwicklung unserer Gesellschaft, ziemlich klar in einer Richtung vorgezeichnet. Dieser Weg ging von der Sphäre der höheren Ideen und der theoretischen Bestrebungen aus und war darauf gerichtet, diese Ideen und Bestrebungen in die brutale, triviale Wirklichkeit zu tragen, die weit von ihnen abgewichen ist. Die Kampfvorbereitungen und die Leiden des Helden, der für den Sieg seiner Prinzipien kämpft, und sein Zusammenbruch unter der zermalmenden Kraft menschlicher Platitude machten denn auch gewöhnlich das Interesse der Erzählungen des Herrn Turgenew aus. Natürlich änderten sich in [444] jedem Werk die Grundlagen des Kampfes, d. h. die Ideen und die Bestrebungen, oder sie offenbarten sich im Verlauf der Zeit und der Umstände bestimmter und schärfer. Dergestalt löste Passynkow den „Überflüssigen Menschen“ ab, Rudin den Passynkow und Lawrezkij den Rudin. Jede dieser Gestalten war voller und kühner als die vorhergehende, aber das Wesen, die Grundlage ihres Charakters und ihrer ganzen Existenz blieben die gleichen. Sie waren es, die neue Ideen in bestimmte Kreise hineintrugen, sie waren Aufklärer, Propagandisten – wenn auch nur für eine einzige Frauenseele, aber immerhin Propagandisten. Deswegen wurden sie sehr gelobt, und in der Tat, sie waren zu ihrer Zeit offenbar sehr notwendig, ihre Aufgabe war sehr schwierig, ehrenvoll und segensreich. Nicht umsonst hatte man sie mit solcher Liebe begrüßt, ihre seelischen Leiden so nachgeföhlt und ihre fruchtlosen Anstrengungen so bedauert. Nicht umsonst hat damals niemand auch nur daran gedacht, zu bemerken, daß alle diese Herrschaften zwar ausgezeichnete, edle, kluge, aber im Grunde nichts leistende Menschen sind. Herr Turgenew, der ihre Gestalten in allen möglichen Situationen und Konflikten zeichnete, verhielt sich ihnen gegenüber mit rührender Teilnahme, hatte herzliches Mitleid mit ihren Leiden und weckte beständig das gleiche Gefühl in der Masse der Leser. Wenn ein Motiv dieses Kampfes und dieser Leiden bereits begann, unzulänglich zu scheinen, wenn sich der eine Zug des Edelmutts und der Erhabenheit des Charakters schon mit einer gewissen Fadheit zu überziehen schien, verstand es Herr Turgenew, andere Motive, andere Züge zu finden; er traf wieder den Leser mitten ins Herz und erweckte wieder für sich und für seine Helden begeisterte Anteilnahme. Der Gegenstand schien unerschöpflich zu sein.

Doch in der letzten Zeit traten in unserer Gesellschaft ziemlich merkbar Forderungen zutage, die ganz verschieden waren von jenen, durch die Rudin und sein ganzer Anhang ins Leben gerufen wurden. In der Stellung zu diesen Gestalten ist im Denken der gebildeten Mehrheit eine fundamentale Änderung vor sich gegangen. Es handelte sich nicht mehr um die Modifizierung dieser oder jener Motive, dieser oder jener Prinzipien ihrer Bestrebungen, sondern um das Wesen ihrer Tätigkeit selbst. Im Laufe der Zeit, während der alle jene aufgeklärten Kämpfer für das Wahre und das Gute, die beredten Dulder für erhabene Überzeugungen vor uns posierten, erwachsen neue Menschen, für die die Liebe zur Wahrheit und die Aufrichtigkeit der Bestrebungen nichts Besonderes mehr sind. Sie haben sich während ihrer Kindheit unmerklich und

beständig mit jenen Begriffen und jenen Bestrebungen vollgesogen, um derent-[445]willen früher die besten Menschen im reifen Alter kämpfen, zweifeln und leiden mußten.*

Darum hat auch der Charakter der Bildung selbst in der jetzigen jungen Gesellschaft eine andere Färbung angenommen. Begriffe und Bestrebungen, die einen früher in den Ruf eines fortgeschrittenen Menschen brachten, gelten jetzt schon als das erste, unerläßliche Attribut landläufiger Allgemeinbildung. Einen Gymnasiasten, einen mittelmäßigen Kadetten, zuweilen sogar einen anständigen Seminaristen wird man heutzutage Überzeugungen äußern hören, um derentwillen einst z. B. Belinski streiten und sich ereifern mußte. Und der Gymnasiast oder der Kadett spricht diese Auffassungen – die einst so schwer und unter so vielen Kämpfen erworben wurden – ganz ruhig aus, ohne jede Heftigkeit und Selbstzufriedenheit, wie eine Sache, die gar nicht anders sein kann und anders gar nicht denkbar ist.

Bei der Begegnung mit einem Menschen sogenannter fortschrittlicher Richtung denkt heute kein anständiger Mensch mehr daran, sich dem Staunen und der Begeisterung hinzugeben, niemand blickt ihm mit stummer Ehrfurcht in die Augen, niemand drückt ihm geheimnisvoll die Hand und läßt ihn flüsternd zu sich ein, in einen Kreis von Auserwählten, um sich darüber auszusprechen, daß falsche Rechtsprechung sowie Sklaverei für den Staat verderblich seien. Im Gegenteil, jetzt bleibt man unwillkürlich mit verächtlichem Staunen vor einem Menschen stehen, der für Publizität, Uneigennützigkeit, Emanzipation u. dgl. nicht genug Sympathie zeigt. Jetzt müssen sogar Menschen, die in ihrem Innern die fortschrittlichen Ideen nicht lieben, so tun, als liebten sie sie, um Zutritt zu anständiger Gesellschaft zu haben. Es ist klar, daß bei solcher Sachlage die früheren Verbreiter des Guten, Menschen vom Schlage *Rudins*, einen bedeutenden Teil ihres ehemaligen Kredits einbüßen. Man achtet sie wie alte Erzieher, aber selten ist jemand, der bereits seinen eigenen Verstand hat, geneigt, dieselben Lektionen [446] anzuhören, die er einst in der Kindheit und in der Zeit der ersten Entwicklung mit solcher Gier aufgenommen hat. Man braucht bereits etwas anderes, man muß darüber hinausgehen.*

„Aber“, wird man einwenden, „die Gesellschaft hat doch den äußersten Punkt ihrer Entwicklung noch nicht erreicht, es ist doch eine weitere geistige und sittliche Vervollkommnung möglich. Folglich braucht die Gesellschaft Führer und Verkünder der Wahrheit und Propagandisten, mit einem Wort Menschen vom Schlage *Rudins*. Alles Frühere ist angenommen worden und in das Bewußtsein der Allgemeinheit eingegangen zugegeben. Doch dies schließt die Möglichkeit nicht aus, daß neue *Rudins* erstehen, Verkünder neuer, höherer Tendenzen, und daß sie wieder kämpfen und leiden und wieder die Sympathie der Gesellschaft für sich wecken werden. Dieser Gegenstand ist in der Tat seinem Inhalt nach unerschöpflich und kann

* Man hat uns einst Voreingenommenheit für die junge Generation vorgeworfen und auf die Trivialität und die Leere hingewiesen, denen sich die Mehrzahl ihrer Repräsentanten hingibt. Aber wir haben nie auch nur daran gedacht, alle jungen Leute in Bausch und Bogen zu verteidigen, dies würde unserer Absicht gar nicht entsprechen. Trivialität und Leere sind Gemeingut aller Zeiten und aller Generationen. Doch wir sprachen und sprechen auch jetzt von auserwählten Menschen, von den besten Menschen, und nicht von der Menge, da ja auch *Rudin* und alle Menschen seiner Prägung gar nicht zur Menge gehören, sondern zu den Besten ihrer Zeit. Übrigens, wir begehen wohl kein Unrecht, wenn wir sagen, daß auch in der Masse der Gesellschaft das Bildungsniveau in letzter Zeit immerhin gestiegen ist. (*N. D.*)

* Gegen diesen Gedanken kann vielleicht der ungewöhnliche Erfolg zeugen, der der Herausgabe der Werke einiger unserer Schriftsteller aus den 40er Jahren zuteil wird. Als besonders krasses Beispiel kann *Belinski* dienen, dessen Werke, wie man sagt, in kurzer Zeit in 12.000 Exemplaren verkauft worden sind. Aber unserer Meinung nach ist eben diese Tatsache die beste Bestätigung unseres Gedankens. *Belinski* war ein Fortgeschrittener unter den Fortgeschrittenen, weiter als er ist keiner seiner Altersgenossen gekommen, und dort, wo in einigen Monaten 12.000 Exemplare *Belinskis* Absatz gefunden haben, dort haben die *Rudins* einfach nichts mehr zu suchen. *Belinskis* Erfolg beweist gar nicht, daß seine Ideen für unsere Gesellschaft noch neu sind und große Anstrengungen zu ihrer Verbreitung verlangen, sondern gerade, daß sie jetzt der Mehrzahl teuer und heilig sind und daß ihre Verkündung von den Männern der Gegenwart weder Heroismus noch besondere Talente erfordert. (*N. D.*)

einem Schriftsteller wie Herrn Turgenew beständig neue Lorbeeren einbringen.“

Es wäre schade, wenn eine derartige Bemerkung gerade jetzt eine Rechtfertigung fände. Zum Glück scheint die neueste Bewegung in unserer Literatur sie zu widerlegen. Wenn man abstrakt denkt, so kann man nicht umhin, zuzugeben, daß der Gedanke von der ewigen Bewegung und dem ewigen Wechsel der Ideen in der Gesellschaft und folglich auch von dem ständigen Bedarf an Verkündern dieser Ideen durchaus berechtigt ist. Aber man muß doch in Betracht ziehen, daß die Gesellschaften nicht nur leben, um zu diskutieren und Ideen auszutauschen. Die Ideen und ihre allmähliche Entwicklung haben doch nur darum Bedeutung, weil sie, aus bereits existierenden Tatsachen geboren, stets Änderungen in der Wirklichkeit selbst vorangehen. Eine bestimmte Lage der Dinge schafft in der Gesellschaft ein Bedürfnis, dieses Bedürfnis geht ins Bewußtsein über, und nachdem die Allgemeinheit seiner bewußt [447] geworden ist, muß auch eine tatsächliche Änderung zugunsten der Befriedigung des von allen erkannten Bedürfnisses eintreten. Auf diese Weise wird nach einer Periode, in der bestimmte Ideen und Bestrebungen *ins Bewußtsein übergehen*, eine Periode ihrer *Verwirklichung* durch die Gesellschaft kommen; den Betrachtungen und Gesprächen muß die Tat folgen. Es fragt sich nun: was hat unsere Gesellschaft in den letzten zwanzig, dreißig Jahren getan? Vorläufig nichts. Sie hat gelernt, hat sich entwickelt, hat den Rudins zugehört, ihr Mißgeschick in dem edlen Kampf für ihre Überzeugung nachgeföhlt, sie hat sich zur Tat vorbereitet, aber nichts getan... In den Köpfen und den Herzen hat sich so viel Schönes angesammelt; in der bestehenden Ordnung der Dinge hat man so viel Sinn- und Ehrloses beobachtet, die Anzahl der Menschen, „die sich höher fühlen als die sie umgebende Wirklichkeit“, wächst mit jedem Jahr, so daß bald wohl alle über der Wirklichkeit stehen werden... Mir scheint, wir haben keine Ursache, zu wünschen, daß wir ewig diesen quälenden Weg des Zwiespaltes, des Zweifelns, der abstrakten Kümernisse und Tröstungen weitergehen. Es ist wohl klar, daß wir jetzt nicht solche Menschen brauchen, die uns noch mehr „über die uns umgebende Wirklichkeit erheben“, sondern solche, die die Wirklichkeit selbst auf das Niveau der uns bereits bewußt gewordenen vernünftigen Erfordernisse erheben oder zu erheben uns lehren würden. Mit einem Wort, wir brauchen Menschen der Tat und nicht der abstrakten, stets ein wenig epikureischen Betrachtungen.

Diese Erkenntnis ist, wenn auch undeutlich, so doch schon bei vielen zum Ausdruck gelangt, als „Ein Adelsnest“ erschien. Das Talent des Herrn Turgenew zusammen mit seinem sicheren Gefühl für die Wirklichkeit hat ihn auch diesmal mit Triumph aus der schwierigen Lage geholfen. Er hat es verstanden, Lawrezkij so hinzustellen, daß es schwer ist, ihn ironisch zu behandeln, obschon er zu der gleichen Art nichts leistender Typen gehört, die wir mit einem Lächeln betrachten. Das Dramatische seiner Situation besteht nicht mehr in dem Kampf mit seiner eigenen Ohnmacht, sondern in dem Zusammenstoß mit solchen Anschauungen und Sitten, mit denen zu kämpfen auch für einen energischen, kühnen Menschen etwas Erschreckendes sein muß. Er ist verheiratet und hat sich von seiner Frau zurückgezogen; aber er hat ein reines, lichtiges Wesen liebgewonnen, das in Anschauungen erzogen ist, nach denen die Liebe zu einem verheirateten Manne ein schreckliches Verbrechen ist. Indessen liebt sie ihn ebenfalls, und seine Bewerbungen können ihr Herz und ihr Gewissen unaufhörlich [448] und furchtbar peinigen. Angesichts einer solchen Situation versinkt man unwillkürlich in bitteres, schweres Nachdenken, und wir wissen noch, wie schmerzlich sich unser Herz bei der Abschiedsszene zwischen Lawrezkij und Lisa zusammenpreßt. Auf die Worte Lawrezkij: „Ach, Lisa, Lisa! Wie glücklich hätten wir werden können!“ erwidert sie, innerlich schon eine demütige Nonne: „Sie sehen selbst, daß das Glück nicht von uns, sondern von Gott abhängt“, worauf er entgegnet will: „Ja, weil Sie...“, aber nicht zu Ende spricht. Leser und Kritiker des „Adelsnestes“ waren, soweit wir uns erinnern, über vieles andere in diesem Roman entzückt, aber für uns besteht das wichtigste Interesse in diesem tragischen Konflikt Lawrezkij's, dessen

Passivität wir in diesem Falle zu entschuldigen nicht umhin können. Hier ist Lawrezkij, dem angestammten Zug seines Typus gleichsam untreu werdend, fast kein Propagandist mehr. Angefangen von der ersten Begegnung mit Lisa, als sie zur Messe geht, beugt er sich im Verlaufe des ganzen Romans schüchtern vor der Unerschütterlichkeit ihrer Grundsätze und wagt kein einziges Mal den Versuch, sie durch kalte Worte von ihrer Überzeugung abzubringen. Aber auch das kommt natürlich daher, daß hier die Propaganda der Tat gleichkäme, vor der sich Lawrezkij, wie alle Leute seines Schlages, fürchtet. Bei alledem dünkt es uns (wenigstens dünkte es uns bei der Lektüre des Romans), daß schon die Lage Lawrezkij's und der von Herrn Turgenew dargestellte Konflikt, der im russischen Leben so wohlbekannt ist, als starke Propaganda wirken müssen und in jedem Leser eine Reihe von Gedanken wachrufen über die Bedeutung einer umfangreichen Kategorie von Begriffen, die unser Leben beherrschen. Wir wissen jetzt aus allerhand gedruckten und mündlichen Äußerungen, daß wir nicht ganz recht hatten: welchen Sinn die Lage Lawrezkij's hat, das ist von vielen Lesern anders verstanden oder überhaupt nicht klar erkannt worden. Daß daran jedoch etwas wirklich Tragisches ist und nicht nur ein äußerer Schein, das wurde begriffen, und das ist es, was zusammen mit der hohen Qualität der Ausführung dem „Adelsnest“ die einmütige, begeisterte Teilnahme des ganzen russischen Lesepublikums gewonnen hat.

Nach dem „Adelsnest“ konnte man um das Schicksal eines neuen Werkes von Herrn Turgenew besorgt sein. Die Gestaltung erhabener Charaktere, die gezwungen sind, sich unter Schicksalsschlägen zu bescheiden, bildete einen sehr schlüpfrigen Weg. Mitten in der Begeisterung über das „Adelsnest“ ließen sich auch Stimmen vernehmen, die mit Lawrezkij unzufrieden waren, weil sie von ihm mehr erwartet hätten. Der Autor selbst hat es für nötig gehalten, [449] in seine Erzählung Michalewitsch einzuführen, damit er Lawrezkij einen Faulpelz schimpfe. Und Ilja Iljitsch Oblomow, der zu gleicher Zeit erschienen war, machte dem ganzen russischen Publikum vollends und in schroffer Weise klar, daß es für einen kraft- und willenlosen Menschen jetzt besser sei, sich nicht mehr lächerlich zu machen, lieber auf seinem Sofa zu liegen als herumzulaufen, geschäftig zu tun, Jahre und Jahrzehnte hindurch lärmend zu räsonieren und doch nur leeres Stroh zu dreschen. Nachdem das Publikum „Oblomow“ gelesen, hat es seine Verwandtschaft mit den interessanten Persönlichkeiten der „Überflüssigen Menschen“ begriffen und eingesehen, daß diese Menschen jetzt in der Tat überflüssig sind und daß von ihnen gerade so viel Nutzen zu erwarten sei wie von dem braven Ilja Iljitsch. ‚Was wird denn jetzt Herr Turgenew schaffen?‘ dachten wir und gingen mit großer Neugier an die Lektüre der Erzählung „Am Vorabend“.

Sein Feingefühl für den gegenwärtigen Augenblick hat den Autor auch dieses Mal nicht getrogen. Als er erkannte, daß seine Helden von ehemals ihre Arbeit bereits getan haben und daß sie die frühere Sympathie beim besten Teil unserer Gesellschaft nicht mehr zu wecken vermögen, beschloß, er, sie aufzugeben, und nachdem er aus einigen vereinzelt erschienenen Erscheinungen den Atem der neuen Lebensforderungen wahrgenommen hatte, versuchte er auf den Weg zu gelangen, auf dem die fortschrittliche Bewegung der Gegenwart vor sich geht...

In der neuen Erzählung des Herrn Turgenew begegnen wir anderen Situationen und anderen Typen als denen, an die wir in seinen früheren Werken gewöhnt waren. Das Verlangen der Gesellschaft nach der Tat, nach der lebendigen Tat, die einsetzende Verachtung toter abstrakter Prinzipien und passiver Tugenden kommt in der ganzen Beschaffenheit der neuen Erzählung zum Vorschein. Ohne Zweifel wird jeder, der unseren Aufsatz liest, das Buch „Am Vorabend“ schon gelesen haben. Darum sehen wir von einer Inhaltsangabe der Erzählung ab und geben nur eine kurze Skizze ihrer Hauptpersonen.

Heldin des Romans ist ein junges Mädchen von ernster Geistesverfassung, mit energischem Willen und humanen Bestrebungen des Herzens. Ihre Entwicklung ist dank der besonderen

Familienverhältnisse sehr eigenartig verlaufen.

Ihr Vater und ihre Mutter waren sehr beschränkte, aber nicht schlechte Menschen; die Mutter zeichnete sich sogar entschieden durch Güte und Sanftmut aus. Von Kindheit auf war Jelena von jenem häuslichen Despotismus frei, der so viele prächtige Naturen [450] im Keime zugrunde richtet. Sie wuchs allein auf, ohne Freundinnen, vollständig frei: keine formalen Momente engten sie ein. Ihr Vater, Nikolaj Artemjewitsch Stachow, ein etwas stumpfer Mensch, der aber den Philosophen skeptischen Schläges spielte und sich möglichst fern vom Leben der Familie hielt, war anfänglich von seiner kleinen Jelena, bei der sich früh ungewöhnliche Fähigkeiten zeigten, nur begeistert. Jelena ihrerseits betete, solange sie klein war, den Vater an. Doch Stachows Beziehungen zu seiner Frau waren nicht ganz erbaulich; er hatte Anna Wassiljewna ihrer Mitgift wegen geheiratet, hegte gar kein Gefühl für sie, behandelte sie fast mit Geringschätzung, und zog die Gesellschaft Augustina Christianownas vor, die ihn rupfte und zum Narren hielt. Anna Wassiljewna, eine kranke, empfindliche Frau, in der Art der Marja Dmitrijewna aus dem „Adelsnest“, trug in Sanftmut ihr Los, konnte aber nicht umhin, allen im Hause, unter ihnen auch der Tochter, ihr Leid zu klagen. Auf diese Weise wurde Jelena bald die Vertraute der Leiden ihrer Mutter und unwillkürlich zum Richter zwischen ihr und dem Vater. Bei der Empfänglichkeit ihrer Natur für äußere Eindrücke hatte dies einen großen Einfluß auf die Entwicklung ihrer inneren Kräfte. Je weniger sie in diesem Fall praktisch handeln konnte, desto mehr Arbeit bot sich ihrem Geist und ihrer Phantasie. Seit ihren Kinderjahren gezwungen, die gegenseitigen Beziehungen der ihr nahestehenden Menschen genau zu betrachten, mit dem Herzen und mit dem Verstand den Sinn dieser Beziehungen zu deuten und ihr Urteil über sie zu fällen, gewöhnte sich Jelena frühzeitig daran, selbständig zu denken und alles in ihrer Umgebung bewußt zu beurteilen. Die Familienverhältnisse der Stachows sind bei Herrn Turgenew sehr flüchtig skizziert, aber in dieser Skizze finden sich einige zutiefst richtige Hinweise, die vieles in der ursprünglichen Entwicklung von Jelenas Charakter erklären. Ihrer Natur nach war sie ein kluges, für Eindrücke empfängliches Kind; ihre Stellung zwischen Mutter und Vater hatte sie frühzeitig zu ernsthaftem Nachdenken bewogen, sie frühzeitig zur Rolle einer selbständigen, machtbewußten Person erhoben. Sie stellte sich auf eine Stufe mit den Erwachsenen und behandelte sie als Angeklagte. Aber dabei blieben ihre Gedanken nicht kühl, ihre ganze Seele floß in eins mit ihnen zusammen; denn es handelte sich um Menschen, die ihr nahe und teuer waren, um Beziehungen, mit denen die heiligsten Gefühle, die lebendigsten Interessen des kleinen Mädchens verbunden waren. So spiegelten sich ihre Gedanken in den Neigungen ihres Herzens wider; an die Stelle der Anbetung des Vaters trat eine leidenschaftliche Anhänglichkeit an die Mutter, [451] in der sie ein bedrücktes, leidendes Wesen sah. Aber in dieser Liebe zur Mutter war nichts Feindseliges gegen den Vater, der weder ein Bösewicht noch ein ausgemachter Dummkopf, noch ein Haustyrann war. Er war nur eine sehr gewöhnliche Mittelmäßigkeit, und Jelena erkaltete ihm gegenüber – instinktiv und dann vielleicht auch bewußt, nachdem sie zu dem Schluß gekommen war, daß kein Anlaß vorhanden sei, ihn zu lieben. Bald aber erblickte sie die gleiche Mittelmäßigkeit auch in der Mutter, und in ihrem Herzen verblieb an Stelle der leidenschaftlichen Liebe und Achtung nur ein Gefühl des Bedauerns und der Nachsicht. Herr Turgenew kennzeichnet sehr treffend ihre Beziehungen zur Mutter mit den Worten: „Sie ging mit der Mutter um wie mit einer kranken Großmutter.“ Die Mutter erkannte die Überlegenheit der Tochter an; der Vater aber erkaltete der Tochter gegenüber, sobald sie ihn geistig zu überragen begann (was durchaus nicht schwer war), er sagte sich, sie sei sonderbar, und zog sich von ihr zurück.

Inzwischen wuchs und weitete sich in ihr das mitleidende, humane Gefühl. Der Schmerz um das fremde Leid war in ihrem kindlichen Herzen durch das niedergeschlagene Aussehen der Mutter erweckt worden, natürlich noch bevor sie eigentlich verstehen konnte, um was es sich

handelte. Diesen Schmerz empfand sie stets, er begleitete sie bei jedem neuen Schritt ihrer Entwicklung, verlieh ihren Gedanken einen besonderen, nachdenklich-ernsten Zug und rief allmählich in ihr aktive Bestrebungen hervor, bestimmte diese und richtete sie alle auf das leidenschaftliche, unüberwindliche Suchen nach dem Guten und nach dem Glück für alle. Noch war dieses Suchen unklar und Jelenas Kräfte schwach, als sie neue Nahrung für ihre Gedanken und ihre Träume fand, einen neuen Gegenstand für ihre Teilnahme und Liebe in der seltsamen Bekanntschaft mit dem kleinen Bettelkind Katja. In ihrem zehnten Jahre schloß sie Freundschaft mit diesem kleinen Mädchen, hatte heimliche Zusammenkünfte mit ihr im Garten, brachte ihr Näschereien, schenkte ihr Taschentücher und Zehnkopekenstücke (Spielzeug nahm Katja nicht an), saß stundenlang mit ihr zusammen, aß mit dem Gefühl freudiger Demut Katjas trockenes Brot, hörte ihren Erzählungen zu, lernte ihr Lieblingslied und hörte mit heimhoher Achtung und Angst auf Katjas Beteuerungen, daß sie der bösen Tante einst davonlaufen werde, um *in Gottes freier Welt* zu leben, und Jelena träumte selbst davon, wie sie einen Bettelsack umhängen und mit Katja fliehen würde. Katja starb bald, aber die Bekanntschaft mit ihr mußte in Jelenas Charakter scharfe Spuren hinterlassen. Sie hatte ihren reinen, menschlichen, mitleidigen [452] Neigungen noch eine neue Seite hinzugefügt, ihr jene Verachtung oder zum mindesten jene strenge Gleichgültigkeit gegenüber dem unnötigen Überfluß des Wohllebens eingebläst, von der die Seele eines nicht ganz verdorbenen Menschen beim Anblick hilfloser Armut immer erfaßt wird. Bald entbrannte in Jelenas Seele der Drang nach dem tätigen Guten, und dieser Drang suchte fürs erste seine Befriedigung in den üblichen Handlungen der Barmherzigkeit, die für Jelena möglich waren. „Bettler, Hungrige, Kranke interessierten, beunruhigten, quälten sie; sie sah sie im Traum, sie fragte alle ihre Bekannten nach ihnen aus.“ Selbst „alle leidenden Tiere, mager Hofhunde, zu Tode verurteilte Kätzchen, aus dem Nest gefallene Spatzen, sogar Insekten und Reptilien fanden bei Jelena Gönnerschaft und Schutz; sie fütterte sie selber, empfand keinen Ekel vor ihnen“. Der Vater nannte das alles abgeschmackte Sentimentalität; aber Jelena war nicht sentimental, denn die Sentimentalität zeichnet sich gerade durch den Überfluß an Gefühlen und Worten aus, bei vollständigem Mangel an tätiger Liebe; Jelenas Gefühl aber drängte stets danach, sich in die Tat umzusetzen. Müßige Liebkosungen und Zärtlichkeiten konnte sie nicht leiden, sie legte überhaupt Worten ohne Taten keine Bedeutung bei und achtete nur praktisch-nützliche Tätigkeit. Selbst Verse liebte sie nicht, auch für Kunst hatte sie kein Verständnis.

Aber die aktiven Regungen der Seele reifen und erstarken nur bei weit ausgreifender, freier Betätigung. Man muß einige Male seine Kräfte erproben, Mißgeschick und Zusammenstöße erfahren, man muß erfahren, was Anstrengungen kosten und wie verschiedene Hindernisse überwunden werden, um die Kühnheit und die Entschlossenheit zu erwerben, die für den aktiven Kampf unerläßlich sind, um den Grad seiner Kräfte zu erkennen und die entsprechende Arbeit für sie zu finden. Jelena konnte bei aller Freiheit ihrer Entwicklung nicht genügend Mittel aufbringen, um ihre Kräfte voll spielen zu lassen und ihre Bestrebungen zu befriedigen. Niemand hinderte sie daran, zu tun, was sie wollte; aber sie hatte nichts zu tun. Man beengte sie nicht mit der Pedanterie eines systematischen Unterrichts, darum vermochte sie sich zu bilden, ohne jene Menge Vorurteile aufzunehmen, die von den Systemen, den Kursen und überhaupt mit der Routine der Bildung unzertrennlich verbunden sind. Sie hatte viel und mit Anteilnahme gelesen, aber die Lektüre allein konnte sie nicht befriedigen; sie hatte nur zur Folge, daß die reflektive Seite in Jelena sich stärker als die andern entwickelte und die geistigen Ansprüche sogar die lebendigen Regungen des Herzens zu überwuchern begannen. Das Austeilen von Almosen, die Pflege [453] von Katzen und Hunden, die Rettung einer Fliege vor der Spinne konnte ihr auch nicht genügen: als sie größer und klüger geworden war, mußte sie die ganze Dürftigkeit dieser Betätigung einsehen; außerdem erforderte diese Beschäftigung von ihr sehr wenig Anstrengung und konnte ihr Dasein nicht ausfüllen. Sie brauchte mehr, sie brauchte etwas Höheres; aber was, das wußte sie nicht, und wenn sie es

auch gewußt hätte, so wußte sie nicht, wie sie es anpacken sollte. Darum befand sie sich denn auch ständig in einer Art Erregung; sie wartete stets, und stets suchte sie etwas; darum hat auch ihr Äußeres einen so besonderen Charakter angenommen.

„In ihrem ganzen Wesen, in ihrem *aufmerksamen, ein wenig ängstlichen* Gesichtsausdruck, *in dem klaren, aber veränderlichen Blick*, in dem gleichsam *gespannten Lächeln*, in der *leisen, ungleichmäßigen* Stimme lag etwas Nervöses, Elektrisierendes, etwas *Drängendes und Jähes*...“

Es ist klar, daß sie sich noch im Zustande unbestimmten Zweifels an sich selbst befindet, daß sie sich ihre eigene Rolle noch nicht klargemacht hat. Sie hat bereits eingesehen, was sie nicht braucht, und blickt stolz und unabhängig auf ihr gewohntes Milieu; aber was ihr not tut, und vor allem, was sie tun soll, um das zu erreichen, was ihr not tut, das weiß sie noch nicht, und darum ist ihr ganzes Leben gespannt, ungleichmäßig und jäh. Sie wartet immer, sie lebt immerfort wie am Vorabend vor irgend etwas... Sie ist zur lebendigsten, energischsten Tätigkeit bereit, wagt aber nicht, von sich aus, allein an die Arbeit heranzugehen.

Diese Zaghaftigkeit, diese praktische Passivität der Heldin bei ihrem Reichtum an inneren Kräften und bei ihrem sehnächtigen Tätigkeitsdrang überrascht uns unwillkürlich und führt uns die Person Jelenas selbst als etwas nicht zu Ende Gestaltetes vor Augen. Doch diese nicht zu Ende geführte Gestaltung der Persönlichkeit, das Fehlen einer praktischen Rolle stellt eben die lebendige Verbundenheit her zwischen der Heldin des Herrn Turgenew und unserer ganzen gebildeten Gesellschaft. Doch der Charakter Jelenas ist so dargestellt, daß sie eine Ausnahmeerscheinung bildet. Wäre sie in der Tat überall als Vertreterin ihrer Anschauungen und Bestrebungen aufgetreten, dann hätte sie sich als eine der russischen Gesellschaft fremde Gestalt erwiesen und hätte für uns nicht die Bedeutung, die sie jetzt besitzt. Sie wäre eine erfundene Gestalt, ein Gewächs, dessen Verpflanzung von irgendwoher, aus einem fremden Land auf unseren Boden ein Fehlschlag wäre. Aber das richtige Gefühl für die Wirklichkeit hat es Herrn Turgenew nicht gestattet, den Charakter seiner Heldin als volle Harmonie zwischen ihrer praktischen Tätigkeit, ihren theoretischen Begriffen und ihrem [454] inneren Seelendrange darzustellen. Dazu bietet unser gesellschaftliches Leben dem Schriftsteller noch kein Material. In unserer ganzen Gesellschaft ist vorläufig nur der eben ersterwachte Wunsch, an eine wirkliche Arbeit zu gehen; bemerkbar, die Erkenntnis der Abgeschmacktheit allerhand schöner Spielereien, erhabenen Rasonierens und der starren Formen, mit denen wir so lange Spaß und Unsinn getrieben haben. Aber wir sind doch noch nicht ganz aus jener Sphäre heraus, in der es sich so ruhig schlief, und wir wissen auch nicht recht, wo der Ausgang ist; und wenn einer es erfährt, so fürchtet er sich noch immer, das Geheimnis zu lüften. Diese schwierige, quälende Übergangslage der Gesellschaft drückt dem Kunstwerk, das in ihrer Mitte entsteht, unfehlbar ihren Stempel auf. Die Gesellschaft ist imstande, einzelne starke Naturen hervorzubringen, einzelne Persönlichkeiten zu hoher moralischer Entwicklung aufsteigen zu lassen, und solche Persönlichkeiten erscheinen denn auch in den Werken der Literatur. Dennoch bleibt es nur bei der literarischen Schilderung der Natur solcher Persönlichkeiten, aber all dies wird nicht ins Leben hineingetragen, es wird als möglich betrachtet, geschieht aber in Wirklichkeit nicht. In der Gestalt Olgas im „Oblomow“ sahen wir eine ideale Frau, die in ihrer Entwicklung der ganzen übrigen Gesellschaft weit voraus ist; aber wo bleibt ihre praktische Betätigung? Sie ist offenbar fähig, ein neues Leben zu schaffen, lebt aber indes in demselben trivialen Milieu wie alle ihre Freundinnen; denn sie kann dieser Trivialität nirgends entrinnen. Stolz, als eine energische, tätige Natur, gefällt ihr; doch bei aller Kunst, mit der der Autor des „Oblomow“ seine Charaktere zeichnet, zeigt er uns Stolz nur als einen Menschen mit gewissen Fähigkeiten, läßt uns aber nicht sehen, wie er sie anwendet; Stolz hat keinen Boden unter den Füßen, er schwimmt gleichsam im Nebel vor uns her. Jetzt sehen wir in der Jelena des Herrn Turgenew einen neuen Versuch der Gestaltung eines energischen, tätigen Charakters und können nicht sagen, daß die Schilderung des Charakters dem Autor

mißlungen ist. Ist es auch selten jemand gegönnt gewesen, solchen Frauen wie Jelena zu begegnen, so haben dafür ganz bestimmt viele Gelegenheit gehabt, in den gewöhnlichsten Frauen die Keime dieser oder jener wesentlichen Züge eines solchen Charakters, die Möglichkeit der Entwicklung vieler bei Jelena auftretender Bestrebungen zu bemerken. Als ideale Gestalt, als Verkörperung der besten Elemente, die sich in unserer Gesellschaft zu entwickeln beginnen, ist Jelena uns verständlich und nahe. Ihre Bestrebungen an sich erscheinen uns sehr klar umrissen: Jelena bildet gleichsam die Antwort auf die Fragen [455] und Zweifel Olgas, die nach einigem Zusammenleben mit Stolz in schmachtende Sehnsucht verfällt und sich keine Rechenschaft geben kann, wonach sie sich eigentlich sehnt. In der Gestalt Jelenas wird gezeigt, was die Ursache dieser Sehnsucht ist, die unfehlbar jeden anständigen russischen Menschen befällt, so gut seine persönlichen Lebensumstände auch sein mögen. Jelena dürstet nach dem tätigen Guten, sie sucht nach der Möglichkeit, rings um sich Glück zu stiften, denn für sie ist keine Möglichkeit des eigenen Glücks, ja, nicht einmal der eigenen Ruhe denkbar, wenn um sie herum Kummer, Unglück, Armut und Erniedrigung ihrer Nächsten herrschen.

Aber welche Tätigkeit, die solchen inneren Forderungen entspräche, konnte Herr Turgenew seiner Heldin geben? Es ist schon schwer, auf diese Frage auf abstrakte Weise zu antworten. Eine solche Tätigkeit aber künstlerisch darzustellen, ist für einen zeitgenössischen russischen Schriftsteller wahrscheinlich ganz unmöglich. Diese Tätigkeit ist nirgends vorzufinden, und gezwungenermaßen läßt der Autor seine Heldin ihre hohen Bestrebungen in primitiver Weise dartun durch Verteilen von Almosen und durch Betreuung vernachlässigter Kätzchen. Sich einer Tätigkeit zuzuwenden, die größere Spannung und Kampf erfordert, das versteht Jelena nicht und fürchtet sich davor. Sie sieht an allem, was sie umgibt, daß eines das andere bedrückt, und ist deshalb, eben infolge ihrer humanen, herzensguten Entwicklung, bemüht, sich von allem abseits zu halten, um nicht auch auf irgendwelche Weise andere zu bedrücken. Im Hause ist ihr Einfluß in nichts zu erkennen; Vater und Mutter sind ihr wie Fremde; sie fürchten sich vor ihrer Autorität, sie aber würde sich niemals an sie mit einem Rat, einem Hinweis oder einer Forderung wenden. Zusammen mit ihr lebt im Hause ihre Gesellschafterin Soja, eine junge, gutmütige Deutsche. Jelena hält sich abseits von ihr, spricht fast nicht mit ihr, und ihre Beziehungen zueinander sind sehr kühl. Im Hause lebt auch Schubin, ein junger Künstler, von dem wir bald sprechen werden; Jelena vernichtet ihn durch ihr strenges Urteil, denkt aber gar nicht daran, irgendeinen Einfluß, der ihm sehr nützlich sein könnte, auf ihn zu gewinnen. In der ganzen Erzählung gibt es keinen einzigen Fall, in dem der Drang nach dem tätigen Guten Jelena veranlassen würde, sich in die Angelegenheiten ihrer Umwelt einzumischen und ihren Einfluß durch irgend etwas zur Geltung zu bringen. Wir glauben nicht, daß dies von einem zufälligen Irrtum des Autors zeugt; nein, in unserer Gesellschaft tat sich noch bis vor kurzem, und zwar gar nicht unter den Frauen, sondern nur unter den Männern, jener besondere Typus von Menschen [456] glänzend hervor, die auf ihre Absonderung von ihrer Umwelt geradezu stolz waren. „Hier ist es unmöglich, seine Reinheit zu bewahren“, sagten sie, „und außerdem ist dieses ganze Milieu so kleinlich und so abgeschmackt, daß es besser ist, sich von ihm zurückzuziehen.“ Und sie zogen sich in der Tat zurück, ohne auch nur einen einzigen energischen Versuch zu machen, dieses abgeschmackte Milieu zu verbessern. Und diese Absonderung wurde als der einzige ehrliche Ausweg aus ihrer Lage betrachtet und als Heldentat gepriesen. Es ist natürlich, daß der Autor, der solche Beispiele und Begriffe vor Augen hatte, das häusliche Leben Jelenas nicht anders beleuchten konnte, als indem er sie ganz abseits von diesem Leben hinstellte. Übrigens ist, wie wir schon sagten, der Ohnmacht Jelenas in der Erzählung ein besonderes Motiv untergelegt, das sich auch aus ihren weiblichen, humanen Gefühlen ergibt: sie schrickt vor jeglichen Zusammenstößen zurück, nicht aus Mangel an Mut, sondern weil sie befürchtet, irgend jemandem eine Beleidigung oder einen Schaden zuzufügen. Da sie das volle, tätige Leben nicht kennengelernt hat, bildet sie sich noch ein, daß ihre Ideale ohne Kampf, ohne Schaden für

irgend jemand erreicht werden können. Nach einem Vorfall (als Insarow den betrunkenen Deutschen entschlossen ins Wasser wirft) schreibt sie in ihr Tagebuch:

„Ja, mit ihm spaßen darf man nicht, und einen beschützen kann er wohl. Aber warum diese Wut, diese zitternden Lippen, dieses Gift in den Augen? Oder kann man vielleicht nicht anders? Kann man nicht ein Mann, ein Kämpfer sein und doch sanft und weich bleiben?“

Dieser einfache Gedanke kam ihr jetzt erst in den Sinn, und auch dieser in Form einer Frage, die sie ebensowenig löst.

In dieser Unbestimmtheit, in dieser Untätigkeit erreicht Jelena in ununterbrochenem, sehnstüchtigem Warten auf irgend etwas ihr zwanzigstes Lebensjahr. Zuweilen ist ihr sehr schwer zumute: sie ist sich bewußt, daß ihre Kräfte nutzlos dahinschwinden, daß ihr Leben leer ist. Sie sagt zu sich selbst: „Wenn ich wenigstens als Magd irgendwohin ginge, wirklich, es würde mir leichter sein!“ Diese schwere Stimmung verstärkt sich in ihr noch dadurch, daß sie bei niemand einen Widerhall ihrer Gefühle findet und in niemand eine Stütze für sich sieht. Zuweilen dünkt es sie, daß sie etwas wünsche, was niemand sonst wünscht, woran in ganz Rußland niemand denkt... Sie bekommt Angst, das Bedürfnis nach Mitgefühl entwickelt sich stärker in ihr, und sie wartet gespannt und bebend auf eine andere Seele, die imstande wäre, sie zu verstehen, auf ihre heiligen Gefühle zu reagieren, ihr zu helfen und sie [457] zu lehren, was sie tun müsse. In ihr kommt der Wunsch auf, sich irgend jemand hinzugeben, mit jemand ihr Wesen zu vereinigen, und sogar die Selbständigkeit, durch die sie im Kreise der ihr nahestehenden Menschen so einsam wurde, wird ihr unangenehm.

„Vom sechzehnten Lebensjahr an lebte sie ihr eigenes, aber einsames Leben. Ihre Seele entbrannte und erlosch einsam, sie flatterte wie ein Vogel im Käfig – und der Käfig war gar nicht da; niemand störte sie, niemand hielt sie zurück, aber es zog sie fortwährend vorwärts, und sie quälte sich. Zuweilen verstand sie sich selbst nicht, sie fürchtete sich sogar vor sich selber. Alles in ihrer Umgebung schien ihr bald sinnlos, bald unverständlich. ‚Wie soll man ohne Liebe leben, aber es ist niemand da, den man lieben könnte‘, dachte sie, und sie bekam Angst vor diesen Gedanken, vor diesen Empfindungen.“

In dieser Gemütsstimmung treffen wir sie im Verlaufe der Erzählung in der Sommerfrische Kunzewo. Während einer kurzen Zeitspanne kommen drei Männer in ihren Gesichtskreis, von denen einer ihre ganze Seele an sich zieht. Hier ist übrigens auch ein vierter Mann, der nur episodenhaft auftaucht, der aber nicht überflüssig ist und den wir auch mitzählen. Drei von diesen Männern sind Russen, der vierte ein Bulgare, und in ihm hat Jelena ihr Ideal gefunden. Wir wollen uns alle diese Männer ansehen.

Einer von diesen jungen Männern, der in seiner Art leidenschaftlich verliebt ist in Jelena, ist der Künstler Pawel Jakowlewitsch Schubin, ein hübscher, graziöser Jüngling von fünfundzwanzig Jahren, gutmütig und geistreich, lustig und leidenschaftlich, sorglos und begabt. Er ist ein Neffe zweiten Grades von Anna Wassiljewna, Jelenas Mutter; deshalb steht er dem jungen Mädchen sehr nahe und hofft, ihre ernste Zuneigung zu gewinnen. Aber sie blickt auf ihn ständig von oben herab und hält ihn für ein nicht dummes, aber verwöhntes Kind, das man nicht ernst nehmen kann. Übrigens sagt Schubin zu seinem Freund: „Es gab eine Zeit, da ich ihr gefiel.“ Und in der Tat, er hat viele Voraussetzungen dafür, zu gefallen. Kein Wunder, daß auch Jelena einen Augenblick seinen guten Eigenschaften mehr Bedeutung als seinen Mängeln beigemessen hatte. Aber bald durchschaute sie das ganze *Künstlertum* dieser Natur; sie sah, daß hier alles vom Augenblick abhing, daß in ihm nichts Beständiges und Zuverlässiges war und der ganze Organismus aus Widersprüchen bestand; die Faulheit überwuchert die Begabung, und die unnütz vergeudete Zeit ruft hinterher unfruchtbare Reue hervor, läßt die Galle überlaufen, weckt Verachtung gegen sich selbst, die ihrerseits wieder bei Fehlschlägen zum Trost wird, Selbstbewunderung und Eigendünkel veranlaßt. Alles dies hat Jelena instinktiv, ohne schwere Qualen des Zweifels begriffen, und darum ist ihr Entschluß in bezug auf Schubin völlig [458] ruhig und ohne Bosheit. „Sie bilden sich ein, daß alles an mir geheu-

chelt ist; Sie glauben nicht an meine Reue, Sie glauben nicht, daß ich aufrichtig weinen kann“, sagt Schubin einmal in einem Ausbruch von Verzweiflung zu ihr. Und sie antwortet nicht: „Nein, ich glaube das nicht“, sondern sie sagt einfach: „Nein, Pawel Jakowlewitsch, ich glaube an Ihre Reue, und Ihren Tränen glaube ich auch; aber ich glaube, daß selbst Ihre Reue Ihnen Vergnügen bereitet, und die Tränen auch.“ Schubin erschauerte vor diesem einfachen Urteil, das sich ihm tatsächlich tief ins Herz bohren mußte. Er hatte niemals vermutet, daß man seine Aufwallungen Widersprüche, Leiden, sein Sichherumwerfen so einfach und richtig verstehen und erklären könnte. Durch diese Erklärung hört er sogar auf, ein „interessanter Mensch“ zu sein. Und in der Tat, kaum hat sich Jelena eine solche Meinung über ihn gebildet, als er sie nicht mehr interessierte. Es ist ihr gleich, ob er zugegen ist oder nicht, ob er an sie denkt oder sie vergessen hat, ob er sie liebt oder haßt. Sie hat nichts Gemeinsames mit ihm, obschon sie es sich nicht versagt, ihn aufrichtig zu loben, wenn er irgend etwas seiner Begabung Würdiges schafft...

Ein anderer beginnt ihre Gedanken zu beschäftigen. Er ist von ganz anderer Art. Er ist schwerfällig, altmodisch, sein Gesicht ist unschön und sogar ein wenig komisch, aber es zeugt von Nachdenklichkeit und Güte. Außerdem ist nach den Worten des Autors gewissermaßen der „*Stempel der Wohlanständigkeit*“ seinem ganzen schwerfälligen Wesen aufgedrückt“. Dies ist Andrej Petrowitsch Bersenew, ein naher Freund Schubins. Er ist Philosoph, Gelehrter, er liest die Geschichte der Hohenstaufen und andere deutsche Bücher und ist voller Bescheidenheit und Selbstaufopferung. Auf Schubins Ausrufe: „Wir brauchen Glück, Glück! Wir werden uns das Glück erkämpfen!“ erwidert er mißtrauisch: „Wie wenn es nichts Höheres gäbe als Glück!“ Und darauf findet folgendes Gespräch zwischen ihnen statt:

„Zum Beispiel?“ fragte Schubin und blieb stehen.

„Ja, zum Beispiel, wir beide sind, wie du sagst, jung, wir sind gute Menschen, zugegeben, und jeder von uns wünscht sich Glück. Aber ist dieses Wort ‚Glück‘ derart, daß es uns vereinigen, uns begeistern und uns zwingen würde, einander die Hände zu reichen? Ist es nicht vielmehr ein egoistisches Wort, ich will sagen, ein Wort, das trennt?“

„Und kennst du Worte, die vereinigen?“

„Ja, und nicht wenige; auch du kennst sie.“

„Nun, was sind das für Worte?“

„Nehmen wir meinetwegen die Kunst, da du ein Künstler bist; ferner Vaterland, Wissenschaft Freiheit, Gerechtigkeit.“

„Und die Liebe?“ fragte Schubin.

[459] „Auch die Liebe ist ein einigendes Wort; aber nicht die Liebe, nach der du jetzt dürstest, nicht die Liebe, die Genuß ist, sondern die Liebe, die ein Opfer ist.“

Schubins Gesicht verfinsterte sich.

„Das ist gut für die Deutschen; ich will für mich lieben, ich will Nummer eins sein.“

„Nummer eins?“ wiederholte Bersenew, „mir aber scheint, daß die ganze Bestimmung unseres Lebens darin liegt, uns als Nummer zwei hinzustellen.“

„Würden alle so handeln, wie du rätst“, sagte Schubin mit einer kläglichen Grimasse, „so wird niemand auf der Erde Ananas essen; alle werden es den andern überlassen.“

„Das bedeutet, daß man Ananas nicht braucht; übrigens, fürchte dich nicht, es werden sich immer Liebhaber finden, den andern selbst das Brot zu entreißen.“

Aus diesem Gespräch ist ersichtlich, an welch edle Prinzipien sich Bersenew hält und wie sehr seine Seele zu dem fähig ist, was man Selbstaufopferung nennt. Er äußert die aufrichtige Bereitwilligkeit, sein Glück für eines dieser Worte zu opfern, die er die „einigenden“ nennt. Dadurch müßte er die Sympathie eines solchen Mädchens wie Jelena gewinnen. Aber hier

sieht man auch gleich, warum er nicht ihre ganze Seele und die ganze Fülle ihres Lebens erobert konnte. Er ist ein Held der passiven Tugenden, ein Mensch, der vieles ertragen, vieles opfern, überhaupt edle Haltung zeigen kann, wenn der Zufall es so fügt; aber er wird nicht imstande sein und wird es nicht wagen, sich zu einer breit angelegten, kühnen Tätigkeit zu entschließen, zu einem freien Kampf, zu einer selbständigen Rolle in irgendeiner Sache. Er selbst will Nummer zwei sein, weil er darin die Bestimmung alles Lebenden sieht, und in der Tat, seine Rolle in der Erzählung erinnert zum Teil an Bismenkow im „Überflüssigen Menschen“ und noch mehr an Krupizyn in den „Zwei Freunden“. Er, der in Jelena verliebt ist, wird zum Vermittler zwischen ihr und Insarow, den sie liebgewonnen hat, hilft ihnen großmütig, pflegt Insarow während dessen Krankheit, verzichtet auf sein eigenes Glück zugunsten seines Freundes, obschon nicht ohne Herzenspein und nicht einmal ohne Klagen. Sein Herz ist gut und liebevoll, aber aus allem ist ersichtlich, daß er das Gute weniger aus Herzensdrang tun wird als vielmehr deshalb, weil man Gutes tun *muß*. Er findet, daß man sein Glück für das Vaterland, die Wissenschaft usw. opfern muß und verurteilt sich damit selbst dazu, ein ewiger Sklave und Märtyrer der Idee zu sein. So z. B. trennt er sein Glück von dem des Vaterlandes; der Ärmste kann sich nicht dazu aufschwingen, das Wohl des Vaterlandes als unzertrennlich vom eigenen Glück aufzufassen und sich sein eigenes Glück nicht anders als in enger Verbindung mit dem [460] Wohlergehen des Vaterlandes zu denken. Im Gegenteil, er fürchtet gleichsam, sein persönliches Glück könnte dem Wohl des Vaterlandes, dem Triumph der Gerechtigkeit, den Erfolgen der Wissenschaften usw. hinderlich sein. Deshalb fürchtet er sich davor, sein eigenes Glück zu ersehnen, und entschließt sich, aus dem Edelmut seiner Prinzipien heraus, es für die von ihm genannten Ideen zu opfern, wobei er dies natürlich für eine große Tat seinerseits hält. Es ist klar, daß ein solcher Mensch nur passiven Edelmut aufbringt. Aber er ist nicht geeignet, sich seelisch mit einer großen Sache zu vereinigen, er könnte nicht die ganze Welt für einen geliebten Gedanken vergessen, er könnte sich nicht an dieser Idee entflammen und für sie kämpfen wie für seine persönliche Freude, sein eigenes Leben, sein eigenes Glück... Er tut das, was die Pflicht von ihm heischt, er sucht das zu erreichen, was er aus Prinzip für gerecht hält, aber seine Handlungen sind matt, kalt, unsicher, weil er stets an seinen eigenen Kräften zweifelt. Er hat die Universität mit Auszeichnung absolviert, liebt die Wissenschaft, arbeitet beständig und möchte Professor werden; was wäre wohl einfacher, sollte man meinen. Aber als Jelena ihn nach der Professur fragt, hält er es für nötig, sich mit löblicher Bescheidenheit zu verhalten: „Natürlich weiß ich sehr gut, was mir alles fehlt, um würdig zu sein, eine solch hohe... Ich will sagen, daß ich viel zuwenig geschult bin; aber ich hoffe, die Erlaubnis zu einer Reise ins Ausland zu bekommen...“ Ganz und gar eine Einleitung zu einer akademischen Rede: „Ich hoffe, meine Herren, daß Sie die Trockenheit und die Blässe meiner Darlegungen freundlichst entschuldigen werden“ u. dgl....

Indes ist die Professur, von der Bersenew so spricht, sein sehnlichster Traum. Auf die Frage Jelenas, ob er mit seiner Lage vollständig zufrieden sein werde, wenn er den Lehrstuhl bekommt, antwortet er:

„Vollkommen, Jelena Nikolajewna, vollkommen. Was für einen besseren Beruf könnte es geben? Denken Sie, in die Fußstapfen Timofej Nikolajewitschs⁹⁹ zu treten... Allein der Gedanke an eine solche Tätigkeit erfüllt mich mit Freude und Verwirrung... Ja, mit Verwirrung, welche... welche dem Bewußtsein meiner geringen Kräfte entspringt.“

Dasselbe Bewußtsein seiner geringen Kräfte veranlaßt ihn, hartnäckig nicht daran zu glauben, daß Jelena ihn liebt, und sich dann darüber zu grämen, daß sie gleichgültig gegen ihn geworden sei. Dasselbe Bewußtsein zeigt sich auch darin, daß er seinen Freund Insarow unter anderem auch damit empfiehlt, er borge sich kein Geld. Dieses Bewußtsein äußert sich sogar in

⁹⁹ *Timofej Nikolajewitsch* – Granowskij (1813-1855), Professor der Weltgeschichte an der Moskauer Universität.

seinen Natur-[461]betrachtungen. Er sagt, die Natur erwecke in ihm Unruhe, ein Angstgefühl, sogar Trauer, und fragt Schubin:

„Was bedeutet dies? Werden wir angesichts der Natur uns unserer eigenen Unvollkommenheit, unserer Unklarheit stärker bewußt, oder finden wir das, womit sie sich zufrieden gibt, als zu wenig, während sie etwas anderes, d. h. das, was wir brauchen, gar nicht hat?“

Von dieser oberflächlich-romantischen Art ist die Mehrzahl der Betrachtungen Bersenews. Indes wird an einer anderen Stelle der Erzählung erwähnt, daß er Betrachtungen über Feuerbach anstellt; es wäre interessant, zu hören, was er wohl über Feuerbach sagt! ...

Also, Bersenew ist ein sehr guter russischer Edelmann, der zu Pflichtbewußtsein erzogen worden ist und sich später auf Gelehrsamkeit und Philosophie verlegt hat. Er ist weit tüchtiger und zuverlässiger als Schubin, und würde man ihn irgendeinen Weg führen, so würde er ihn gern und geradeaus gehen. Aber er selbst kann nicht andere führen, ja, nicht einmal sich selbst: Initiative liegt nicht in seiner Natur, und er hat weder während seiner Erziehung noch in seinem weiteren Leben Gelegenheit gehabt, sie zu erwerben. Jelena empfand erst Sympathie für ihn wegen seiner Güte und seiner ernsten Reden; sie schämt sich sogar vor ihm wegen ihrer Unwissenheit, weil er immer Bücher bringt, die sie nicht lesen kann. Aber sich mit ihm ganz zu verbinden, ihm ihre Seele, ihr Schicksal anzuvertrauen, vermag sie nicht; noch bevor sie Insarow kennenlernt, fühlt sie instinktiv, daß Bersenew nicht das ist, was sie braucht. Und man darf in der Tat mit Sicherheit behaupten, daß Bersenew Angst bekommen hätte, wenn es Jelena eingefallen wäre, sich ihm an den Hals zu werfen, und daß er bestimmt unter verschiedenen schicklichen Vorwänden die Flucht ergriffen hätte.

Übrigens hatte sich Jelena infolge ihres beschränkten Bekanntenkreises einen Augenblick lang zu Bersenew hingezogen gefühlt und sich schon gefragt, ob nicht er es sei, auf den ihre Seele schon so lange und so gierig gewartet hat, der sie aus allen ihren Zweifeln herausführen und ihr den Weg zu ihrer Tätigkeit zeigen würde? Aber Bersenew selbst brachte Insarow zu ihr, und der Zauber schwand...

Strenggenommen ist an Insarow nichts Außerordentliches. Bersenew, Schubin, Jelena selbst und endlich sogar der Autor der Erzählung charakterisieren ihn eher durch negative Eigenschaften. Er lügt nie, er wird seinem Wort nicht untreu, er borgt sich kein Geld, er spricht nicht gern von seinen Heldentaten, er verschiebt nie die Ausführung eines gefaßten Entschlusses, sein Wort steht nicht im Widerspruch zur Tat u. dgl. Mit einem Wort, es fehlen ihm jene Züge, derentwegen sich jeder Mensch, der den Anspruch [462] erhebt, für anständig zu gelten, bittere Vorwürfe machen müßte. Aber abgesehen davon, ist er Bulgare, der in der Seele den leidenschaftlichen Wunsch hegt, sein Vaterland zu befreien, und diesem Gedanken gibt er sich ganz hin, offen und überzeugt; in ihm besteht das Endziel seines Lebens. Es fällt ihm nicht ein, sein persönliches Wohl seinem Lebensziel entgegenzustellen; ein derartiger Gedanke, der bei dem russischen Adligen Bersenew so natürlich ist, kann dem einfachen Bulgaren gar nicht in den Sinn kommen. Im Gegenteil, er bemüht sich ebendeshalb um die Freiheit seines Vaterlandes, weil er darin seine persönliche Ruhe und sein ganzes Lebensglück sieht; er würde sein geknechtetes Vaterland aus dem Spiel lassen, wenn er nur in irgend etwas anderem Befriedigung finden könnte. Aber er kann sich sein eigenes Schicksal nicht getrennt von dem seines Vaterlandes vorstellen.

„Wie kann man glücklich und zufrieden sein, wenn die eigenen Landsleute leiden“, denkt er. „Wie kann sich ein Mensch beruhigen, solange sein Vaterland versklavt und unterdrückt ist? Und welche Beschäftigung könnte ihm angenehm sein, wenn sie nicht das Los seiner armen Landsleute erleichterte?“

Auf diese Weise arbeitet er für die ihm am Herzen liegende Sache vollkommen ruhig, unbefangen und ohne große Reden, so einfach, wie er ißt und trinkt. Zunächst hat er für die unmittelbare Verwirklichung seiner Idee noch wenig zu tun; aber was ist da zu machen? Er hat jetzt

auch wenig und schlecht zu essen und muß zuweilen sogar hungern; aber dennoch bildet die Nahrung, wenn sie auch kärglich ist, eine unumgängliche Bedingung seiner Existenz. So auch die Befreiung der Heimat; er studiert an der Moskauer Universität, um sich eine umfassende Bildung anzueignen und um den Russen näherzukommen, und begnügt sich im Verlaufe der Erzählung vorläufig damit, daß er bulgarische Lieder ins Russische übersetzt, eine bulgarische Grammatik für Russen und eine russische für Bulgaren schreibt, mit seinen Landsleuten im Briefwechsel steht und sich zur Reise in die Heimat rüstet, um den Aufstand beim ersten Aufflackern eines Orientkrieges vorzubereiten (die Handlung der Erzählung spielt im Jahre 1853). Natürlich ist dies Schmalkost für den tätigen Patriotismus Insarows; aber seinen Aufenthalt in Moskau hält er eben nicht für das wirkliche Leben, und seine geringe Tätigkeit befriedigt nicht einmal sein persönliches Gefühl. Er lebt auch *am Vorabend* des großen Tages der Befreiung seines Vaterlandes, an dem sein ganzes Wesen von dem Bewußtsein des Glücks erhellt werden wird, sein Leben einen wirklichen Inhalt gewinnen, zum wirklichen Leben werden wird. Auf diesen Tag wartet er wie auf ein Fest, und deshalb [463] kommt es ihm nicht in den Sinn, an sich zu zweifeln und kühl zu berechnen oder abzuwägen, wieviel er eigentlich leisten und mit was für einem großen Mann er sich messen könnte. Ob er Timofej Nikolajewitsch oder Iwan Iwanowitsch werden wird, das kümmert ihn absolut nicht; ob er Nummer eins oder Nummer zwei sein wird, darüber denkt er gar nicht nach. Er wird das tun, wozu ihn seine Natur drängt; wenn seine Natur so ist, daß sich kein Besserer finden wird, so wird er Nummer eins werden und an der Spitze schreiten; wenn sich aber Menschen finden werden, die stärker und kühner sind als er, dann wird er ihnen folgen, und in beiden Fällen wird er unverändert sich selbst treu bleiben. Wo er sich hinstellen und was er erreichen soll – das werden die Umstände bestimmen; aber er will vorwärtsschreiten, er kann nicht anders als vorwärtsschreiten, nicht deshalb, weil er etwa Angst hat, irgendeine Pflicht zu verletzen, sondern weil er sterben würde, wenn er sich nicht vom Fleck rühren dürfte. Darin besteht der riesige Unterschied zwischen ihm und Bersenew. Auch Bersenew ist zu Opfern und Heldentaten fähig, aber er ist dabei einem großmütigen jungen Mädchen ähnlich, das, um den Vater zu retten, sich zu einer verhaßten Ehe entschließt. Mit unterdrücktem Schmerz und mit ihr schwerfallender Ergebenheit in ihr Schicksal wartet sie auf den Hochzeitstag und wäre froh, wenn irgendein Hindernis dazwischenkäme. Insarow dagegen wartet auf den Tag seiner Heldentaten, auf den Anbruch seiner aufopfernden Tätigkeit leidenschaftlich und ungeduldig wie ein verliebter Jüngling auf den Tag der Hochzeit mit dem geliebten Mädchen. Nur eine Angst beunruhigt ihn: daß nicht irgend etwas den ersehnten Augenblick stören oder hinausschieben möge. Sein Verlangen nach Freiheit des Vaterlandes wurzelt bei Insarow nicht im Verstand, nicht im Herzen, nicht in der Phantasie; sie steckt in seinem ganzen Organismus, und alles, was auch in ihn Einlaß finden mag, verwandelt sich kraft dieses Gefühls, unterwirft sich ihm und wird mit ihm eins. Deswegen steht er bei aller Alltäglichkeit seiner Fähigkeiten, bei aller Glanzlosigkeit seiner Natur unermesslich höher und wirkt auf Jelena unvergleichlich stärker und nimmt mehr für sich ein als der glänzende Schubin und der kluge Bersenew, obschon diese beiden ebenfalls edle, liebevolle Menschen sind. Jelena schreibt eine sehr treffende Bemerkung über Bersenew in ihr Tagebuch (für das der Autor überhaupt weder an Tiefsinn noch an Geist spart hat):

„Andrej Petrowitsch ist vielleicht gelehrter als er (Insarow), vielleicht sogar klüger... Aber ich weiß nicht – *er ist vor ihm so klein.*“

[464] Sollen wir noch die Geschichte der Annäherung Jelenas an Insarow und ihrer Liebe erzählen? Dies scheint uns nicht nötig. Wahrscheinlich erinnern sich unsere Leser noch gut an diese Geschichte; sie läßt sich ja auch nicht erzählen. Wir fürchten, mit unserer kalten, rauhen Hand diese zarte, poetische Schöpfung zu berühren; wir fürchten, durch ein trockenes, gefühlloses Wiedererzählen das Gefühl des Lesers, das durch die Poesie der Turgenewschen

Erzählung unbedingt geweckt wird, zu entweihen. Der Sänger der reinen, idealen Frauenliebe, Herr Turgenew, blickt so tief in die jugendliche, jungfräuliche Seele hinein, erfaßt sie so vollständig und zeichnet ihre besten Augenblicke mit solchem Feuer der Begeisterung, mit solcher Glut der Liebe, daß wir in seiner Erzählung das Wogen des jungfräulichen Busens und den feuchten Blick zu sehen und jeden Schlag des erregten Herzens, jeden stillen Seufzer zu hören vermeinen, und unser eigenes Herz bebt und erstirbt vor Wonne, und gnadenreiche Tränen treten uns mehr als einmal in die Augen, und unserer Brust will sich etwas entringen – als sähen wir einen alten Freund nach langer Trennung wieder oder als kehrten wir aus der Fremde in die heimatlichen Gefilde zurück. Diese Empfindung ist traurig und freudig zugleich: dort sind die lichten Erinnerungen der Kindheit, die unwiderruflich verflogen ist, dort sind die stolzen, freudigen Hoffnungen der Jugend, die idealen, harmonischen Träume einer reinen, mächtigen, von den Erfahrungen des Lebens nicht gedemütigten und erniedrigten Phantasie. Alles dies ist vorbei und wird nicht wiederkehren, aber noch ist der Mensch nicht verloren, solange er wenigstens in der Erinnerung zu diesen reinen Träumen, zu dieser reinen, kindlichen Lebenstrunkenheit, zu diesen idealen, erhabenen Plänen zurückzukehren vermag, um dann bei dem Anblick des Schmutzes, der Abgeschmacktheit und der Kleinlichkeit zu erschauern, in denen sein jetziges Leben verläuft. Wohl dem, der in anderen solche Erinnerungen zu wecken und solche seelische Stimmungen hervorzurufen vermag... Das Talent des Herrn Turgenew war in dieser Beziehung immer stark, seine Erzählungen pflegten schon immer durch ihre Gesamtstimmung einen reinen Eindruck zu machen, und darin besteht natürlich ihre wesentliche Bedeutung für die Gesellschaft. Diese Bedeutung kommt auch der Erzählung „Am Vorabend“, der Schilderung der Liebe Jelenas, in vollem Maße zu. Wir sind überzeugt, daß die Leser auch ohne uns imstande sein werden, den ganzen Reiz dieser leidenschaftlichen, zarten, die Sehnsucht weckenden Szenen, dieser feinen und tiefen psychologischen Einzelheiten zu würdigen, mit denen die Liebe [465] Jelenas und Insarows vom Anfang bis zum Ende geschildert ist. Anstatt wiederzuerzählen, erinnern wir nur an Jelenas Tagebuch, ihr Warten auf Insarow, der kommen sollte, um sich zu verabschieden, an die Szene in der kleinen Kapelle, an Jelenas Heimkehr nach dieser Szene, an ihre drei Besuche bei Insarow, besonders an den letzten*, dann an den Abschied von der Mutter, von der Heimat, an die Abreise, schließlich an ihre letzte Spazierfahrt mit Insarow auf dem Canal Grande, den Abend in der Vorstellung von „La Traviata“ und die Heimkehr. Diese letzte Schilderung hat durch ihre strenge Wahrheitstreue und den unendlich traurigen Reiz besonders stark auf uns gewirkt; für uns ist das die innigste, sympathischste Stelle der ganzen Erzählung.

Wir überlassen es unseren Lesern, sich mit Genuß an den ganzen Gang der Erzählung zu erinnern, und wenden uns wieder dem Charakter Insarows oder, besser gesagt, jenem Verhältnis zu, in dem er zu der ihn umgebenden russischen Gesellschaft steht. Wir haben schon gesehen, daß er hier fast nichts tut, um sein Hauptziel zu erreichen; nur einmal sehen wir, daß er einen Weg von mehr als sechzig Werst macht, um die Versöhnung zweier Landsleute, die in der Ansiedlung am Troizkij-Kloster wohnen, zu bewerkstelligen, und am Schluß seines Aufenthalts in Moskau wird erwähnt, daß er in der Stadt herumgefahren sei und heimlich mit

* Es gibt Menschen, deren Phantasie so schmutzig und so verderbt ist, daß sie in dieser entzückenden, reinen und tiefmoralischen Szene der vollen, leidenschaftlichen Vereinigung zweier liebender Wesen nur Material für wollüstige Vorstellungen sehen werden. Da sie die anderen nach sich selbst beurteilen, werden sie sogar ein Geschrei erheben, daß diese Szene einen schlechten Einfluß auf die Moral haben könnte, denn sie wecke unreine Gedanken. Aber mögen sie nur schreien: es gibt ja sogar Menschen, die auch bei dem Anblick der Venus von Milo nur einen sinnlichen Reiz empfinden und beim Anblick der Madonna mit einem priapeischen [unzüchtigen] Lächeln sagen: „Sie... taugt... sozusagen...“ Doch nicht für diese Menschen sind Kunst und Poesie, und auch die wahre Moral ist nicht für sie. Bei ihnen verwandelt sich alles in etwas abscheulich Unreines. Aber lassen Sie ein unschuldiges Mädchen mit reinem Herzen diese Szene lesen, und glauben Sie mir, sie wird nichts außer den lichtesten, edelsten Gedanken aus dieser Lektüre gewinnen. (N. D.)

verschiedenen Leuten Zusammenkünfte gehabt habe. Ja, natürlich, er hatte auch nichts zu tun, während er in Moskau lebte; um eine richtige Tätigkeit zu entfalten, mußte er erst nach Bulgarien reisen. Und er reiste auch hin, aber unterwegs ereilte ihn der Tod, und von seiner Tätigkeit sehen wir in der Erzählung eben nichts. Daraus ist ersichtlich, daß das Wesen der Erzählung gar nicht darin besteht, uns ein Muster bürgerlicher, d. h. sozialer Tugenden zu schildern, wie einige behaupten möchten! Es ist hier kein Vorwurf [466] gegen die junge russische Generation, kein Hinweis darauf, wie ein ziviler Held sein müßte. Wenn das die Absicht des Autors gewesen wäre, dann hätte er seinen Helden der Sache selber unmittelbar gegenüberstellen müssen – mit den Parteien, mit dem Volk, mit der fremden Regierung, mit seinen Gesinnungsgenossen, mit der feindlichen Macht... Aber unser Autor wollte gar nicht, und soweit wir nach seinen früheren Werken urteilen können, wäre er auch gar nicht imstande gewesen, eine heroische Epopöe zu schreiben. Seine Aufgabe war eine ganz andere: der ganzen Ilias und der Odyssee hat er nur die Erzählung vom Aufenthalt des Odysseus auf der Insel Kalypso entnommen, und weiter geht er nicht. Nachdem Herr Turgenew uns hat wissen und fühlen lassen, was Insarow ist und in was für ein Milieu er geriet, gibt er sich ganz der Schilderung hin, wie Insarow geliebt wird und was diese Liebe mit sich gebracht hat. Und da, wo die Liebe endlich ihren Platz der lebendigen, zivilen Tätigkeit abtreten muß, schneidet er das Leben seines Helden ab und schließt die Erzählung.

Worin also besteht der Sinn des Auftretens eines *Bulgaren* in dieser Geschichte? Was bedeutet hier der Bulgare, warum ist es kein Russe? Gibt es denn unter den Russen keine solchen Naturen, sind denn die Russen unfähig, leidenschaftlich und entschlossen zu lieben, unfähig, ohne sich zu besinnen, aus Liebe zu heiraten? Oder ist es einfach eine Laune der Phantasie des Autors, und man braucht darin keinen besonderen Sinn zu suchen? „Ich habe mir da einen Bulgaren genommen und basta; ich hätte ebensogut einen Zigeuner oder wohl auch einen Chinesen nehmen können...“

Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, wie man den ganzen Sinn der Erzählung auffaßt. Es dünkt uns, daß der Bulgare in der Tat hier durch eine andere Nationalität hätte ersetzt werden können – durch einen Serben, einen Tschechen, einen Italiener, einen Ungarn –, nur nicht durch einen Polen oder einen Russen. Warum nicht durch einen Polen? Das steht selbstverständlich nicht in Frage; warum aber nicht durch einen Russen? Darin besteht eben die ganze Frage, und wir werden uns Mühe geben, darauf nach bestem Können zu antworten.

Die Sache ist die, daß in der Erzählung „Am Vorabend“ die Hauptperson Jelena ist, und im Hinblick auf sie haben wir die übrigen Personen zu analysieren. In ihr hat sich jene unklare Sehnsucht nach irgend etwas gezeigt, jenes fast unbewußte, aber unabweisbare Bedürfnis nach einem neuen Leben, nach neuen Menschen, das jetzt die ganze russische Gesellschaft ergreift, und nicht etwa nur die sogenannte gebildete. In Jelena spiegeln sich die [467] besten Regungen unseres heutigen Lebens so hell wider, und in ihrer Umgebung tritt die ganze Haltlosigkeit des gewohnten Ganges ebendieses Lebens so plastisch hervor, daß man unwillkürlich Lust bekommt, eine ausführliche Parallele zu ziehen. Dazu wäre alles da: der nicht böse, aber leere und stumpf-wichtigtuerte Stachow in Verbindung mit Anna Wassiljewna, die von Schubin ein Huhn genannt wird, und die deutsche Gesellschafterin, zu der Jelena so kühl steht, und der schläfrige, aber zuweilen tiefsinnige Uwar Iwanowitsch, den nur die Mitteilung über ein Kontrabombardon aufregt, und sogar der garstige Lakai, der Jelena beim Vater denunziert, als die ganze Sache schon erledigt ist... Aber derartige Parallelen, die zweifellos von einem reichen Spiel der Phantasie zeugen, sind an den Haaren herbeigezogen und lächerlich, wenn sie sich zu sehr auf Einzelheiten einlassen. Darum wollen wir auf die Einzelheiten gar nicht eingehen und nur einige ganz allgemeine Bemerkungen machen.

Der Werdegang Jelenas ist weder auf große Bildung noch auf umfassende Lebenserfahrung

gegründet; die beste, ideale Seite ihres Wesens entfaltete sich in ihr, verstärkte sich und wurde reif im Anblick der sanften Trauer des ihr vertrauten Gesichts, im Anblick der Armen, der Kranken und der Unterdrückten, die sie überall fand und sah, sogar im Traum. Sind denn die Besten der russischen Gesellschaft nicht unter ähnlichen Eindrücken aufgewachsen und erzogen worden? Ist denn bei uns nicht für jeden wahrhaft anständigen Menschen der Haß gegen alle Gewalttätigkeit, Willkür, Bedrückung kennzeichnend sowie der Wunsch, den Schwachen und Unterdrückten zu helfen? Wir sagen nicht: „*Die Tat* zum Schutz der Schwachen vor der Unterdrückung durch die Starken“, weil es das nicht gibt, sondern eben der *Wunsch*, genau so wie bei Jelena. Auch wir sind froh, zuweilen eine gute Tat zu vollbringen, wenn sie nur eine positive Seite hat, d. h. wenn sie keinen Kampf erfordert und keinen fremden Widerstand voraussetzt. Wir schenken gern ein Almosen, veranstalten eine Wohltätigkeitsvorstellung, opfern sogar im Notfall einen Teil unseres Hab und Guts – aber nur, wenn sich die Sache darauf beschränkt, wenn wir uns nicht weiter damit abgeben und um irgendeines Armen oder Gekränkten willen mit allerlei Unannehmlichkeiten kämpfen müssen. „Der Wunsch nach Betätigung im Namen des Guten“ ist auch in uns vorhanden, und auch die Kräfte dazu, aber die Angst und die Unsicherheit in bezug auf die eigenen Kräfte sowie schließlich die Tatsache, daß wir nicht wissen, was tun, halten uns beständig zurück, und wir finden uns plötzlich, ohne selbst zu [468] wissen wie, abseits vom gesellschaftlichen Leben, kalt und fremd seinen Interessen gegenüber, genau so wie Jelena in ihrer Umgebung. Indes brodelte der *Wunsch* nach wie vor in der Brust (wir sprechen von denen, die sich nicht bemühen, diesen Wunsch künstlich zu unterdrücken), und wir suchen immer, wir dürsten, warten... warten darauf, daß uns jemand klarmacht, was wir tun sollen. In dem Schmerz des Nichtbegreifens, fast in Verzweiflung schreibt Jelena in ihr Tagebuch:

„Oh, wenn mir jemand sagen wollte: das ist's, was du tun *mußt*! Gut sein – das ist wenig; Gutes tun... ja, das ist die Hauptsache im Leben. *Aber wie Gutes tun?*“

Wer von den Menschen unserer Gesellschaft, die sich eines lebendigen Herzens bewußt sind, hat sich nicht schon voller Pein diese Frage gestellt? Wer hat nicht alle Arten der Tätigkeit, in denen sich, nach Maßgabe der Kräfte, sein Wunsch, Gutes zu tun, geäußert hat, als jämmerlich und geringfügig erkannt? Wer hat nicht gefühlt, daß es etwas anderes, Größeres gibt, das wir selbst tun könnten, wenn wir nur wüßten, wie wir es anfangen sollen... Doch wo ist die Lösung der Zweifel? In den lichten Augenblicken unserer Existenz suchen wir sie voller Qual und Begierde und finden sie nirgends. Unsere ganze Umgebung quält sich, dünkt uns, mit denselben Zweifeln wie wir oder hat in sich das menschliche Antlitz vernichtet und sich auf die ausschließliche Verfolgung der eigenen kleinlichen, egoistischen, tierischen Interessen beschränkt. Und so vergeht das Leben, ein Tag nach dem anderen, bis es im Herzen des Menschen erstorben ist, und von Tag zu Tag wartet der lebendige Mensch: ob es morgen nicht besser werden, ob sich morgen sein Zweifel nicht lösen, ob morgen nicht jener erscheinen wird, der uns sagt, wie das Gute zu tun sei...

Dieses sehnsüchtige Warten quält die russische Gesellschaft schon lange, und wie oft schon irrten wir uns gleich Jelena, indem wir wähnten, daß der Erwartete bereits erschienen sei, und fühlten uns dann enttäuscht... So hat sie sich erst leidenschaftlich an Anna Wassiljewna angeschlossen; aber Anna Wassiljewna erwies sich als nichtswürdig und charakterlos... Sie war fast so weit, Neigung für Schubin zu empfinden, wie unsere ganze Gesellschaft eine Zeitlang für das Künstlerische schwärmte; aber Schubin hatte keinen soliden Fonds, nichts als Flitter und Launen; Jelena aber hatte keine Zeit, mitten in ihrem Suchen Spielzeuge zu bewundern. Einen Augenblick fühlte sie sich zu der ernstesten Wissenschaft in der Person Bersenews hingezogen; aber die ernsteste Wissenschaft erwies sich als bescheiden, zweifelnd und auf Nummer eins wartend, um ihr zu folgen. Jelena aber brauchte eben einen Menschen, der nicht [469] numeriert ist und nicht auf seine Bestimmung wartet, sondern einen, der selbständig und un-

aufhaltsam seinem Ziel zustrebt und die anderen mit sich fortreißt. Als solcher erschien endlich Insarow vor ihr, und in ihm fand sie die Verwirklichung ihres Ideals, in ihm sah sie die Möglichkeit einer Antwort auf die Frage, wie sie Gutes tun solle.

Warum aber konnte Insarow kein Russe sein? Er handelt doch in der Erzählung nicht, sondern rüstet sich erst zur Tat; das kann auch ein Russe. Sein Charakter ist auch in einer russischen Haut möglich, besonders in solchen Erscheinungsformen. Er tritt in dieser Erzählung dadurch in Erscheinung, daß er stark und entschlossen liebt, aber ist denn das für einen Russen unmöglich?

Alles das ist richtig, und dennoch konnte sich die Sympathie Jelenas, eines Mädchens, wie wir es uns vorstellen, einem russischen Menschen nicht mit der Berechtigung und der Natürlichkeit zuwenden, wie sie sich dem Bulgaren zugewandt hat. Der ganze Zauber Insarows besteht in der Erhabenheit und der Heiligkeit der Idee, von der sein ganzes Wesen durchdrungen ist. Jelena, die es nach der guten Tat dürstet, die aber noch nicht weiß, wie sie zu vollbringen ist, fühlt sich durch die Schilderung von Insarows Absichten sofort tief ergriffen, noch bevor sie ihn selbst gesehen hat. „Das Vaterland befreien“, sagt sie, „man muß diese Worte mit heiliger Scheu aussprechen: so groß sind sie!“ Und sie fühlt, daß das Wort ihres Herzens gefunden ist, daß sie zufriedengestellt ist, daß sie sich kein höheres Ziel stecken könnte als dieses und daß sie für ihr ganzes Leben, ausreichend für ihre ganze Zukunft, einen tätigen Inhalt bekommt, wenn sie sich nur entschließt, diesem Menschen zu folgen. Und sie gibt sich Mühe, ihn genau zu erforschen, sie will in seine Seele eindringen, seine Träume teilen und seine Pläne genau kennenlernen. In ihm aber lebt nichts als die beständige, mit ihm eins gewordene Idee des Vaterlandes und seiner Freiheit; und Jelena ist zufrieden, ihr gefallen an ihm diese Klarheit und Bestimmtheit der Bestrebungen, die Ruhe und die Festigkeit der Seele, die Macht des Vorhabens selbst, und sie wird bald selbst zum Echo der Idee, die ihn beseelt.

„Wenn er von seinem Vaterlande spricht“, schreibt sie in ihrem Tagebuch „wächst er und wächst, und sein Gesicht wird schön, und seine Stimme ist wie Stahl, und es dünkt mich, daß es dann keinen Menschen auf der Welt gibt, vor dem er den Blick senken würde. Und er spricht nicht nur, er handelt auch und wird handeln. Ich will ihn fragen...“

Nach einigen Tagen schreibt sie wieder:

„Es ist doch seltsam, daß ich bis jetzt, bis zu meinem zwanzigsten Jahr, niemand geliebt habe! Mir scheint, daß bei D. (ich will ihn D. nennen, mir gefällt [470] dieser Name: Dmitri), daß in D.s Seele deshalb alles so klar ist, weil er sich seiner Sache, seinem Traum ganz hingeeben hat. Weshalb sollte er sich aufregen? Wer sich ganz... ganz... ganz... hingibt, der hat wenig Sorge, der fühlt sich für nichts mehr verantwortlich. Nicht *ich will*, sondern *die Sache will*.“

Und als sie dies begreift, will sie mit ihm so eins werden, daß fürderhin *nicht sie* wollen soll, sondern *er* und *das*, was ihn beseelt. Und wir verstehen ihre Lage sehr gut; wir sind überzeugt, daß auch die ganze russische Gesellschaft, obgleich sie sich nicht wie Jelena von der Person Insarows hinreißen lassen würde, doch die Berechtigung und die Natürlichkeit von Jelenas Gefühl einsehen wird.

Wir sagen: die Gesellschaft selbst wird sich nicht hinreißen lassen, und gründen diese Vermutung darauf, daß *dieser* Insarow für uns noch immer ein Fremder ist. Herr Turgenew selbst, der den besten Teil unserer Gesellschaft so gut studiert hat, hat keine Möglichkeit gefunden, ihn zu einem der *Unserigen* zu machen. Nicht genug, daß er ihn aus Bulgarien eingeführt hat, er hat uns diesen Helden auch als Menschen nicht genügend nahegebracht. Darin besteht, auch schon vom literarischen Standpunkt betrachtet, der hauptsächlich künstlerische Mangel der Erzählung. Wir verstehen eine der wichtigsten Ursachen dieses Mangels, an denen der Autor keine Schuld trägt, und machen deshalb Herrn Turgenew keinen Vorwurf. Nichtsdestoweniger beeinträchtigt die Blässe Insarows den Eindruck, den diese Erzählung macht. Die Erhabenheit

und die Schönheit der Ideen Insarows erstehen vor uns nicht mit solcher Gewalt, daß wir uns von ihnen durchdrungen fühlen und in stolzer Begeisterung ausrufen: „Wir folgen dir!“ Und dennoch ist diese Idee so heilig, so erhaben... Viel weniger menschliche, zuweilen sogar einfach falsche Ideen, die in künstlerischen Gestalten leidenschaftlich dargestellt sind, haben eine fieberhafte Wirkung auf die Gesellschaft ausgeübt: Gestalten wie Karl Moor, wie Werther, wie Petschorin haben eine Menge Nachahmer gefunden. Insarow wird sie nicht finden. Freilich war es für ihn schwierig, sich in der vollen Größe seiner Idee zu zeigen, da er in Moskau lebte und nichts tat; er konnte sich doch nicht in rhetorischer Großrednerie üben. Aber in der Erzählung lernen wir ihn auch als Menschen wenig kennen – seine innere Welt ist uns unzugänglich; für uns bleibt verborgen, was er tut, was er denkt, was er hofft, welche Veränderungen in seinen Beziehungen er erfährt, wie er den Gang der Ereignisse und das Leben, das an seinen Augen vorüberzieht, betrachtet. Selbst über seine Liebe zu Jelena wird uns nicht genügend Aufschluß gegeben. Wir wissen, daß er sie leidenschaftlich liebt: wie aber dieses Gefühl in ihm Eingang fand, was in ihr [471] Insarow angezogen hat, welchen Grad dieses Gefühl erreicht hatte, als er es bemerkte und anfänglich beschloß fortzugehen – alle diese inneren Einzelheiten und viele andere, die Herr Turgenew so fein, so poetisch zu schildern versteht, sind bei der Darstellung der Persönlichkeit Insarows im dunkeln geblieben. Als eine lebendige Gestalt, als eine wirkliche Person steht Insarow uns außerordentlich fern, und darum macht „Am Vorabend“ auf das Publikum einen so schwachen, zum Teil sogar ungünstigen Eindruck im Vergleich zu den früheren Erzählungen Herrn Turgenews, in denen Charaktere vorgeführt wurden, die der Autor bis in die feinsten Einzelheiten studiert und tief empfunden hat. Wir verstehen, daß Insarow ein guter Mensch sein muß und daß Jelena ihn mit der ganzen Kraft ihrer Seele lieb gewinnen konnte, denn sie sah ihn im Leben und nicht in der Erzählung, uns aber ist er nah und teuer nur als Repräsentant der Idee, die uns ebenso wie Jelena mit plötzlichem Licht überrascht und die Dunkelheit unserer Existenz erleuchtet. Darum verstehen wir eben vollauf, wie natürlich Jelenas Gefühl für Insarow ist, daher kommt es, daß wir, zufrieden mit der unverbrüchlichen Treue Insarows gegenüber der Idee, zuerst auch selbst nicht bemerken, daß er nur in allgemeinen, blassen Umrissen gezeichnet ist.

Und da will man noch, daß er ein Russe sei! „Nein, er könnte kein Russe sein!“ ruft Jelena selbst aus, als Antwort auf das in ihr aufkommende Bedauern darüber, daß er kein Russe ist. Und in der Tat, solche Russen gibt es nicht, es darf und es kann, in der jetzigen Zeit wenigstens, keine solchen geben. Wir wissen vorderhand nicht, wie sich die neuen Generationen entwickeln und weiterentwickeln werden, aber die, die wir jetzt in Aktion sehen, haben sich gar nicht so entwickelt, daß sie Insarow gleichen könnten. Auf die Entwicklung eines jeden einzelnen Menschen haben nicht nur seine privaten Verhältnisse Einfluß, sondern die ganze gesellschaftliche Atmosphäre, in der ihm zu leben beschieden ist. Die eine entwickelt heroische Tendenzen, die andere friedliche Neigungen, die eine regt an, die andere lullt ein. Das russische Leben hat sich so herrlich gestaltet, daß alles in ihm zu ruhigem, friedlichem Schlaf auffordert und jeder Mensch, den dieser Schlaf flieht, nicht ohne Grund als ein unruhiger und für die Gesellschaft völlig überflüssiger Mensch erscheint. Man vergleiche, in der Tat, die Umstände, unter denen Insarows Leben beginnt und verläuft, mit den Umständen, in die ein jeder Russe bei seiner Geburt eintritt...

Bulgarien ist geknechtet, es leidet unter dem türkischen Joch. Wir sind, Gott sei Dank, von niemand versklavt, wir sind frei, wir [472] sind ein großes Volk, das mit seinen Waffen oft die Schicksale von Königreichen und Völkern entschieden hat; wir beherrschen andere, uns aber beherrscht niemand...

In Bulgarien gibt es keine sozialen Rechte und Garantien. Insarow sagt zu Jelena: „Wenn Sie wüßten, wie gesegnet unser Land ist. Indessen wird es getreten, wird es gepeinigt; man hat uns alles genommen, alles: unsere Kirchen, unsere Rechte, unseren Boden, wie eine Herde

jagen uns die verdammten Türken, wir werden abgeschlachtet...“ Rußland dagegen ist ein wohleingerichteter Staat: es hat weise Gesetze, die die Rechte der Bürger schützen und ihre Pflichten bestimmen, es herrscht in ihm gerechte Rechtsprechung, es blüht eine wohlthuende Öffentlichkeit. Kirchen werden niemandem weggenommen, und Glaubensbekenntnisse werden entschieden durch nichts beengt, im Gegenteil, der Eifer der Prediger, die den Verirrten ins Gewissen reden, wird unterstützt. Rechte, Grund und Boden werden niemandem genommen, sondern im Gegenteil denen noch geschenkt, die sie bis jetzt nicht hatten; wie eine Herde wird niemand gejagt...

„In Bulgarien“, sagt Insarow, „haben der letzte Bauer, der letzte Bettler und ich ein und denselben Wunsch: wir haben alle *ein* Ziel.“ Eine solche Eintönigkeit gibt es im russischen Leben überhaupt nicht, da jeder Stand, fast jeder Zirkel sein eigenes Leben für sich lebt, seine besonderen Ziele und Bestrebungen und seine feststehende Bestimmung hat. Bei unserer wohleingerichteten Gesellschaft bleibt jedem einzelnen nur übrig, sein eigenes Wohlergehen zu festigen, wozu man es gar nicht nötig hat, sich mit der ganzen Nation in einer gemeinsamen Idee zu vereinigen, wie das in Bulgarien der Fall ist.

Insarow war noch ein Säugling, als ein türkischer Aga seine Mutter raubte und nachher tötete und sein Vater erschossen wurde, weil er, in der Absicht, sich an dem Aga zu rächen, mit dem Dolch nach ihm stach. Wann und wie könnte ein Russe je solchen Eindrücken im Leben begegnen? Hat man je so etwas im russischen Lande gehört? Natürlich, Kriminalverbrechen sind überall möglich; hätte aber bei uns irgendein *Aga* eine fremde Frau geraubt, ermordet oder langsam umgebracht, so wäre der Ehemann gar nicht dazu gekommen, Rache zu üben, denn wir haben Gesetze, die für alle gleich sind und die Verbrechen unparteiisch ahnden.

Mit einem Wort, Insarow saugt mit der Muttermilch den Haß gegen die Unterdrücker ein, die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge. Er braucht sich nicht anzustrengen, er braucht nicht mit Hilfe einer langen Reihe von Syllogismen [473] dahin zu gelangen, daß er die Richtung seiner Tätigkeit bestimmt. Ist er nicht faul und nicht feige, so weiß er bereits, was er tun und wie er sich aufführen muß; er braucht sich nicht zu zersplittern. Ja, auch seine Aufgabe ist *leicht verständlich*, wie Schubin sagt: „Man braucht nur die Türken hinauszwerfen, was ist das schon!“ Und außerdem weiß Insarow auch, daß in seiner Tätigkeit das Recht auf seiner Seite ist, nicht nur vor seinem eigenen Gewissen, sondern auch vor dem Gericht der Menschen; seine Pläne werden die Sympathie eines jeden anständigen Menschen gewinnen. Man versuche, sich jetzt etwas Ähnliches in der russischen Gesellschaft vorzustellen; man kann es sich gar nicht vorstellen! In der russischen Übersetzung wird Insarow nicht anders erscheinen denn als Räuber, als Repräsentant des „antisozialen Elements“, über den das russische Publikum aus den im „Russkij Westnik“ veröffentlichten gelehrten Forschungen des Herrn Solowjow¹⁰⁰ sehr genau Bescheid weiß. Wer, fragt es sich, könnte einen solchen liebgewinnen? Welches wohlgezogene, kluge Mädchen würde nicht vor ihm mit Schrecken ausreißen?

Begreift man jetzt, warum kein Russe an die Stelle von Insarow treten kann? Naturen wie er kommen natürlich auch in Rußland vor, und nicht wenige, aber sie können sich nicht so ungehindert entwickeln und sich so ungeniert auswirken wie Insarow. Ein russischer zeitgenössischer Insarow wird stets schüchtern, zwiespältig bleiben, wird sich gleichsam verbergen müssen, und seine Äußerungen werden verschleiert und doppelsinnig erscheinen... Dies eben verringert das Vertrauen zu ihm. Es könnte sich zuweilen sogar herausstellen, daß er lügt und sich selbst widerspricht, und bekanntlich lügen doch die Menschen entweder um irgendwelcher Vorteile willen oder aus Feigheit. Wie kann man aber für einen eigennütigen, feigen

¹⁰⁰ Solowjew, S. M. (1820-1879) – Historiker, Professor an der Moskauer Universität.

Menschen Sympathie empfinden, besonders, wenn die Seele vor Tatendurst vergeht und einen starken Kopf und eine starke Hand sucht, die sie führen soll?

Es gibt freilich auch bei uns kleine Helden, die in ihrem Mut und in ihrer Sympathie für die Unterdrückten Insarow gleichen. Doch sie sind in unserem Milieu lächerliche Don Quichottes... Das hervorstechende Merkmal Don Quichottes – daß er nicht versteht, was er unternimmt, und auch, was aus seinen Anstrengungen hervorgehen wird – tritt bei ihnen erstaunlich klar zutage. Zum Beispiel bilden sie sich plötzlich ein, daß man die Bauern vor der Willkür der Gutsbesitzer retten müsse, und sie wollen durchaus nichts davon wissen, daß es sich hier gar nicht um Willkür handelt, daß die Rechte der Gutsbesitzer vom Gesetz streng [474] geregelt sind und unantastbar bleiben müssen, solange dieses Gesetz besteht, und daß die Bauern gegen diese Willkür aufzuhetzen bedeutet, sie zudem noch der Strafe aussetzen, ohne sie von dem Gutsbesitzer zu befreien. Oder sie stellen sich z. B. die Aufgabe, die Unschuldigen vor der Ungerechtigkeit des Gerichts zu retten, als ob die Richter bei uns willkürlich nach eigenem Gutdünken handelten. Unsere Prozesse werden bei uns, wie bekannt, nach dem Gesetz geführt, und um das Gesetz so oder so auszulegen, bedarf es nicht des Heldentums, sondern nur der Übung in Gerichtskniffen. Und so machen sich unsere Don Quichottes nur unnütz Mühe... Oder es fällt ihnen plötzlich ein, das Bestechungswesen auszurotten – was für Qualen entstehen dann daraus für die armen Beamten, die einen Silberling für irgendeine Auskunft nehmen? Unsere Helden, die den Schutz der Leidenden übernehmen, werden sie einfach nicht leben lassen. Natürlich ist das edel und erhaben, aber kann man mit diesen unvernünftigen Menschen sympathisieren? Wir sprechen nicht einmal von jenen kalten Dienern der Pflicht, die einfach aus Amtspflicht derartig handeln, wir haben jene russischen Menschen vor Augen, die tatsächlich aufrichtig mit den Unterdrückten sympathisieren und sogar zu kämpfen bereit sind, um sie zu schützen. Auch diese erweisen sich als unnütz und lächerlich, weil sie die allgemeine Bedeutung des Milieus, in dem sie sich betätigen, mißverstehen. Und wie sollten sie es verstehen, da sie doch selbst darin stecken, und wenn ihre Wipfel auch nach oben streben, sind ihre Wurzeln doch in demselben Boden befestigt. Sie wollen den Kummer ihrer Nächsten verscheuchen, dieser hängt aber von der Struktur des Milieus ab, in dem sowohl die Bekümmerten als auch jene leben, die Tröster werden wollen. Was soll man da tun? Dieses ganze Milieu von unterst zuoberst kehren? – dann müßte man es auch mit sich selbst tun. Versuchen Sie es aber, setzen Sie sich in eine leere Kiste und versuchen Sie, sie mit sich selbst umzudrehen. Was für Anstrengungen Ihrerseits wird dies erfordern! Wenn Sie aber von der Seite herankommen, können Sie mit dieser Kiste mit einem Stoß fertig werden. Insarows Vorteil ist eben, daß er nicht in der Kiste sitzt; die Unterdrücker seines Vaterlands sind Türken, mit denen er nichts gemeinsam hat; er braucht bloß heranzugehen und sie so stark zu stoßen, wie es seine Kräfte zulassen. Der russische Held aber, der gewöhnlich aus der gebildeten Gesellschaft stammt, ist mit dem, wogegen er sich auflehnen muß, blutsverwandt. Er befindet sich in derselben Lage, in der sich beispielsweise einer der Söhne des türkischen Aga befinden würde, wenn er es sich einfallen ließe, Bulgarien von den Türken zu befreien. Es ist schwer, sich eine solche Erscheinung auch nur vorzustellen; würde sie aber auftreten, so müßte sich dieser Sohn, damit er uns nicht dumm und komisch vorkomme, losagen von allem, was ihn mit den Türken verbindet; von dem Glauben, der Nationalität, dem Verwandtenkreis, den Freunden und den Vorteilen, die ihm seine Stellung bietet. Man wird zugeben, daß dies furchtbar schwer ist, daß eine solche Entschlossenheit eine einigermaßen andere Entwicklung voraussetzt, als sie der Sohn eines türkischen Agas gewöhnlich durchmacht. Auch einem Russen fällt das Heldentum nicht viel leichter, und darum geben sich bei uns auch sympathische, energische Naturen mit kleinen, nutzlosen Bravaden* zufrieden, ohne je ein echtes, ernstes Heldentum zu erreichen, d. h. das Sichlossagen von einer ganzen Menge

* ???

von Begriffen und praktischen Beziehungen, durch die sie an das soziale Milieu gebunden sind. Ihre Schüchternheit gegenüber der gewaltigen Masse der gegnerischen Kräfte spiegelt sich selbst in ihrer theoretischen Entwicklung wider; sie fürchten sich, oder sie verstehen es nicht, bis auf den Grund zu gehen, und wenn sie sich beispielsweise vornehmen, das Übel zu strafen, so stürzen sie sich auf irgendeine unbedeutende Erscheinungsform desselben und werden von einer schrecklichen Ermüdung übermannt, noch bevor sie Zeit haben, über den Ursprung des Übels nachzudenken. Sie wollen die Hand nicht gegen den Baum erheben, auf dem sie selbst gewachsen sind; deshalb trachten sie, sich und den anderen einzureden, daß die ganze Fäulnis nur äußerlich sei, daß man sie nur wegzuwischen brauche, um alles in Ordnung zu bringen. Man braucht nur einige bestechliche Beamte aus dem Dienst zu jagen, einige Gutsbesitzer unter Kuratel zu stellen, den Branntweinpächter, der in einer Schenke schlechten Schnaps feilgeboten hat, zu überführen – und die Gerechtigkeit wird ihren Einzug halten, die Bauern in ganz Rußland werden in Wohlleben schwelgen, und die Branntweinpacht wird eine ausgezeichnete Sache fürs Volk werden. So denken viele aufrichtig, und sie verbrauchen in der Tat alle ihre Kräfte für derartige Großtaten und fühlen sich ganz im Ernst als Helden.

Man erzählte uns von einem ähnlichen Helden, einem, wie man uns sagte, äußerst begabten, energischen Menschen. Schon auf dem Gymnasium begann er einen Prozeß gegen einen Erzieher, weil dieser Papier unterschlug, das für die Zöglinge bestimmt war. Die Sache nahm einen peinlichen Verlauf, unser Held verstand es, sowohl den Inspektor als auch den Direktor zu verletzen, und wurde relegiert. Er begann sich für die Universität vorzubereiten und [476] inzwischen Stunden zu geben. Während einer seiner ersten Stunden sah er, daß die Mutter der Kinder, die er unterrichtete, ihrem Stubenmädchen eine Maulschelle versetzte. Er brauste auf, schlug Lärm, holte die Polizei und erhob gegen die Herrin des Hauses offiziell die Klage, daß sie mit ihrer Dienerschaft grausam umgehe. Eine lange Untersuchung folgte, in deren Verlauf er natürlich nichts beweisen konnte, und er wäre beinahe wegen falscher Aussage und Verleumdung zu strenger Strafe verurteilt worden. Stunden konnte er nach diesem Skandal nicht mehr bekommen. Mit großer Mühe und dank der besonderen Gnade irgendeines Hochgestellten wurde er in den Staatsdienst aufgenommen. Man gab ihm einen sehr ungereimten Entschaid abzuschreiben; er konnte nicht an sich halten und begann zu streiten; man befahl ihm zu schweigen, er gehorchte nicht, und man jagte ihn davon. Da er nichts zu tun hatte, nahm er die Einladung eines seiner früheren Kameraden an, für den Sommer mit ihm aufs Land zu gehen; er kam an, sah sich um und begann – seinem Kameraden, dessen Vater und sogar dem Schulzen und den Bauern – auseinanderzusetzen, wie ungesetzlich es sei, von den Bauern mehr als drei Tage Frondienst zu verlangen, wie unerlaubt es sei, sie ohne jede Untersuchung und ohne jeden Gerichtsbeschluß zu prügeln, wie ehrlos es sei, nachts die Bauernweiber ins herrschaftliche Haus zu schleppen usw. Es endete damit, daß die Bauern, die ihm mit Interesse zugehört hatten, durchgeprügelt wurden; für ihn aber ließ der alte Herr die Pferde anschirren und empfahl ihm, sich in diesen Gegenden nicht wieder sehen zu lassen, wenn er seine Knochen heil behalten wolle. Nachdem er sich den Sommer über mit Müh und Not durchgeschlagen hatte, bezog unser Held im Herbst die Universität, dank dem Zufall, daß beim Examen lauter unverfängliche Fragen an ihn gestellt wurden, die keinen Anlaß gaben, aus sich herauszugehen und Streit anzufangen. Er bezog die medizinische Fakultät und arbeitete wirklich ernsthaft; doch beim Praktikum, wenn der Professor am Bett eines Kranken seine Weisheit zum besten gab, konnte er sich nie enthalten, dem rückständigen oder scharlatanhaften Professor *ins Wort zu fallen*. Kaum hatte dieser etwas Falsches vorgebracht, als er ihm zu beweisen begann, daß es Unsinn sei. Infolge solcher Ausfälle wurde unser Held nicht auf der Universität belassen, auch nicht ins Ausland geschickt, sondern in einem ganz entlegenen Spital angestellt. Hier überführte er gleich in der ersten Zeit den Aufseher und drohte, sich über ihn zu beschweren; als er ihn zum zweitenmal ertappte, beschwerte er sich, wofür er eine Rüge vom Chefarzt erhielt; dabei hatte er natürlich eine heftige Aus-

[477]einandersetzung und wurde bald aus dem Spital versetzt... Darauf mußte er irgendeinen Transport begleiten; er begann mit dem Befehlshaber des Transports und mit dem Provinzbeamten über die Verpflegung der Soldaten zu streiten. Als er sah, daß Worte nicht halfen, schrieb er einen Rapport, daß die Soldaten durch die Schuld des Proviantbeamten nicht genug zu essen und zu trinken bekämen und daß der Leiter des Transports dem Vorschub leiste. Als sie an Ort und Stelle ankamen, erfolgte eine Untersuchung: man verhörte die Soldaten, diese sagten: „Wir sind zufrieden“. Unser Held geriet in Empörung, sagte dem Generalstabsarzt Frechheiten und wurde einen Monat später zum Feldschergehilfen degradiert. Nachdem er zwei Wochen in dieser Stellung verblieben war und die absichtlich viehische Behandlung nicht mehr ertrug, erschöß er sich.

Nicht wahr, eine ungewöhnliche Erscheinung, eine starke, heftige Natur? Indes, sehen Sie sich doch an, woran er zugrunde geht. Unter allen seinen Handlungen ist keine, die nicht unmittelbar die Pflicht eines jeden anständigen Menschen an seiner Stelle wäre; er jedoch muß viel Heldenmut aufbringen, um so zu handeln, muß eine selbstaufopfernde Entschlossenheit bekunden, für das Gute zugrunde zu gehen. Es fragt sich nun: wenn in ihm diese Entschlossenheit einmal da ist, wäre es nicht besser, sie für eine große Sache aufzusparen, durch die in der Tat etwas wesentlich Nützliches hätte erreicht werden können? Aber das ist eben das Schlimme, daß ihm die Notwendigkeit und die Möglichkeit einer solchen Sache gar nicht bewußt werden, er versteht seine Umgebung nicht. Er will den Zusammenhang zwischen alledem, was vor seinen Augen geschieht, nicht sehen und bildet sich ein, daß jedes von ihm beobachtete Übel nichts anderes sei als der Mißbrauch eines prächtigen Gesetzes, der nur als seltene Ausnahme möglich ist. Bei dieser Auffassung vermögen sich die russischen Helden natürlich nur mit den nichtigen Einzelheiten abzugeben, ohne an das Ganze zu denken, während Insarow im Gegenteil das Besondere stets dem Allgemeinen unterordnet, in der festen Überzeugung, daß „auch das ihm nicht entgehen wird“. So sagt Insarow als Antwort auf Jelenas Frage, ob er sich an dem Mörder seines Vaters gerächt habe:

„Ich habe ihn nicht gesucht. Nicht deshalb habe ich ihn nicht gesucht, weil ich ihn nicht hätte töten können, – ich hätte ihn ganz ruhig getötet –, sondern, weil jetzt keine Zeit für private Rache ist, wenn es sich um die Befreiung des ganzen Volkes handelt. Das eine würde dem anderen nur hinderlich sein. Zur rechten Zeit wird mir auch das nicht entgehen.“

In dieser Liebe zur Sache der Allgemeinheit, in diesem Vorgefühl, das die Kraft verleiht, einzelne Kränkungen ruhig zu ertragen, liegt [478] eben die große Überlegenheit des Bulgaren Insarow über alle russischen Helden, die von einer Sache der Allgemeinheit auch nicht das geringste wissen.

Übrigens, auch solcher Helden gibt es bei uns nicht viele, und auch von ihnen hält die Mehrzahl nicht bis zu Ende durch. Viel zahlreicher ist in unserer gebildeten Gesellschaft eine andere Kategorie von Menschen, die sich mit Nachdenken befaßt. Unter diesen gibt es ebenfalls viele, die zwar nachdenken, aber nicht begreifen; doch von ihnen reden wir nicht. Wir wollen nur auf diejenigen hinweisen, die tatsächlich einen hellen Kopf haben, die auf dem Wege langer Zweifel und langen Suchens dieselbe Einheitlichkeit und Klarheit der Idee erreicht haben, die Insarow uns ohne besondere Anstrengung zeigt. Diese Menschen verstehen, wo die Wurzel des Übels steckt, und wissen, was zu tun ist, um das Übel auszurotten; sie sind tief und aufrichtig von dem Gedanken durchdrungen, zu dem sie sich endlich durchgerungen haben. Aber sie haben keine Kraft mehr für die praktische Tätigkeit; sie haben sich selbst so oft zerbrochen, daß ihre Natur gleichsam ermattet und kraftlos geworden ist. Sie sehen mit Sympathie das Herannahen eines neuen Lebens, sind aber selber nicht imstande, ihm entgegenzugehen und vermögen das frische Gefühl eines Menschen, der nach Betätigung im Namen des Guten dürstet und sich einen Führer sucht, nicht zu befriedigen.

Niemand von uns findet die menschlichen Begriffe fertig vor, in deren Namen man nachher den Lebenskampf führen muß. Darum ist in keinem von uns diese Klarheit, diese Einheitlichkeit der Anschauungen und der Handlungen vorhanden, die beispielsweise bei Insarow so natürlich ist. Bei ihm werden die Eindrücke des Lebens, die auf sein Herz wirken und seine Energie wecken, beständig von den Forderungen des Verstandes, von der ganzen theoretischen Bildung, die er erhalten hat, unterstützt. Bei uns ist es vollständig umgekehrt. Einer unserer Bekannten, ein Mann, der ein Anhänger fortschrittlicher Anschauungen ist und ebenfalls vor Durst nach Tätigkeit im Namen des Guten vergeht, der aber der sanftmütigste und harmloseste Mensch auf der Welt ist, erzählte uns, um seine jetzige Untätigkeit zu erklären, folgendes über seine Entwicklung:

„Meiner Natur nach“, sagte er, „war ich ein sehr guter und für Eindrücke empfänglicher Knabe. Ich pflegte zu weinen und mich aufzuregen, wenn ich von irgendeinem Unglück erzählen hörte, ich litt beim Anblick fremden Leids. Ich weiß noch, daß ich nächtelang nicht schlief, den Appetit verlor und nicht imstande war, etwas zu tun, wenn im Hause jemand krank war; ich erinnere mich, daß ich oft beim Anblick der Mißhandlungen, die ein Verwandter von mir an seinem Sohn, meinem Freunde, beging, in Raserei geriet. Alles, was ich sah, alles, was ich hörte, entwickelte in mir ein drücken [479] des Gefühl der Unzufriedenheit; in meiner Seele begann sich früh die Frage zu regen, warum denn alles so leidet und ob es denn keine Mittel gäbe, diesem Leid abzuhelpen, das sich aller bemächtigt zu haben schien. Ich suchte gierig nach einer Antwort auf diese Fragen, und bald gab man mir eine vernünftige, systematische Antwort. Ich begann zu lernen. Der erste Spruch, den ich schreiben mußte, lautete folgendermaßen: ‚Das wahre Glück ist ein ruhiges Gewissen.‘ Auf meine Frage, was das Gewissen sei, erklärte man mir, daß es uns für die bösen Taten strafe und für die guten belohne. Meine ganze Aufmerksamkeit richtete sich von nun an darauf, zu erfahren, welche Handlungen gut und welche schlecht seien. Das war nicht schwer: der Kodex der Moral lag bereit in den Sprüchen, in den Ermahnungen daheim und in einem besonderen Kursus. ‚Ehre die Erwachsenen‘, ‚Verlaß dich nicht auf deine Kräfte, denn du bist nichts‘, ‚Sei zufrieden mit dem, was du hast, und begehre nicht mehr‘, ‚Mit Geduld und Gehorsam erwirbst du die allgemeine Liebe‘ und ähnliches dieser Art war in den Sprüchen enthalten. Zu Hause und in meiner ganzen Umgebung vernahm ich das gleiche; in den verschiedenen Kursen aber erfuhr ich, daß ein vollkommenes Glück auf Erden nicht möglich sei und daß es, soweit es möglich ist, in den wohleingerichteten Staaten erreicht sei, unter denen sich mein Vaterland am meisten auszeichne. Ich erfuhr, daß Rußland jetzt nicht nur groß und reich sei, sondern daß auch die vollkommenste Ordnung in ihm herrsche; daß man nur die Gesetze und die Befehle der Erwachsenen zu befolgen und mäßig zu sein brauche, damit der Mensch, von welchem Stand und Beruf er auch sein mag, das vollkommene Glück erreiche. Diese Entdeckungen waren für mich sehr erfreulich, und ich griff nach ihnen als nach der besten Lösung aller meiner Zweifel. Ich wollte sie erst mit meinem ungeübten Verstand nachprüfen, aber vieles ging über meine Kraft und, was mir verständlich war, erwies sich als richtig. Und so gab ich mich vertrauensvoll und begeistert dem neuentdeckten System hin, schloß darin alle meine Bestrebungen ein und war schon mit zwölf Jahren ein kleiner Philosoph und ein eifriger Vorkämpfer der Gesetzlichkeit. Ich verstieg mich sogar zu der Überzeugung, daß an jedem Unglück der Mensch selbst schuld sei, entweder weil er sich nicht in acht nimmt, nicht vorsichtig ist oder weil er sich mit Kleinem nicht zufrieden geben will oder weil er nicht genügend durchdrungen ist von der Achtung vor dem Gesetz und vor dem Willen der Älteren. Das Gesetz selbst konnte ich mir eigentlich noch gar nicht so recht vorstellen, aber es war für mich in jedem Vorgesetzten und in jedem Älteren verkörpert. Deshalb war ich in dieser Periode meines Lebens stets auf seiten der Lehrer und der Vorgesetzten usw. und war bei den Vorgesetzten und den Schülern der höheren Klassen sehr beliebt. Einmal wurde ich von meinen Kameraden beinahe zum Fenster hinausgeworfen: ein Lehrer hatte zu der ganzen Klasse ‚ihr Schweine‘ gesagt. Nach der Stunde gerieten alle in Erregung, ich aber begann den Lehrer zu verteidigen und zu beweisen, daß er durchaus berechtigt war, es zu sagen. Ein andermal wurde einer unserer Kameraden wegen Grobheit gegen die Vorgesetzten relegiert. Alle bedauerten ihn, weil er der Beste unter uns war, ich aber behauptete, daß er seine Strafe durchaus verdient habe und wunderte mich sehr, wie ein so kluger Knabe nicht begreifen konnte, daß der Gehorsam gegen die Älteren unsere erste Pflicht und die erste Bedingung des Glücks sei. So festigte ich mich mit jedem Tag in meinen Begriffen von Rechtmäßigkeit und gewöhnte mich allmählich, die Mehrzahl der Menschen nur als ein Instrument zur Ausführung höherer Befehle anzusehen. Ich zerriß auf diese Weise die lebendige Verbindung mit der Seele des Menschen, ich hörte auf, mich um das Leid meiner Mitbrüder zu kümmern, hörte auf, nach Möglichkeiten zu suchen, es zu lindern. ‚Sie selbst sind schuld‘, sprach ich zu mir und begann gegen sie eine Art von Wut oder Verachtung zu empfinden wie gegen Menschen, die es nicht verstehen, ruhig und friedlich jene Güter zu genießen, die eine wohleingerichtete Gesellschaft ihnen bietet. Alles, was in meiner Natur gut war, wandte sich nach der anderen Seite, zur Unterstützung der Rechte der [480] Erwachsenen über uns. Ich fühlte, daß darin eine Selbstaufopferung lag, ein Verzicht auf die eigene Selbständigkeit, ich war überzeugt, daß ich es im Namen des Gemeinwohls tat, und hielt mich fast für einen Helden. Ich weiß, daß viele auf dieser Stufe verharren, während andere sie ein wenig modifizieren und dann versichern,

sich ganz gewandelt zu haben. Aber zum Glück bin ich wirklich gezwungen worden, meine Richtung ziemlich früh zu ändern. Mit vierzehn Jahren genoß ich bereits den Vorzug des Älteren in mancher Hinsicht in der Klasse und zu Hause, und was ich leistete, war natürlich recht unbefriedigend. Ich konnte alles tun, was von mir verlangt wurde, doch wie und was ich fordern sollte, das wußte ich nicht. Dabei war ich rau und unzugänglich. Aber bald ging mir das wider das Gewissen, und ich begann, meine früheren Begriffe von der Obrigkeit einer Prüfung zu unterziehen. Der Anlaß dazu war ein Vorfall, der die lebendigen Empfindungen in meinem erstarrenden Herzen wieder erweckte. Als älterer, begabter Bruder unterrichtete ich unter anderem eine meiner Schwestern. Mir wurde das Recht eingeräumt, sie für Faulheit, Ungehorsam usw. zu strafen. Einmal war sie zerstreut und wollte meine Erläuterungen nicht verstehen; ich befahl ihr niederzuknien. Sie nahm sofort ihre Gedanken zusammen und bat mich, indem sie ein aufmerksames Gesicht machte, meine Worte zu wiederholen. Aber ich verlangte, daß sie erst meinen Befehl ausführe und niederknie; sie widersetzte sich. Da packte ich sie an den Armen, hob sie vom Platz, legte ihr meine Ellbogen auf die Schultern und drückte sie mit aller Kraft nieder. Das arme Kind kniete hin und schrie auf; sie hatte sich bei dieser Bewegung den Fuß verstaucht. Ich erschrak sehr; dann aber, als meine Mutter mich wegen dieser Behandlung der Schwester zu schelten begann, bemühte ich mich, ganz kaltblütig zu beweisen, daß sie selbst daran schuld sei; denn hätte sie meinem Befehl sofort gehorcht, so wäre dies alles nicht geschehen. Doch im geheimen quälte ich mich sehr, um so mehr, als ich meine Schwester sehr lieb hatte. Zu dieser Zeit wurde mir der Gedanke klar, daß auch die Älteren unrecht haben und Dummheiten machen können und daß man eigentlich nur das Gesetz an sich achten müsse, nicht aber, wie es in den Auslegungen der einen oder der anderen Person zutage tritt. Hier setzte bei mir eine Kritik der Handlungen der Vorgesetzten ein, und ich sprang stürmisch aus der konservativen Verantwortungslosigkeit in die opposition légale*. Aber lange Zeit hindurch schrieb ich alles Übel nur den einzelnen Mißbräuchen zu und lief Sturm gegen sie, nicht im Namen der dringenden Bedürfnisse der Gesellschaft, nicht aus Mitleid mit den unglücklichen Brüdern, sondern einfach im Namen des positiven Gesetzes. Zu dieser Zeit hätte ich natürlich eifrig gegen die grausame Behandlung der Neger gesprochen, zugleich aber, wie ein gewisser Moskauer Publizist, von ganzer Seele Brown beschuldigt, daß er wider das Gesetz die Neger befreien wolle. Aber ich war ja damals noch sehr jung, wahrscheinlich jünger als der verehrte Publizist, meine Gedanken wogten und gärten erst; ich konnte dabei nicht haltmachen und rang mich nach langem Nachdenken endlich zu der Erkenntnis durch, daß auch Gesetze unvollkommen sein können, daß sie eine relative, zeitliche und partielle Bedeutung haben und im Laufe der Zeit geändert werden müssen, je nachdem die Umstände es erfordern. Aber wiederum, auf welcher Grundlage dachte ich so? Auf der Grundlage des höchsten, abstrakten Gesetzes der Gerechtigkeit, nicht aber unter dem Einfluß des lebendigen Gefühls der Liebe zu den Mitmenschen, gar nicht aus dem Bewußtsein jener unmittelbaren, dringenden Nöte heraus, auf die das Leben, das sich vor uns abspielt, hinweist. Und was war die Folge? Nun habe ich auch den letzten Schritt getan: vom abstrakten Gesetz der Gerechtigkeit bin ich zu der realen Forderung nach dem menschlichen Wohl übergegangen. Ich habe alle meine Zweifel und Klügeleien auf eine Formel gebracht: der Mensch und sein Glück. Aber diese Formel lebte schon in meiner Kindheit, bevor ich die Wissenschaften zu studieren und die ermahnenden Sprüche zu schreiben begonnen hatte, in meiner Seele. Und soll ich es offen sagen? – Jetzt verstehe ich sie besser und kann sie gründlicher beweisen; aber damals [481] fühlte ich sie stärker, sie war mit meinem Wesen tiefer verbunden, und es will mir scheinen, daß ich damals bereit war, mehr für sie zu tun als jetzt. Ich bemühe mich jetzt, nichts zu tun, was dem Gesetz, das ich erkannt habe, widerspricht, ich bemühe mich, den Menschen das Glück nicht fortzunehmen; aber ich beschränke mich auf diese passive Rolle. Mich auf die Suche nach Glück zu begeben, es den Menschen näher zu bringen, alles zu zerstören, was ihm hinderlich ist – das hätte ich nur dann tun können, wenn sich meine kindlichen Gefühle und Träume ungehindert entwickelt und gefestigt hätten. Sie wurden aber ganze fünfzehn Jahre lang überwuchert und starben in mir dahin, und erst jetzt kehre ich wieder zu ihnen zurück und finde sie blaß, kümmerlich und schwach. Ich muß sie erst wiederherstellen, bevor ich sie in Aktion treten lassen kann, und wer weiß, ob es mir gelingen wird, sie wiederherzustellen...“

Es dünkt uns, daß in dieser Erzählung Züge auftreten, die durchaus keine Ausnahme sind, vielmehr, im Gegenteil, als ein allgemeiner Hinweis auf jene Hindernisse dienen können, die der russische Mensch auf dem Wege seiner Entwicklung findet. Nicht alle lassen sich in solchem Maße von der Moral der Sprüche fesseln, aber niemand entgeht ihrem Einfluß, und auf alle wirkt sie lähmend. Um sie loszuwerden, muß der Mensch viel Kraft verschwenden und viel vom Glauben an sich selbst verlieren bei diesem ununterbrochenen Sichherumschlagen mit dem häßlichen Wirrwarr der Zweifel, der Widersprüche, der Konzessionen, der Ausflüchte usw.

Und so kommt es, daß, wenn einer bei uns die Kraft zum Heldentum bewahrt hat, er keine

* ???

Gelegenheit findet, ein Held zu sein; er sieht kein wirkliches Ziel vor sich, kann die Sache nicht richtig anfassen und treibt darum nur Donquichotterie. Wer aber begriffen hat, was not tut und wie sehr es not tut, der hat bereits seine ganze Kraft dafür verbraucht, kann in der Praxis keinen Schritt tun und hält sich von jeder Einmischung fern, wie Jelena in ihrer häuslichen Umgebung. Dabei ist Jelena immerhin noch kühner und freier, denn auf sie hat nur die allgemeine Atmosphäre des russischen Lebens gewirkt, während, wie wir bereits erwähnten, die Routine der Schulbildung und Schuldisziplin ihr nicht ihren Stempel aufgedrückt hatte.

Daraus folgt eben, daß die besten Menschen, die wir in unserer zeitgenössischen Gesellschaft angetroffen haben, bloß dazu fähig sind, den Drang zur Betätigung im Namen des Guten, der Jelena erfüllt, zu begreifen und ihr Sympathie zu bezeugen, aber durchaus nicht imstande sind, diesem Drang gerecht zu werden. Und das sind doch die, die uns voranschreiten, die bei uns „Männer der Öffentlichkeit“ genannt werden. Die Mehrzahl der klugen, für Eindrücke empfänglichen Menschen aber flieht vor den Ziviltugenden und widmet sich den verschiedenen Musen. Nehmen wir gleich Schubin [482] und Bersenew in der Erzählung „Am Vorabend“: sie sind prächtige Naturen; der eine wie der andere versteht Insarow zu schätzen, sie möchten sogar von ganzer Seele ihm folgen; hätten sie eine etwas andere Entwicklung und ein anderes Milieu gehabt, so würden sie auch nicht schlafen. Doch was sollen sie hier, in dieser Gesellschaft, tun? Sie auf ihre Weise ummodellieren? Sie haben aber gar keinen Sinn dafür und auch keine Kraft. Manches an ihr zu verbessern, zu stützen und allmählich mancherlei Widerwärtigkeiten des Gesellschaftsaufbaus zu beseitigen? Ja, aber ist es nicht widerwärtig, einem Toten die Zähne zu ziehen, und wohin soll das führen? Dazu sind nur Helden fähig, wie die Herren Panschin und Kurnatowskij.

Nebenbei, hier können wir einige Worte über Herrn Kurnatowskij sagen, auch einen der besten Repräsentanten der gebildeten Gesellschaft Rußlands. Er ist eine neue Abart von Panschin, nur ohne seine weltmännischen und künstlerischen Talente und sachlicher. Er ist ehrlich und sogar großmütig; als Beweis seiner Großmut führt Stachow, der ihn zum Bräutigam seiner Tochter ausersehen hat, die Tatsache an, er habe, kaum daß er die Möglichkeit erlangte, sorglos von seinem Gehalt zu leben, sofort zugunsten seiner Brüder auf die jährliche Summe verzichtet, die ihm sein Vater zu schicken pflegte. Überhaupt ist viel Gutes an ihm: dies gibt sogar Jelena zu, die ihn in ihrem Brief an Insarow schildert. Hier sind ihre Urteile, aus denen allein wir uns einen Begriff von Kurnatowskij machen können, denn am Gang der Handlung ist er nicht beteiligt. Jelenas Schilderung ist so vollständig und so treffend, daß wir nichts weiter brauchen, und so bringen wir anstatt einer Paraphrase ihren Brief an Insarow selbst:

„Du darfst mir gratulieren, lieber Dmitrij. Ich habe einen Freier: er hat gestern bei uns zu Mittag gegessen; Papa hat ihn, ich glaube, im Englischen Klub kennengelernt und eingeladen. Natürlich ist er gestern nicht als Freier gekommen. Aber die gute Mama, der Papa seine Hoffnungen mitgeteilt hatte, flüsterte mir zu, was für ein Gast das war. Er heißt Jegor Andrejewitsch Kurnatowskij, er bekleidet das Amt eines Obersekretärs im Senat. Ich will Dir erst sein Äußeres beschreiben: er ist klein von Wuchs, kleiner als Du, und gut gebaut; er hat regelmäßige Züge, sein Haar ist kurz geschnitten, er trägt einen großen Backenbart. Seine Augen sind klein (wie die Deinen), hellbraun und lebhaft, die Lippen flach und breit; in den Augen und auf den Lippen ein ständiges, offizielles Lächeln, als hielte es immer Wache. Er benimmt sich sehr einfach, spricht deutlich, und alles an ihm ist deutlich: er geht, lacht und ißt, als verrichte er eine wichtige Arbeit. ‚Wie sie ihn ausstudiert hat‘, denkst Du vielleicht in diesem Augenblick; ja, um ihn Dir zu beschreiben. Und wie soll man auch seinen Freier nicht studieren? Es ist etwas Eisernes an ihm... und etwas Stumpfes, Leeres und zu gleicher Zeit Ehrliches. Man sagt, daß er tatsächlich sehr ehrlich ist. Du bist mir auch aus Eisen, aber anders als er. Bei Tisch saß er neben mir, uns gegenüber saß Schubin. Erst kam die Rede auf irgendwelche kommerzielle Unternehmungen; man sagt, er verstehe etwas davon und habe beinahe den Dienst aufgegeben, um eine große Fabrik zu übernehmen [483] Schade, daß er es nicht getan hat! Dann begann Schubin vom Theater zu sprechen; Herr Kurnatowskij erklärte, und ich muß gestehen, ohne falsche Bescheidenheit, daß er von Kunst nichts verstehe. Das hat mich an Dich erinnert... aber ich dachte: nein, Dmitrij und ich haben ebenfalls kein Verständnis für die Kunst, aber doch in anderer Weise. Dieser wollte gleichsam sagen: ich verstehe von ihr nichts, und man braucht sie auch nicht, aber in

einem wohlgeordneten Staat ist sie zulässig. Petersburg und dem *comme il faut** gegenüber ist er übrigens ziemlich gleichgültig; er hat sich sogar einmal einen Proletarier genannt. Wir sind gewöhnliche Arbeiter, hat er gesagt. Ich dachte, wenn Dmitrij das gesagt hätte, würde es mir mißfallen haben. Der aber mag reden! Mag er prahlen! Mir gegenüber war er sehr höflich, aber mir wollte immer scheinen, daß sich ein sehr herablassender Vorgesetzter mit mir unterhält. Will er jemand loben, dann sagt er, *er habe Maximen*; das ist sein Lieblingswort. Er ist gewiß selbstsicher, arbeitsam, der Selbstaufopferung fähig (Du siehst, ich bin unparteiisch), d. h. der Aufopferung seiner Vorteile, aber er ist ein großer Despot. Es wäre ein Unglück, in seine Hände zu geraten! Bei Tisch kam die Rede auf Bestechungen...

„Ich verstehe“, sagte er, „daß in vielen Fällen einer, der sich bestechen läßt, schuldlos ist: er konnte nicht anders handeln. Und dennoch, ist er einmal erwischt worden, dann muß man ihn zermalmen.“

Ich schrie auf:

„Einen Unschuldigen zermalmen?“

„Ja, um des Prinzips willen.“

„Um welchen Prinzips willen?“ fragte Schubin. Kurnatowskij war halb verlegen und halb erstaunt und sagte: „Das bedarf nicht einmal einer Erläuterung.“ Papa, der, wie es scheint, vor ihm in Ehrfurcht erstarbt, griff ein und sagte, es sei gewiß nicht nötig, und das Gespräch hörte zu meinem Verdruß auf. Am Abend kam Bersenew und begann mit ihm eine heftige Diskussion. Noch nie habe ich unseren guten Andrej Petrowitsch in einer solchen Erregung gesehen. Herr Kurnatowskij leugnete gar nicht den Nutzen der Wissenschaft, der Universitäten usw., und trotzdem begriff ich die Empörung Andrej Petrowitschs. Jener faßt das alles als eine Art Gymnastik auf. Schubin trat nach Tisch auf mich zu und sagte: „Dieser und jemand anders (er vermag Deinen Namen nicht auszusprechen) sind beide praktische Männer, aber sehen Sie doch, welcher ein Unterschied: dort ein echtes, lebendiges, vom Leben geschaffenes Ideal, hier aber nicht einmal das Gefühl der Pflicht, sondern einfach dienstliche Anständigkeit und Tüchtigkeit ohne Inhalt.“ Schubin ist klug, und ich habe mir seine klugen Worte für Dich gemerkt; meiner Meinung nach aber gibt es nichts Gemeinsames zwischen Euch. Du *glaubst*, er aber tut es nicht; denn nur an sich selbst *glauben darf man nicht*.“

Jelena hat Kurnatowskij sofort verstanden und sich nicht günstig über ihn geäußert. Indessen, denken Sie sich in diesen Charakter hinein, und erinnern Sie sich an die Ihnen bekannten Geschäftsleute, die sich in Ehren für das Gemeinwohl betätigen; gewiß werden sich viele von ihnen schlechter als Kurnatowskij erweisen, und ob sich bessere finden werden, das lassen wir dahingestellt sein. Und aus welchem Grunde? Eben weil das Leben, das Milieu uns weder klug noch ehrlich, noch aktiv machen. Wir müssen sowohl den Verstand als die Ehrlichkeit und die Kraft zur Tätigkeit aus ausländischen Büchern erwerben, die man zudem noch mit dem Gesetzeskodex in Übereinstimmung bringen und ihm anpassen muß. Kein Wunder, daß das Herz bei dieser schweren [484] Arbeit erkaltet, alles Lebendige im Menschen abstirbt und der Mensch sich in einen Automaten verwandelt, der unabänderlich und gleichmäßig nur das schafft, was er muß. Und dennoch, wir müssen nochmals wiederholen: das sind noch die Besten. Nach ihnen jedoch kommt noch eine andere Schicht; auf der einen Seite die ganz schläfrigen Oblomows, die bereits sogar die Gabe der Schönrednerei vollends verloren haben, mit der sie zu anderer Zeit die jungen Mädchen berückten, auf der anderen Seite die tätigen Tschitschikows, unermüdlich und heldenhaft im Erreichen ihrer beschränkten, widerwärtigen kleinen Interessen. Und noch weiter erheben sich die Bruskows, die Bolschows, die Kabanows und Ulanbekowas, und diese ganze üble Brut macht ihre Rechte auf das Leben und die Freiheit des russischen Volks geltend... Woher soll denn hier Heldentum kommen? Und wenn auch ein Held aufstünde, wo soll er Geist und Erleuchtung finden, damit seine Kraft nicht umsonst vergeudet werde, sondern dem Wahren und dem Guten diene? Und wenn er sie endlich fände, wie soll er, der gebrochen ist und seine Kräfte erschöpft hat, Heldentaten vollbringen? Wie soll ein zahnloses Eichhörnchen Nüsse knacken? Lieber macht man sich keine vergeblichen Illusionen, lieber wählt man ein abstraktes, dem Leben fernstehendes Fach, vergräbt sich darin und unterdrückt in sich das unwürdige Gefühl des unwillkürlichen Neides gegen Menschen, die leben und wissen, wozu sie leben.

* ???

So handelten denn auch Schubin und Bersenew in der Erzählung „Am Vorabend“. Schubin geriet erst außer sich, als er von Jelenas Verheiratung mit Insarow erfuhr, und rief:

„Insarow... Insarow... Wozu das falsche Sichbescheiden? Ja, zugegeben, er ist ein tüchtiger Kerl, er steht für sich ein; aber sind denn wir ein so völliges Nichts? Und bin denn ich so ein Nichts? Hat mich denn Gott so ganz leer ausgehen lassen?“ usw....

Und hier kam der Ärmste gleich auf die Kunst: „Vielleicht“, sagt er, „werde auch ich mit der Zeit durch meine Werke berühmt werden...“ Und in der Tat, er beginnt an seinem Talent zu arbeiten, und es wird ein hervorragender Bildhauer aus ihm. Bersenew, der gütige, selbstaufopferungsfähige Bersenew, der so aufrichtig und gutherzig den kranken Insarow gepflegt, der so großmütig als Vermittler zwischen ihm, seinem Rivalen, und Jelena gedient hat, auch Bersenew, dieses goldene Herz, wie sich Insarow ausdrückte, konnte sich giftiger Betrachtungen nicht enthalten, als er sich von der gegenseitigen Liebe Insarows und Jelenas überzeugt hatte.

„Mögen sie nur“, sagte er. „Nicht umsonst pflegte mein Vater zu mir zu sagen: ‚Wir beide, mein Lieber, sind weder Sybariten [Schlemmer] noch Aristokraten, noch Günstlinge des [485] Schicksals und der Natur. Wir sind nicht einmal Märtyrer, wir sind Arbeiter, nichts als Arbeiter. So zieh doch deine Lederschürze an, du Arbeiter, und geh an deine Werkbank, in deine finstere Werkstatt! Mag die Sonne den anderen scheinen! Auch unser trübes Leben hat seinen Stolz und sein Glück!‘“

Welche Hölle von Neid und von Verzweiflung weht aus diesen ungerechten Vorwürfen, man weiß nicht gegen wen und wofür! ... Wer ist denn an allem Geschehenen schuld? Etwa Bersenew selbst? Nein, das russische Leben ist daran schuld: „Wenn wir tüchtige Menschen hätten, wie sich Schubin ausgedrückt hat, so wäre dieses Mädchen, dieses feinfühliges Gemüt, nicht von uns gegangen, wäre uns nicht entglitten, wie ein Fisch ins Wasser.“ Die Tüchtigkeit oder die Untüchtigkeit der Menschen aber wird bewirkt durch das Leben, durch seine ganze Beschaffenheit zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort. Die Beschaffenheit unseres Lebens war jedoch derart, daß für Bersenew nur die eine Möglichkeit der Rettung geblieben ist, „austrocknen den Geist durch unfruchtbares Wissen“. So macht er es auch, und die Gelehrten waren, wie der Autor erzählt, voll Lobes über seine Studienarbeiten: „Von einigen Besonderheiten des altgermanischen Rechts in bezug auf die Gerichtsstrafen“ und „Über die Bedeutung des städtischen Prinzips für die Zivilisation“. Und es ist noch gut, daß er wenigstens darin seine Rettung finden konnte...

Für Jelena aber gab es in Rußland keine Möglichkeit mehr, nachdem sie Insarow begegnet war und ein neues Leben kennengelernt hatte. Darum konnte sie weder in Rußland bleiben noch nach dem Tode ihres Mannes allein dorthin zurückkehren. Der Autor hat dies sehr wohl erkannt und es vorgezogen, ihr Schicksal lieber im dunkeln zu lassen, als sie unter das elterliche Dach zurückzuführen, sie ihre Tage im vertrauten Moskau, in der Wehmut der Einsamkeit und der Untätigkeit bis zu ihrem Ende verbringen zu lassen. Der Ruf ihrer eigenen Mutter, der sie fast in dem Augenblick erreichte, als sie ihren Mann verlor, hatte ihren Abscheu gegen dieses abgeschmackte, farblose, tatenlose Leben nicht gemildert. „Nach Rußland zurückkehren? Wozu? Was soll ich in Rußland tun?“ schrieb sie an die Mutter und begab sich nach Zara, um sich im Gewoge des Aufstandes zu verlieren.

Und wie gut, daß sie diesen Entschluß gefaßt hatte. Was erwartete sie in der Tat in Rußland? Wo war für sie dort ein Lebensziel, wo das Leben? Wieder zu den unglücklichen Kätzchen und Fliegen zurückkehren, unter die Bettler Geld verteilen, das sie nicht erworben hat und das weiß Gott auf welche Weise in ihre Hände gekommen ist, sich über Schubins Erfolge in der Kunst freuen, [486] sich mit Bersenew über Schelling unterhalten, der Mutter die „Moskowskije Wedomosti“ vorlesen und zusehen, wie sich in der gesellschaftlichen Arena die *Maximen* in der Gestalt von allerlei Kurnatowskijs betätigen, und nirgends eine wahre Tat sehen und nicht einmal den Atem eines neuen Lebens verspüren... und allmählich, langsam und qualvoll dahinwelken, kränkeln und hinsterven... Nein, da sie schon einmal ein anderes

Leben gekostet, eine andere Luft geatmet hat, so ist es für sie viel leichter, sich in beliebige Gefahren zu stürzen, als sich selbst zu dieser schweren Folter, zu dieser langsamen Hinrichtung zu verurteilen... Und wir freuen uns, daß sie unserem Leben aus dem Wege gegangen ist und die hoffnungslosen, traurigen, die Seele zerreißen Prophezeiungen des Dichters nicht gerechtfertigt hat, die sich fortwährend und schonungslos an den besten, auserwählten Naturen in Rußland bewahrheiten:

„Fern von der Sonne, der Natur,
Fern von Licht und von Kunst,
Fern von Leben und Liebe.
Ziehen deine jungen Jahre vorüber,
Sterben deine lebendigen Gefühle,
Zerstieben deine Träume.
Und dein Leben geht unsichtbar dahin
In einem menschenleeren, namenlosen Land,
Auf einem unbekanntem Boden,
Wie die Rauchwolke verschwindet
Am trüben, nebligen Himmel
In der grenzenlosen Herbstesfinsternis.“¹⁰¹

Es bleibt uns nur übrig, die einzelnen Striche, die in diesem Aufsatz (für dessen Unvollständigkeit und Schwerfälligkeit wir die Leser um Entschuldigung bitten) verstreut sind; zusammenzufassen und einen allgemeinen Schluß zu ziehen.

Ein Mensch wie Insarow, der bewußt und ganz von der großen Idee der Befreiung des Vaterlandes durchdrungen und bereit ist, aktiven Anteil an ihr zu nehmen, hätte sich in der zeitgenössischen russischen Gesellschaft nicht entwickeln und ans Licht treten können. Selbst Jelena, die ihn so liebgewinnen und so eins mit seinen Ideen zu werden vermochte, auch sie kann nicht in der russischen Gesellschaft bleiben, obschon dort alle ihre Verwandten und alle ihr vertrauten Menschen leben. Haben also die großen Ideen, die großen Sympathien keinen Platz unter uns? ... Muß alles Heroische, Tätige von uns fliehen, wenn es nicht vor Tatenlosigkeit sterben oder unnütz zugrunde gehen will? Ist es nicht so? Ist nicht dies der Sinn der Erzählung, die wir analysiert haben?

Wir denken: nein. Freilich, für eine großzügige Tätigkeit haben wir kein offenes Feld. Freilich geht unser Leben in Kleinlichkeiten, Gaunereien, kleinen Intrigen, Klatsch und Kriecherei dahin. Freilich haben unsere für das Gemeinwohl wirkenden Menschen oft kein Herz und meist eine eiserne Stirn; unsere Klugen werden keinen Finger rühren, um ihren Überzeugungen zum Sieg zu verhelfen; unsere Liberalen und Reformatoren lassen sich in ihren Projekten von juristischen Feinheiten leiten, nicht aber von dem Leidenschrei unserer armen Brüder. Alles dies ist wahr, und alles dies ist zum Teil auch in der Erzählung „Am Vorabend“ wie in Dutzenden anderer Erzählungen der letzten Zeit zu sehen. Dennoch aber denken wir, daß in unserer Gesellschaft *jetzt* schon Platz ist für die großen Ideen und Sympathien und daß die Zeit nicht fern ist, da sich diese Ideen in Taten äußern werden.

Denn so schlimm unser Leben auch ist, sind in ihm doch schon Erscheinungen wie Jelena möglich geworden. Und nicht nur, daß solche Charaktere im Leben möglich geworden sind, sie sind bereits vom künstlerischen Bewußtsein erfaßt und in die Literatur hineingetragen und zum Typus gestaltet worden. Jelena ist eine Idealgestalt, aber ihre Züge sind uns bekannt, wir verstehen sie, wir sympathisieren mit ihr. Was bedeutet das? Das bedeutet, daß die Grundlage ihres Charakters – die Liebe zu den Leidenden und Bedrückten, der Wunsch nach aktiver Betätigung im Namen des Guten, das sehnsüchtige Suchen nach jemand, der ihr zeigen soll,

¹⁰¹ Aus Tjutschews Gedicht „Der russischen Frau“, zum erstenmal veröffentlicht 1850 unter dem Titel „Meiner Landsmännin“. *Tjutschew, F. L (1803-1873) – Lyriker.*

wie sie das Gute tun könnte –, daß sich all dies in dem besten Teil unserer Gesellschaft endlich fühlbar macht. Und dieses Gefühl ist so stark und der Verwirklichung so nahe, daß es sich nicht mehr wie früher verleiten läßt, weder von dem glänzenden, aber unfruchtbaren Geist und Talent noch von der gewissenhaften, aber abstrakten Gelehrsamkeit, noch von amtlichen Tugenden, nicht einmal von einem guten, großmütigen, aber passiven Herzen. Um aber dies, unser Gefühl, unseren Durst zu befriedigen, ist noch mehr nötig: wir bedürfen eines Menschen wie Insarow – aber eines russischen Insarow.

Wozu bedürfen wir seiner? Wir haben ja vorhin selber gesagt, daß wir keine Helden und Befreier brauchen, daß wir ein Herrscher-, kein Sklavenvolk sind...

Ja, nach außen sind wir geschützt, und wenn auch ein Kampf von außen her kommen sollte, könnten wir ruhig sein. Für militärische Heldentaten haben wir immer genug Helden gehabt. Und [488] in der Begeisterung, die bis heute die jungen Mädchen für Offiziersuniform und -schnurrbart empfinden, kann man einen unbestreitbaren Beweis dafür sehen, daß unsere Gesellschaft diese Helden zu schätzen versteht. Aber haben wir denn wenige innere Feinde? Bedarf es etwa nicht des Kampfes gegen diese Feinde, und ist für diesen Kampf kein Heldenmut erforderlich? Wo aber sind bei uns Menschen, die zu Taten fähig sind? Wo sind die Menschen mit festem Sinn, die von Kindheit an im Banne einer Idee stehen und sich so in sie eingelebt haben, daß sie nur eines wünschen – entweder dieser Idee zum Siege zu verhelfen oder zu sterben? Es gibt solche Menschen nicht, denn unser soziales Milieu war bisher ihrer Entwicklung nicht günstig. Und eben von ihm, von diesem Milieu, von seiner Platttheit und seiner Kleinlichkeit müssen uns die neuen Menschen befreien, auf deren Kommen alles Beste, alles Frische in unserer Gesellschaft so ungeduldig und leidenschaftlich wartet.

Noch ist es schwer für einen solchen Helden, zu erscheinen: für seine Entwicklung und besonders für die ersten Schritte seines Wirkens sind die Bedingungen noch äußerst ungünstig, und seine Aufgabe ist viel komplizierter und schwieriger als die Insarows. Der auswärtige Feind, der privilegierte Unterdrücker, kann viel leichter überrumpelt und besiegt werden als der innere Feind, der in tausend Gestalten überall verbreitet ist, unauffindbar und unverletzlich, der uns dennoch überall beunruhigt, unser Leben vergiftet und uns keine Möglichkeit gibt, im Kampfe Atem zu holen und Umsicht zu üben. Diesem inneren Feind gegenüber kann man mit den gewöhnlichen Waffen nichts ausrichten, man kann sich von ihm nur befreien, wenn man die feuchte, neblige Atmosphäre unseres Lebens, in der er gekeimt, aufgewachsen und stark geworden ist, verändert und sich mit einer Luft umgibt, in der er nicht atmen kann.

Ob das möglich ist? Und wann ist es möglich? Von diesen Fragen läßt sich kategorisch nur die erste beantworten. Ja, es ist möglich, und zwar aus folgendem Grunde: wir sprachen oben davon, wie unser soziales Milieu die Entwicklung von solchen Persönlichkeiten wie Insarow verhindert. Jetzt aber können wir unsere Worte ergänzen: dieses Milieu ist jetzt so weit gediehen, daß es selbst dem Erscheinen eines solchen Menschen helfen wird. Die ewige Platttheit, Kleinlichkeit und Apathie können doch nicht das legitime Los des Menschen sein, und die Menschen, aus denen unser soziales Milieu besteht und die in seine Bedingungen verstrickt sind, haben schon längst begriffen, wie drückend und widersinnig diese Bedingungen sind. Die einen langweilen sich, die [489] anderen streben aus allen Kräften irgendwohin, nur um sich von diesem Druck zu befreien. Verschiedene Auswege wurden erdacht, allerlei Mittel wurden benutzt, um unser Leben aus der Starrheit und der Fäulnis zu befreien; aber alles war schwach und unwirksam. Endlich erscheinen bei uns jetzt Begriffe und Forderungen, wie wir sie bei Jelena sehen; diese Forderungen werden von der Gesellschaft mit Sympathie aufgenommen, und nicht genug damit – sie streben nach aktiver Verwirklichung. Das bedeutet, daß die Zeit der alten gesellschaftlichen Routine vorbei ist; noch einige Schwankungen, noch einige starke Worte und günstige Tatsachen, und die Tatkräftigen werden erscheinen!

Wir haben oben kurz angedeutet, daß die Entschlossenheit und die Energie einer starken Natur bei uns schon ganz im Anfang getötet werden von jenem idyllischen Entzücken über alles auf der Welt, jener Neigung zur trägen Selbstzufriedenheit und schläfrigen Ruhe, denen jeder von uns in unserem ganzen Milieu schon als Kind begegnet und an die man dieses mit allen möglichen Ratschlägen und Belehrungen zu gewöhnen bemüht ist. Aber in der letzten Zeit hat sich auch das sehr geändert. Überall und an allem ist Selbsterkenntnis zu merken, überall wird die Unzulänglichkeit der alten Ordnung der Dinge eingesehen, überall erwartet man Reformen und Verbesserungen, und niemand singt mehr seinen Kindern das Wiegenlied von der unbeschreiblichen Vollkommenheit der zeitgenössischen Ordnung der Dinge in jedem Winkel Rußlands. Im Gegenteil, jetzt wartet jeder, hofft jeder, und die aufwachsenden Kinder nähren Hoffnungen und Träume von einer besseren Zukunft und lassen sich nicht mehr gewaltsam an die Leiche der abgelebten Vergangenheit festbinden. Wenn sie an die Reihe kommen und zur Tat schreiten, werden sie bereits all jene Energie, alle Konsequenz und Harmonie des Herzens und des Gedankens in die Tat hineinbringen, von denen wir kaum einen theoretischen Begriff zu bekommen vermochten.

Dann wird auch in der Literatur die volle, scharf und lebendig umrissene Gestalt des russischen Insarow auftreten. Und wir werden nicht lange auf ihn warten müssen: dafür bürgt jene fieberhafte, qualvolle Ungeduld, mit der wir auf sein Erscheinen im Leben warten. Wir bedürfen seiner unbedingt, irgendwie zählt unser Leben ohne ihn nicht, und jeder Tag gilt nicht für sich, sondern ist nur ein Vorabend des kommenden Tages. Er wird doch endlich kommen, dieser Tag! Und gleichviel, der Vorabend ist nicht weit von dem auf ihn folgenden Tag: er ist nur durch eine Nacht von ihm getrennt! ... [490]

Wohlgemutheit und Tätigkeit

Novellen und Erzählungen von A. Pleschtschejew

Moskau 1860. Zwei Teile¹⁰²

Herrn Pleschtschejews Novellen wurden in allen unseren besten Zeitschriften gedruckt und seinerzeit gelesen. Dann vergaß man sie. Irgendwelche Diskussionen und Streitigkeiten haben seine Novellen weder im Publikum noch in der literarischen Kritik je hervorgerufen: niemand hat sie besonders gerühmt, aber auch geschmäht hat sie niemand. Zumeist las man die Novelle und war zufrieden; dabei hatte es sein Bewenden...

Die von uns angeführte, überaus fundierte Tatsache spricht natürlich nicht für besondere Originalität und Stärke des Talents des Verfassers, und auch er selbst erhebt wohl keinen Anspruch auf diese Qualitäten. Folglich können auch wir auf höchst langweilige ästhetische Betrachtungen über die Vorzüge und die Mängel des eigentlichen literarischen Talents des Herrn Pleschtschejew verzichten. Wir haben das mehr als einmal auch bei der Analyse der literarischen Tätigkeit anderer Schriftsteller getan; wegen mancher sind aber die Anhänger der „ewigen“ Schönheiten der Kunst über uns hergefallen, die da glauben, daß man z. B. über die Werke des Herrn Turgenew oder Majkow nicht anders als unter Anlegung des Shakespeareschen oder Danteschen Maßstabes Betrachtungen anstellen kann. Im Falle des Herrn Pleschtschejew wird sich offensichtlich niemand gegen uns wenden: jeder begreift, daß es

¹⁰² Veröffentlicht im „Sowremennik“ (1860, Nr. VII). *Pleschtschejew, A. N.* (1825-1893) – Lyriker, Teilnehmer am Petraschewskij-Zirkel.

Petraschewskij-Zirkel – ein in Petersburg Mitte der 40er Jahre des 19. Jahrhunderts durch den utopischen Sozialisten M. W. Petraschewskij gebildeter revolutionärer Zirkel. Durch einen Provokateur denunziert, wurden die Mitglieder des Zirkels 1849 verhaftet. Viele wurden zum Tode verurteilt, doch wurde in der Folge das Urteil in Zuchthausstrafe und Verbannung nach Sibirien abgeändert. Am Zirkel nahmen F. M. Dostojewskij, M. J. Saltykow-Schtschedrnj, A. N. Pleschtschejew und A. N. Majkow teil.

lächerlich ist, wenn man von gewöhnlichen kleinen Zeitschriftengeschichten spricht, auf Stelzen einherzuschreiten und, bei jedem Wort stolpernd, dem Verfasser und den Lesern mit wichtiger Miene verworrene Prinzipien einer hausbackenen Ästhetik zu verkünden. Wir sind der Ansicht, daß diese lammfromme Methode auch bei [491] der Analyse einer Novelle der Frau Kochanowskaja¹⁰³, der „Ersten Liebe“ Turgenews, der „Tausend Seelen“ des Herrn Pissemskij usw. nicht angebracht ist. Es gibt aber Herrschaften, die gar zu sehr in die patriotische Ästhetik versunken sind und meinen, daß man den Werken unserer besten Talente eine hohe Bedeutung beimessen kann, von dem gleichen Standpunkt aus, von dem aus die Schöpfungen Homers und Shakespeares zur Bewunderung hingestellt werden. Bei aller Achtung unserer erstklassigen Talente halten wir es nicht für angebracht, sie von diesem Standpunkt aus zu betrachten, und waren daher bei der Prüfung russischer Novellen, Gedichte usw. stets bemüht, nicht auf ihren „ewigen und absoluten“, für immer unerschütterlichen Kunstwert, sondern auf den direkten Sinn hinzuweisen, den sie für uns, für unsere Gesellschaft und unsere Zeit besitzen. Ein Broschürchen darüber zusammenzubringen, daß Homers Epos in vervollkommener Gestalt in den „Toten Seelen“ auferstanden sei, Lermontow zum Byron zu proklamieren, Ostrowskij über Shakespeare zu stellen – das alles ist keine Neuigkeit in der russischen Literatur. Es gab auch noch ganz andere Sachen: jetzt kann sich wohl niemand mehr erinnern, wer bei uns bessere historische Romane geschrieben hat als Walter Scott, wer bei uns Goethe gleichgestellt wurde, wessen Finnenweiber uns lieber sind als Byrons Griechinnen, wer uns Corneille erst schätzen lehrte, wer auf den Schneefeldern Theokrits zarte Rosen züchtete usw. usw. Das alles aber wurde in der russischen Literatur verkündet und hat sogar Streitigkeiten und Diskussionen ausgelöst. Jetzt ist man nach Möglichkeit bemüht, sich eines so lächerlichen Spiels mit Namen zu enthalten, doch das Wesen der heutigen ästhetischen Betrachtungen über die „ewigen, allgemeinmenschlichen, weltumfassenden“ Vorzüge unserer Schriftsteller erinnert uns ständig an die Naivität der alten Ausrufe über die russischen Homere und unsere heimatlichen Byrons...

Da niemand daran denkt, dem Talent des Herrn Pleschtschejew große internationale Bedeutung beizumessen, können wir uns also ruhig des ästhetischen Gerichts über ihn enthalten und uns der Frage zuwenden, die uns weit mehr interessiert, nämlich der Frage nach dem Charakter des Inhalts seiner Werke. Herr Pleschtschejew hat ziemlich viel geschrieben: vor uns liegen zwei Bändchen mit acht Novellen, und da fehlen noch die „Zigaretten“ und die „Freundschaftlichen Ratschläge“, die er 148 und 1849 veröffentlicht hat, es fehlen auch „Paschinzew“ („Russkij Westnik“, 1859, Nr. 21-23), „Zwei Karrieren“ („Sowremennik“ 1859, Nr. 12) und „Bestimmungen“ („Swetotsch“, 1860, Nr. 1/2) – drei große Novellen, die er [492] bereits nach Herausgabe seiner Bücher veröffentlicht hat. Aus ihnen könnte man ebenfalls zwei fast genau so große Bändchen zusammen stellen. All dies wurde ohne Mißvergnügen gelesen, eine Zeitlang beschäftigte es einen gewissen Teil des russischen Publikums, genau so wie die Werke anderer Belletristen, die nicht der Genialität verdächtigt werden konnten. Gibt es nun in dieser Masse bedrückten Papiers etwas, hat dieses Dutzend großer und kleiner Novellen irgendwelche Beziehung zu dem, was gegenwärtig die Aufmerksamkeit unserer Öffentlichkeit in Anspruch nimmt? Oder sind diese Novellen einfach für die Übung im Lesen, etwa von der Art der Werke der Herren Kamenskij, Woskressenskij, Wonljarlarskij¹⁰⁴ und einiger neuester Schriftsteller, deren Namen zum Teil auch den Lesern des „Sowremennik“ nicht unbekannt sein dürften.

¹⁰³ *Kochanowskaja* – Pseudonym der Schriftstellerin N. S. Sochanskaja (1825 bis 1884). Ihr Schaffen ist von der Theorie der „Ergebung“ durchdrungen.

¹⁰⁴ *Kamenskij, P. P.* – Schriftsteller (gest. in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts). *Woskressenskij, M. I.* – Unterhaltungsschriftsteller, wirkte in den 30er bis 50er Jahren des 19. Jahrhunderts (gest. 1867). *Wonljarlarskij, W. A.* (1814-1852) – Verfasser vieler Romane und Erzählungen.

Es ist uns angenehm, diese Frage dahin zu beantworten, daß Herrn Pleschtschejew's Erzählungen in keiner Weise zur erwähnten Kategorie gezählt werden können. Sie sind stets von Elementen des gesellschaftlichen Interesses durchdrungen und unterscheiden sich dadurch von der Unzahl farbloser Erzählungen der 30er und der 50er Jahre. Die damaligen Erzählungen zeichneten sich, wie bekannt, dadurch aus, daß in ihnen der Mensch nicht als gesellschaftliches, sondern als isoliertes Wesen dargestellt wurde. Der Verfasser brauchte zwei, drei, vier Personen zur Entwicklung des Sujets – also erschienen diese zwei, drei, vier Personen in der Novelle ohne irgendwelche Beziehung zur übrigen Welt, als lebten sie auf einer unbewohnten Insel, wo sie alles Nötige wie auf einem Tischleindeckdich bekamen. Zur Lösung des Knotens würde dann, man weiß nicht woher, irgendein geheimnisvoller Deus ex machina* von der Art eines reichen Onkels, eines grimmigen Vorgesetzten, einer Feuersbrunst, eines Hochwassers, eines großmütigen Würdenträgers usw. herbeigeholt. Dies war übrigens eher in den 30er Jahren so; in den 50er Jahren aber begannen gewöhnlich die auf eine unbewohnte Insel verschlagenen Helden selber sich enttäuscht zu fühlen, fuhren von der Insel weg und ließen die Heldinnen weinen und sich dem Kummer hingeben; damit war gewöhnlich die Sache zu Ende... All diese Kniffe werden von Herrn Pleschtschejew nur wenig angewendet, da er seine literarische Tätigkeit in den 40er Jahren entfaltete, als die Literatur der Goremykas, der „Armen Leute“, der Petersburger Höhen und Winkel florier¹⁰⁵, und sie dann erst in den letzten Jahren wiederaufnahm, als die anklagende literarische Richtung in voller Kraft blühte. In der ganzen Zeit der kläglichen Farblosigkeit der 50er Jahre hat Herr Pleschtschejew [493] nichts mehr veröffentlicht¹⁰⁶. Er ist so der Notwendigkeit entgangen, mit seinen Helden auf eine unbewohnte Insel zu fliehen, und blieb in der wirklichen Welt der subalternen Beamten, Lehrer, Künstler, kleinen Gutsbesitzer, Damen und Fräulein der nicht vornehmen Welt usw. Diese kleine Welt kennt er, wie es scheint, recht gut und schildert sie mit voller Offenheit. In der Geschichte jedes Helden der Novellen des Herrn Pleschtschejew sieht man, wie er mit seinem Milieu verbunden ist, wie diese kleine Welt mit ihren Erfordernissen und Beziehungen auf ihm lastet, mit einem Wort, man sieht im Helden ein gesellschaftliches, nicht aber ein für sich allein dastehendes Wesen. Das Element des Gesellschaftlichen ist in jeder Novelle vorhanden...

Dies ist der Hauptvorzug der Erzählungen des Herrn Pleschtschejew; man muß jedoch zugeben, daß auch sehr viele der heutigen Belletristen diesen Vorzug besitzen. Daß der Mensch völlig von der Gesellschaft abhängt, in der er lebt, und daß seine Handlungen durch die Lage bedingt sind, in der er sich befindet, dies ist heute bereits zu einem fast unvermeidlichen Ausgangspunkt für jeden einigermaßen nüchtern denkenden Novellenschreiber geworden. Daß ferner der Aufbau unseres gesellschaftlichen Milieus nicht ganz befriedigend ist und daß unsere Lebensverhältnisse der normalen Entwicklung und der freien, gesunden Betätigung des Menschen gar nicht günstig sind – darüber sind bei uns auch von den mittelmäßigsten Belletristen überaus viele Erzählungen geschrieben worden. Die Disharmonie zwischen dem einigermaßen anständigen Menschen und der ihn umgebenden Wirklichkeit ist zu einem allgemeinen Thema der heutigen Literatur geworden. Darin stimmen alle Parteien, alle Richtungen, alle Schattierungen der literarischen Auffassungen überein. Nimmt man den „Russkij Westnik“ oder die „Biblioteka dlja Tschtenija“, den „Syn Otetschestwa“ oder die „Moda“ – überall ist es ein und dasselbe. Daher ist die bloße Darstellung des Antagonismus zwischen

* unerwarteter, im richtigen Moment auftauchender Helfer in einer Notlage; überraschende, unerwartete Lösung einer Schwierigkeit

¹⁰⁵ Gemeint sind „Anton-Goremyka“ – Erzählung von D. W. Grigorowitsch; „Die armen Leute“ – Erzählung von F. M. Dostojewskij; „Die Petersburger Höhen“ – Erzählung von J. P. Butkow; „Die Petersburger Winkel“ – Erzählung von N. A. Nekrassow.

¹⁰⁶ Eine Anspielung auf das unfreiwillige Schweigen A. N. Pleschtschejew's, der im Zusammenhang mit dem Prozeß des Petraschewskij-Zirkels verbannt wurde und lange in der Provinz lebte.

ehrlichen Bestrebungen und der Trivialität des Milieus heute nicht mehr genügend, um allgemeine Teilnahme zu erwecken; die Darstellung muß packend, stark sein, es müssen neue Situationen gewählt, neue Seiten des Sujets aufgedeckt werden, erst dann wird das Werk einen dauernden Erfolg haben und der Autor an eine prominente Stelle in der Literatur vorrücken.

Herrn Pleschtschejews Novellen überragen keineswegs das Niveau, das sich im allgemeinen für die Werke jener Schule von Belletristen herausgebildet hat, die wir wohl nach ihrem hauptsächlichsten Vertreter als die Turgenewsche bezeichnen können. Ihr [494] ständiges Motiv ist: „*Das Milieu zehrt den Menschen auf.*“ Ein gutes und sehr starkes Motiv, doch man hat es bisher bei uns nicht verstanden, sich seiner gut zu bedienen. Der „vom Milieu aufgezehrte Mensch“ wurde manchmal in den Novellen der Turgenewschen Schule recht lebhaft dargestellt, doch das „Milieu“ selbst und sein Verhältnis zum Menschen wurden blaß und schwach geschildert. Die Darstellung des „Milieus“ hat die Schtschedrinsche Schule auf sich genommen; aber sie behandelte nur die offizielle Seite der Sache, und auch dies nur (und das ist das Entscheidende) in ihren äußerst geringfügigen Erscheinungsformen. Daher gibt es in allen unseren Novellen, ganz gleich, ob sie zu den anklagend-publizistischen oder den künstlerischen gehören, stets viel Ungesagtes und, was die Hauptsache ist, immer ist Raum für zwei Fragen: einerseits – was wollen eigentlich diese Leute, die sich in keiner Weise mit ihrem Milieu vertragen können?, andererseits aber – woher kommt der Gegensatz, in den sich dieses Milieu zu jedem anständigen Bestreben stellt, und worauf beruht denn eigentlich seine Kraft?

Wie viele Abstraktionen man auch zur Lösung dieser Fragen zusammentragen mag, sie werden sich nicht klären, solange nicht die eigentlichen Tatsachen des gesellschaftlichen Lebens, von denen das ganze Wesen der Frage abhängt, im Bewußtsein der Allgemeinheit verarbeitet sind. Diese Verarbeitung der Tatsachen vollzieht sich ständig im Leben selbst, doch zur Beschleunigung und im Interesse einer größeren Vollständigkeit der zielbewußten Arbeit der Gesellschaft kann auch die Belletristik nützlich sein, und zwar um so nützlicher, je mehr künstlerische Fülle und Kraft ihre Gestalten besitzen. Bisher hat uns die Schule des „zersetzenden, aufzehrenden Milieus“ gerade deswegen keine durchaus künstlerischen Erzählungen geliefert, weil es in ihr nie eine volle Übereinstimmung zwischen den beiden Elementen gab, aus deren Kampf sich der Inhalt der Novelle zusammensetzte. Man sah den abgekehrten Menschen, es wurde einem aber nicht klar und erschöpfend dargestellt, welche Kraft an ihm zehrt, warum an ihm gezehrt wird und warum er an sich zehren läßt: auf all das fand man in den Novellen höchstens anspielende, keineswegs aber erschöpfende Antworten. Somit blieb die Ausführung in diesen Novellen stets stark hinter der Idee zurück, die ihnen Lebenskraft zu verleihen vermocht hätte, und daher haben alle Novellen dieser Art nur einen zeitweiligen historischen Sinn, der sofort verschwindet, sobald in der Gesellschaft einigermaßen neue Kombinationen der im Leben vorhandenen Beziehungen und neue Forderungen an das Leben entstehen.

[495] Jetzt werden die Novellen, von denen wir sprechen, einstweilen noch gelesen, wiewohl bereits nicht mit dem Interesse wie vor fünfzehn Jahren. Aber auch jetzt machen sich bereits Ansprüche geltend, denen die Helden ähnlicher Novellen entschieden nicht genügen können. Bei einem frischen, vernünftigen Leser taucht zum Beispiel etwa beim Lesen der Novellen des Herrn Pleschtschejew sofort die Frage auf: Was wollen eigentlich diese wohlgesinnten Helden, warum placken sie sich ab? Zur Entscheidung seiner Frage dringt der Leser in die Umstände ein, die die Quelle der Nöte für die edlen Helden sind. Hier aber sehen wir nichts Bestimmtes: alles ist so nebelhaft, bruchstückartig, unbedeutend, daß man keinen allgemeinen Gedanken deduzieren, sich keinen Begriff vom Lebensziel dieser Herrschaften bilden

kann. Sie erhitzen sich (wie Kostin) wegen Fredrika Bremers¹⁰⁷ und George Sands und ziehen sich dadurch die Antipathie des „Milieus“ zu; sie klären (wie Gorodkow) einen höheren Vorgesetzten über die Untauglichkeit ihres unmittelbaren nächsten Vorgesetzten auf und geraten so selber in Mißgunst; sie erheben ein großes Geschrei (ebenfalls wie Kostin) über den Nutzen der anklagenden Literatur und rufen so den Unwillen der maßgebenden Leute gegen sich hervor... Aus alledem ist zu ersehen, daß ihre Bestrebungen gut sind und daß sie wünschen, den Leuten möge es auf dieser Welt besser gehen, alles möge vernichtet werden, was dem Gemeinwohl hinderlich sei. Haben sie aber einen klaren Begriff davon, was zur Verwirklichung ihrer Wünsche nötig ist? Sind sie sich bewußt, welche Pflichten ihnen selbst auferlegt werden, sobald sie sich von der Notwendigkeit überzeugen, das Ziel, das ihnen heilig und erhaben scheint, zu erreichen? Nein, sie zeichnen sich ständig dadurch aus, daß ihnen in der kindischsten Weise vollständig die Erkenntnis abgeht, welchem Ziele sie entgegengehen und wie man ihm entgegengehen soll. Alles, was an ihnen gut ist, das ist der Wunsch, daß jemand kommen und sie aus dem Sumpf herauszerren möge, in dem sie versinken, daß er sie auf die Schultern nehmen und an einen reinen, lichten Ort bringen möge. Sie würden sich einer solchen Übersiedlung nicht widersetzen, im Gegenteil, sie würden sich darüber sehr freuen. Doch man muß zugeben, daß dies ihrerseits kein besonderes Verdienst ist und daß, wenn es Leute gibt, denen sogar der Wunsch abgeht, aus dem Sumpf herauszukommen, dies uns noch nicht das Recht gibt, jene, die aus ihm herauszukommen *wünschen*, als Helden zu betrachten.

Man wird uns einwenden, daß uns in Kostin, Gorodkow und anderen gar nicht *Helden und ideale* vorgeführt werden, sondern einfach gezeigt wird, wie das Leben zuweilen mit seinen Mühlsteinen [496] ein gutes Streben, die Keime des Guten und Ehrlichen zerstört und zermalmt. Wir verlangen ja aber nicht unbedingt das *ideale*, wir wollen nur größere *Bestimmtheit* und *Bewußtheit* bei diesen Personen. Und wir brauchen das, weil wir mit den aufrichtigen Personen der Novelle sympathisieren wollen, während es für uns sehr schwer ist, mit nichtigen, farblosen, passiven Menschen zu sympathisieren, die weder das eine noch das andere sind... Ja, auch das künstlerische Interesse der Novelle selbst erfordert, daß in der Darstellung des Kampfes Feinde gezeigt werden, deren Kräfte durch irgend etwas ausgeglichen sind. Hier aber erscheint ein gewaltiges Ungeheuer, das „schlechtes Milieu“ oder „triviale Wirklichkeit“ genannt wird, und diesem Ungeheuer gegenüber werden irgendwelche pausbäckige Kinderchen vorgeführt, die naiv sind, nichts wissen und nichts können, allem Vertrauen entgegenbringen und ihrer inneren Ohnmacht zufolge in Wirklichkeit in vollem Umfange von ihrem „Milieu“ abhängen. Man wird uns einwenden, daß es andere Milieus nicht gibt, daß unser Milieu eben alle Menschen, die in dieses Milieu geraten, zu solchen macht. Zugegeben. Doch in diesem Falle, was bleibt da dem Schriftsteller übrig? Er muß dann auch seine Helden diesem „Milieu“ zuzählen und hat sich ebenso negativ zu ihnen einzustellen, wie er zu allem steht, was sie umgibt. Wenn unser Milieu nicht nur an sich nicht gut ist, sondern auch alles Gute zugrunde richtet, was in dieses Milieu gerät, und wenn das Prinzip des Schlechten in ihm so stark ist, daß es bisher unmöglich war, einen genügend festen und tätigen Charakter zu finden, der diesem Milieu standhalten und sich durchsetzen könnte, wenn dem so ist, dann ist es klar, daß man in diesem Milieu nichts zu suchen hat außer einem Gegenstand für die rücksichtsloseste Satire. Somit wird die Stellung des Autors zu seinen edlen Jünglingen ganz anders sein: nicht Sympathie für ihre träumerischen, unbestimmten Bestrebungen wird er im Leser wecken, sondern eher den Spott darüber, daß sie außer ihren abstrakten Phantasien nichts wesentlich Nützliches lernen. Die Helden des Herrn Pleschtschew z. B. treten gewöhnlich in den Staatsdienst; dort können sie sich nicht vertragen oder kommen einfach nicht vorwärts und nehmen ihren Abschied. Dann versuchen sie es mit lite-

¹⁰⁷ Fredrika Bremer (1806-1865) – schwedische Schriftstellerin.

rarischer Arbeit, doch dazu reicht ihr Talent nicht aus. Nachher bleiben ihnen nur zwei Existenzmittel: Stunden zu geben und Akten zu kopieren. Etwas anderes können sie nicht, zu etwas anderem sind sie nicht fähig. Könnten sie wenigstens rudern, dann könnten sie sich an der Newa oder an der Wolga als Bootsleute verdingen; wären sie flink, dann könnten sie Hausdiener werden oder pflastern, mit dem Leier-[497]kasten herumgehen, könnten Bilder im Guckkasten vorführen, wenn es ihnen in ihrem eigenen Milieu gar zu schlecht ginge... Sie können aber rein gar nichts und können nirgends ihren Mann stellen. Und doch wollen sie den Kampf, setzen sich für das Glück der Menschheit ein, wollen sich in der Öffentlichkeit betätigen... Da muß man aber fragen: Was können sie denn, diese nichtigen, am Schreibtisch hockenden Menschen? Träumer sind sie alle, aber nicht tätige Menschen, ja, nicht einmal Projektemacher. Sie haben ja sehr gute, edle und kühne Träume, doch jeder von uns kann ihnen sagen: „Was geht es uns an, ob du geträumt hast oder nicht?“ – und damit das Gespräch mit ihnen abschließen. Vom psychologischen Standpunkt aus kann man natürlich nicht umhin, die prächtigen seelischen Eigenschaften eines Kostin und eines Gorodkow zu würdigen, doch der Sache der Allgemeinheit, das glauben wir sagen zu dürfen, können sie ebensowenig Nutzen bringen wie auch andere Jünglinge, von denen Herr Pleschtschejew in anderen Novellen erzählt. Warum also sollen wir mit ihnen sympathisieren? Wozu sympathische Erzählungen über ihre Träume und inneren Leiden schreiben, die zu nichts Rechtem führen!

Ob dieser rücksichtslosen Zeilen wird man uns natürlich Undankbarkeit und Trockenheit des Herzens, Mangel an Sympathie für erhabene Bestrebungen und fatalistische Anbetung der Tatsachen vorwerfen. Wir erkennen im voraus die Berechtigung aller solcher Vorwürfe an und ergeben uns, indem wir unsere Erläuterungen fortsetzen, in unser Schicksal.

Ja, wir messen den prächtigen Seelenbestrebungen keinerlei praktische Bedeutung bei, solange sie nur Bestrebungen bleiben; ja, wir schätzen nur Tatsachen und sehenden Wert der Menschen nur in ihren Handlungen. Warum wir so urteilen, ist sehr leicht zu erklären. Als prächtige Bestrebungen betrachten wir alle natürlichen, unverderbten Bestrebungen der menschlichen Natur; alle prächtigen Bestrebungen halten wir für die Folge natürlicher, normaler Bedürfnisse des Menschen. Sobald die Forderung künstlich ist, betrachten wir sie als schlecht, schädlich oder lächerlich, wie prächtig und erhaben sie auch sein mag. Ist es wahr, daß Nero Rom in Brand steckte, um lebendiges Material für die Schilderung der Niederbrennung Trojas zu haben, so werden wir, wie großartig ein ähnliches Bild und wie ästhetisch das Ziel auch sein mag, eine ähnliche Phantasie als abscheulich, als der normalen menschlichen Natur widersprechend betrachten. Genau so abscheulich sind z. B. die Selbstkasteiungen der Fakire, die Verachtung der Brahmanen für die Parias, das Faustrecht usw. Gerade deswegen ist all dies [498] widerlich (und in manchen Äußerungen auch lächerlich), weil es eine Verzerrung der menschlichen Natur ist. Das Wesen der eigentlichen Natur des Menschen kurz zu definieren ist eine recht schwierige Sache; was aber jedenfalls nicht zu bezweifeln ist, das ist ihre Entwicklungsfähigkeit. Um sich entwickeln zu können, ist es erforderlich, daß jegliche Zusammenstöße und Hindernisse vermieden werden. Zu diesem Zweck aber schreibt sie offenbar jedem Menschen vor, auch anderen nicht hinderlich zu sein, denn sonst wird er auch sich selbst hinderlich sein, wird seine eigene Entwicklung zum Stehen bringen und beengen. Wenn wir also beim Menschen nur die Entwicklungsfähigkeit und nur die Neigung zu einer (ganz gleich welcher) Betätigung und zur Erholung anerkennen, so können wir hieraus einerseits direkt die natürliche Forderung des Menschen folgern, daß ihn niemand beenge, daß man ihm die Möglichkeit gebe, sich seiner persönlichen unveräußerlichen Mittel und der unentgeltlichen, niemandem gehörenden Schätze der Natur zu bedienen, andererseits aber die ebenso natürliche Erkenntnis, daß auch er nicht die Rechte anderer antasten und die Tätigkeit eines anderen beeinträchtigen darf. Dies ist das einfachste Gesetz, nach dem ein Vogel nicht gerade dort sein Nest zu bauen sucht, wo bereits ein anderer Vogel sein Nest baut, eine

Schafherde die Wiese, auf der sie weidet, ruhig unter sich aufteilt usw. Indessen laufen alle Bestrebungen nach Unabhängigkeit, Selbständigkeit und strenger Gerechtigkeit, alle humanen Gefühle, alle Antipathien gegen Gewalt und Willkür, Despotismus und Sklaverei auf ebendieses Gesetz hinaus. All dies sind Eigenschaften, die ganz und gar nicht die höchste, durch Jahrtausende der Zivilisation herausgearbeitete und an den Universitäten, den Akademien und in den ästhetischen Handbüchern mit großer Mühe erarbeitete Vollkommenheit darstellt. Im Gegenteil, diese Eigenschaften *müssen* jedem Menschen selbst auf der niedrigsten Entwicklungsstufe eigen sein. Denken wir etwa an Karamsin, unseren unvergeßlichen Historiographen: nach seinen Worten „lieben selbst die wilden Völker Freiheit und Unabhängigkeit“. Was aber die humanen Gefühle betrifft, nämlich, daß man niemand beengen und niemandem etwas wegnehmen soll, so sehen wir dieses Prinzip sogar bei den wilden Tieren; Wölfe fallen nicht über ihresgleichen her, um ihnen die Beute zu entreißen, sondern ziehen es vor, sie sich selber zu beschaffen, Schakale und Hyänen ziehen in ganzen Rudeln umher, und blutige Kriege zwischen ihnen sind überaus selten; überhaupt – eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus.

Aber Wölfe schleppen Schafe weg, also ist doch das Prinzip der [499] Nichtbeengung fremder Tätigkeit bei ihnen schwach? Aus dieser Erwägung heraus sagen wir nicht, daß die Achtung fremden Besitzes und das Gefühl der Humanität (bei den Wölfen sowohl wie bei den Menschen) die Folge irgendwelcher erhabener Ideen sind. Wir deduzieren dieses Gefühl aus einer einfachen Berechnung: „Ich werde lieber meine Sache tun, als anderen hinderlich sein; so wird es für mich vorteilhafter und ruhiger sein.“ Deshalb schlägt sich auch ein Wolf nicht mit dem anderen herum, sondern ergreift ein Schaf, dessen sich noch niemand bemächtigt hat und dessentwegen es keinen Streit geben kann. Er tut das infolge einer natürlichen Regung des Hungers, genau so, wie der Mensch eine Blume pflückt, einen Fisch fängt, irgendeine Ente oder ein Rebhuhn erlegt und für sich brät. Da kann es keinen Kampf gegen seinesgleichen, keine feindlichen Zusammenstöße mit der eigenen Art geben – das ist es, wovon wir sprechen. Ein Mensch, der geduldig einen ganzen Tag beim Angeln irgendwelcher Kaulbarsche gegessen hat, wird wohl keine Lust haben, aus einem fremden Fischbehälter einen Fisch zu stehlen, da er annimmt, daß das schlecht enden kann. Andererseits kann ein Mensch, der einen Fischbehälter besitzt, ruhig fremden Fischern zuschauen, die an freien Stellen des Flusses Fische fangen, er wird aber nicht gleichgültig bleiben, wenn man aus seinem Fischbehälter einen Fisch nimmt. Die natürliche Forderung, daß man ihm nicht hinderlich sei und seine Rechte nicht beenge, veranlaßt ihn in diesem Falle sogar zum Kampf – auch hier gibt es die gleiche Berechnung: damit ich nicht die Möglichkeit verliere, ungehindert und frei zu handeln, muß ich jedes Hindernis vermeiden; ist aber ein Hindernis schon aufgetaucht, so muß ich es sofort entfernen. Sonst wird die ganze Betätigungsfreiheit vernichtet, jede Möglichkeit einer natürlichen Entwicklung unterbunden.

Wir machten diese ganze Abschweifung, um zu zeigen, wie einfach und natürlich für den Menschen die Bestrebungen und die Auffassungen sind, die bei den Helden unserer Novellen gewöhnlich als etwas Besonderes, Höheres hingestellt werden, das sie über das Niveau der gewöhnlichen Menge hinaushebt. Betrachtet man die Sache einfach und unvoreingenommen, so wird sich herausstellen, daß der Wunsch, sich von Beengungen zu befreien, und die Liebe zu selbständiger Betätigung dem Menschen genau so unveräußerlich eigen ist wie der Wunsch, zu trinken, zu essen, eine Frau zu lieben. Es gab eine Zeit, da man mit jedem Kunststück Bewunderung erwecken konnte, und Menschen, die sich ganze Wochen lang der Nahrung enthielten und nur mit Wasser nährten, die [500] natürlichen Bedürfnisse in sich unterdrückten, Bewunderung bei der Menge erweckten und als sittliche Helden betrachtet wurden. Jetzt aber achten wir solche Verdienste nicht, genau so wenig, wie wir einen Menschen nicht deswegen achten, weil er sich der Fähigkeit, eine Frau zu lieben, beraubt oder den eigenen

Willen in sich so zu unterdrücken vermochte, daß er sich bereits in einen Automaten verwandelt hat, der nur fremde Befehle ausführt. Alle solche Persönlichkeiten und alle solche Handlungen betrachten wir als Verzerrungen der menschlichen Natur und als Störungen des natürlichen Ganges der Dinge. Als normale Lage betrachten wir also, daß der Mensch trinke, esse, eine Frau liebe, sich seiner Persönlichkeit bewußt sei und freie Betätigung anstrebe. Wieso kann man nachher von uns Sympathie für einen Menschen lediglich deswegen fordern, weil er trinkt und ißt oder jede Beengung haßt? Ist das etwa ein Verdienst seinerseits und nicht das natürliche, unvermeidliche Bedürfnis seines Organismus? Dem Menschen gefällt es nicht, wenn man ihm befiehlt, nicht das zu tun, was er will, und nicht so, wie er es will: welche Bildung, welche Seelengröße ist doch dazu erforderlich – nicht wahr?! Man bedenke doch in der Tat: er fühlt ja, daß man ihm die Hände bindet, er empfindet es schwer, daß er beengt ist, er wünscht ja etwas nach seinem Ermessen und Willen zu tun! ... Der arme edle Jüngling oder Mann! Wie soll man da nicht Tränen des Mitgefühls über sein Schicksal vergießen?

Und in der Tat, Tränen wurden vergossen, edle Jünglinge wurden in den Novellen zu Dutzenden dargestellt und beschäftigten trotz ihrer offenkundigen Trivialität unsere begabtesten Schriftsteller und galten in der öffentlichen Meinung als überaus fähige und dringend benötigte Menschen. Hierfür gab es, sagt man, seinerzeit auch bestimmte Gründe, doch jetzt können wir die Sache etwas anders betrachten. Wenn wir von den Menschen praktisches Handeln verlangen, so können wir jegliche Träumer, wie erhaben ihre Träume auch sein mögen, strenger verhören, und beim Verhör wird sich zeigen, daß diese Träumer überaus nichtige Menschen sind.

„Nein, das ist nicht wahr!“ werden die Verehrer der „Hamlets aus dem Bezirk Schtschigry“ und aller ähnlichen Gestalten schreien, „weshalb werden, wenn die erhabenen Träume dieser Helden so natürlich und einfach sind, weshalb werden sie nicht von der ganzen Welt geteilt? Warum erscheinen diese Bestrebungen nur bei wenigen auserwählten Naturen, während die Mehrheit sie nicht nur nicht begreift, sondern sogar bestrebt ist, ihnen entgegenzuwirken? Ist nicht auch das schon ein großes Verdienst, daß diese [501] Träumer es verstanden haben, die wahren menschlichen Bestrebungen zu begreifen und sich zu eigen zu machen, während alles rings um sie entstellt, demoralisiert, der Lüge ergeben oder allem gegenüber völlig gleichgültig ist?“

Ähnliche Fragen und Bemerkungen bekommt man sehr oft zu hören, doch sie alle entspringen einer oberflächlichen Betrachtungsweise. Natürlich kann man auch einem Menschen, selbst wenn er nichts für die Gesellschaft geleistet hat, ein gewisses Verdienst zuerkennen schon allein dafür, daß er durch Nachdenken, durch selbständige Beobachtungen zum Bewußtsein gelangt ist, daß etwas, was alle in seiner Umgebung für Wahrheit ausgeben, falsch ist. Unter den entarteten Subjekten des menschlichen Geschlechts würde sich ein Exemplar, das den ursprünglichen Typus des Menschen so bewahrt hat, daß er durch keine Kraft verwischt und vernichtet werden konnte, recht merkwürdig ausnehmen. Über eine solche Persönlichkeit könnte man auch eine interessante Novelle schreiben, und an der Darstellung oder Schaffung einer solchen Gestalt könnte das hervorragendste Talent eines beliebigen europäischen Volkes nicht ohne Nutzen arbeiten. Doch nicht solche Persönlichkeiten sehen wir in unserer Literatur. Nicht die innere Arbeit und der sittliche Kampf eines Menschen werden uns vorgeführt, der das Falsche der gegenwärtigen Ordnung erkannt hat und hartnäckig, unbeirrt die Wahrheit anstrebt: niemand dachte auch nur daran, uns einen neuen Faust darzustellen, obwohl wir sogar eine so benannte Novelle haben... Nein, unsere edlen Jünglinge gelangen zu ihren erhabenen Bestrebungen meist ziemlich einfach und ohne große Mühe: sie studieren an der Universität und hören ausgezeichnete Professoren, oder sie stoßen noch im Gymnasium auf einen jungen, begeisterungsfähigen Lehrer, oder sie geraten in einen Zirkel prachtvoller junger Menschen, die von den edelsten Bestrebungen beseelt sind, Granowskij

als Heiligen verehren, von Motschalow¹⁰⁸ entzückt sind oder schließlich gute Bücher lesen, d. h. die „Otetschestwennyje Sapiski“ der 40er Jahre. Sehr oft treffen alle diese glücklichen Zufälligkeiten zusammen und fördern einander. Auf diese Weise geht die Entwicklung einfacher menschlicher Bestrebungen bei den guten Jünglingen ohne besondere heroische Anstrengungen vor sich; sie wollen essen, und man sagt ihnen von allen Seiten: gehen wir essen, und sie gehen. Das ist alles.

Warum aber gehen die anderen nicht? Warum werden aus den Leuten, die ebenso studiert und prächtige Unterweisungen gehört haben, Schmiergeldnehmer, Gecken, Formalisten, kleine Despoten usw. usw.?

[502] Auch diese Fragen sind leicht zu beantworten: es kommt von der Torheit oder besser gesagt von der Naivität. Da sie sehen, daß die natürliche Neigung, auf geradem Wege zu selbständiger, normaler Betätigung zu gelangen, auf Hindernisse stößt, suchen alle diese Leute sich ein wenig von diesem Weg abzuwenden, in der Hoffnung, daß sie, wenn sie ein Hindernis umgangen haben, wieder auf ihren früheren Weg gelangen können. Die Berechnung ist wieder dieselbe: „Lieber mache ich einen Umweg, als daß ich mich herumschlage und geradeaus vorwärts stürme.“ Doch die Berechnung erweist sich hier als verfehlt, weil es nicht ein Hindernis gibt, sondern tausende, und je weiter der Mensch vom ursprünglichen Weg abgeht, um so stärker vermehren sich auch die Hindernisse. Und da muß er schon notwendigerweise Winkelzüge machen, sich verstecken, sich beugen, Hindernisse überspringen, alles, was er kann, unterwegs niederstampfen und sich selbst, wenn nötig, allerhand Scheußlichkeiten aussetzen, um nur irgendwie seine Reise fortzusetzen. Der Mensch denkt in seiner Naivität: „Ich werde, um einen Posten zu bekommen, Geld dafür bezahlen, wenn man ihn nicht anders bekommen kann, dafür aber werde ich auf diesem Posten nützlich sein.“ Es zeigt sich aber, daß man die Sache mit einer einmaligen Bezahlung nicht abtun kann, daß auch weiter Auslagen nötig sind, wenn nicht in Form direkter Geldgeschenke, so in Form verschiedener Bewirtungen, Abendunterhaltungen, besonderer dienstlicher Aufwendungen usw. Um das zu tun, muß man Schulden machen, die man nicht bezahlt, muß man Geschenke und Bestechungen annehmen; um Bestechungen und Geschenke zu bekommen, muß man in Amtsangelegenheiten wider das Gewissen handeln, wobei man Gauner belohnen und ehrliche Menschen bedrängen muß usw. So verstrickt sich der Mensch, wobei er bei jedem Schritt immerhin glaubt, daß er das beste Mittel zur Beseitigung der Hindernisse und zur Schaffung eines freien Spielraums für seine Tätigkeit wählt.

Die edlen Jünglinge, mit denen sich unsere Literatur so lange und so eifrig befaßt hat, verwickeln sich nicht in dieser Weise und scheinen daher hoch über der übrigen Menge zu stehen. Faßt man sie aber genauer ins Auge, so sieht man, daß, wenn sie auch nicht irgehen, so einzig deswegen, weil sie nirgendwo hingehen und immerfort an ein und demselben Ort sitzen. Sie sind keineswegs scharfsichtiger als jene, die einen Umweg gemacht haben, verstehen keineswegs klarer als jene, wie wichtig es ist, daß man seine menschlichen Bestrebungen vor äußeren Hindernissen intakt bewahrt, sie sind nur träger. Zu Beginn der Lebensbahn hegen die [503] einen wie die anderen den Wunsch, geradeaus, frei und bewußt einem nützlichen, guten Ziel entgegenzugehen; den einen wie den anderen stellen sich gewaltige Hindernisse entgegen, die gleich bei den ersten Schritten überwunden werden müssen. Und weder die einen noch die anderen besitzen genügend Mut und Kraft, um den direkten Kampf gegen diese Hindernisse aufzunehmen; die einen wollen sie umgehen, verlieren so das Ziel aus dem Auge und geraten in den scheußlichen Sumpf jeglicher Unwahrheit, während die anderen an Ort und Stelle bleiben, die Hände in den Schoß legend, dasitzen, sich verächtlich und gallig über jene äußern, die vom Wege abgewichen sind, und warten, ob nicht ein Titan erscheinen

¹⁰⁸ Motschalow, P. S. (1800-1848) – berühmter Tragöde.

wird, der den Berg, der ihnen den Weg verstellt, beiseite schiebt. Und, was am amüsantesten ist, diese Herrschaften beginnen zu klagen, nicht über eigene Trägheit und Ohnmacht und auch nicht über den Berg, der sich ihnen in den Weg gestellt hat, sondern über ihre Kameraden, die einen Umweg gemacht haben. Und die den Menschen gemeinsame Neigung zur Betätigung äußert sich bei ihnen darin, daß sie die unglücklichen Wanderer attackieren und sie auf den geraden Weg zu bringen suchen. „Aber hier kann man doch nicht gehen“, sagen die Armen, „dort werden wir einen anderen Weg finden.“ „Nein, ihr müßt hier gehen!“ schreien die erregten Jünglinge, gehen ihn aber auch selber nicht, graben sich keinen Weg durch den Berg, nivellieren nicht, nehmen keine Sprengungen vor und sagen nicht, ob es nicht irgendwo einen Pfad gibt, auf dem man in die Höhe steigen könnte. Sie selber wissen nichts, können nichts, sind zu grober Arbeit nicht fähig; eine geräuschvolle Explosion würden ihre Nerven nicht vertragen; sie können den Wanderern keine Hilfe bringen, nur ihnen zuschreien: „Geht nicht dorthin, sondern geht hier...“, während man gerade hier nicht gehen kann, ohne einen neuen Weg zu bahnen.

„Immerhin verstehen sie, daß man sich nicht seitwärts begeben, sondern den geraden Weg gehen soll; deswegen können sie in keiner Weise in den Schlamm des stinkenden Sumpfes geraten, in dem die anderen auf dem Umweg versinken: deswegen verdienen sie Achtung.“

Nicht im geringsten. Würden wir unsere Achtung so leicht an alle vergeuden, die keine Abscheulichkeiten begehen, so würden wir allen Widersinnigkeiten des Herrn Achscharumow¹⁰⁹ zustimmen müssen, der gerade von diesem Standpunkt aus in Ilja Iljitsch Oblomow angeblich große patriarchalische Tugenden findet. Menschen, die „*stolz darauf sind, daß sie Schaden stiften*“, gibt es in der Welt sehr viele. Wir wünschen aber nicht einmal Herrn [504] Achscharumow, einen solchen Stolz zu empfinden. Idyllische Träumereien einer glücklichen Absonderung von den Menschen sind jetzt ganz und gar nicht angebracht. Das Element des Gesellschaftlichen ist in seine Rechte getreten, und wir müssen uns als Mitglieder der Gesellschaft betrachten, die verpflichtet sind, etwas für sie zu tun, da wir ihr sonst schon durch unser Nichtstun schädlich sein werden.

Kann man denn auch das wirre, schüchterne Halbwissen, durch das sich die tapferen Vertreter der besten Bestrebungen in unserer Literatur auszeichnen, richtiges Verstehen und richtige Überzeugung nennen? Unserer Meinung nach kann man Überzeugung und Wissen nur dann als echt betrachten, wenn sie den Menschen ganz durchdringen, sich mit seinem Gefühl und seinem Willen verschmolzen haben, ständig in ihm leben, auch unbewußt, wenn er gar nicht daran denkt. Ein solches Wissen wird sich, wenn es das praktische Gebiet betrifft, unbedingt im Handeln äußern und wird nicht aufhören, den Menschen zu beunruhigen, solange es nicht befriedigt ist. Dies ist wie ein unstillbarer, unaufschiebbarer Durst. Wenn mich in einer wasserlosen Ebene der Durst quält und ich plötzlich einen Bach erblicke, so stürze ich hin, wenn er auch von stechenden Sträuchern umgeben ist, aus denen Schlangen hervorblicken. Das Schlimmste, was ich in diesen Sträuchern erleiden kann, ist der Tod, aber ich werde ja sowieso vor Durst sterben, folglich riskiere ich nichts... So wirkt auch die wahre, lebendige, absolute Überzeugung: der Mensch kann sich der Gefahr des Todes aussetzen, wenn er die Verwirklichung seiner Überzeugung anstrebt. Doch dies hat nichts zu sagen – er würde auch genau so daran sterben, wenn er gezwungen wäre, seine Überzeugung zu ersticken... Man versuche nur, bei irgendeinem der guten Jünglinge unserer Literatur eine so entschiedene, absolute Überzeugung zu finden. Man wird sie bei keinem finden.

Aber auch das wäre noch hinzunehmen: wir sagten bereits, daß wir keinen Heroismus fordern und von den guten Jünglingen nur größere Bewußtheit und Bestimmtheit der Bestrebungen

¹⁰⁹ Siehe Fußnote *** S. 276.

wollen. Auch das finden wir nicht. Sie sind mit einer sehr hohen Meinung von ihrer Reinheit und Festigkeit infiziert und wollen daher in keiner Weise um sich blicken, um ihr Verhältnis zu allem, was sie umgibt, richtig zu erfassen. In Naivität und Ungelenkigkeit sind sie nicht anders als die einfältigsten unter jenen Leuten, die ihr ganzes Leben lang vom geraden Wege abweichen und sich einbilden, daß sie sowieso an denselben Punkt gelangen werden. Das erste, was wir von unseren Jünglingen vernehmen, sind Klagen über ihre [505] Weggefährten. Sie wollen den geraden Weg einschlagen, aber die Menge ringsum, sie strebt seitwärts und reißt sie mit sich; die geradeaus strebenden Jünglinge geraten in Aufregung und schreien die Menge an, warum sie nicht so geht, wie sie es wollen, und beklagen sich über die Stöße, die sie von den Vorbeirennenden erhalten, und behaupten schließlich, daß sie nicht geradeaus gehen können, weil die Menge sie daran hindert... Doch die wohlgesinnten, geradeaus strebenden Jünglinge geben sich gar nicht die Mühe, ernstlich darüber nachzudenken, warum denn ihre Weggefährten gerade an dieser Stelle vom Weg abbiegen. Tun sie denn das nur aus einer Laune, ohne jeden Grund und ohne jede Notwendigkeit? Würden sie sich diese Frage vorlegen, so würden sie sehen, daß die Ursache nicht in der Menge der Wanderer, sondern in dem auf dem Wege sich entgegenstellenden Hindernis liegt: daß jeder lieber den geraden Weg wählen würde, wenn sich ihm auf diesem Weg keine besonderen Unbequemlichkeiten entgegenstellten, und daß gar nicht die Menge daran schuld ist, daß der gerade Weg der vorwärts strebenden Jünglinge erschwert wird. Man müßte nur ein klein wenig nachdenken und alle diese Klagen über das „Milieu“, über seine mangelnde Vorbereitung, über seine Trivialität und Böswilligkeit würden von selbst verschwinden. Zugegeben, daß auch das „Milieu“ kein Lob verdient: statt einen geraden Weg zu bahnen, macht es Umwege, aus denen es dann gar nicht herausfindet. Das ist sehr töricht und unpraktisch. Aber die Jünglinge selber bahnen ja auch keinen Weg, sondern treten auf der Stelle in Untätigkeit und Unentschlossenheit, schieben die Schuld anderen zu und begreifen gar nicht, daß die anderen die direkte Richtung aus genau dem gleichen Grunde ändern, aus dem sie selber stehenbleiben. Die tapferen Jünglinge haben wenig Menschlichkeit in der Brust und betrachten alles gewissermaßen offiziell, wie feindlich sie auch scheinbar jeder Formalistik gegenüberstehen; sie bilden sich ein, daß der Mensch gerade deswegen seitwärts abbiegt und Gemeinheiten begeht, weil es eben seine Bestimmung, sozusagen sein Amt ist, Gemeinheiten zu begehen. Sie wollen gar nicht daran denken, daß ja dieser Mensch vielleicht sehr gern den geraden Weg einschlagen und keine Gemeinheiten begehen möchte und sich sehr freuen würde, wenn ihn jemand den geraden Weg führen wollte – aber es hat keine nahe liegende Möglichkeit hierfür gegeben. Die wohlgesinnten Jünglinge schreien zum Beispiel zetermordio* über die Schmiergeldnehmer, über die schlechten Gutsbesitzer, die vornehmen Gecken usw. All dies ist sehr schön und edel, aber erstens ist es zwecklos, zweitens aber [506] nicht einmal ganz gerecht. In der förmlichen Trockenheit ihrer Begriffe von den Menschen und in stolzem Eigendünkel glauben die guten Jünglinge, daß menschliche Bestrebungen nur ihnen allein eigen sind, während all anderen diesen Bestrebungen noch ganz fremd gegenüberstehen. Sie bilden sich ein, daß ein Beamter einen besonderen Genuß empfindet, wenn er eine Angelegenheit ungerecht entscheidet, daß der Gutsbesitzer von Natur aus dazu berufen ist, seinen Bauern die Rute verabreichen zu lassen und sie mit Arbeit zu überbürden, daß das vornehme Geckchen auf dem Gipfel des Glückes ist, wenn es sich im Laufe eines ganzen Winters die Beine allnächtlich martert und stundenlang mit seiner Toilette beschäftigt ist. Die Jünglinge wollen in keiner Weise begreifen, daß all dies infolge des menschlichen Strebens geschieht, für sich eine möglichst gute Situation herauszufinden, sich die Möglichkeit eines freien, ruhigen Lebens zu sichern. Richtet es so ein, daß es dem Beamten gleich vorteilhaft ist, die Sachen ehrlich oder unehrlich zu entscheiden – glaubt ihr denn, daß er trotzdem, kraft irgendeines dunkeln, teuflischen Hanges

* dringender oder lauter Ruf nach Hilfe

der Natur, wider sein Gewissen handeln würde? Richtet die Sachen so ein, daß die „Züchtigungen“ der Bauern dem Gutsbesitzer nichts anderes eintragen können als strenges Gericht und strenge Bestrafung – ihr werdet sehen, daß die „Züchtigungen“ aufhören werden. Bringt einen beliebigen Gecken, selbst einen Aristokraten und Militär, in eine Gesellschaft, in der tanzmeisterliche Vollkommenheit mit spöttischem Lächeln aufgenommen wird, in der man der Toilette keine Beachtung schenkt und ernstere Forderungen an den Menschen stellt, auch er – sogar er! – würde ernster werden. Wir hoffen, daß niemand diese Thesen bestreiten wird: darüber wurde schon so häufig und so viel im „Sowremennik“ gesprochen, jetzt aber finden wir die Wiederholung derselben Gedanken auch in anderen Publikationen. Auf einem solchen Gedanken beruht eine ganze, „Paschinzew“ betitelte Novelle des Herrn Pleschtschejew, die im vorigen Jahr im „Russkij Westnik“ veröffentlicht wurde. Dieser Paschinzew ist weder das eine noch das andere, „weder Tag noch Nacht – weder Finsternis noch Licht“, er besitzt gute Neigungen, ist auch nicht dumm, hat auch ein gutes Herz, ist aber schlecht erzogen und hat viel Geckenhaftes an sich. Als er aus Petersburg in die Gouvernementsstadt kommt, gerät er in eine ideal gute Familie und beginnt ernstlich an seiner geistigen Entwicklung zu arbeiten. Als er sich aber mit der Gesellschaft der Gouvernementsstadt bekannt gemacht und dort gewisse Erfolge erzielt hat, versinkt er wieder in Schmutz und Trivialität. Zum Schluß wie[507]derholt Herr Saborskij, der Räsonneur der Novelle, über Paschinzew sprechend, das alte Lied, daß ihn „das Milieu aufgezehrt habe“. Wir bestreiten das gar nicht, wir fordern nur die Fortsetzung und Ausbreitung dieses Gedankens. Paschinzew, wie auch eine Unzahl anderer Helden von Novellen dieser Art, stellt keineswegs ein Phänomen dar. Das ganze Milieu, das ihn aufzehrt, besteht gerade aus solchen Menschen, wie er selbst einer ist; alle haben gute Neigungen, aber in ihrem Charakter fehlt die Initiative, sie sind unfähig, sich zu selbständigem Handeln zu entschließen. Nun wende man sich an jedes Mitglied dieses „Milieus“ mit der Frage der Frau Prostakowa: der Schneider hat bei einem anderen gelernt, der andere bei einem dritten usw.... Das heißt, den einen hat das Milieu aufgezehrt, den anderen das Milieu, den dritten das Milieu. Aber aus diesem – dem einen, dem anderen, dem dritten – besteht ja eben das Milieu. Wer oder was hat nun das Milieu so aufzehrend gemacht? Worin besteht die Hauptursache, die Wurzel von allem? Uns dünkt, daß die edlen Jünglinge, die nicht den schlechten Weg gehen, sondern auf der Stelle treten, in ihrer freien Zeit vor allem darüber nachdenken und dementsprechend ihre Handlungen oder wenigstens die Belehrungen gestalten müßten, die sie den seitwärts abbiegenden Wanderern erteilen.

Indessen denken die Jünglinge gar nicht daran und schütten ihren Zorn über den erstbesten aus. In einer anderen Novelle des Herrn Pleschtschejew, „Die Wohltat“, kommt das ziemlich gut zum Ausdruck. Der prächtige Jüngling Gorodkow ist von einer hochstehenden Persönlichkeit in Dienst genommen und mit Wohltaten überhäuft worden. Die wichtige Persönlichkeit hat einen Kanzleichef, Jukonzow, der bestechlich und ein Gauner ist. Dieser Jukonzow wird zum nächsten Vorgesetzten Gorodkows und beginnt ihm Unannehmlichkeiten zu machen. Gorodkow, der sich in seiner Naivität einbildet, daß die hochstehende Persönlichkeit, sein Wohltäter, einen solchen Menschen wie Jukonzow bei sich nur duldet, weil er ihn nicht kennt, beginnt seinen Wohltäter über Jukonzow *aufzuklären*. Es ist begreiflich, was dabei herauskommt. Dann will der Wohltäter seine verblühte Geliebte mit Gorodkow verheiraten und macht ihm ebenfalls durch Jukonzow diesen Vorschlag. Gorodkow schildert Jukonzow und sagt zu ihm: „Es kann nicht sein, daß der General so niedrig und gewissenlos ist; das haben Sie selber eigens ausgedacht.“ Natürlich wird das alles dem General übermittelt, und gleich darauf wird Gorodkow aus dem Dienst gejagt und stirbt an der Schwindsucht. Es fragt sich nun: Was ist die Ursache seines Verderbens? Seine eigene Naivität. Wie konnte er nur annehmen, [508] daß sein Wohltäter so gut und zugleich töricht ist, wie konnte er nur das Hindernis für seine Ehrlichkeit in Jukonzow sehen, der gar nicht ein wirkliches selbständiges Hindernis, sondern ein ebensolcher unglücklicher Wanderer war (zwar nicht jetzt, sondern

viel früher, es aber jedenfalls war), der gezwungen war, entweder zu Beginn des Weges stehen zu bleiben oder aber auf Umwege abzubiegen, da der gerade Weg verstellt war.

„Also muß man diese hochstehende Persönlichkeit, Gorodkows Wohltäter, als das Haupthindernis betrachten? ...“ O Gott, welch naive Frage! ... Muß man sie denn wirklich beantworten? ... Nein, nein, tausendmal nein: Gorodkows Wohltäter muß ebenfalls zu den unglücklichen, unvernünftigen Wanderern gezählt werden, und nicht nur er, sondern auch sein Vorgesetzter und der Vorgesetzte seines Vorgesetzten und jeder Mensch überhaupt, das ganze Milieu...

Wer trägt nun die Schuld an alledem, wo ist der eigentliche Ursprung aller dieser Hindernisse, Püffe und Beunruhigungen?

Und wo ist der Ursprung der Rippenstöße, die man in einer engen Gasse bekommt, die zu irgendeinem Marktplatz führt? – Niemand ist hier schuld, man wird von jemandem gestoßen und gedrängt, weil diesen ein anderer drängt, jenen aber ein dritter. Die ganze Ursache ist aber die, daß alle zum Jahrmarkt eilen, die Gasse aber eng ist... Wollen Sie keine Püffe bekommen auf der Fahrt zum Einkauf nötiger Dinge? Raufen Sie nicht zwecklos mit den Leuten herum, die mit ihnen zusammen rennen, sondern bemühen Sie sich, statt eines kurzfristigen Jahrmarkts einen ständigen Handelsplatz einzurichten, und machen Sie die Gasse breiter. Dann wird es keinerlei Gedränge geben und das „Milieu“ wird aufhören, uns zur Last zu fallen.

Um aber einen solchen Handelsplatz einzurichten, muß man Kapital, und zwar ein recht großes besitzen; unsere Jünglinge zeigen aber gerade den Mangel, daß sie von jedweder Dürftigkeit und jedwedem Elend bedrängt sind. Dem Mangel an *großem* Kapital könnte man noch abhelfen: nicht umsonst haben sich bei uns jetzt Aktiengesellschaften entwickelt, und alles wird vermittels Aktien und mit vereinten Mitteln gemacht. Unglücklicherweise haben aber diese Armen auch nichts, womit sie sich an dem gemeinsamen Kapital beteiligen könnten: sie können nichts, wissen nichts, taugen zu nichts. Wollte man auf sie warten, so müßte man das Kapital langsamer zusammenbringen, als Akakij Akakijewitsch das Geld für den Mantel zusammengespart hat. Zusammen mit den großartigen Wünschen herrscht in ihrer Brust eine solche [509] Lässigkeit, Ängstlichkeit, eine solche Kindhaftigkeit der Anschauungen, daß man sich in praktischer Beziehung auf sie genau so wenig verlassen kann wie auf die hohlsten Gecken und die eingefleischtesten Schmiergeldempfänger. Nehmen wir bei Herrn Pleschtschejew (wir greifen die Beispiele nur aus seinen Novellen heraus, könnten aber auch viele andere anführen) z. B. Kostin – wer könnte wohl tugendhafter sein? Indessen rufe man sich diese Novelle in Erinnerung (sie stand im „Sowremennik“): welche Naivität, welche Unkenntnis des Lebens, welche Unbestimmtheit in Mitteln und Ziel und welche Armut der Mittel bei diesem prächtigen, tadellosen Jüngling! ... Er stirbt an der Schwindsucht (die tadellosen Helden bei Herrn Pleschtschejew, genau so wie bei Herrn Turgenew und anderen, sterben an zehrenden Krankheiten), ohne irgendwo etwas geleistet zu haben. Wir wissen aber nicht, was er in der Welt hätte leisten können, selbst wenn er nicht von der Schwindsucht befallen worden und nicht ununterbrochen von dem Milieu gemartert worden wäre. Uns kam der Gedanke in den Sinn: wie wäre es, wenn man Kostin nach England brächte, natürlich ohne ihm seinen Unterhalt zu sichern; was würde er dort tun, wozu würde er taugen? ... Aller Wahrscheinlichkeit nach würde er auch dort Hungers sterben, wenn er keine Gelegenheit fände, russische Stunden zu geben... Ja, dort würde man sich seiner nicht erbarmen, denn Menschen, die nur Wohlgesinntheit aufweisen, aber keinen Charakter und keine Mittel zur Verwirklichung ihrer guten Absichten besitzen, hat man dort längst zu schätzen aufgehört.

Wir bekennen, wir würden dies alles anlässlich der Novellen des Herrn Pleschtschejew nicht sagen, wenn wir sähen, daß er selbst sich nicht über die Verherrlichung der Wohlgesinntheit seiner Helden erhebt. Wir haben aber bei ihm auch eine andere, einfachere und richtigere Einstellung zu ihnen bemerkt, in der bereits die Forderung praktischer Leistungen und nicht

nur von Wünschen und Hoffnungen zum Ausdruck gelangt. Schildert uns Herr Pleschtschejew mit übertriebener Sympathie seine Kostins und Gorodkows, so hängt dies natürlich davon ab, daß die russische Gesellschaft andere im praktischen Leben konsequente Typen in der gleichen Richtung bisher noch nicht geboten hat. Was ist nun zu tun? Unlängst sahen wir, wie einer unserer begabtesten Schriftsteller versucht hat, einen tüchtigen praktischen Charakter zu schaffen, und wie wenig ihm dies gelungen ist, obwohl er noch dazu einen Nichtrussen¹¹⁰ genommen und diesem ein Lebensziel gesetzt hat, das die volle Möglichkeit gab, seine Geschichte mit der regsten Tätigkeit auszufüllen... Offensichtlich ist noch nicht die Zeit [510] gekommen, in unserer Literatur tätige und feste und zu gleicher Zeit ehrliche Charaktere zu schaffen. Doch dieser Zeitpunkt kommt näher, das beweisen die wiederholten Versuche in dieser Richtung, wie mißlungen sie auch sein mögen. Und andererseits zeugt für das gleiche auch die immer mehr um sich greifende ironische Beurteilung aller „überflüssigen Menschen“, denen man früher so viel Sympathie entgegengebracht hat.

Diese ironische Einstellung bemerken wir auch in vielen Novellen des Herrn Pleschtschejew. Seine Helden teilen sich überhaupt in drei Gruppen: die einen sterben an der Schwindsucht – das sind die besten (siehe oben); die anderen werden zu Säufern – auch diese sind nicht ganz übel; die dritten richten sich ziemlich gut ein, heiraten reich, haben Erfolge im Dienst usw. – das sind die ganz leeren. Betrachtet man die Sache vom gesellschaftlichen Standpunkt aus, so ist der Unterschied zwischen diesen drei Gruppen eigentlich nur gering: alle ergeben sich dem Müßiggang – nicht so sehr, weil man nichts tun kann, als vielmehr, weil sie träge sind und nichts können, und alle richten sich selbst und jene, von denen sie geliebt werden, zugrunde, nicht aus Bosheit und nicht aus Absicht, sondern einfach in naiver Unschuld des Verstands und aus Charakterschwäche. Posemzew (in der Novelle „Bestimmung“), der zur letzten Gruppe gehört, heiratet und richtet seine Frau zugrunde, indem er auf rohe Weise ein Verhältnis mit irgendeinem koketten Frauenzimmer anknüpft und seiner Frau gewissenlos Vorwürfe macht; Budnew, aus der zweiten Gruppe, heiratet genau so sinnlos und richtet seine Frau dadurch zugrunde, daß er sich in irgendein dummes Mädchel verliebt, für das er sein Geld ausgibt, vor seiner Frau die Ursache seines häufigen langen Ausbleibens, seines Kummers geheimhält und sich schließlich dem Suff ergibt. Genau so zerstört Paschinzew (den der Autor sogar eines elenden Todes hat sterben lassen) ein Familienglück, indem er sich der Aufgabe unterzieht, ein Mädchen, für das er gar keine Gefühle hegt und das bereits die Braut eines anderen ist, „zu entwickeln“, und sie an sich fesselt. Das gleiche tut auch Iweljew, der zur allerletzten Gruppe gehört (in der Novelle „Streiche“). Allerdings tut das Iweljew einfach aus Müßiggang, aus müßiger Neugierde, Paschinzew aber mit einer gewissen ernsten Überzeugung, daß er dem Mädchen nützen werde; die Ergebnisse aber sind die gleichen. Wenn man also ein Resümee der Novellen des Herrn Pleschtschejew zieht, so ergibt sich, daß die redegewandten, wohlgesinnten Jünglinge nicht einmal geeignet sind, „stolz darauf zu sein, daß sie keinen Schaden anrichten“. Kostin, Gorodkow, [511] Saborskij tun zwar nicht das, was die anderen tun, da sie es aber nicht verstehen, ihre Mittel mit der ihrer harrenden Aufgabe in Einklang zu bringen, sind sie ebenfalls eher fähig, den Menschen, von denen sie geliebt werden, zu schaden, als ihnen Nutzen zu bringen. Kostin z. B. wurde ganz ohne jede Schuld zur Ursache der Leiden einer armen Frau, die sich in ihn verliebt, nämlich der Frau des Gutsbesizers, bei dessen Kindern er Lehrer war: das Unglück bestand dabei nicht darin, daß sie sich in ihn verliebte, sondern, daß er nichts für sie tun, nicht einmal irgendwohin mit ihr fliehen konnte, da er selber weder einen Zufluchtsort noch eine Kopeke, noch irgendein Talent besaß.

Natürlich, wenn wir die Sache psychologisch betrachten, dann werden wir keinesfalls Kostin einem Posemzew oder gar einem Paschinzew gleichstellen. Wie wäre das auch möglich!

¹¹⁰ *Nichtrusse* – Insarow in I. S. Turgenews Erzählung „Am Vorabend“.

Doch vom Standpunkt der praktischen Leistung haben sie alle unserer Meinung nach den gleichen Wert. Deshalb ist uns jene ablehnende, spöttische Einstellung des Verfassers zu solchen Helden, die wir in den Novellen „Streiche“, „Die Erbschaft“ und „Bestimmung“ u. a. sehen, recht angenehm. Uns scheint nur, daß man eine solche Einstellung noch verbreitern muß... Wir brauchen jetzt keineswegs Menschen mit schönen Träumereien und idyllischen Erwartungen. Wir haben ein gut Stück Leben hinter uns, sind einigermaßen erfahrene Menschen geworden und begreifen zumeist schon selber, daß das Gute gut, das Schlechte aber schlecht ist. Dazu brauchen wir keine Führer. Selbst zur Ausrottung gesellschaftlichen Unrechts ist nicht so sehr das Wort der Überzeugung als vielmehr praktische Hilfeleistung nötig. Gaunern, betrügen, sich hin und her winden, kriechen, andere mit Füßen treten und jeden Augenblick befürchten, daß man auch mit Füßen getreten wird – das kann niemandem angenehm sein, daran wird sich niemand besonders klammern. Daher braucht man nicht den Leuten zuzuschreien: „Kriecht nicht, sondern geht geradeaus, badet nicht in einer Pfütze, eßt kein schimmeliges Brot“ – das wird jeder auch ohne unseren Rat gerne tun. Man muß vielmehr dafür sorgen, daß der Weg geebnet, daß frischer Proviant herangeschafft wird. Sonst werden die aufrichtigsten, bestgemeinten Zurufe die gleiche Bedeutung haben wie die phrasenreiche Vorspiegelung von Philanthropie, und irgendein moderner Kostin riskiert, daß er einem Herrn Kokorew gleichgesetzt wird: der Nutzen der Appelle des einen wie des anderen ist der gleiche.

Man braucht nicht zu befürchten, daß die praktischen Anregungen tüchtiger Menschen im „Milieu“ auf Hindernisse stoßen werden. [512] Dieses Milieu, das hauptsächlich aus gutmütigen, ruhigen und zum Teil sogar apathischen Menschen besteht, wird in vielen Novellen des Herrn Pleschtschew, selbst in denjenigen rein anekdotischer Natur, recht lebhaft und richtig dargestellt. Aus allen diesen Erzählungen, Szenen und ganz anspruchslosen Beschreibungen dieser einfachen Lebensverhältnisse ist zu ersehen, daß es auch bei diesen Leuten, wie apathisch und geistig wenig entwickelt sie auch scheinen mögen, etwas Bedrückendes gibt, was sie gerne abstreifen möchten, eine unklare Erkenntnis ihrer unbefriedigenden Stellung. Schon die Möglichkeit solcher Geschichten, wie die in der Novelle „Vater und Tochter“ geschilderten, mit dem Kassierer, bei dem sein Vorgesetzter Staatsgelder ohne Quittung entlehnt und es dann ableugnet, oder etwa eine solche wie in der „Beamtin“, wo die Ernennung des Beamten für einen Posten von dem Zimmermädchen der Frau eines hochgestellten Vorgesetzten abhängt – allein die Möglichkeit solcher Vorfälle muß das Gefühl einer entschiedenen Unzufriedenheit wecken. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß all die Leute, die von den fortschrittlich gesinnten Jünglingen als „rückständig, unwissend, in der Routine verknöchert“ usw. geschmäht werden, mit Freuden alles annehmen werden, was ihnen feste Garantien im gesellschaftlichen Leben bieten kann und ihnen ermöglichen würde, die Wohltaten des Lebens ohne Gaunereien zu genießen. Nur darf man nicht ohne jedes Recht und ohne jede Raison über sie herfallen, darf von ihnen nicht etwas fordern, wofür man sie nicht entlohnen kann. Sie besitzen keine Selbstaufopferung, keine Initiative: das ist ihr Unglück, ihre Schuld, wenn man will. Doch auch ihr tugendhaften, wohlgesinnten Jünglinge, die unsere Literatur uns zur Schau stellt, könnt euch keineswegs rühmen, daß euer Charakter durch Initiative gekennzeichnet sei. Eure Selbstaufopferung ist auch eher negativ und passiv, so daß wir sie zu einem bedeutenden Teil der Trägheit, dem Oblomowtum zuschreiben. Ihr strebt nicht nach unrechtem Gewinn und unverdienter Ehre, nach Titeln, Orden und Auszeichnungen, nach Häusern und Dörfern: das stimmt – aber ihr wollt ja überhaupt nichts. Gewiß, Tentetnikow fährt nicht herum, um tote Seelen aufzukaufen, wie es Tschitschikow tut, er könnte das gar nicht tun, selbst wenn er es wollte, er wäre dazu nicht fähig; er konnte sich ja auch auf seinem Gut nicht halten, hat sich gleich zu Beginn gehen lassen und jede Aufsicht über die Arbeiten eingestellt. Was ist das für eine Selbstaufopferung? Durch eine solche Selbstaufopferung hat eben Oblomow seinen Charakter herausgebildet.

Ja, als wir die Novellen des Herrn Pleschtschejew von neuem [513] lasen, freute uns am meisten das Wehen dieses Geistes mitleidvollen Hohns über den platonischen Edelmut von Menschen, die von anderen Autoren so gepriesen worden sind. Die Urtypen hohler liberaler Schwächlinge waren schon in manchen Erzählungen des Herrn Turgenew ohne jedes Mitgefühl skizziert worden. Doch bei Herrn Turgenew waren diese Herrschaften stets zweitrangige Personen und dienten gleichsam als Staffage für die Haupthelden, die bereits wirklich von Wohlgesinntheit durchdrungen und tatsächlich „vom Milieu aufgezehrt“ sind, wie etwa Panschin neben Lawrezkij oder Pigassow neben Rudin. Bei Herrn Pleschtschejew sind solche Gestalten die Hauptpersonen, sie sind oft Grundlage und Zweck der Erzählung, und daraus, wie sie geschildert werden, wird immer klarer, daß die Tat, stets die Tat erforderlich ist statt tönender Worte, kindischer Träumereien, unerfüllbarer Hoffnungen und Erwartungen.

Es gab eine Zeit, da die Liebe zur Frau hochgepriesen wurde und Leserinnen über die Leiden platonischer Verliebter Tränen vergossen, während sich die Leser melancholischen Gedanken hingaben. Dann aber begann man über die platonische Liebe zu lachen, und der platonische Kummer fand bei niemandem mehr besonderes Mitgefühl. Durch irgendeinen sonderbaren Zufall hat man sich bei uns gesellschaftlichen Fragen zugewandt, und so lasen wir zwanzig Jahre lang Novellen und Romane, in denen *platonische Liebe zu öffentlicher Betätigung*, platonischer Liberalismus und Edelmut besungen wurden. Auch über diesen neuen Platonismus vergoß man Tränen und vertiefte sich in Gedanken, doch ist es an der Zeit, auch daraus zu erwachen. Ist der Platonismus bei der Frauenliebe lächerlich, so ist der Platonismus in der Liebe zur Heimat, zum Volk, zur Wahrheit usw. tausendmal lächerlicher.

Wir hoffen, daß unsere Worte niemandem sonderbar und unverständlich erscheinen werden: in einer Zeit, da alles von dem Streben zum Positiven und zum Realismus durchdrungen ist, kann man eine Billigung des Gedankens erwarten, daß eine platonische, untätige, weinerliche und abstrakte Liebe zur Sache der Allgemeinheit nichts taugt. Man kann wohl auch hoffen, daß unsere zukünftigen talentvollen Belletristen uns Helden mit gesunderem Fond und aktiverem Charakter schenken werden als all die platonischen Verehrer des Liberalismus, die in den Novellen der bisher herrschenden Schule aufgetreten sind. [514]

Einzelzüge zur Charakteristik des einfachen russischen Volkes

(Erzählungen aus dem russischen Volksleben von *Marko Wowtschok*.
Verlag K. Soldatenkow und N. Schtschepkin, Moskau 1859)¹¹¹

Im vorigen Jahre haben uns gewisse Umstände, die für uns selbst am ärgerlichsten waren, daran gehindert, ausführlich über die von Herrn Turgenew übersetzten kleinrussischen Erzählungen von Marko Wowtschok zu sprechen¹¹². Wir mußten uns nur auf einen kleinen Auszug aus einem Aufsatz des Herrn Kostomarow beschränken, den er für den „Sowremennik“ noch zu einer Zeit schrieb, als die „Narodni Opowidannja“ (Volkserzählungen) im kleinrussischen Original soeben erst erschienen waren. Jetzt, bei Erscheinen eines neuen Buches der Erzählungen von Marko Wowtschok, die für uns noch interessanter sind, da sie dem Leben des großrussischen Volkes entnommen wurden, hoffen wir mehr Glück zu haben.

Durchaus nicht das Gefühl landsmännischer Zusammengehörigkeit ist die Ursache, weshalb wir uns für Darstellungen aus dem großrussischen Leben mehr interessieren als für solche aus dem kleinrussischen. Wir haben dafür andere Gründe, nämlich den Umstand, daß in letzter

¹¹¹ Veröffentlicht im „Sowremennik“ (1860, Nr. VIII). *Marko Wowtschok* – Pseudonym der ukrainischen Schriftstellerin M. A. Markowitsch (1834-1907).

¹¹² Es handelt sich um das Buch „Ukrainische Volkserzählungen“ von Marko Wowtschok, Übersetzung und Vorwort von I. S. Turgenew.

Zeit über den großrussischen Bauern Meinungen geäußert wurden, die ihm vor dem kleinrussischen den Vorrang geben. Der engstirnige Patriotismus, der alle menschlichen Interessen dem Gefühl landsmännischer Zusammengehörigkeit unterordnet, wirkt schon bei den Deutschen irgendeiner Landgrafschaft Hessen-Homburg oder des Fürstentums Liechtenstein lästig genug; wir können uns von ihm auch frei machen. Wir haben keine Ursachen für eine Absonderung vom kleinrussischen Volk; wir begreifen nicht, warum es, wenn ich aus dem Nishnij-Nowgo-[515]roder Gouvernement, ein anderer aber aus dem Charkower Gouvernement ist, zwischen uns nicht mehr so viel Gemeinsames geben kann, wie wenn der andere aus dem Pskower Gouvernement wäre. Wenn die Kleinrussen selbst uns nicht ganz trauen, so tragen die Schuld daran historische Umstände, an denen der administrative Teil der russischen Gesellschaft beteiligt war, keinesfalls aber das Volk. Dies begreift übrigens die Mehrzahl der Menschen in Kleinrußland selbst: als *Moskals* bezeichnet man die Soldaten genau so, wie man als *Pans* die Gutsbesitzer bezeichnet...

Die Erzählungen von Marko Wowtschok dienen selbst als Beweis dafür, daß die vernünftigen Kleinrussen das russische Volk zu schätzen wissen, ohne einen scharfen Unterschied zwischen Klein- und Großrußland zu machen. Das neue Buch der „Volkserzählungen“ trägt den gleichen Charakter und ist von den gleichen Tendenzen durchdrungen wie die früheren „Narodni Opowidannja“. Die im Volk verborgenen großen Kräfte und die verschiedenen Arten ihrer Äußerung unter dem Einfluß der Leibeigenschaft – das ist es, was wir in diesen Erzählungen sehen. Der fragmentarisch-melodische Ton des Autors, der schwermütige, nachdenkliche Charakter der Erzählung, die nebensächlichen Einzelheiten voll reiner, frischer Poesie in den Schilderungen und flüchtigen Notizen – all dies ist geblieben, wie es in den früheren Erzählungen war. Nur die Namen der Menschen und der Orte, die Darstellung der Natur, die Spiele und die Lieder führen uns ins großrussische Leben, und außerdem hat die Stellung der Bauern zur Leibeigenschaft hier noch eine eigene, besondere Schattierung.

Diese Besonderheit ist es nun, die uns am meisten beschäftigt. In den kleinrussischen Erzählungen sahen wir die Mißbräuche der gutsherrlichen Macht, und zwar nicht selten recht grobe Mißbräuche. Dies hat sogar, wie man sagt, einem bekannten russischen Kritiker Anlaß gegeben, Marko Wowtschoks Werke für „widerliche, abscheuliche Schilderungen“ zu erklären, sie zur publizistisch-anklagenden Literatur zu zählen und ihrem Verfasser aus diesem Grunde jedes literarische Talent abzusprechen. Wir haben das Traktätchen des strengen Kritikers nicht gelesen; denn wir haben längst aufgehört, uns für seine literarischen Urteile zu interessieren; nichtsdestoweniger verstehen wir den Prozeß, vermittels dessen er zu seiner Schlußfolgerung gelangt ist. Er ist Anhänger der Theorie „Die Kunst um der Kunst willen“; die Erzählungen Marko Wowtschoks haben auch unter den Anhängern dieser Theorie Lobredner gefunden. Man kann sich vorstellen, was eigentlich solchen Lobrednern in diesen Erzählungen gefallen hat. Wir haben selbst [516] gehört, wie sich zwei Kunstfreunde über die ungewöhnliche Anmut und das Poetische einer Stelle entzückt äußerten, die, ich glaube, folgendermaßen lautet: „Weit, weit fort im Feld ist das Kreuz über seinem Grab zu sehen.“ Der Marko Wowtschok verurteilende strenge Kritiker hat sich sogar etwas vernünftiger erwiesen als solche Kunstfreunde; denn er begriff, daß „weit, weit fort im Feld“ noch keine außerordentliche Kunstleistung ist. Daß er aber in den „Volkserzählungen“ sonst nichts zu begreifen imstande war, das wieder ist völlig natürlich, und man müßte ein sonderbarer Kauz sein, um von ihm ein solches Verständnis zu erwarten. Dann würde er sich ja von der Theorie „Die Kunst um der Kunst willen“ abkehren; kann er sich aber von ihr abkehren? Was würde er ohne sie in der Welt tun, was würde er taugen? Ohne sie müßte er verschwinden, wie Iwan Alexandrowitsch

Tschernoknischnikow¹¹³ verschwunden ist, wie Kusjma Petrowitsch Prutkow¹¹⁴ verschwunden ist zu einer Zeit, da bei uns große gesellschaftliche Fragen aufgerollt wurden.

Doch es handelt sich nicht um die Urteile des Kunstkritikers: der mag urteilen, wie er will, niemand nimmt ihn ja ernst, und folglich bleiben seine künstlerischen Spielereien völlig harmlos. Wir haben hier andere Äußerungen, andere Meinungen im Auge, über die zu sprechen wir jetzt aus Anlaß des Buches von Marko Wowtschok für angebracht halten. Diese Meinungen sind in einem gewissen, sich gebildet nennenden Teil unserer Gesellschaft recht verbreitet; indessen zeugen sie nicht nur von einem mangelnden Verständnis für die Sache, sondern auch von äußerster Leichtfertigkeit oder unvernünftigster Gewissenlosigkeit. Die Meinungen, von denen wir sprechen, betreffen die Charakteristik des russischen Bauern und seine Stellung zur Leibeigenschaft. Die Leibeigenschaft geht ihrem Ende entgegen und geht in die Geschichte ein – von ihr ist nicht zu sprechen, ihre Lebensfrist ist vorbei. Doch Tatsachen, die jahrhundertlang auf dem Staat lasteten, ziehen nicht umsonst vorbei, sie hinterlassen eine Spur. Eine Erscheinung wie der Rangstreit der Bojarengeschlechter hält sich in den Sitten noch zwei Jahrhunderte nach der gesetzlichen Abschaffung der Rangordnung. Kann man da erwarten, daß alle Beziehungen, die eine Folge der Leibeigenschaft waren, plötzlich anders werden? Nein, wir werden sie noch lange spüren in Büchern, in Salongesprächen und in der ganzen Struktur unserer Lebensverhältnisse. Die Begriffe, nicht nur der absterbenden Generation, nicht nur der Generation, die jetzt wirkt, sondern auch jener, die sich erst anschickt, ins öffentliche Leben zu treten, haben sich, wenn nicht direkt auf Grund der leibeigenschaftlichen, [517] unfreien Struktur, so doch jedenfalls nicht ohne starken Einfluß derselben herausgebildet. Bis in die letzte Zeit konnte man nicht mit genügender Unumwundenheit gegen diese Begriffe auftreten; denn ihre Grundlage, die Leibeigenschaft, war durch den Staat gesetzlich anerkannt. Jetzt ist dieses Prinzip verworfen, wird als den Menschenrechten widersprechend betrachtet, entbehrt des Schutzes der Gesetze, und die durch dieses Prinzip erzeugten und großgezogenen Begriffe und Forderungen finden folglich Verurteilung in dem, was ihnen früher als Schutzwall diente. Jetzt ist es Sache der Literatur, die Reste der Leibeigenschaft im gesellschaftlichen Leben zu verfolgen und den durch die Leibeigenschaft erzeugten Begriffen, unter Aufdeckung des Zusammenhangs mit ihrem Urprinzip, den Garaus zu machen. Marko Wowtschok ist in seinen einfachen, wahrheitsgetreuen Erzählungen fast der erste und überaus gewandte Kämpfer auf diesem Gebiet. In seinen letzten Erzählungen ist er nicht einmal, wie er es in den früheren tat, bemüht, uns vorwiegend das vorzuführen, was gewöhnlich als „Mißbrauch der gutsherrlichen Macht“ bezeichnet wird. Was braucht man erst von einem Mißbrauch dessen zu reden, was an sich schon schlecht ist, z. B. vom Mißbrauch der Sauferei oder des Diebstahls! Was braucht man erst von Erscheinungen zu sprechen, zu welchen die Leibeigenschaft Anlaß gab, ohne die sie aber zuweilen auch auskommen konnte! Nein, der Verfasser nimmt jetzt die normale Lage des Bauern bei einem Gutsherrn, der mit seinem Recht *keinen* Mißbrauch treibt, und schildert uns in sanften Worten, ohne Zorn, ohne Bitterkeit, die traurige, freudlose Lage dieses Bauern. Und aus diesen Skizzen, in welchen jeder, der auch nur etwas mit dem russischen Volk zu tun gehabt hat, bekannte Züge wiederfinden wird – aus diesen Skizzen ersteht vor uns der Charakter des einfachen Russen, der seine grundlegenden Züge inmitten aller entpersönlichenden, bedrückenden, abtötenden Verhältnisse bewahrt hat, denen er im Laufe einiger Jahrhunderte ausgesetzt war. Auf gewisse Züge dieses Charakters wollen wir jetzt die Aufmerksamkeit lenken.

¹¹³ Gemeint ist der Kritiker und Unterhaltungsschriftsteller A. W. Drushinin (1824-1864), der unter dem Pseudonym I. Tschernoknischnikow flache Feuilletons veröffentlichte.

¹¹⁴ *Prutkow, Kusjma (Kosjma)* – kollektives Pseudonym der Brüder Alexander, Alexej und Wladimir Shemtschushnikow sowie des Grafen A. K. Tolstoj – Klassiker der russischen humoristischen Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Viele Ausdrücke aus den Gedichten und den Aphorismen Prutkows sind in die Umgangssprache eingegangen.

Bekanntlich gibt es über das russische Volk zwei Meinungen, die einander radikal entgegengesetzt sind. Die einen meinen, daß der Russe an sich nichts taugt und nicht mehr als eine Null ist: fügt man ihm irgendwelche ausländische Ziffern hinzu, so wird aus ihm etwas Rechtes, wenn nicht, dann bleibt er eben ganz und gar ein Nichts. Andere hingegen haben von den Russen den gleichen Begriff, wie ihn manche einfache Menschen von den Affen haben; diese einfachen Menschen versichern nämlich, daß der Affe alles versteht und auch sprechen kann, seine Fähigkeiten aber aus [518] Schlaueit verheimlicht. Bei uns sei eben jeder Mushik ein Genie; wir seien nicht gelehrt, ja, wir brauchten gar keine Wissenschaft, der russische Mushik könne mit seiner Axt mehr machen als die Engländer mit allen ihren Maschinen; alles könne er und zu allem sei er fähig, nur zeige er – ich weiß eben nicht, aus welchem Grunde – seine Fähigkeiten nicht. Diese beiden Meinungen werden von vielen nicht nur auf Großrußland, sondern auch auf Klein- und Weißrußland und auf den gesamten slawischen Stamm ausgedehnt. Die erste Meinung ist, wie bekannt, heute bereits veraltet: sie florierte bis 1812. Der Vaterländische Krieg zeigte uns, was wir in der Welt vorstellen, und wir haben uns vom Ruhme des Jahres 1812 so durchdringen lassen, daß wir ihn schließlich lächerlich gemacht haben, bei uns ebenso wie vor den Ausländern. So zieht in einer karikierten Geschichte Rußlands, die in Frankreich während des Orientkrieges herausgegeben wurde, Oleg gegen Konstantinopel mit dem Ruf: „Tun wir der russischen Erde keine Schmach an, laßt uns sterben für Glauben und Vaterland. *Wir sind dieselben Helden wie 1812!*“ Dasselbe rufen auch Igor, Swjatoslaw und andere¹¹⁵. In der Tat, das Jahr 1812 ist für uns zu einer unerschöpflichen Quelle des Selbstlobs und zu einem Ersatz für alle Tugenden geworden. Man spricht uns von den Bestechungen, wir aber denken an 1812, verweist man auf das Kommissariat, so wenden wir uns dem Jahr 1812 zu, spricht man vom Fortschritt der Ideen, so sprechen wir wieder von 1812 und Puschkin... So war es bis 1857, dem Jahre, an dessen Ende die ersten offiziellen Verfügungen über die Befreiung der Bauern erschienen sind. Hier blickte die Gesellschaft um sich, fuhr zwar fort, ihr Entzücken über Puschkin und 1812 zu äußern, präzierte aber immerhin ihre Auffassungen mehr als bisher. Sie fand, daß das Jahr 1812 ebenso wie Puschkin nicht dem ganzen Volk ohne Ausnahme gehört, daß nicht alle Habenichtse imstande sind, die Schönheit von „Eugen Onegin“ zu begreifen, daß das Verdienst, die Franzosen der Kälte ausgeliefert zu haben, nicht jedermann zukommt. Man fand, daß sich in Rußland der Fortschritt der Ideen und der Aufstieg der Bürgertugenden in einem bestimmten Teil des Volkes vollzogen, und der „Moskowskij Westnik“ versprach uns bereits den Aufsatz eines berühmten russischen Schriftstellers über die hohe Bedeutung dieses Teils für die Geschicke ganz Rußlands gerade in dieser Beziehung.

Wir wollen auf den versprochenen Aufsatz warten und werden dann, wenn die Umstände es gestatten sollten, versuchen, die Einzelheiten der von dem berühmten Schriftsteller verfochtenen Sache zu behandeln; jetzt aber wollen wir weiter darlegen, wie sich im [519] gebildeten Teil der Gesellschaft in letzter Zeit eine etwas bestimmtere Auffassung von den Tugenden des russischen Volkes herausgestaltet hat. Diese Tugenden sind nach der neuesten Fassung eigentlich nur einem „gewissen Teil“ der Gesellschaft eigen, während die Masse des Volkes, wiewohl sie diese Tugenden natürlich ebenfalls besitzt, noch nicht restlos als Inhaberin derselben anerkannt werden kann, da sie noch nicht begonnen hat, „ein bewußtes Leben“ zu führen. Diese Auffassung war so gut ersonnen, daß sich ihr alle anschlossen – sowohl jene, die versicherten, der Russe sei eine Null, als auch jene, die zu verstehen gaben, er sei ein schlauer Affe. Jene sagten: „Nun ja, macht sich jemand energisch an eine Sache und macht dem Russen klar, was und wie man es machen soll, so wird er es machen. Wir sagten ja gerade, daß er

¹¹⁵ *Oleg* (etwa 879-912) – Fürst von Nowgorod, bemächtigte sich Kiews, wurde Großfürst des vereinigten Nowgoroder und Kiewer Reichs. *Igor* (912-945) – Großfürst von Kiew. *Swjatoslaw* (957-972) – Fürst des Kiewer Reichs, ein hervorragender Herrscher.

an sich, ohne Führung nichts taugt.“ Andere riefen ebenfalls aus: „Nun ja, auch wir vertraten die Meinung, daß der Russe zu allem befähigt sei; es versteht sich aber von selbst, daß man diese Tätigkeit lenken muß, daß man es verstehen muß, ihn richtig zu leiten.“ Somit stimmten alle darin überein, daß der Russe ein leicht lenkbares und unbedingt der Führung, sozusagen der friedlichen väterlichen Fürsorge um die Entwicklung und die Lenkung seiner Hände, seines Geistes und seines Willens bedürftiges Wesen ist. Der Leser versteht natürlich ohne Kommentar, was eine solche Vereinigung entgegengesetzter Meinungen bedeutet und wo hier der hauptsächlich vitale Punkt ist... Überdies wollen wir noch bemerken, daß sich gerade hier die Ansicht herausgestaltet hat, nach der unter dem Begriff Russe vorwiegend der großrussische Bauer zu verstehen ist. Der slawische Stamm wurde nur in Unterhaltungen schon gar hochtrabender Art auf die Bühne gebracht, und auch das nur vorwiegend von Leuten, die sich gerne über die Fäulnis Europas unterhielten. Was aber die landläufigen Redensarten anlangt, so wurde in ihnen der großrussische Bauer sogar von seinen kleinrussischen und seinen weißrussischen Brüdern scharf unterschieden.

In bezug auf den weißrussischen Bauern gilt es als längst ausgemacht: er ist endgültig eingeschüchtert, so daß er sogar des Gebrauchs menschlicher Fähigkeiten verlustig gegangen ist. Wir wissen nicht, in welchem Maße diese Meinung falsch ist, da wir das weißrussische Gebiet nicht speziell studiert haben, doch können wir ihr selbstverständlich nicht zustimmen. Ein ganzes Gebiet hat man eben einfach eingeschüchtert – ist denn das möglich?! Dies ist genau so, wie man seinerzeit sagte, man habe die Italiener verschüchtert, zu Schwächlingen gemacht, ihnen die Liebe zur Heimat und zur Freiheit genommen! ... Man sehe sie sich doch jetzt an... [520] Jedenfalls muß die Frage der Charakteristik der Weißrussen bald durch Werke örtlicher Schriftsteller geklärt werden. Wir werden dann sehen, was noch die Weißrussen selbst sagen werden. Übrigens haben wir bereits gehört, daß vom nächsten Jahre an die Herausgabe des „Belorusskij Westnik“ in Aussicht genommen ist, dessen Redaktion Herr A. Kreiz übernimmt, ein Mann, auf dessen Eifer und edle Gesinnung man sich verlassen kann.

Was die kleinrussischen Bauern betrifft, so haben sie eine weit günstigere Beurteilung verdient. Unsere gebildete Gesellschaft hat Geschichte gelernt, und es ist bekannt, daß die Geschichte von dem blutigen, mit äußerstem Heldenmut geführten Kampf der Ukraine für ihr Volkstum zu melden weiß. Außerdem zeichnet sich unsere gebildete Gesellschaft durch ihre Liebe zu den schönen Künsten und der Poesie aus. Nun ist aber, wie bekannt, Kleinrußland äußerst reich an prächtigen Liedern, die den Kosakenheldenmut und zärtliche Familiengefühle verherrlichen. All dies, im Verein mit dem Umstand, daß die Leibeigenschaft in Kleinrußland erst vor gar nicht langer Zeit eingeführt wurde (wie ebenfalls aus der Geschichte bekannt ist), hat unsere Gebildeten vor die Notwendigkeit gestellt, die Kleinrussen als Ausnahme von der allgemeinen Regel gelten zu lassen, derzufolge die Russen als durchweg zur Passivität verurteilt galten. „Der Kleinrusse ist faul, eigensinnig, aber von stolzem, unabhängigem Charakter; bei ihm kommt es sofort zum Protest gegen jede Verletzung seiner Rechte, und obwohl dem Protest keine Taten folgen, so ist er doch da.“ So wurden die Kleinrussen gerne von sehr klugen Menschen beurteilt, sogar von solchen, die aufgehört hatten, darauf stolz zu sein, daß sie die Kleinrussen nur selten, und auch das nur zum Scherz, als Chochols bezeichnen. Selbstverständlich fügten sie ihrem Gedanken gang trotzdem hinzu, daß auch der Kleinrusse Leitung brauche; denn auch er sei ungebildet und roh, daß man sich aber jedenfalls bemühen müsse, keinen Anlaß zu geben für eine solche Art der Fürsorge, wie sie in den „Narodni Opowidannja“ von Marko Wowtschok dargestellt sei.

Über die Großrussen äußerte man sich im allgemeinen strenger. Nicht etwa, daß man fand, sie hätten die Behandlung, die in den kleinrussischen Erzählungen geschildert ist, verdient, sondern man fand eben, daß das für den Großrussen nicht so schlimm wäre: er sei an eine solche Behandlung gewöhnt und sei nicht sehr empfindlich dagegen. Die feinen, delikaten

Gefühle seien in ihm erloschen; das Bewußtsein der eigenen Würde und das Ehrgefühl existierten für ihn nicht, die Rechte der eigenen Persönlichkeit und der Persönlichkeit des anderen begreife er nicht, und daher weckten sehr viele Dinge, die uns bis in die tiefste Seele empören, bei ihm nicht die geringste Entrüstung, lösten nicht einmal einen schwachen Protest aus. Ja, noch mehr: der russische Mushik begreife andere Maßnahmen, außer der Strenge, überhaupt nicht. Vergeblich würde man sich an seine menschliche Würde, an die heiligen Gefühle von Pflicht und Recht wenden: er würde uns nicht begreifen, denn diese Gefühle seien ihm unbekannt. Für ihn seien andere Anregungen notwendig; die Forderungen der Pflicht müßten in bestimmten Vorgesetzten verkörpert sein, mit einer strengen Strafe für jede Überschreitung dieser Forderungen. Deshalb müßten noch für lange Zeit die Körperstrafen in den Bauerngemeinden aufrechterhalten werden, deshalb sei es gefährlich, sie der wohlthätigen, väterlichen Aufsicht der Gutsherren zu entziehen.

So äußern sich viele kluge Menschen, sogar in gedruckten Schriften. Man schlage ein beliebiges Heft der Grundbesitzerzeitschrift „Shurnal Semlewladelzew“ auf, aus der unlängst die großartigen „Abendunterhaltungen“ abgedruckt wurden, die unsere Leser auf Grund der Auszüge im „Swistok“¹¹⁶ kennen. Man kann auch die Zeitschrift „Selskoje Blagoustrojstwo“ nehmen, und man wird das gleiche finden, und bei einigem Suchen wird man ähnliches auch in anderen Zeitschriften antreffen, nur selbstverständlich in etwas anderen Formen. Wir haben die gröbste, d. h. die einfachste Form angeführt, in der die Auffassung zutage tritt, daß der russische Mushik aus irgendeinem unbekanntem Grunde jetzt von niedrigerer Art ist als andere Menschen, die zu den privilegierten Klassen gehören. Es gibt aber auch eine weit verschrobenerere Form. Zum Beispiel: „Ein wunderbares Geschöpf ist doch der Russe! Welche Kraft des Duldens, welche Größe der Selbstaufopferung! Wir schreien und klagen, kaum daß uns jemand mit dem Finger angerührt hat, das russische Bäuerlein aber erträgt ohne Murren alle möglichen Bürden und Lasten; in der Hoffnung auf Gottes Gnade wandelt er ruhig auf seinem grauen Stückchen Boden, arbeitet unermüdlich und weiß dabei, daß die Früchte seiner Mühe nicht ihm gehören werden. Wir berechnen egoistisch bei jedem Schritt, ob er uns nützen wird, den einfachen Russen aber kann man in den sicheren Tod schicken, er wird ohne Widerspruch gehen und nicht einmal fragen, wozu man ihn schickt! ...“ usw. usw. Man sieht, daß das Wesen dieser Auffassung dasselbe ist: der Mushik sei roh und ungebildet und sei sich daher weder der Rechte seiner Persönlichkeit bewußt, noch habe er eigenen Verstand und Willen. Doch die Form ist hier offenbar eine diplomatische, und daher [522] äußern sich in derartigen Formen gewöhnlich solche gebildete Menschen, die sich auf feierliche Reden vorbereiten, berühmte Ausländer zu Tisch laden, vor denen sie ihre Beredsamkeit brillieren lassen.

Sind aber die Meinungen dieser gebildeten, redegewandten Leute im Wesen der Sache richtig? Ist die „mangelnde Initiative“, die Notwendigkeit, von anderen angetrieben zu werden, tatsächlich ein wesentlicher, kennzeichnender Zug des einfachen russischen Menschen? „Solange es nicht donnert, bekreuzigt sich der Mushik nicht“, sagen zur Bestätigung ihrer Auffassung die redegewandten Kenner des russischen Volkstums und geben diesem trivialen Aphorismus irgendeines Schriftkundigen für ein *russisches Volkssprichwort* aus. Was verstehen sie aber unter Donnern? Nicht etwa das „Andonnern“, von dem Schtschedrin zu Beginn seiner „Gouvernements-Skizzen“ spricht?¹¹⁷ Ist dies nicht ein erbauliches russisches Wort, das den Russen zu überzeugen sucht, nicht für sich zu arbeiten? Ja, wenn man den juristischen Standpunkt einnimmt und den Bauern als Ding betrachtet, das nicht sich selbst gehört,

¹¹⁶ Dobroljubow erwähnt hier seine humoristischen Gedichte, die unter dem Titel „Freundschaftlicher Briefwechsel Moskaus mit Petersburg“ in Nr. IV des „Swistok“ erschienen. „Swistok“ – satirische Beilage der Zeitschrift „Sowremennik“.

¹¹⁷ In der „Einleitung“ zu den „Gouvernements-Skizzen“ schildert M. J. Saltykow-Schtschedrin, wie der Polizeikommissar einen Bauern mit Hilfe von „Andonnern“, d. h. von Ohrfeigen, verhört.

so ergibt sich natürlich, daß er keinerlei Initiative haben darf, daß Initiative ein Verbrechen wäre und daß er, da man für Verbrechen bestraft wird, sehr richtig daran tut, daß er sie nicht bekundet. Doch verlassen wir den Standpunkt der Anhänger der Leibeigenschaft, tun wir das nicht bloß formell, sondern vollständig, in vollem Umfange, und versuchen wir, uns den braven russischen Mushik als einen gewöhnlichen, unabhängigen Menschen, als Bürger vorzustellen, der alle Rechte und Vorzüge des Angehörigen eines freien Staates genießt. Reicht Ihre Phantasie dazu aus und kennen Sie wenigstens einigermaßen den Grundzug des Charakters und der Lebensweise des einfachen russischen Volkes, so wird in Ihrer Vorstellung sofort das Bild von Menschen erstehen, die ihre Handlungen sehr gut und klug bestimmen können. Um Ihnen jedoch bei dieser Vorstellung zu helfen, wollen wir das Buch von Marko Wowschok nehmen und Sie an einige der dort dargestellten russischen Charaktere erinnern.

Vor allem ist zu bemerken, daß diese Charaktere in den kurzen Erzählungen von Marko Wowschok nicht mit aller künstlerischen Vollständigkeit reproduziert, sondern nur angedeutet sind. Wir können bei ihm keine Epopöe unseres Volkslebens suchen – das wäre schon gar zu viel. Eine solche Epopöe können wir in der Zukunft erwarten, vorläufig ist aber an eine solche gar nicht zu denken. Das Selbstbewußtsein der Volksmassen ist bei uns noch bei weitem nicht in die Periode eingetreten, in der es sich restlos [523] poetisch äußern muß; die Schriftsteller aus der gebildeten Klasse haben sich bisher fast alle mit dem Volk wie mit einem interessanten Spielzeug befaßt und dachten gar nicht daran, es ernsthaft zu betrachten. Die Erkenntnis der großen Rolle, die die Volksmassen in der Ökonomie der menschlichen Gesellschaften spielen, steht bei uns in den ersten Anfängen, und gleichzeitig mit dieser unklaren Erkenntnis erscheinen ernste, aufrichtig und mit Liebe angestellte Beobachtungen des Volkslebens und des Volkscharakters. Unter diesen Beobachtungen gebührt wohl den Skizzen von Marko Wowschok der erste Ehrenplatz. Sie enthalten viel Fragmentarisches, Ungesagtes; zuweilen wird eine zufällige Einzeltatsache genommen, ohne Erläuterung ihrer inneren oder äußeren Ursachen erzählt und mit dem gewohnten Gang des Lebens nicht notwendig verbunden. Doch eine streng abgerundete, allseitige Darstellung kann, wir wiederholen es, von unseren Erzählungen aus dem Bauernleben noch nicht verlangt werden: dieses Leben tut sich vor uns noch nicht in vollem Umfange auf, und auch das, was uns aufgetan ist, verstehen wir nicht immer oder können wir nicht immer gut ausdrücken. Uns genügt, daß wir in den Erzählungen von Marko Wowschok den Wunsch und die Fähigkeit sehen, das uns noch ferne, aber an sich starke Dröhnen des Volkslebens zu hören; wir fühlen in ihnen den russischen Geist, treffen bekannte Gestalten, erkennen die Logik, die Gefühle, die Forderungen und die Neigungen, die wir einst auch selbst bemerkten, aber unbeachtet ließen. Das ist es, was uns diese Erzählungen teuer macht, deswegen schätzen wir ihren Verfasser so hoch. Wir sehen bei ihm tiefe Aufmerksamkeit und lebendiges Mitgefühl, wir finden bei ihm ein umfassendes Verständnis für das Leben, das von vielen unserer gebildetsten Wirtschaftler, Slawisten, Juristen, Liberalen, Novellenschreiber usw. usw. so leichtfertig beurteilt und so beschränkt und dürftig aufgefaßt wird.

Marko Wowschoks Buch enthält sechs Erzählungen, und jede von ihnen führt uns Frauentypen aus dem einfachen Volke vor. Neben den Frauen werden, zumeist etwas im Schatten bleibend, auch Männer geschildert. Dieser Umstand erklärt sich zunächst daraus, daß die Erzählungen Marko Wowschoks von einer Frau geschrieben wurden. Wir werden aber sehen, daß die Auswahl der weiblichen Personen für diese Erzählungen auch durch das Wesen der Sache selbst gerechtfertigt ist. Nehmen wir vor allem die Erzählung „Mascha“, in der dies mit besonderer Klarheit zutage tritt.

Wir erinnern uns des Moments, als diese Erzählung erschien. Leute, die noch an die Heiligkeit und die Unantastbarkeit der [524] Leibeigenschaft glauben, waren über sie entsetzt und machten der freisinnigen Zensur, die es gewagt hatte, eine solche Erzählung durchzulassen, entrüstete Vorwürfe. In der Erzählung aber wird geschildert, wie sich bei einem Bauernmäd-

chen natürlich und unbezwingbar die Freiheitsliebe und der Abscheu vor der Sklaverei entwickeln. Es ist da nichts Verbrecherisches, wie man sieht, doch auf die Anhänger der Leibeigenschaft mußte eine solche Erzählung in der Tat eine erschütternde Wirkung ausüben. Sie kam in ihre letzte Zuflucht geflogen, schlug sie aus der letzten Stellung, in der sie sich für unüberwindlich hielten. Nun, sie seien ja als humane, aufgeklärte Menschen einverstanden, daß die Leibeigenschaft in ihrer Grundlage den Menschheitsrechten zuwiderlaufe. Sie verstünden ja durchaus, daß es eine mit dem Fortschritt der modernen Aufklärung unvereinbare Widersinnigkeit sei, wenn ein Mensch den Besitz eines anderen ebensolchen Menschen bilden solle. Das stimme alles... Doch gleich darauf sagten sie, der Mushik sei ja noch nicht für die wirkliche Freiheit reif, daß er an sie gar nicht denke und sie nicht wünsche, daß er seine Lage nicht als beschwerlich empfinde, es sei denn, daß mancherorts die Fron gar zu schwer und der Aufseher zu streng sei... „Ja, um Gottes willen, woher sollte denn dem Mushik der Gedanke an Freiheit in den Sinn kommen? Bücher liest er nicht, nicht nur keine verbotenen, sondern überhaupt keine (und es ist ja bekannt, daß diese ganze Freidenkereie nur aus Büchern kommt); mit Literaten ist er nicht bekannt; zu tun hat er genug, so daß er keine Zeit hat, Utopien auszuhecken... Er lebt dahin, wie seine Väter und seine Großväter gelebt haben, und wenn man ihn jetzt befreien will, so geschieht das rein aus Gnade, aus Großmut... Und, glauben Sie uns, der Mushik wird noch nicht so bald erwachen, er wird nicht so bald begreifen, was man ihm gibt und zu welchem Zwecke man es gibt... Viele, sehr viele werden sich noch das frühere Leben zurückwünschen.“ So versicherten kluge, aufgeklärte Gutsbesitzer und ihre Gesinnungsgenossen und hielten jeglichen Einwand für unmöglich. Und nun mit einem Male, man stelle sich das nur vor, macht man ihnen nicht nur Einwendungen, sondern überführt sie geradezu der Lüge, bestreitet die Richtigkeit der Tatsache, auf die sie sich berufen. Man erzählt ihnen einen Fall, der beweist, daß auch im Bauernstand die Liebe zu freier Arbeit und unabhängigem Leben möglich und natürlich ist und daß die Entwicklung dieses Gefühls nicht einmal der Hilfe der Literatur bedarf. Der einfache Fall, der ihnen erzählt wird, ist folgender:

Bei einer alten Bäuerin werden zwei Waisen erzogen: ihre Nichte [525] Mascha und ihr Nefte Fedja. Fedja ist ein gewöhnlicher, froher, friedlicher, gehorsamer Junge. Mascha aber bekundet von ihren jungen Jahren an eine schon ausgeprägte Eigenart. Sie begnügt sich nicht damit, eine Anordnung anzuhören, sondern verlangt unbedingt, daß man ihr sage, wozu und warum sie etwas machen soll; alles hört sie und sieht sie aufmerksam an und bekundet außerordentlich früh die Neigung, eine eigene Meinung zu haben. Wäre das Mädchen bei einem strengen Vater und einer strengen Mutter, so würde man ihr diese Narretei selbstverständlich im Augenblick austreiben, wie man es bei uns gewöhnlich mit Hunderten und Tausenden von Mädchen und Knaben macht, die eine in der Kindheit überflüssige Neugierde und das unangebrachte Streben zu vorzeitiger Betätigung der Vernunft bekunden. Doch zum Glück oder zum Unglück für Mascha war ihre Tante eine gute, einfache Frau, die weit davon entfernt, Mascha für ihre Lebhaftigkeit zu bestrafen, sogar selber ihrem Einfluß erlag und sehr verwirrt wurde, wenn sie die Wißbegier der Nichte nicht befriedigen oder im Streit nicht recht behalten konnte. So gelangte Mascha zu der Überzeugung, sie habe das Recht, zu denken, zu fragen und Einwände zu machen. Das genügte bereits. In ihrem siebenten Lebensjahr widerfuhr ihr etwas, was all ihrem Denken eine besondere Wendung gab. Die Tante und Fedja waren in die Stadt gefahren, und Mascha war allein geblieben, um das Haus zu hüten. Da sitzt sie nun auf der Lehmbank vor dem Haus und spielt mit den Kindern. Plötzlich geht die Gutsherrin vorbei. Sie bleibt stehen, schaut Mascha an und sagt zu ihr: „Was machst du so einen Lärm? Kennst du deine Herrin? Wem gehörst du denn?“ Mascha erschrickt und antwortet nicht, worauf die Gutsherrin sie schilt: „Du wirst ein Dummkopf werden, kannst du nicht reden!“ Mascha bricht in Tränen aus. Die Gutsherrin bekommt Mitleid mit ihr. „Nun, komm mal her“, sagt sie, „komm mal her, Dummchen.“ Mascha will nicht zu ihr gehen. Die Gutsherrin befiehlt darauf den Kindern, Mascha zu ihr zu bringen, Mascha läuft weg und kommt gar

nicht nach Hause. Dann kam die Tante mit Fedja aus der Stadt, Mascha ist aber nicht da. Man sucht sie überall, findet sie aber nicht. Erst als sie auf dem Weg nach Hause sind, kommt sie aus einem Hanffeld auf sie zu. Die Tante will sie nach Hause bringen, sie will aber nicht. „Die Herrin“, sagt sie, „wird mich dort wegholen, ich gehe nicht.“ Irgendwie gelingt es der Tante, sie zu beruhigen, und sie belehrt Mascha sofort, daß man der Herrin gehorchen muß, selbst wenn sie einen harten Befehl gibt...

[526] „Und wenn man nicht gehorcht?“ sagte Mascha.

„Dann geht es einem schlecht, mein Liebling“, sage ich*. „Wer möchte denn bestraft werden?“

Fedja geriet sogar in Verwirrung. Mit weit geöffneten Augen sieht er die Schwester an.

„Man kann ja fliehen“, sagt Mascha, „weit weg fliehen... Die Leute aus Trostjanka zum Beispiel sind voriges Jahr geflohen.“

„Nun, man hat sie dann eingefangen, Mascha... Und manche sind unterwegs gestorben.“

„Und die, die man erwischt hat, hat man ins Gefängnis gesetzt, auf verschiedene Weise gequält“, sagt Fedja.

„Sie haben viel Schändliches und Bitteres erlebt, mein Kindchen“, sage ich. Mascha aber wiederholt in einem fort ihre Worte: „Ja, warum sind denn alle so für die Herrin?“

„Sie ist die Herrin“, sagen wir zu ihr, „sie hat die Rechte bekommen, sie hat das Geld... So geht es eben.“

„So ist es also“, sagte das Mädchen. „Wer aber tritt für uns ein?“ Ich und Fedja sahen einander an: ja, was hat sie denn?

„Ein unverständiges Köpfchen bist du, Kindchen“, sage ich.

„Ja, wer ist denn für uns?“ sagt sie wieder.

„Wir selber sind für uns, und Gott ist für uns“, antworte ich ihr. (S. 29.)

Und seither spricht Mascha immerfort von der Herrin. „Und wer hat uns ihr ausgeliefert? Und wie und wozu? Und wann? Die Herrin steht allein“, sagt sie, „und wir sind so viele. Wir könnten doch von ihr fort, wohin wir wollen: was könnte sie tun?“ Die alte Tante war natürlich nicht imstande, Mascha zu antworten, und das Mädchen mußte selber die Antwort auf ihre Fragen finden. Indessen mußte sie bald auch in der Praxis ihre radikale Denkweise anwenden. Die Herrin erinnerte sich Maschas wieder und befahl dem Starosten, Mascha zur Arbeit in den herrschaftlichen Garten zu schicken. Mascha weigerte sich hartnäckig: „Ich gehe nicht“, sagt sie, und damit basta. Der Tante tut es leid um das Mädchen, und sie sagt dem Starosten, Mascha sei krank. Diese Ausrede greift das Mädchen auf. Sobald von herrschaftlicher Arbeit die Rede ist, ist sie krank. Die Herrin hat sie auch schon zu sich kommen lassen, hat sie ausgefragt: „Was tut dir weh?“ „Alles tut weh“, antwortet Mascha. Die Herrin schilt sie da, droht ihr und jagt sie weg. Das nächste Mal aber ist es wieder dasselbe.

Sosehr auch Maschas Bruder sie zu überreden suchte, sosehr auch die Tante bat, der die Herrin wegen der Nichte ebenfalls zürnte, nichts half. Mascha verweigerte nicht nur die Arbeit, sondern benahm sich auch so, als hätte sie das volle Recht dazu, als hätte sie gerade so handeln müssen, wie sie gehandelt hat. Sie wollte zum Beispiel die Herrin nicht bitten, sie von der Arbeit zu befreien.

[527] „Sie brauchte sich nur vor ihr zu verneigen, sie zu bitten“, erzählt die treuherzige Tante, „die Herrin hätte sie von selbst entlassen, doch unsere Mascha war nicht so. Sie schaute die Herrin gar nicht an, und ihre Stimme war ohne Klang... Aber man weiß ja, wie die Herrschaften sind: Betrügen kann man schon, aber man soll sich dabei tief verbeugen, du kannst ein schlechter Mensch sein, aber sei ehrerbietig, bitte inständig: ‚Von Ihnen hängt es ab, zu strafen und Gnade walten zu lassen, verzeihen Sie‘, dann wird einem alles verziehen. Sobald man aber seinem Kummer Luft macht, ein bitteres Wort ausstößt, mag man dann auch aufrichtig und ehrlich sein, man wird einem keine Gnade erweisen. Dann heißt es, man sei grob! Unsere Herrin galt als gut, als mit-

* Die Geschichte wird von der Tante erzählt. (N. D.)

leidsvoll, und sieh doch mal, wie sie Mascha keine Ruhe gab! ‚Wartet nur‘, so pflegte sie uns zu drohen, ‚ich werde es euch allen schon zeigen! ...‘ Sie hat uns zwar noch nicht bestraft, aber bei solchen Versprechungen war es einem nicht lustig zumute.“

Bei Mascha aber stieg der Abscheu vor der herrschaftlichen Arbeit bis zu einer Art Verbitterung und trieb sie zu einem unbewußten, wahnsinnigen Heroismus. Einmal machte ihr der Bruder den Vorwurf, daß sie unter dem Vorwand, krank zu sein, nicht zur Arbeit ginge, bei den Tänzen und Spielen aber es besser mache als irgend jemand im Dorf. „Glaubst du denn“, sagte er, „daß die Herrin das nicht erfahren wird? Es ist nicht schön, daß du uns dem herrschaftlichen Zorn aussetzt.“ Daraufhin hörte Mascha auf, auf die Straße zu gehen. Es ist ihr langweilig zumute. Betrübt schaut sie aus dem Fenster den Spielen der Freundinnen zu, Tränen rollen ihr über die Wangen, doch geht sie nicht aus dem Haus. Die Tante schickte zu den Freundinnen, der Bruder bat, sie möge ihm wegen des Vorwurfs, den er ihr gemacht, nicht mehr böse sein. „Ich bin nicht böse, Fedja“, sagt sie, „du bittest mich aber vergebens, ich gehe nicht.“ So ging sie denn auch nicht. In der Nacht aber schlief sie nicht, ging in einem fort im Gemüsegarten herum, mutterselenallein. Sie hat es niemandem erzählt, aber einmal hat es die Tante zufällig gemerkt... „Laß das doch, Mascha“, sagt die Tante zu ihr, „du solltest leben, wie andere Menschen leben. Hast du die Fron abgeleistet, dann brauchst du nichts zu fürchten... Du aber gehst zur Nachtzeit herum, und am Tage wagst du gar nicht, dich auf der Straße zu zeigen.“ „Ich kann nicht“, flüstert sie, „ich kann nicht! Ihr mögt mich erschlagen, ich will nicht.“ So ließ man sie denn in Ruhe.

Indessen ist Mascha aufgewachsen, ein heiratsfähiges Mädchen, eine Schönheit geworden. Die alte Tante beginnt ihr vom Frauenschicksal zu sprechen und verspricht ihr Glück in der Ehe. Mascha will aber auch das nicht gefallen. „Wozu sich verheiraten?“ sagt sie, „es ist dasselbe. Was für ein Glück kann es da geben!“ Die Tante spricht davon, daß es in der Welt nicht nur Kummer gibt, sondern auch Glück. „Ja, aber nicht für unsereinen“, antwortet Mascha mit bitterem Lächeln... Als Fedja solche Worte hört, wird [528] auch er nachdenklich und läßt den Kopf hängen. Fedja kann sich aber nicht seinen Gedanken hingeben: er leistet die Fronarbeit. Mascha aber fährt hartnäckig fort, die Arbeit zu verweigern. Alle im Dorf wundern sich und murren über Maschas Müßiggang, und die Herrin geriet einmal in solchen Zorn, daß sie den Befehl gab, Mascha sofort mit Gewalt zu ihr zu bringen. Da bringt man sie hin. Die Herrin stürzt auf sie los, schilt sie und drückt ihr eine Sichel in die Hand: „Schneide mir das Gras im Blumengarten“, und sieht ihr zu: „Schneide nur!“ Mascha holt mit der Sichel aus und trifft die eigene Hand. Das Blut spritzt, die Herrin erschrickt: „Bringt sie rasch nach Hause, da habt ihr ein Tuch. Verbindet ihr die Hand!“ Dabei blieb es dann. Mascha hat sich auch durch die herrschaftliche Gunst nicht irremachen lassen. Nach Hause gekommen, reißt sie das Tuch der Herrin sofort von der Hand herunter und wirft es weit weg...

Die eigensinnige Weigerung Maschas, einem Arbeitsbefehl Folge zu leisten, ihr Kummer, ihre seltsamen Fragen üben eine schlechte Wirkung auf ihren Bruder aus. Auch er verfällt in tiefen Kummer, und auch er hört auf zu arbeiten. Die alte Tante findet, daß es an der Zeit sei, den Jungen zu verheiraten, und spricht ihm einmal von Bräuten. „Wenn dir die unseren nicht gefallen“, sagt sie, „dann solltest du nach Dernowka fahren, es gibt dort gute Mädchen.“ „Die Dernowkaer Mädchen sind alle frei“, sagt Mascha. „Was ist schon dabei, wenn sie frei sind?“ redet die Tante zu... „Heiraten denn freie Mädchen keine Leibeigenen? Die Hauptsache ist, daß ihnen unser Junge gefällt.“ „Wäre ich frei“, sagt Mascha und zittert dabei wie Espenlaub, „ich würde lieber meinen Kopf auf den Richtblock legen.“ Fedja ist über diese Antwort sehr erbittert. „Es ist sehr kränkend, was du da über die Leibeigenen sagst, Mascha“, sagt er und wechselt die Farbe: „Sie sind ja auch Gottes Menschen, nur haben sie kein Glück im Leben...“ Damit ging er hinaus... Die Tante begann, wie gewöhnlich, Mascha zuzureden, und sagte zu ihr, daß man mit Kummer und Tränen gegen das Schicksal nichts ausrichten kann

und höchstens nur vorzeitig stirbt. Mascha antwortete darauf, daß es auch besser sei, früh zu sterben. „Was soll ich denn“, sagt sie, „hier auf dieser Welt?“

So lebt die arme Familie und leidet unter den unangebrachten, aus dem Rahmen des Gesetzes zu Unrecht herauswachsenden Fragen und Förderungen des Mädchens. Bei einer bösen Gutsbesitzerin, bei einem harten Gutsverwalter würde eine solche Laune natürlich ein sehr schlechtes Ende nehmen. Doch die Erzählung führt uns eine gute, sanfte Gutsherrin, dazu noch mit liberalen Neigungen [529] vor. Sie beschloß, ihren Bauern den Loskauf zu erlauben. Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese Nachricht auf Mascha und Fedja machte. Wir können aber nicht umhin, zwei kleine Kapitel, mit denen diese Erzählung Marko Wowtschoks schließt, ganz hierherzusetzen.

Fedja wird immer finsterer und mürrischer, Mascha aber schwindet vor meinen Augen dahin... wird bettlägerig. Einmal sitze ich da bei ihr, sie ist tief in Gedanken versunken; plötzlich kommt Fedja herein – in guter Laune, lustig... „Guten Tag“, sagt er. Wie ich mich da freute. „Guten Tag, guten Tag, mein Lieber!“ Mascha warf nur einen Blick auf ihn: woher denn diese gute Laune?

„Mascha“, sagt er, „du willst wohl sterben? Offenbar bist du noch zu jung, um zu sterben.“

Und lacht dazu. Mascha schweigt.

„Komm doch zu dir, Schwesterchen, und hör zu. Ich habe eine Nachricht für dich.“

„Laß mich doch mit deiner Nachricht“, antwortet sie, „du, unterhalte dich nur, Fedja, mich aber laß in Ruhe.“

„Was für eine Nachricht ist das, sage mir doch?“ frage ich.

„Hör doch, Tante, meine Liebe“, und er umarmte mich fest und küßte mich. „Komm doch zu dir, Mascha!“ – Er nahm Mascha an der Hand und hob sie empor. „Die Herrin hat uns verkündet: wer sich loskaufen will, kann es tun...“

Wie Maschada aufschreit und ihrem Bruder zu Füßen fällt! Sie küßt ihn, Tränen strömen ihr übers Gesicht, sie zittert, ihre Stimme stockt. „Kauf mich los, Teurer, kauf mich los. Gott soll dich segnen! Mein Lieber, kauf mich los. O Gott, hilf uns doch, hilf uns! ...“

Fedja strömen die Tränen übers Gesicht, mir aber zittert das Herz, ich stehe da und schaue sie an.

„Warte doch, Mascha“, sagte Fedja, „laß mich zur Besinnung kommen. Man muß das besprechen, gut überlegen.“

„Das ist nicht nötig, Fedja, kauf dich schneller los. Schneller, mein Lieber, Guter.“

„Es gibt da noch Hindernisse, Mascha“, mischte ich mich ins Gespräch. „Wir werden unser Letztes verkaufen müssen. Wie, auf welche Weise werden wir uns ernähren?“

„Ich werde arbeiten, Brüderchen, ich werde unaufhörlich arbeiten. Ich werde die Leute bitten, werde sie mit meinen Tränen bewegen... Ich werde mich zur Arbeit verdingen, wo du willst, nur kauf mich los! Mein Lieber, kauf mich los... Ich bin ja ganz hin! Ich kannte keinen guten Tag, keinen ruhigen Schlaf. Erbarme dich meiner Jugend! Ich lebe ja nicht, ich quäle mich... Oh, kauf mich los, kauf mich los! Geh zu *ihr*...“

Sie zieht sich an, redet auf ihn ein, bittet und schluchzt... Ich bemerkte gar nicht, wie sie ihn hinausbegleitete... Händeringend geht sie im Zimmer herum ... Auch mein Herz zittert wie einst in meiner Jugend – das ist es also, was vor sich geht! Schwer war es mir, die Sache zu verstehen, noch schwerer, mich zu beruhigen...

Wir warten auf Fedja und können uns vor Ungeduld nicht fassen! Sobald Mascha ihn erblickte, brach sie in bitteres Weinen aus, er aber schreit uns noch von weitem zu: „Gott sei Dank!“ Mascha läßt sich auf die Bank fallen und weint noch lange... Wir wollen sie beruhigen: „Laßt mich nur weinen“, sagt sie, „laßt mich in Ruhe. Ich bin froh und glücklich, als wäre ich von neuem auf die Welt gekommen! Jetzt gebt mir Arbeit. Ich bin gesund... Wenn ihr nur wußtet, wie stark ich bin! ...“

So haben wir uns also losgekauft. Das Haus, alles haben wir verkauft... Es tat mir leid, als wir weggehen mußten, auch Fedja wurde es schwer ums Herz: er hat ja alles gepflanzt, gepflegt, und jetzt geht alles dahin! Nur Mascha ist lustig und gut [530] gelaunt – kein Tränchen hat sie vergossen. Wo denn! Als wäre sie aus lebenspendendem Wasser herausgestiegen – die Augen glänzen, das Gesicht ist gerötet, jedes Äderchen scheint vor Freude zu zittern... Die Arbeit geht ihr so flott von der Hand... „Ruh dich doch aus, Mascha!“ „Ausruhen? Ich will arbeiten!“, und sie lacht lustig. Da erfuhr ich zum erstenmal, wie klangvoll sie lacht. Früher galt

Mascha als arbeitsscheu, jetzt aber nennt man sie die erste Stickerin, die beste Arbeiterin. Und die Freier kommen in Menge... Die Herrin aber zürnte – o Gott! Die Nachbarn lachen: „Eine dumme Leibeigene hat Sie betört. Sie hat sich absichtlich krank gestellt... Sie haben sie doch wohl fast umsonst aus der Leibeigenschaft entlassen?“ In der Tat hat die Herrin für Mascha keinen hohen Preis gefordert...

Wir zogen in eine alte Hütte ein, in der Stadt, und begannen zu arbeiten. Gott half uns, und wir bauten uns dann ein neues Haus... Fedja nahm sich eine Frau. Mascha heiratete... Von der Schwiegermutter wird sie innig geliebt: „Sie ist für mich ein Trost, wie eine leibliche Tochter. Wie lustig sie doch ist! Wie tüchtig sie arbeitet!“ Seither war sie nie krank!

„Eine Phantasie! Eine Idylle im sozialen Geschmack! Träumereien von einem künftigen Goldenen Zeitalter!“ riefen nach dieser Erzählung die Menschen des praktischen Lebens mit humanen Ansichten, doch mit geheimer Sympathie für die Leibeigenschaft. „Wer hat jemals gesehen, daß sich in einer einfachen Bauernnatur die Liebe zur Freiheit und das Bewußtsein der Rechte der eigenen Persönlichkeit in einem solchen Grade entwickeln konnten? Hat es auch jemals derartiges gegeben, so ist dies ein außerordentlicher, exzentrischer Fall, der irgendwelchen besonderen Umständen zu verdanken ist. Die Erzählung von Mascha ist keineswegs eine Szene aus dem russischen Leben, sie ist einfach eine aus der Luft gegriffene Erfindung, eine erbauliche Fabel, die für Spanien und Brasilien ebenso geeignet ist wie für Rußland. Der Verfasser nahm nicht den Typus einer einfachen russischen Frau, sondern eine außerordentliche Erscheinung, und daher ist seine Erzählung verlogen und des künstlerischen Wertes bar. Die Kunst erfordert Verkörperung“ usw.

Solche Betrachtungen stellten die ehrenwerten Redner über die Erfordernisse der Kunst an, und es war ihnen dabei ganz wohl zumute.

Sie konnten aber rasonieren, soviel sie wollten, die Erzählung machte Eindruck auf das Publikum. Leuten, bei denen kein persönliches Interesse mitsprach, fiel es gar nicht ein, die Möglichkeit und die Natürlichkeit einer Tatsache, wie sie in der Erzählung „Mascha“ dargestellt ist, zu bezweifeln. Im Gegenteil, sie schien jedem, der das Leben der Bauern kennt, durchaus normal und verständlich. In der Tat, ist es denn, selbst wenn man a priori urteilt, möglich, zu leugnen, daß bei einem Bauern dasjenige vorhanden ist, was wir bei jedem Menschen als ein unerläßliches Attribut menschlichen Denkens betrachten? Das Bewußtsein der eigenen [531] Persönlichkeit setzt bereits bei jedem unbedingt das Bewußtsein ihrer Unverletzlichkeit, ihrer Rechte voraus. Wollen wir aber etwa die russischen Mushiks als Wesen betrachten, die sich ihrer Persönlichkeit gar nicht bewußt sind? Das ginge denn doch schon zu weit...

Doch man möge sie betrachten, wie man will, die Tatsachen werden beweisen, daß solche Personen wie Mascha und Fedja bei weitem keine Ausnahme in der Masse des russischen Volkes darstellen. Solche Äußerungen der Selbständigkeit, wie wir sie bei Mascha gesehen haben, sind selbstverständlich nicht oft zu finden. Doch dies bedeutet nichts. Die Form kann diese oder jene sein, das hängt von den Umständen ab, doch das Wesen der Sache bleibt daselbe. Die Menschen reden in verschiedenen Sprachen, der eine ist redselig, der andere nicht, der eine hat eine laute Stimme, der andere eine schwache, es gibt auch ganz Stumme, doch bleibt die Tatsache unbestreitbar, daß der Mensch die Fähigkeit der Sprache besitzt. Genau so ist bei aller Mannigfaltigkeit der Stufengrade, in welchen sich beim einfachen russischen Menschen der Gedanke seiner natürlichen Rechte und das Streben, sich vom Arbeitszwang, der Fronarbeit zu befreien, auch äußern mögen, nicht im geringsten daran zu zweifeln, daß dieser Gedanke und dieses Streben vorhanden sind. Daß sich unser leibeigener Bauer in einer Lage befindet, in der solche Bestrebungen gewöhnlich auf fast unüberwindliche Hindernisse stoßen, das steht wieder außer Zweifel und ist jedermann bekannt. Doch gerade die Stärke dieser Hindernisse gibt uns ein Maß dafür, wie stark die inneren Bestrebungen des einfachen Mannes sind, wie sie ihre Lebenskraft sogar unter den ungünstigsten Lebensumständen be-

halten. Man sehe sich wirklich einmal die Lage eines Bauernjungen oder eines Bauernmädchens an und wundere sich, wie sich bei ihnen die lebendigen menschlichen Bestrebungen erhalten können. Der Vater, die Mutter, alle Angehörigen sind der gutsherrlichen Macht untergeordnet, haben sich an ihre Lage gewöhnt und haben vielleicht aus eigener bitterer Erfahrung gelernt, welche Unannehmlichkeiten mit einer selbständigen Vertretung der eigenen Persönlichkeit verbunden sind, und sie alle sind, da sie dem Knaben Gutes wünschen, von seinen Kindesjahren an bemüht, ihm die unbedingte Unterwerfung unter fremden Befehl, Verzicht auf eigenen Verstand und Willen einzuflößen. Die geistigen Fähigkeiten scheinen sich bei dem Kinde nur zu entwickeln, damit es begreifen kann, welcher Schrecken, welches Unglück durch die Neigung, zu rasonieren, Fragen zu stellen und Forderungen zu erheben, für den Menschen entstehen [532] kann. Jede freie, natürliche Logik wird durch Lebensregeln ersetzt, die der Sklavenstellung des Kindes angepaßt sind, von der Art der Belehrungen, die Mascha von der Tante erteilt wurden, als sie sagte, man wisse ja, wie die Herrschaften sind. Man könne ja ein Gauner sein, verneige sich aber tief, und alles werde in Ordnung sein. Man könne rein und heilig sein, spreche man aber ein Wort dagegen – so werde es keinen Schlechteren geben als einen solchen Widerspenstigen. Der Ausgangspunkt all dieser Betrachtungen ist, daß dem untergeordneten Wesen die Persönlichkeit abgesprochen wird, es wird als Vieh betrachtet, als ein Ding, für dessen Dasein es kein anderes Gesetz gibt als die Willkür dessen, dem es unterworfen ist... Zu solchen Begriffen gelangen die Menschen nach einer langen Reihe von Leiden und Erniedrigungen, nachdem sie sich von ihrer Ohnmacht gegenüber dem Schicksal überzeugt haben, und nur, um die ihnen nahestehenden Menschen vor ähnlichen Leiden und vergeblichen Versuchen zu bewahren, bemühen sie sich, auch ihnen diese Ansichten beizubringen. Vieles wird denn auch der schwachen Vernunft und dem schwachen Willen des Kindes eingeprägt. Dort, wo ähnliche Belehrungen auch noch praktisch unterstützt werden, durch Fußtritte und Faustschläge für jede Frage, für jeden Einwand, dort wachsen eben eingeschüchterte, stumm gehorchende, stumpfsinnige Wesen heran, die nur dazu taugen, einem jeden ihren Rücken hinzuhalten: wer will, der schlage zu, und wer will, der setze sich drauf und reite... Doch das sind Ausnahmen; in der großen Masse der Menschen ist es unmöglich, die menschliche Natur in solchem Grade zu entstellen, daß in ihr nicht einmal die Spur natürlicher Instinkte und eines gesunden Menschenverstandes übrigbleibt. Ein berühmter moderner Publizist in Europa¹¹⁸ hat unlängst bemerkt, daß, wenn es dem Despotismus gelänge, auch nur zwei Generationen hindurch ruhig, ohne gegen ihn gerichtete Proteste zu herrschen, er seine Herrschaft als für immer gesichert betrachten könnte: zwei Generationen würden für ihn genügen, um Denken und Gewissen des Volkes zu seinen Gunsten zu entstellen. Doch die Sache ist eben die, daß der Despotismus und die Sklaverei, die der Natur des Menschen zuwiderlaufen, nie den Anschein von etwas *Normalem* erreichen, sich nie den Verstand und das Gewissen des Menschen völlig unterwerfen konnten. Der Mensch fügte sich zwar der Gewalt, zwang sich sogar, Syllogismen für diese Unterwerfung zu konstruieren, fühlte aber unwillkürlich, daß diese Syllogismen bedingt und zufällig sind und daß die natürlichen, wahren, weit höheren Forderungen der Gerechtigkeit ihnen diametral entgegen-[533]gesetzt sind. Daher die ständig angespannte, unruhige, unzufriedene Lage der Massen, selbst jener, die sich scheinbar ohne Murren dem ihnen auferlegten Gesetz der Sklaverei gefügt haben. In der Geschichte aller Gesellschaftsformen, in denen die Sklaverei bestanden hat, sieht man eine Art Sprungfeder: solange sie zusammengedrückt ist, bleibt sie unbeweglich, sobald aber der Druck geschwächt oder aufgehoben ist, springt sie sofort in die Höhe. Nach dem direkten Gesetz ihrer Beschaffenheit strebt sie natürlicherweise nach Ausdehnung, und nur eine fremde Kraft kann sie in Schranken halten. So können auch der menschliche Wille und Gedanke durch fremde Kräfte in Sklaverei gehalten werden, doch wie gewaltig

¹¹⁸ Der berühmte Publizist ist Pierre-Joseph Proudhon.

auch diese Kräfte sein mögen, sie sind nicht imstande, ohne die Sprungfeder zu zerstören, ihr die Fähigkeit zur Ausdehnung zu nehmen, genau so, wie niemand imstande ist, ohne das Volk auszurotten, in ihm die Neigung zu selbständiger Betätigung und freiem Denken zu vernichten.

Glücklicherweise wird diese Neigung auch unserem einfachen Volke nicht genommen. Diese Instinkte äußern sich beim Menschen von seiner Kindheit an. Unter den Bauernkindern findet man nicht selten ebensolche naive radikale Wesen wie auch unter den Kindern anderer Stände. Wahrscheinlich hatte jeder unserer Leser mehr als einmal Gelegenheit, zu hören, wie Kinder vor aller Welt laut ihre Träume und Luftschlösser verkünden. Sie hatten wahrscheinlich auch Gelegenheit, mit den Kindern hierüber Betrachtungen anzustellen, um sie ad absurdum zu führen. Man denke daran, wie schwer es gewöhnlich war, eine solche Aufgabe zu erfüllen. Für das Kind existiert unsere konventionelle praktische Logik, existieren unsere Anstandsbegriffe, unsere positive Gesetzgebung gar nicht. Dort, wo man den erwachsenen Menschen mit einem Wort zum Halten bringen kann: „Das darf man nicht, das ist nicht üblich!“ usw., dort kann man dem Kind nicht beikommen. Mascha kann gar nicht begreifen, warum alle so für die Herrin sind und warum alle sie so fürchten: „Sie steht doch allein, wir aber sind viele. Würden doch alle gehen, wohin sie wollen – was könnte sie da tun?“ Solche kindliche Betrachtungen, die einen erwachsenen Menschen an die Wand drücken, bekommt man außerordentlich häufig zu hören; sie sind allen Kindern gemeinsam, die nicht schon ganz zu Beginn ihrer Entwicklung völlig eingeschüchtert wurden. Bei den Bauernkindern sind sie nicht nur nicht seltener, sondern sogar häufiger anzutreffen als bei den Kindern anderer Stände. Die Ursache ist begreiflich. Die Bauernkinder werden, allgemein gesprochen, freier erzogen, die Beziehungen zwischen [534] Jüngeren und Älteren sind dort einfacher und vertrauter, das Kind wird dort früher zum tätigen Mitglied der Familie und zum Teilnehmer ihrer gemeinsamen Arbeiten. Andererseits bedeutet es auch viel, daß der natürliche, gesunde Sinn des Kindes dort weniger durch die künstlichen, scheinbar befriedigenden Antworten unterdrückt wird, die der Knabe oder das Mädchen des gebildeten Standes erhält. Wir studieren ja von frühen Jahren an eine Unzahl von Wissenschaften von der Art der Mythologie und der Wappenkunde und verrenken unseren Verstand von Kindheit an mit verschiedenen kasuistischen Finessen und Sophismen. Das Bauernkind bekommt in seiner ungebildeten Familie nichts dergleichen zu hören und bleibt daher länger der Natur und dem gesunden Menschenverstand treu, bis es schließlich durch den Druck einer mit allen Hilfsmitteln der neuesten Zivilisation ausgerüsteten, sich auf alle von aufgeklärten und redengewandten Leuten erfundenen Syllogismen und Gedankenkünste stützenden äußeren Kraft zur Ruhe gebracht wird...

Diese Kraft eben, die auf dem einfachen Menschen lastet und den normalen Gang seines Denkens hemmt, läßt gewöhnlich der Frau mehr Freiheit als dem Mann; aus diesem Grunde sagten wir oben, daß das Wesen der Sache die Wahl einer weiblichen Person für die Darstellung lebendiger, freiheitlicher Bestrebungen des Denkens und des Willens im Bauernstand rechtfertigt. Der Bauernjunge nimmt früh die Bürde der Arbeit auf sich, bekommt in Wirklichkeit die Haltlosigkeit aller seiner Gedanken und Träume zu spüren und gewöhnt sich daran, seine Gedanken zu unterdrücken und seine höheren Bestrebungen niederzuhalten. Das Mädchen hat, sosehr sie sich auch mit den Männern in die allgemeine Arbeit teilt, immerhin etwas mehr Freiheit, sich seinen Gedanken hinzugeben. Dies wird schon durch die Art vieler Beschäftigungen begünstigt: beim Spinnen, Weben, Nähen und Stricken läßt es sich viel eher denken und träumen als beim Säen, Pflügen, Ernten, Dreschen, Holzfällen usw. Dabei ist anzunehmen, daß auch bei den Bauern, wie überhaupt in allen Ständen, das Vorstellungsvermögen und die Einbildungskraft bei den Frauen stärker sind als bei den Männern. Und in der Tat, rufen wir uns viele Beobachtungen über das Leben des einfachen Volkes in Erinnerung, so finden wir, daß die Frauen hier überhaupt mehr als die Männer zu Betrachtungen über er-

habene Gegenstände neigen – über die Seele, über das Jenseits, über den Ursprung der Welt usw. Quacksalberei, ärztliche Kunst, Kenntnis der Pflanzen und der Zaubersprüche gehören vorwiegend zum Bereich der Frauen. Märchen, Legenden und allerlei [535] Überlieferungen werden im Munde alter Frauen aufbewahrt; die Erzählungen von den heiligen Orten und fremden Ländern werden durch Wallfahrerinnen und Pilgerinnen über ganz Rußland getragen. Zu einem Gespräch darüber, wie die Wahrheit aus der Welt verschwunden ist und wie alle in der Welt wider das Gesetz handeln, kann man binnen kurzem jedes Bauernweib bringen. Allerdings, der Abschluß des Gesprächs wird unerfreulich sein: „All das, so heißt es, ist wegen unserer Sünden, es ist uns offenbar so beschieden, unser Los ist eben so unglücklich, und nichts kann man dagegen tun...“ Doch das wird mehr aus Gewohnheit gesagt, weil man nichts dagegen tun kann. Setzt man aber das Gespräch fort und schlägt Mittel vor für einen Ausweg aus der gegenwärtigen Lage, so stellt sich heraus, daß selbst die fatalistischste alte Frau nicht abgeneigt wäre, sich solcher Mittel zu bedienen, nur fürchtet sie sich und traut ihnen nicht.

Bei den Männern ist der gleiche scheinbare Fatalismus zu beobachten, doch dies ist wieder nicht der Fatalismus des Glaubens, sondern der Fatalismus der Verzweiflung. So will der Kranke, der von seinem unvermeidlichen nahen Tode überzeugt ist und das Vertrauen zu den Ärzten verloren hat, keine Arznei zu sich nehmen. So will auch der Mushik, der den Glauben verloren hat an die Möglichkeit, aus seiner Lage herauszugelangen, von ihr gar nicht sprechen. Hieraus folgt aber nicht, daß der Kranke sterben will und daß der Mushik seine Lage als angenehm empfindet. Der eine wie der andere würde mit Freuden jedes Mittel annehmen, das eine wirkliche Erleichterung seiner Lage bringen könnte. Mehr noch: die Ärzte und die Psychologen sagen – und man muß es ihnen glauben –, daß jeder Kranke, auch wenn er sich in der verzweifeltsten Lage befindet, bis zum letzten entscheidenden Augenblick nicht die Hoffnung auf die Möglichkeit eines solchen Mittels verliert, in der Tiefe seiner Seele nicht aufhört, darauf zu warten, obwohl er sich dem Anschein nach bereits völlig in sein Schicksal gefügt hat und sich auf den Tod vorbereitet. Genau so ist es mit den Menschen, die sich in bedrängter Lage befinden und sich scheinbar mit ihr abgefunden haben: sie haben nur scheinbar die Hoffnung aufgegeben und sich abgefunden, in ihrem Innern jedoch gärt der Wunsch und die Hoffnung, aus dieser Lage herauszukommen. Die ersten Gerüchte über die Befreiung wurden von den Bauern sehr mißtrauisch aufgenommen. Wir hatten mehr als einmal Gelegenheit, als Antwort auf diese Nachricht von dem Mushik zu hören: „Schon lange spricht man ja davon, aber kann es denn sein? Auch so werden wir unser Leben zu Ende führen.“ Aber bei all seinem Mißtrauen und der [536] äußerlichen Gleichgültigkeit fragte derselbe Bauer mit Neugier nach den Einzelheiten verschiedener, die Sache der Befreiung betreffender Regierungsverfügungen. Dann aber, als es klarwurde, daß man mit ihm keinen Scherz treibe, da trat die Frage der Befreiung für unsere Bauern entschieden in den Vordergrund als die dringendste und lebenswichtigste Angelegenheit. Jetzt gibt es in ganz Rußland keinen Winkel mehr, wo man nicht erzählen würde, wie bei Beginn der Befreiungsaktion die gutherrlichen Bauern Versammlungen veranstalteten und Deputationen schickten zum Gutsherrn oder zum Geistlichen oder auch zu den Semstvos, um in Erfahrung zu bringen, was und wie man über die Bauern zu beschließen gedenke. Erinnerunglich ist auch die Gier, mit der das Volk in Petersburg zum Senatsbuchladen stürzte, als einst, Anfang 1856, das Gerücht auftauchte, daß der Ukas über die Bauernbefreiung erschienen sei und verkauft werde.

Aber auch außer diesen Anzeichen gibt es eine stumme Tatsache, die nichtsdestoweniger beredt dafür zeugt, daß der Abscheu vor der Leibeigenschaft, vor der Fronarbeit in der Masse stark entwickelt ist. Die Fronarbeit ganz verweigern, sich unmittelbar auflehnen, das kann der Bauer nicht. Herrschaftliche Befehle so abzutun, wie es Mascha in Marko Wowtschoks Erzählung tut, ist sehr selten möglich, und das kann nur vom einzelnen geschehen, nicht aber in

Gemeinschaft mit anderen, nicht von einem ganzen Haufen. Sobald eine solche Neigung, die herrschaftliche Arbeit zu verweigern, sich an einzelnen Orten äußerte, waren die Folgen, wie bekannt, für die Bauern oft sehr unangenehm. Daher mußte man weiterarbeiten, ob man wollte oder nicht. Doch was geschieht in Wirklichkeit? In ganz Rußland, auf allen fronherrlichen Gütern erheben die Bauern, natürlich ohne jede Verabredung und Abmachung, auf eine besondere Art Protest gegen die Pflichtarbeit: sie arbeiten schlecht. Größtenteils sind sie selbst gar nicht imstande, eine Erläuterung für ihr Vorgehen zu formulieren, doch ist die Tatsache, daß die Fronarbeit sehr unersprießlich ist, allgemein zu beobachten. Außer Professor Gorlow und (wahrscheinlich) seinen eifrigen Hörern und Verehrern an der Universität sind alle der Meinung, daß die Arbeit freier Arbeiter unvergleichlich ersprießlicher und vorteilhafter ist als die obligatorische¹¹⁹. Davon haben sogar viele Gutsbesitzer in ihrer Zeitschrift geschrieben. Was will man also noch? Woher kommt diese Erscheinung, wenn nicht daher, daß jeder Mushik, jede Bauernfrau unbewußt dasselbe Gefühl hegt, das bei Marko Wowtschoks Mascha so klar und bewußt zutage tritt? Der Unterschied liegt im Grade der Entwicklung und in [537] der Form der Äußerung, die Grundlage aber ist hier wie dort ein und dieselbe.

Ja, wir finden, daß in „Mascha“ nicht ein Ausnahmefall erzählt wird, der unserem Leben fremd ist und höchstens einmal unter hunderttausend Bauernseelen vorkommen kann, wie das die Plantagenbesitzer und die Kunstkritiker behaupten. Im Gegenteil, wir sagen kühn, daß in der Person Maschas ein hohes Streben erfaßt und verkörpert ist, das der ganzen geduldig, aber unbeirrt auf das lichte Fest der Befreiung wartenden Masse des russischen Volkes gemeinsam ist. Wir werden nie der Auffassung jener zustimmen, die dem Volke sogar diese Erwartung absprechen wollen und die behaupten, daß das Volk an einem selbständigen Leben, an der freien Verfügung über die eigenen Handlungen noch kein Interesse hat. Dank den historischen Werken der letzten Zeit und noch mehr dank den jüngsten Ereignissen in Europa¹²⁰ beginnen wir den inneren Sinn der Weltgeschichte ein klein wenig zu begreifen und können jetzt weniger denn je die Auffassung ablehnen, daß sich bei allen Völkern ein mehr oder weniger bewußtes, aber sich stets in Tatsachen offenbarendes Streben zeigt zur Wiederherstellung ihrer natürlichen Rechte auf die sittliche und die materielle Unabhängigkeit von fremder Willkür. Im russischen Volk ist dieses Streben nicht nur genau so wie bei den anderen Völkern, sondern wahrscheinlich noch stärker vorhanden als bei den anderen. Wir sagen dies nicht etwa, weil wir die Meinung von der Überlegung der Slawen über alle übrigen Völker teilen und daran glauben, daß sie vom Himmel dazu berufen seien,

„Für alle Welt das hohe Gut
Des edlen Opfermuts zu wahren,
Den Geist der Stammesbrüderschaft,
Der Lieb' und Treue Edelsinn,
Des heißen Glaubens Lebens quell
Und Recht und Wahrheit...“¹²¹

und alle ähnlichen schönen Dinge, von denen Herr Chomjakow so klangvoll zu singen weiß. Nein, ohne irgendwelche raffinierte Betrachtungen über die Stammesunterschiede betrachten wir einfach die vorhergehenden Ereignisse und ihr Resultat: die gegenwärtige Lage des Volkes. Es ist jedermann klar, daß ein sehr hungriger Mensch mit größerem Appetit sein Mittagessen verzehren wird als einer, der vor dem Mittagessen bereits gefrühstückt hat, daß derjenige, der überhaupt keine Existenzmittel besitzt, sie energischer und hartnäckiger zu erwerben

¹¹⁹ Professor der politischen Ökonomie und Statistik I. J. Gorlow (1814-1890) stellt in seinen „Grundsätzen der politischen Ökonomie“ fest, daß die Befreiung der Sklaven die Verringerung der Zuckerproduktion in Westindien nach sich gezogen habe.

¹²⁰ Anspielung auf die revolutionäre Bewegung der Jahre 1848 und 1849 in Westeuropa.

¹²¹ Aus dem Gedicht „Rußland“ von A. S. Chomjakow (1804-1860), dem bekannten slawophilen Schriftsteller und Dichter.

suchen wird als derjenige, der eine, [538] wenn auch nur schlechte Möglichkeit hat, irgendwie durchzukommen. Von allen europäischen Völkern sind natürlich die Engländer am konservativsten, den bestehenden Gesetzen und Überlieferungen am meisten ergeben. Und dies ist im höchsten Grade begreiflich. Sie hatten eine Zeit der inneren Gärung, eine Zeit, da sie sich um einen hohen Preis die nichtigen Rechte erkaufen mußten. Als sie sie aber erkauft hatten, beruhigten sie sich; denn waren sie auch nicht ganz befriedigt, so war doch wenigstens die Erfüllung ihrer ersten unerläßlichen Forderungen gesichert. Wenn man diese Sicherheit hat, dann bekommen die weiteren Bestrebungen von selbst einen ruhigen, gemäßigten Charakter, ohne Ungestüm und Fieberhaftigkeit. Ein Mensch, der einen Regenschirm mitgenommen hat, mag zwar im Regen ein unangenehmes Gefühl haben, ist aber immerhin einigermaßen geschützt und braucht daher nicht so rasch nach Hause zu eilen wie jene, die nichts haben, um sich zu schützen... Diesen Regenschirm, unter dem ein großer Teil der europäischen Völker den Regen erträgt, hat uns unsere bisherige Geschichte noch nicht geben können. Wir schicken uns erst an, den Weg zu betreten, den Europa bereits durchschritten hat; wir haben erst unlängst begonnen, seine Reiserouten zu beobachten, und beginnen kaum, den Fahrweg zu erkennen. Deshalb ist unser Vorrücken nur furchtsam, ungleichmäßig, gleichsam tastend; deshalb scheint es auch so, als ob wir keine Initiative besäßen. Doch wir empfinden das Bedürfnis vorzurücken, wenn auch nur bis zur ersten Station. Wir dürfen nicht auf einer Stelle bleiben, wir dürfen auch nicht unterwegs haltmachen. Es ist klar, daß wir den Anfang unseres Weges mit größerer Entschlossenheit und größerer Eile und Festigkeit zurücklegen müssen, als dies der Fall ist bei der Fortsetzung des Weges, die wir jetzt bei anderen Völkern sehen. Unsere Nöte sind dringender, ohne ihre Befriedigung ist es schwerer zu leben als ohne Befriedigung dessen, was die europäischen Völker jetzt anstreben. Die Brightsche Reform in England, die von irgendeinem Favre oder einem Ollivier geforderte Pressefreiheit in Frankreich sind ohne Zweifel nötige Dinge und werden mit der Zeit erreicht werden; doch damit kann man noch warten, sie sind bei weitem nicht so wesentlich und dringend wie die gesetzliche Gewährleistung der bürgerlichen Rechte und der materiellen Lebensbedingungen für die Millionen des Volkes, die bisher mehr oder weniger unter dem schweren Einfluß der Willkür zu leiden hatten. Für diese Millionen handelte es sich nicht um irgendeine zusätzliche Erweiterung der Rechte, die sie bereits früher erworben hatten, sondern erst um die Schaffung wenigstens irgendwelcher Rechte über-[539]haupt, denn infolge des Prinzips der Leibeigenschaft besaßen sie, wenn nicht de jure, so doch de facto, gar keine. Es ist klar, daß die Sehnsucht nach der Erwerbung dieser Rechte, wird sie einmal empfunden, stärker sein muß als jedes Streben nach Erweiterung bereits bestehender Rechte; es ist klar, daß gerade hier sich die Betätigung des Volksgeistes am stärksten äußern kann, und daher verdient dieser Gegenstand die besondere Beachtung seitens jener Leute, die das Wohl des Volkes wahrhaft lieben. Viele nehmen bis auf den heutigen Tag an, daß ein Volk, das die Freiheit noch nicht erlangt hat, auch keine ernste Beachtung verdienen kann, da es nicht nach eigenem Willen lebt und handelt, sondern so, wie man ihm befiehlt. Und diese Betrachtung wäre richtig, wenn sie sich auf eine völlig entpersönlichte Masse bezöge, der alle menschlichen Bestrebungen völlig fremd sind. Wir sagten jedoch bereits, daß wir nicht einmal an die Möglichkeit einer solchen Entpersönlichung eines ganzen Volkes glauben und das keinesfalls für das russische Volk gelten lassen können. Ist aber das Bedürfnis vorhanden, die Unabhängigkeit der eigenen Persönlichkeit wiederherzustellen, so brauchen wir nicht zu wissen, ob es formell befriedigt worden ist oder nicht; ob es nun in aller Form sanktioniert ist oder nicht, es wird jedenfalls in den Tatsachen des Volkslebens entschieden und unabwendbar zum Vorschein kommen. Dieses Bedürfnis zu ersticken oder es nach eigenem Ermessen zu lenken, ist niemand imstande. Es ist wie ein Strom, der sich über alle Hindernisse seinen Weg bahnt und in seinem Lauf nicht haltmachen kann, denn ein solches Haltmachen widerspräche seinen natürlichen Eigenschaften.

Doch welche Richtung kann in der Praxis dieses Streben zur Erlangung von Selbständigkeit und Freiheit annehmen? Bekanntlich sind diese Begriffe ganz unbestimmt, und vielleicht hat kein anderes Wort der menschlichen Umgangssprache je so viele Streitigkeiten ausgelöst wie das Wort „Freiheit“. Die Gelehrten und Philosophierenden können sich bis auf den heutigen Tag nicht endgültig über die Definition dieses Begriffs einigen. Wie wird ihn also unser einfacher Mann aus dem Volke verstehen? Viele versichern, er werde infolge seiner Dummheit und seiner mangelnden Bildung unter Freiheit nichts anderes verstehen als die Möglichkeit, nichts zu tun, niemandem zu gehorchen, sich jeden Tag zu betrinken und zu krakeelen; unsere Leser wissen bereits, zu welcher Kategorie die Leute gehören, die eine solche Ansicht verbreiten. Daher wollen wir uns nicht über sie auslassen, sondern wollen bloß sagen, daß diese Menschen, die so von den Bauern reden, nach sich selbst urteilen und nicht den Unterschied berücksichtigen zwischen den [540] Bedingungen, unter denen sie selbst bzw. die einfachen Menschen aufwachsen. Um diesen Unterschied zu studieren, müssen sie sich wieder Marko Wowtschok zuwenden: bei ihm werden sie unter dem Titel „Igruschetschka“ (Das Spielzeug) eine belehrende Erzählung in diesem Sinne finden.

In dieser Erzählung wird die Entwicklungsgeschichte einer prächtigen, Mascha ähnlichen Kindergestalt geschildert, nur ist es diesmal eine Herrennatur. Man vergleiche beide Erzählungen, und man wird sehen, wie unvergleichlich mehr Gewähr für eine richtige, gesunde Entwicklung das Leben eines einfachen Menschen enthält als das Leben eines Herrnsöhnchens oder eines Fräuleins. Dort sind auch die Forderungen einfacher, und das Ziel ist näher und bestimmter, und die Betrachtungsweise selbst nicht so verzerrt: die traurigste und verhängnisvollste Verkümmern der Denkweise des einfachen Menschen besteht darin, daß ihm das klare Bewußtsein seiner menschlichen Rechte, seiner persönlichen Eigenart abhanden kommt, das Bewußtsein, daß er niemandes Eigentum ist. Auf diesem Wege gelangt er tatsächlich zu den allergrößten Widersinnigkeiten, indem er die berechtigtesten Forderungen und Bestrebungen seiner Natur gewaltsam abtötet. Da aber die natürlichen Forderungen stets eine gewisse Kraft über den Menschen bewahren, so besteht immer die Hoffnung, daß der arme Mann auf den richtigen Standpunkt gebracht werden kann. Sobald er aber diesen Standpunkt bezieht, wird er ihn auch in der Praxis einnehmen; in diesem praktischen Sinn liegt die Besonderheit des bäuerlichen Denkens, und darin liegt auch seine Stärke. Wir philosophieren gewöhnlich zum Zeitvertreib, zuweilen zur Erleichterung der Verdauung, und größtenteils über Gegenstände, die uns nichts angehen, die wir keinesfalls ändern können noch wollen. Der Bauer will von solchem geistigen Luxus nichts wissen, er ist ein Arbeitsmensch, er denkt darüber nach, was auf sein Leben Bezug haben kann, und zwar denkt er gerade zu dem Zwecke darüber nach, um in seiner Seele eine Grundlage für die praktische Betätigung zu finden. Man erinnere sich, worüber Mascha sprach, wonach sie fragte und wohin ihr ganzes Nachdenken führte. Uns dünkt, daß der Verfasser an dem Beispiel seiner Mascha in überaus gelungener Weise die wichtigsten Fragen gezeigt hat, mit denen die Denktätigkeit des ganzen Standes beginnen muß. Die erste Frage muß selbstverständlich die Unverletzlichkeit der Person betreffen. „Was ist denn das? Ich will nicht, aber man schleift mich fort, weshalb – ist unbekannt. Mit welchem Recht – ist unbegreiflich; das darf nicht sein.“ In dieser einfachen Betrachtung ist [541] bereits der Keim aller möglichen gesellschaftlichen Rechte und Garantien enthalten. Bekannt ist folgender Denkprozeß: will ich die Art und Weise erklären, wie jemand mir gegenüber handelt, so versetze ich mich an die Stelle des anderen und suche herauszufinden, was mich an seiner Stelle bewegen könnte, so zu handeln; finden sich keine genügenden Motive, so betrachte ich die Handlung als ungerecht. Wenn also ein Kind darüber nachdenkt, mit welchem Rechte sich andere an seiner Persönlichkeit vergreifen, und zu dem Schluß gelangt, daß es hier keinerlei Recht findet, so liegt bereits in dieser Betrachtung eine Garantie dafür, daß das Kind keine Neigung besitzt, sich an einer fremden Persönlichkeit zu vergreifen. Somit bieten uns Menschen, die sich gegen Gewalt und Willkür auflehnen,

schon dadurch eine gewisse Gewähr dafür, daß sie selber nicht zur Gewalt greifen und ihrer Willkür nicht freien Lauf lassen werden; der Wunsch nach Unverletzlichkeit ihrer eigenen Person wird sie bewegen, auch die Persönlichkeit der anderen zu achten. Natürlich ist anzunehmen, daß auch Leute, die Willkür und Gewalt üben, in einem gewissen Maße den Wunsch hegen, daß man mit ihnen nicht so verfährt, wie sie es mit anderen tun. Man darf jedoch glauben, daß selbst dieser Wunsch bei ihnen infolge einer mißgestalteten geistigen Erziehung nicht genügend stark und zudem noch in vieler Hinsicht begrenzt ist. Es ist bekannt, daß Menschen, die Niederen gegenüber stolz und despotisch sind, Höheren gegenüber stets gemeine Lobhuder und nichtwidersprechende Lämmchen sind. Es ist auch allgemein bekannt, daß die unerbittlichsten, unerträglichsten Verwalter auf Gutshöfen gewöhnlich aus den Lakaienkreisen stammen und daß überhaupt die Lakaien den Bauern gegenüber weit hoffärtiger sind als ihre Herren. Der Leser mag selber diese Beobachtungen durch einige Beispiele aus einem weitergezogenen Kreis ergänzen, und er wird unbedingt zu dem Schluß gelangen, daß die Gewaltanwendung gegen andere den Menschen unfähig macht, sich wahrhaft und tief über Gewalt gegen ihn selbst zu empören, oder jedenfalls diese Fähigkeit sehr abschwächt. In letzter Zeit haben wir allerdings gesehen, daß Menschen, die ihr ganzes Leben lang kein anderes Gesetz außer der Willkür gekannt hatten, plötzlich ein Geschrei gegen die Willkür erhoben, sobald diese ihre Interessen antastete. Dafür aber schreien diese Menschen gewöhnlich nur eine Weile, machen etwas Lärm und hören dann auf; energisch, aktiv das zu verteidigen, was sie als ihr Recht betrachten, sind sie nicht imstande, denn das Rechtsbewußtsein selbst ist bei ihnen sehr verblaßt und verwischt.

Das erste also, was für den einfachen Menschenverstand als eine [542] unwiderlegbare Wahrheit gilt, ist die Unverletzlichkeit der Person. Neben dem Begriff der Unverletzlichkeit der Person erscheint unvermeidlich der Begriff von den Pflichten und den Rechten der Arbeit. „Ich habe kein Recht auf die Beengung fremden Willens, da niemand das Recht hat, mich selbst zu beengen; also kann ich nicht darauf rechnen, auf fremde Kosten zu leben; dies würde bedeuten, anderen die Früchte ihrer Arbeit fortzunehmen, d. h. ihre Persönlichkeit zu vergewaltigen, zu versklaven. Folglich muß ich unbedingt selber für die Sicherstellung meines Lebens sorgen, muß arbeiten: werde ich von meiner Arbeit leben, so werde ich es nicht nötig haben, fremdes Gut fortzunehmen, und gleichzeitig werde ich, da ich materiell versorgt sein werde, die Mittel dazu haben, meine eigene Unabhängigkeit ständig zu wahren.“ Dies sind die einfachsten Erwägungen, aus denen für jeden einfachen Menschen die sonnenklare Verpflichtung folgt, zu arbeiten. Und diese Erwägungen haben wir nicht theoretisch ausgeheckt: sie liegen fest und tief im Herzen eines jeden einfachen Menschen. Ihm kommt es gewöhnlich gar nicht in den Sinn, daß man auf der Welt leben könne, ohne etwas zu tun, so weit ist er davon in der Praxis entfernt. Man sage doch einem beliebigen Bauern während der Arbeitszeit, er möge ausruhen, die Arbeit liegenlassen, und man wird von ihm die einfache Antwort bekommen: „Wo werden wir Brot hernehmen? Arbeitest du nicht, wirst du auch nichts zu essen haben.“

Man braucht den Gedankengang, der zum Gedanken von der Pflicht zur Arbeit führt, nur umzudrehen, und man gelangt zu der Schlußfolgerung über die Rechte der Arbeit. „Muß ich arbeiten, um mich zu versorgen, weil ich nicht die Früchte der Arbeit meines Nachbarn genießen kann und darf, so ist es klar, daß auch der Nachbar genau so denken muß. Er muß für sich arbeiten, und ich will ihm nicht das hergeben, was ich mir verdient habe, denn das wäre ungerecht.“ Und so gelangen wir direkt zu den Forderungen und den Entschlüssen, zu denen Mascha bei Marko Wowtschok gelangt ist und die wir in einem gewissen Grade bei der gesamten russischen leibeigenen Bevölkerung sehen. ‚Wozu soll ich für andere arbeiten? Lieber werde ich nichts tun‘, so denken Leute, die der vollen Rechte auf ihre Arbeit beraubt sind, und sie verweigern womöglich entweder überhaupt jede Arbeit, wie z. B. Mascha, oder sie

trachten, möglichst geringe Anstrengungen und wenig Eifer für fremde Arbeit zu verwenden, wie dies die gutsherrlichen Bauern in ganz Rußland im allgemeinen tun. Daraus können wir die einfache Schlußfolgerung ziehen, welche Richtung die Kräfte der Bauernschaft einschlagen werden, sobald sie das Recht [543] erlangen wird, frei über ihre Arbeit zu verfügen: wie Mascha bei der ersten Nachricht von der Möglichkeit der Freiheit ausrief, sie werde arbeiten, sich auch in Schuldknechtschaft begeben, um nur die Loskaufsumme aufzubringen, genau so wird sich die ganze Masse nach der Befreiung einer intensiveren Arbeit, der Sorge um die Verbesserung ihrer Lage zuwenden. Jetzt ist ja bereits die *ganze* Arbeit des befreiten Arbeiters *sein eigen*, sie gehört ihm unveräußerlich; je mehr er also arbeitet, um so mehr wird er erwerben, um so besser wird auch seine Lage sein. Unter solchen Umständen ist auch der zeitweilige Verlust der persönlichen Freiheit nicht so schwer. Bemerkenswert ist, daß sich Mascha, um die Freiheit zu erwerben, in *Schuld-knechtschaft begeben* will. Dies bedeutet, daß für sie, das Schwere vor allem nicht darin besteht, nicht alles tun zu können, was sie will, sondern darin, der Rechte auf die eigene Arbeit ohne jeden Grund, Gott weiß warum, entsagen zu müssen. Begibt sie sich in Schuldknechtschaft, so weiß sie, daß hierfür die Bedingungen für beide Teile bindend sind; sie wird Knechtsarbeit leisten, dafür wird man aber für sie den Loskauf bezahlen. Somit sind für sie hier Ursprung und Ursache ihrer Sklaverei sichtbar. Aber auch das Ende ist sichtbar, und dabei ein Ende, das in einem gewissen Grade immerhin Sinn hat, da die Frist der Knechtschaft entsprechend der Höhe des Lohnsatzes und des Wertes der Arbeit des sich in Knechtschaft Begebenden errechnet wird. Nichts dergleichen gab es in den Bedingungen, unter denen Mascha bei ihrer Herrin lebte. Dort gab es weder Anfang noch Ende, weder Eingang noch Ausgang, weder Sinn noch Berechnung, es gab nur Willkür allein, und infolgedessen gab es keinerlei persönliche Garantien und bestimmte Rechte. Man verfährt mit dir, wie man will, ohne Grund, ohne Rechnungslegung, ohne Rede zu stehen... Das ist eben gerade am unerträglichsten für einen Menschen, bei dem die von Natur aus allen Menschen eigene, bei vielen aber durch Unterdrückung und Erstickung ihrer Persönlichkeit niedergehaltene Forderung nach Gerechtigkeit wenigstens kaum zu erwachen beginnt.

Wenn wir also annehmen, daß die Bauern die Freiheit erhalten, so werden wir unmittelbar darauf als direktes Resultat eine Vermehrung der Quantität und eine Erhöhung der Qualität ihrer Arbeit sehen. Es versteht sich von selbst, daß wir nicht alle obigen Betrachtungen als unbedingte Voraussetzung für diese Befreiungsmaßnahmen der Regierung betrachten können, die jetzt in der Redaktionskommission endgültig formuliert werden. Wir sprachen nur davon, was überhaupt auf Grund der Forderung der Logik und [544] gemäß den Beobachtungen des Lebens und des Charakters der Bauern geschehen muß, wollen aber nicht im geringsten wirtschaftliche und administrative Sonderfragen berühren, die in der Kommission behandelt werden sollen, und auch nicht die möglichen Folgen der von der Regierung zu treffenden Maßnahmen im voraus bestimmen. Diese Maßnahmen können sehr wohl ihre besonderen Wirkungen ausüben, die ganz anders sind als jene, die wir voraussehen können, wenn wir über die Sache in allgemeinen Zügen sprechen und nur diesbezügliche logische Feststellungen vorbringen. Unsere Aufgabe besteht jedoch nur darin, auf gewisse Züge des Volkscharakters hinzuweisen, keineswegs aber darin, die Arbeitsweise der Bauernkomitees und -kommissionen zu bestimmen, die uns hier nichts angehen. Wir begnügen uns also mit den allgemeinsten Andeutungen darüber, in welcher Weise jeder Mensch aus unserem einfachen Volk die Freiheit aufnehmen und von ihr Gebrauch machen soll, und kehren jetzt zu der Parallele zurück, zu der uns, wie wir sagten, die Erzählung „Igruschetsck“ Anlaß gibt.

„Igruschetschka“ ist nichts anderes als die Entstellung des Namens Agrafena, Gruscha, Gruschetschka, doch ist dies eine Entstellung voll trauriger, schwerer Bedeutung. Diese Gruscha, ein Bauernmädchen war in der Tat ihr ganzes Leben lang das Spielzeug ihres Fräuleins und ihrer Herrin; das Fräulein aber und die Herrin, die das Leben des Mädchens zugrunde richtete-

ten, waren eigentlich ganz unschuldige, gute Geschöpfe, die nie darauf bedacht waren, Menschen zu quälen, zugrunde zu richten: sie konnten mit ihnen nur *spielen*, sich mit ihnen amüsieren. Das in der Erzählung „Igruschetschka“ dargestellte herrschaftliche Leben ist so idyllisch, daß es einem schwerfällt, ein hartes Wort über diese Herrschaften zu sprechen. Von irgendeiner Berechnung, Absicht, Gehässigkeit oder Schlaueit ist in ihrem ganzen Leben, in all ihren, selbst den schlimmsten Handlungen nicht die geringste Spur zu entdecken. Wie sie leben und was sie beschäftigt, das wird uns am besten „Igruschetschka“ selbst erzählen:

„Unsere Herrschaften waren jung. Unsere Herrin nannten alle eine Schönheit. Sie war so groß und stattlich, mit schwarzen Brauen, weißer Haut, nur war sie faul... O Gott, wie faul sie doch war! Auch anschauen wollte sie einen nur mit einem halben Auge. Ihre ganze Arbeit, alles, was sie tat, war, daß sie aus einem Zimmer ins andere schwebte, das Köpfchen zur Seite neigte und mit ihrem langen Seidenkleid rauschte. Höchstens wenn redselige, lustige und klatschsüchtige Damen zu Besuch gefahren kommen, wird sie etwas lebhafter. Da tratschten sie über verschiedene Häubchen, über eine Moskauer Generalin, gerieten über Paris in Entzücken und schimpften auf ihren Landkreis, dann hebt auch unsere Herrin das Köpfchen und beginnt lauter zu sprechen... Der Herr war lebhafter als sie, sang in einem fort lustige Lieder und piffte dazu. Man sagte, daß er *kein großes Licht sei, dafür aber war er sanftmütig. Er und die Herrin lebten in [545] gutem Einvernehmen. Auch sie war eine gute Herrin.* Sie bestrafte oder züchtigte niemand, und *sie zürnte sogar selten.* Kommt einer von den Leuten mit irgendeiner Bitte zu ihnen, *so tun sie ihm nichts, jagen ihn nicht fort, höchstens, daß sie ihn nicht vorlassen, wenn die Sache ihnen lästig geworden ist, oder sie versprechen etwas und tun es dann nicht – vergessen es.* So lebten unsere Herrschaften zufrieden und frohgesinnt, friedlich und ruhig dahin. *Da sitzen sie im Salon: der Herr pfeift, die Herrin aber läßt ihre Äuglein durch das Zimmer gleiten.* Plötzlich aber kommt es ihr in den Kopf: ‚Lieber Freund‘, sagt sie zum Herrn, ‚himmelblaue Tapeten würden ja für den Salon besser passen!‘ Der Herr schnell wie eine Erbse in die Höhe. ‚Liebchen, was für ein guter Gedanke ist dir doch gekommen! *Wo war nur mein Verstand bis jetzt?*‘ Und er beginnt sich an die Stirn zu schlagen... ‚Nun, eine solche Sache darf man nicht aufschieben, schon heute schicken wir in die Stadt, bis Sonntag aber soll alles fertig sein.‘ ‚Ja, ja!‘ stimmt die Herrin zu. ‚Anna Petrowna und Klawdija Iwanowna werden kommen, wie sie sich da wundern werden! Und Anna Fedorowna wird sich so ärgern, daß sie zu Mittag nichts essen wird. Unbedingt bis Sonntag, mein Freund!‘ Da beginnen sie, geschäftig herumzuwirtschaften, rennen hin und her. *Diese Tage verbringen sie in Angst:* immerfort scheint es ihnen, daß eine Kalesche in den Hof fährt. ‚Ach, es scheint, irgend jemand ist gekommen‘, sagen sie und wechseln die Farbe. ‚Sie wollen eben verblüffen, und nun könnte man sie in einem Zustand antreffen, wo die alten Tapeten heruntergerissen sind. *Sonstige Ängste, andere Sorgen, pflegten sie, so scheint es, gar nicht zu haben. Nie habe ich gesehen, daß unser gnädiger Herr nachdenklich wurde, daß die Herrin etwa in Tränen ausbrach, höchstens vielleicht, wenn sie ohne Geld waren oder die Herrin erkrankte.* Geldmangel aber trat bei ihnen häufig ein. Beide liebten luxuriös zu leben und sich kostspielig zu kleiden. Die Herrin trug immerfort verschiedene seidene Kleider und feine Spitzen. Der Herr war ebenfalls ein großer Stutzer: *seine Krawatte band er fortwährend in der Form eines Taubenflügels; zuweilen quält er sich damit vom Morgen bis zum Mittagessen und kommt nicht zustande damit. ‚Ein unglücklicher Tag heute‘, seufzt er, ‚ich bring’s nicht fertig...‘* Auch die Herrin kommt ihm da zu Hilfe, auch Anna Iwanowna wird gerufen, man macht ihn zurecht, als ob es zur Hochzeit ginge – *alle um ihn herum sind so besorgt, so beschäftigt... Wenn er dann mit dem Ankleiden fertig ist, sieht er entzückend aus, bleibt vor dem Spiegel stehen, betrachtet sich mit großem Vergnügen und streicht sich immerfort die Backe glatt.*

Das alles hätte noch nicht zum Ruin geführt, wenn sie nicht rein alles, alles mehrere Male im Jahre ausgewechselt hätten. Einen ganzen Haufen Geld brauchten sie für das Haus allein. Zu Weihnachten und zu Ostern wird gewöhnlich alles im Hause ausgewechselt. Wie lustig dann der Herr wirtschaftet! Er selbst hängt die Bilder auf... *Es klingt ja sonderbar, wenn man’s sagt, aber ich will die Wahrheit sagen, er liebt es geradezu leidenschaftlich, Nägel in die Wand zu schlagen, und kommt ihm einmal einer aus Eifer zu Hilfe, so ist er darüber erbittert... Später wußten es schon alle, machten es nie selber, sondern legten für ihn den Hammer zurecht. Und man muß auch die Wahrheit sagen, niemand konnte einen Nagel so gut in die Wand schlagen: solche Geschicklichkeit erwarb er sich – er blickt nur hin und trifft den Nagel, wo er hingehört...*

Fahren die Herrschaften in die Stadt, – was sie da alles zusammenkaufen! Samoware bringen sie und getrocknete Erbsen, obwohl zu Hause die Bretter sich vor Samowaren biegen und die Gärtner einen Jahresvorrat an Erbsen einbringen; sie schaffen heran Stofftapeten, irgendwelche bittere Fischlein in Büchsen, Tabaksdosen mit Musik... Kommen Wanderhändler, schlaue, gerissene Kaufleute, was die da an Geld herausholen! ‚Nehmen Sie das nicht, gnädiger Herr!‘ sagen sie zum Herrn, ‚das ist gar teuer, nehmen Sie hier das billigere.‘ *Der Herr wird dadurch noch mehr entflammt: ‚Gib mir das teuerste her!‘ Und kauft dasselbe zum dreifachen Preis. Es kam auch vor, daß er den Rest nicht nahm, und dann schaute er sich die bärtigen Kaufleute an: da habe ich’s [546] euch einmal richtig gezeigt! Die Krämer aber juchzen vor Freude... Und erst wenn Namenstag oder Geburtstag*

gefeiert wird! Was es dann an Vorbereitungen und Zubereitungen gibt, Gott bewahre uns! Weine bestellt man, Konfekt bestellt man, einen Schal, ein Häubchen für die Herrin, ein Halstüchlein und gelbe Handschuhe für den Herrn... ‚Ja, wenn man sowieso Leute schickt‘, sagen sie, ‚dann kann man gleich auch das bestellen und auch jenes bestellen usw. usw. Es häuft sich so viel an, daß man einen Wagen zur Post schicken muß... Der Namens- tag machte ihnen ja viel Freude, aber auch Mühe und Unruhe gab es viel: sie quälten sich ja zu Tode, bis sie zur Ruhe kommen, gehen herum und denken mühsam nach. Was wäre das Beste zum Mittagessen? Wie soll man die Blumen aufstellen? Wie könnte man die Generalin verblüffen und ihr den ruhigen Schlaf rauben? *Sie quälten sich ab wie in der Fron.*“

Diese Darstellung des herrschaftlichen Lebens muß zu den besten Seiten des jüngsten Buches von Marko Wowtschok gezählt werden. In dem gutmütigen Ton der Erzählenden hört man nicht mehr den gereizten, verbitterten Pamphletstil, nicht den leidenschaftlichen Kampf heraus, sondern das ruhige, unvoreingenommene, feierliche Urteil der Geschichte über das eigentliche Wesen, über das Prinzip der Leibeigenschaft. In dieser Erzählung sehen wir nicht nur die Leere und die Nichtigkeit der in den Begriffen der Leibeigenschaft aufgewachsenen guten Herrschaften, sondern auch die grundlegenden Ursachen dieser Leere und dieser Nichtigkeit leuchten klar hindurch. Man sieht, daß diese Menschen schlimmer niedergedrückt und entpersönlicht wurden als irgendein Bauer; man hat sie des Bewußtseins ihrer Würde und ihrer Pflichten beraubt, hat ihnen jede Möglichkeit genommen, einen ernsthaften Blick auf sich zu werfen; man hat ihnen die Seele genommen und diese durch einige konventionelle Forderungen und Sentenzen der landläufigen Zivilisation ersetzt. Statt aller Gebote des gesunden Menschenverstandes ist ihnen von den Kinderjahren an der Begriff eingehämmert worden und in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie auf fremde Kosten leben müssen, ohne etwas zu tun, daß dies ihr Recht, ihre Berufung auf Erden sei. Gemäß dieser Berufung wurde ihre ganze Erziehung, ihre ganze geistige und moralische Entwicklung betrieben. Deswegen haben sie nichts gelernt, können sie nichts, haben zu nichts besondere Neigung, deswegen wissen sie nicht, womit sie die Leere ihrer Zeit ausfüllen sollen, deswegen können sie nicht einmal ihre Ausgaben richtig berechnen, ihre Geldnot voraussehen und ausrechnen, was gekauft werden muß und was nicht. Zu einer solchen Berechnung sind sie nicht fähig, denn ihnen wurde gesagt: „Du hast das und das und kannst das und das genießen.“ Niemals aber wurde ihnen gegenüber auch nur der Gedanke geäußert, daß sie das Recht auf den Genuß der Lebensgüter durch eigene Arbeit erwerben müssen. Der Gedanke, daß die Arbeit eine unerläßliche Voraussetzung des Lebens und die Grundlage der gesellschaft-[547]lichen Sittlichkeit ist, blieb für sie ebenso unfaßbar wie der Gedanke, daß man in jedem Menschen seine natürlichen, unveräußerlichen Rechte achten muß. Niemals wird es ihnen einfallen, einen ernsthaften Blick auf sich zu werfen, sich die Frage zu stellen, wozu sie auf der Welt sind und was sie inmitten der Gesellschaft darstellen, von der sie Wohltaten und Dienste aller Art fordern und erhalten. Von ihnen kann man also mit vollem Recht sagen, daß sie keinerlei Initiative besitzen und daß ihr Leben jeglichen inneren Sinnes entbehrt. Für sich genommen sind sie nichts; sie leben ein tierisches, fast automatisches Leben, solange die Mittel, die sie durch die Gunst des Schicksals erhalten haben, nicht erschöpft sind. Sobald aber diese Mittel aufgebraucht sind, sind sie die unglücklichsten, hilflosesten Geschöpfe. Jeglicher Hilfsquellen zur Sicherung ihrer Existenz bar, ohne jede Stütze in sich selbst, ohne Verständnis dafür, was Selbstachtung bedeutet, sind sie zu allen möglichen Erniedrigungen und Fadheiten bereit, um sich irgendwie durchzuschlagen. Igruschetschkas Herrschaften siedeln, nachdem sie ihr ganzes Vermögen sinn- und zwecklos vergeudet haben, zu ihrer Tante über, einer alten scheinheiligen, geizigen Person, die ihnen jeden Tag Vorwürfe macht und ihnen Belehrungen erteilt. Und sie sind gezwungen, schweigend und demütig diese Behandlung zu ertragen: es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als bei irgend jemand das Gnadenbrot zu essen und sich völlig den Launen dessen, der sie ernährt, zu fügen. Dafür bleibt ihnen das Privileg des Schmarotzerdaseins und des Nichtstuns...

Doch das Nichtstun ist ihnen künstlich eingepflegt worden! Das natürliche, nie und durch kein Mittel zu unterdrückende Bedürfnis nach Betätigung verliert auch ihnen gegenüber seinen Einfluß nicht. Das Schlimme ist nur, daß der Herr ebenso wie die Herrin infolge ihrer verkehrten Erziehung nicht nur nichts zu schaffen imstande sind, sondern sich nicht einmal eine vernünftige Arbeit ausdenken können: so beschränkt ist der Kreis ihres Wissens und Strebens! So suchen sie sich dann Spezialfächer aus, wie z. B. die Kunst, Nägel einzuhämmern, das Halstüchlein in der Form eines Taubenflügels zu binden, und ersinnen Arbeiten und Sorgen von der Art wie das Auswechseln der Tapeten und der Möbel... Ist doch bei diesem Herrn das Einhämmern von Nägeln zu einer Leidenschaft geworden, und er ist ein kunstvoller Meister seiner Sache geworden: warum sollte er nicht ein kunstvoller Zimmermann, Schuster, Tapezierer sein? Und natürlich, wäre er anders erzogen worden und würde er sich in anderen Verhältnissen befinden, so würde er eben irgendeine nützliche Beschäftigung für sich finden [548] und wäre nicht solch ein parasitäres Wesen, das nur imstande ist, von fremdem Leben und fremder Arbeit zu zehren. Dann wäre er auch weit selbständiger, fester, unabhängiger, würde diese kleinen, aber für ihn schweren Betrübnisse nicht kennen, die er empfindet, wenn das Binden des Halstüchleins schlecht gelingt oder wenn die Tapeten im Salon heruntergerissen sind. Dann würde bei ihm natürlicherweise die Neigung erwachen, zu berechnen, sich sein Leben zu überlegen, und er würde nicht in eine Lage geraten, wie sie „Igruschetschka“ beschreibt:

„Gastmähler folgen bei den Herrschaften auf Gastmähler, plötzlich aber ist kein Geld da. Dann setzen sie sich in den Salon und sitzen betrübt da. Er schaut durch das eine Fenster, sie durch ans andere. ‚Ach, ach, ach, ach‘, so geht das Ächzen. Ist aber das Unglück vorbei, haben sie ein Dörflein verkauft oder verpfändet, klingen wieder die Münzen, dann gibt es wieder Gastmähler, die Gäste kommen herbeigeströmt, es wird fröhlich gefeiert, man lebt lustig, und es geht ihnen gut“ (selbstverständlich, bis sie wieder in Geldnöten sind).

Man kann sich nichts Dümmeres vorstellen als eine solche Lage, und nur Menschen, die von Kindesbeinen an daran gewöhnt sind, können das ertragen. Wie schwer aber ist dafür auch die Langeweile, die sie empfinden: nicht umsonst schlendern sie aus einer Ecke in die andere und schauen mit halb geöffneten Augen drein, wie schlaftrunken; nicht umsonst schlagen sie die Zeit damit tot, das Halstüchlein in der Form eines Taubenflügels zu binden. Und auch Essen und Abendunterhaltungen veranstalten sie eher nur zu dem Zwecke, sich mit irgend etwas zu befassen und zu zerstreuen. Eine tödliche Langeweile bemächtigt sich ihrer, sie wissen nicht, womit sie ihr abhelfen könnten, und denken nicht daran, daß hier ernste Hilfe not tut.

Und bei solchen Eltern, einem solchen Leben soll sich die lebendige, wißbegierige Natur eines Mädchens, ihrer Tochter, entwickeln! Man braucht nicht erst zu sagen, daß ihre Bestrebungen keine Befriedigung erfahren und alle Versuche völlig erfolglos bleiben. Doch ihre in vielen Einzelheiten jedem von uns so bekannte Entwicklungsgeschichte zeugt einerseits davon, wie stark und ununterdrückbar im Menschen die natürlichen, angeborenen Geistes- und Herzensforderungen sind, andererseits aber davon, welche unzählige Menge von Hindernissen sich ihnen im herrschaftlichen Leben und bei unserer verkehrten Erziehung entgegenstellt.

Woher konnte es in der Tat kommen, daß bei der Tochter solcher Eltern, die rings um sich all das sieht, was oben geschildert wurde, die Neigung erwachte, sich mit den radikalsten Fragen abzugeben, auf ganz unkindliche Art ernst über das Leben und seine Bedingungen nachzudenken? Woher kommt bei ihr die Achtung vor For-[549]derungen und vor der Gerechtigkeit, die Verachtung der Selbsterniedrigung und der Sklaverei? Niemand hat ihr solche Gedanken eingebläht, nichts ringsum regte in ihr solche Gedanken an... Doch es genügte das eine: daß die lieben Eltern sie von ihrer Aufsicht befreien und sich um ihre sittliche Erziehung nicht kümmern, das genügte, damit die natürlichen menschlichen Bestrebungen bei ihr klar hervortreten und zur Geltung gelangen. Es genügte die leiseste Berührung mit einem armen Mädchen, mit Igruschetschka, die sie drangsalierte, damit die natürliche Forderung des

Guten und Rechten in ihr rege werde... Doch all dies konnte zu nichts führen: ist es auch für den Menschen natürlich zu atmen, so kann er doch nicht ohne Luft atmen; es ist für das Getreidekorn natürlich aufzukeimen, aber ein auf eine nackte Steinplatte geworfenes Samenkorn wird doch nicht aufgehen. Ebenso wird sich ein lebendiger menschlicher Organismus nicht entwickeln, der in das Milieu einer so seelenlosen, automatischen herrschaftlichen Existenz geraten ist, wie wir sie bei Igruschetschkas Herrschaft sehen. Hier die Geschichte des Fräuleins, die sich zum größten Teil um ihre Beziehungen zu Igruschetschka dreht:

Das Fräulein erblickte auf der Dorfstraße ein Mädchen. „Gib mir dieses Mädchen!“ – Man brachte es in das herrschaftliche Haus und ließ es mit dem Fräulein spielen. Am nächsten Tag wollten die Herrschaften auf ein anderes Gut fahren, und das Mädchen sollte entlassen werden. Doch das Fräulein wurde störrisch: „Ich will das Mädchen mitnehmen.“ Man suchte sie in jeder Weise zu überreden – nein, sie will nichts hören und weint. Da war nichts zu machen, die Herrin befahl also, das Mädchen für die Reise vorzubereiten. Ihre arme Mutter kommt und bittet unter bitteren Tränen: „Gebt mir meine Tochter wieder!“ Die Herrin antwortet sanft und wohlbegründet:

„Ich würde sie dir geben, aber das Fräulein läßt sie nicht, deine Tochter gefällt ihr gar sehr. Weine nicht, bitte, das Fräulein wird ihrer bald überdrüssig werden, Kinder spielen nicht lange – dann werden wir dir dein Töchterchen sofort schicken.“

Die Herrin ahnt gar nicht, wieviel Unmenschlichkeit in dieser gutmütigen Antwort enthalten ist, und setzt ihr die Krone auf, indem sie zu ihrer Haushälterin und Gnadenbrotempfängerin Anna Iwanowna folgendes sagt:

„Oh, wie ich diese Frau bedauere, ich kann sie einfach nicht ansehen! Gehen Sie doch, liebe Anna Iwanowna, sprechen Sie mit ihm, *da, geben Sie ihr Geld...* nun geben Sie ihr etwas von meinen schlechteren Sachen... nur schneller, damit sie weggeht, *damit sie hier nicht weint.*“

Man sieht also, welche ausweglose Lage: die Herrin selbst ist hier wie in der Fron, genau wie ein Beamter, der seine Pflicht [550] erfüllt: „Meinem Gewissen nach, als Mensch, fühle ich mit Ihnen, doch nach dem genauen Sinn der Gesetze muß ich Sie ins Gefängnis stecken.“ Auch sie tut so: sie hat ein gutes Herz, sie ist selbst Mutter, sie bedauert die arme Frau, doch noblesse oblige* ... Und das gutsherrliche Recht, das verpflichtet ebenfalls – sie muß gegen ihren eigenen Willen der Mutter die Tochter fortnehmen... Um aber die Mutter zu trösten, will sie ihr für die Tochter etwas *Geld* geben, als ob sie das Geld nicht von dieser selben Frau und ihresgleichen bekommen hätte: eine billige Großmut! ... Und das Hauptziel dieser Großmut ist, sich von dem Anblick der Tränen und der Verzweiflung der Mutter zu befreien, damit sie fortgeht, damit sie nur *hier* nicht weint...

Das Fräulein, welches Gruscha, der man sofort den Namen Igruschetschka (Spielzeug) gibt, für sich fordert, ahnt natürlich gar nicht, wie unsittlich ihre Forderungen sind, denn sie hat noch keinen Begriff von den juristischen Beziehungen, die zwischen ihr und dem Bauernmädchen bestehen. Sie will einfach eine Freundin haben und läßt die, die ihr gefällt, nicht fort. Doch in ihrer Lage kann man ungestraft keinerlei Forderungen stellen: das Leben um sie herum verwandelt ihren einfachsten Wunsch sofort in despotische Gewalt und unmenschliche Willkür. Hier zum Beispiel eine Szene, die uns zeigt, wie das Kind in der abscheulichsten Weise im zartesten Kindesalter demoralisiert wird:

Das Fräulein liebt Igruschetschka, dafür aber kann Anna Iwanowna das Mädchen nicht leiden. Eines Tages kommt ein Bäuerlein in die herrschaftlichen Gemächer und bringt Igruschetschka einen Gruß und ein Geschenk von der Mutter; Anna Iwanowna will ihn nicht hereinlassen, er bittet darum, sie schilt ihn. Igruschetschka, die unweit vom Mädchenzimmer mit

* Adel verpflichtet

dem Fräulein spielt, hört ihren Streit und bricht in Schluchzen aus. Das Fräulein setzt ihr sofort mit der Frage zu: „Warum weinst du?“ Sie sagt es ihr. Darauf fordert das Fräulein, obwohl Arina Iwanowna auf sie einredet, beharrlich, daß das Bäuerlein hereingelassen werde und Igruschetschka das Geschenk gebe. Sie selbst macht dem Bauern die Tür auf. Das Mädchen spricht mit dem Bauern; ihr kommt natürlich die Mutter und das heimatliche Haus in den Sinn, und beim Anblick des Geschenks – zweier Hemdchen, eines tönernen Entchens und eines Honigkuchens – bricht sie in Tränen aus. Arina Iwanowna spottet über die Hemdchen, will sie fortnehmen und „irgendwo weit fortwerfen“. Doch das Fräulein läßt es nicht zu und jagt Arina Iwanowna aus dem Zimmer. Indes weint Igruschetschka immerfort, und das Fräulein sitzt neben ihr und schaut sie in Ge-[551]danken versunken an. Gott weiß, worüber sie nachgedacht hat. Vielleicht ist sie auf den Gedanken gekommen, wozu sie eigentlich dem armen Mädchen durch die Trennung von der Mutter einen so großen Kummer bereite. Doch nach einiger Zeit kommt Arina Iwanowna wieder ins Zimmer. Es spielt sich folgende Szene ab:

„Sinaida Petrowna, warum sind Sie so schlecht gelaunt?“ fragt Arina Iwanowna das Fräulein.

Das Fräulein seufzt und zeigt auf mich mit dem Fingerchen...

„Sie weint immerfort um ihre Mama, sie will zu ihrer Mama.“

„Mag sie nur wollen! Was brauchen Sie sich darum zu kümmern? Wenn Sie nicht wollen, dann lassen wir sie nicht, mein Engel, seien Sie unbesorgt!“

„Wenn sie aber weint?“

„Was ist schon dabei. Sie haben sie ja zum Zeitvertreib zu sich genommen, Sie sind ihre Herrin, mein Schatz; was Sie wollen, das können Sie mit ihr machen: befehlen Sie ihr zu weinen, dann hat sie zu weinen. Befehlen Sie ihr, lustig zu sein, dann hat sie lustig zu sein.“

„Wenn sie es aber nicht tut?“

„Nicht tut? Wir werden ihr schon zeigen, daß sie bei uns geschmeidig wie Seide sein wird!“

„Ich bedaure Igruschetschka...“

„Das ist es ja eben, daß Sie sie immerfort bedauern! Es wird nichts Rechtes aus ihr werden. Bedauern Sie sie nicht.“

„Ich bedaure Igruschetschka“, wiederholt das Fräulein.

„Ich sage Ihnen, hören Sie auf, sie zu bedauern, dann wird auch sie aufhören zu weinen, und all ihre Kapricen werden wie mit einem Schlag fort sein.“

So werden die guten, gerechten Regungen des Fräuleins schon im Keime erstickt. Es ist nicht nur gutherzig, so daß es das weinende Mädchen bedauert, sondern es zeigt auch Ansätze einer Achtung der menschlichen Rechte und Mißtrauen in das Gewaltrecht seiner eigenen Willkür. Als man ihm sagt, daß man Igruschetschka zwingen kann, zu tun, was von ihr gefordert wird, wendet es ein: „Wenn sie es aber nicht tut?“ In diesem Einwand ist bereits die instinktive Äußerung des Bewußtseins gegeben, daß jeder seinen eigenen Willen hat und daß die Gewalt einer fremden Person auf durchaus berechtigten Widerstand stoßen kann. Doch alle diese Keime eines gesunden Denkens werden durch die sklavischen Einflüsterungen der niederträchtigen Haushälterin und Gnadenbrotempfängerin sofort vernichtet, und was die Hauptsache ist, die Stellung des Fräuleins selbst begünstigt sehr die Unterdrückung solcher gesunder Tendenzen. Während Mascha und ihresgleichen in ihren einmal aufgetauchten Betrachtungen und Ansprüchen hartnäckig immer weitergehen, freut es Sinotschka im Gegenteil, alles, was aus der Tiefe ihres Bewußtseins emporgetaucht ist, wieder einzuschläfern. Die Sache ist auch begreiflich: für Mascha handelt [552] es sich nicht nur um den natürlichen Hang, sondern es ist für sie auch ein Lebensinteresse, den theoretischen und praktischen Triumph einer gesunden Auffassung durchzusetzen, denn sie bekommt die ganze Entstellung

des Menschenverstandes und all die Bedrängungen und Gewalttaten der Willkürherrschaft am eigenen Leib zu spüren. Das Fräulein steht in ganz entgegengesetztem Verhältnis zu der Frage. Das Prinzip der Willkür und der Gewalt löst bei ihm anfangs eine gewisse Verwirrung und ein gewisses Unbehagen aus, wie alles, was den natürlichen Bedürfnissen des Organismus zuwiderläuft, wird aber doch von ihm ziemlich leicht aufgenommen und geht ihm bald in Fleisch und Blut über. Es tötet in ihm das sittliche Leben ab, wirkt wie Gift auf das Fräulein genau so wie auf alle, die von ihm zu leiden haben. Doch die Art und Weise, wie dieses Prinzip auf das Fräulein und auf andere wirkt, ist außerordentlich verschieden. Jene vergiftet es wie gewöhnliches Gift, das qualvolle Konvulsionen hervorruft. Auf das Fräulein wirkt es wie Opium, das ihm bezaubernde Illusionen bringt, aber gerade dadurch die gesunden Kräfte des Organismus abstumpft und langsam zerstört. Für jemanden, der sich einmal vom Gift des Haschisch hat hinreißen lassen, ist es schwer, darauf zu verzichten. Noch schwerer ist es, auf das moralische Gift der Willkür und des Herrschens zu verzichten, das uns zwar ebenfalls illusorische, doch für den Menschen, der noch auf der niedrigsten Entwicklungsstufe steht, überaus verlockende Vorteile bringt. Die Achtung der Rechte der anderen beruht, wie wir bereits sagten, vor allem auf dem Selbsterhaltungsinstinkt, auf dem Wunsch, auch die Unantastbarkeit der eigenen Rechte zu wahren, und wenn ständige Beispiele dem Kind zeigen, daß es fremde Rechte ungestraft verletzen kann, woher soll dann sein schwaches Denkvermögen eine genügende Stütze gegen diese Verlockung finden? Der ursprüngliche Ansporn zur Arbeit entspringt ebenfalls dem natürlichen Bedürfnis, die Kräfte zu üben, und die Lust zur Arbeit muß folglich in direktem Verhältnis zum Umfang der Kräfte des Menschen stehen, der Umfang der Kräfte aber hängt wieder in vielem von der Übung ab. Es ist daher natürlich, daß, solange die Kräfte gering sind, auch die Lust zur Arbeit schwach ist, und wenn es keinerlei andere Beweggründe zur Arbeit gibt, so gewöhnt sich das Kind sehr ans Faulenzen, so daß seine Kräfte, da sie nicht geübt werden, nicht zu gehöriger Entwicklung gelangen. Wir sehen das nicht nur in der physischen, sondern auch in der sittlichen Entwicklung: zu Beginn des Lernens gehen die Kinder sehr ungern an jede Lektion heran, bei der sie viel nachdenken müssen, um den Sinn herauszubekommen; sie ziehen es vor, daß [553] ihnen alles klarge- macht wird und daß es ihrerseits nur der passiven Aufnahme bedarf. Viele Eltern sorgen eben dafür: sie engagieren einen ganzen Haufen von Lehrern und Hauslehrern, damit diese ihren Kindern alles Wissen vorkauen und in den Mund legen; dafür aber bleiben solche Kinder für ihr ganzes Leben Affen, oft sehr gelehrte und im allgemeinen verständige, doch unfähig, sich zu selbständigem menschlichem Denken aufzuschwingen.

Und nicht nur, daß die Vorteile der materiellen Lage des Fräuleins dazu beitragen, daß es nicht normal denkt und fühlt, vielmehr führt gerade die an sich widernatürliche Lage zu nicht normalen Tatsachen, die es noch mehr irregehen lassen. Nehmen wir als Beispiel etwa die Fortsetzung der gleichen Szene zwischen Sinotschka und Igruschetschka.

Nachdem sich das Fräulein die Ratschläge der Arina Iwanowna angehört hat, erteilt es dem Mädchen den Befehl, lustig zu sein. Arina Iwanowna kann sich dabei vor Lachen kaum halten.

„Sei lustig, Igruschetschka“, befiehlt das Fräulein, „sei lustig und vergiß jetzt deine Mama. Hörst du, was ich dir befehle? Nun, hast du deine Mama vergessen?“

„Nein“, sage ich, „ich habe sie nicht vergessen!“

Darauf sagt Arina Iwanowna zu mir:

„Wie unterstehst du dich, dem Fräulein so zu antworten? Du bist ja so grob! Sagt man dir, du sollst lachen, dann hast du sofort zu lachen.“

Ich stehe da vor ihr, lache und schlucke meine bitteren Tränen.

„Nun, sehen Sie, mein Engel, da lacht sie schon“, tröstet Arina Iwanowna das Fräulein. *Das Fräulein aber schaut mich mit so neugierigen Äuglein an.*

„Igruschetschka“, sagt es, „wie kommt es, daß du weinst und zugleich lachst? *Ich würde es nicht tun.*“

„Oh, mein Täubchen, mit wem wollen Sie sich da vergleichen“, sagt darauf Arina Iwanowna. „Was man ihr befiehlt, das kann sie auch.“

„So eine bist du also, Igruschetschka“, sagt das Fräulein. „So eine bist du! ...“

Die Ratschläge und die Versicherungen Arina Iwanownas werden, wie man sieht, durch die Tatsachen bestätigt, die auf das Fräulein einen unangenehmen, aber unabweisbaren Eindruck machen. Es stellt sich und Igruschetschka *auf die Probe*, befiehlt ihr, lustig zu sein, und glaubt dabei noch immer nicht, daß derartige Quälereien eines ebensolchen Menschen wie sie selbst wirklich möglich seien. Aber was geschieht? Das arme, eingeschüchterte, hilflose Kind fügt sich; das macht das Fräulein stutzig und scheint es sogar zu erbittern: es fühlt, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. „Ich würde das nicht tun“, sagt es und geht dann zu dem Gedanken über, daß Igruschetschka als ein ebensolcher Mensch dies nicht tun sollte. Sofort aber ist die Erklärung bereit, daß Igruschetschka gar nicht „ein ebensolcher Mensch“ ist, sondern eine Sklavin, die „das kann, was man ihr befiehlt...“ Die Tatsache [554] liegt klar vor Augen: warum sollte es also einer solchen Erklärung nicht glauben, um so mehr, als diese die diesbezügliche instinktive Besorgnis des Fräuleins einschläfert, es von der moralischen Verantwortung befreit, seiner Eitelkeit schmeichelt und es auf die Stufe eines höheren Wesens hebt, das mit Recht über den Willen und die Persönlichkeit anderer Menschen verfügen kann! ... Auf diese Weise wird der Gedanke, daß es mit allen Menschen verwandt und jeder Mensch vollberechtigt sei, der Gedanke an die Solidarität menschlicher Beziehungen gleich bei seinem Entstehen in ihm rasch erstickt. Für die erste Zeit bleibt nur eine Art kränkenden Bedauerns, gewissermaßen eine Enttäuschung durch das Fehlschlagen der auf die Freundin gesetzten Hoffnungen. „So eine bist du also, Igruschetschka!“ ruft das Fräulein im ersten Augenblick aus. Doch dann geht auch das vorbei: sie selbst beginnt, später, ohne von Arina Iwanowna angespornt zu werden, Igruschetschka zu schrecken: „Sei nicht so schlecht gelaunt, du weißt ja, ich kann mit dir alles machen, ich werde dich doch nicht verzärteln“ usw.

Solche Szenen, wenn sie sich jeden Tag und jede Stunde wiederholen, können jeden gesunden Menschenverstand und jedes menschliche Gefühl vernichten, noch bevor sie zutage treten. So pflegt es mit vielem zu sein. Sinotschka jedoch wurde, wie wir bereits sagten, durch die Eltern in Gesellschaft Igruschetschkas ihrem Schicksal überlassen, und außer Arina Iwanowna flößte ihr niemand die herrschaftlichen Theorien ein. Dies rettet ihre moralischen Kräfte und gibt ihnen die Möglichkeit, sich wenigstens bis zur Stufe eines wißbegierigen, hartnäckigen Strebens und Suchens, wenn nicht einer wirklichen selbständigen Tätigkeit zu entwickeln. Gewisse Fragen beschäftigen sie sehr ernst: sie will alles wissen, woher und wie das und jenes kommt? Sie fragt Igruschetschka über ihr früheres Leben, über die ländlichen Arbeiten aus; jene erzählt:

„Nach diesen Erzählungen“, sagt Igruschetschka, „kam es vor, daß sie mich fest umarmte und zu mir sagte: ‚Igruschetschka, ich wäre von selbst nicht draufgekommen wie das alles gemacht wird. Wer hat sich denn das bei euch ausgedacht, Igruschetschka?‘ ‚Ich weiß nicht‘, sagte ich zu ihr, ‚wer darauf gekommen ist, aber alle können das bei uns.‘ ‚Vielleicht deine Mutter, Igruschetschka?‘ – ‚Vielleicht‘, sagte ich.“

Darauf beschränkten sich natürlich die Auseinandersetzungen mit Igruschetschka, und das war noch das Beste, was das Fräulein hören konnte. Mit Vater und Mutter klappte es bereits gar nicht gut. Einmal brach zum Beispiel Igruschetschka in Tränen aus, als sie hörte, daß ihr Heimatdorf verkauft worden sei, so daß sie dorthin nicht mehr zurückkehren werde. Das Fräulein sprach mit ihr, schaute sie an und wurde nachdenklich.

[555] „Wie“, sagt sie, „wird das alles auf der Welt gemacht?“ „Ja, was denn?“ fragt Igruschetschka. „Das ist doch klar“, sagt Sinotschka, „bemerkest du nicht, daß, wenn die einen weinen, die anderen lachen, die einen dies sagen, die anderen wieder etwas ganz anderes? Du zum Beispiel weinst darüber, daß man Trostino verkauft hat, Mama und Papa aber freuen sich immer, wenn sie Geld bekommen.“ Plötzlich wendet sie sich voller Unruhe zu Igru-

schetschka. „Ist es denn nicht möglich, daß alle fröhlich sind? Ist es nicht möglich, Igruschetschka?“ „Offenbar ist es nicht möglich“, sagt diese. „Warum denn?“ „So pflegt es nicht zu sein“, sagt sie: „Wir beide, wir sind ja ständig beisammen, aber die Gedanken, die uns kommen, sind verschieden...“ „Ja, warum ist das so? Warum?“

Arina Iwanowna trifft die Mädchen bei diesem Gespräch an und fragt sie aus, worüber sie so eifrig diskutieren. Das Fräulein traut ihr aber nicht mehr und will es nicht sagen. Hierauf fährt Arina Iwanowna Igruschetschka an, schlägt Lärm und berichtet den Herrschaften, daß Igruschetschka das Fräulein erschrecke und zum Weinen bringe. Jene kommen und beginnen ein Verhör. Diese Szene ist ebenfalls sehr kennzeichnend und zeigt, welchen Anteil die guten Herrschaften, die übrigens wie gebildete Menschen handeln, an der Erziehung ihrer Tochter nehmen. Die Mutter fragt:

„Sinotschka, was war denn das? Worüber hast du mit Igruschetschka gesprochen? Komm her und sag's der Mama.“

„Wir sprachen darüber, daß die einen Menschen weinen, andere aber fröhlich sind.“

„Was, Liebchen?“

Die gnädige Frau ist sehr erstaunt, der Herr aber sperrt die Augen weit auf. Das Fräulein aber sagt wieder:

„Daß die einen Menschen lachen, die andern aber Tränen vergießen.“

Die gnädige Frau und der Herr sehen einander an, und dann blicken beide das Fräulein an.

„Nun, sage doch, Mama“, beginnt das Fräulein, „sage mir, warum ist das so in der Welt?“

Sie springt der gnädigen Frau auf die Knie, umarmt sie, drückt sich an sie und schaut ihr in die Augen: sie erwartet von ihr das heiß ersehnte Wort, die gnädige Frau aber antwortet ihr:

„Kluge Kinder, Liebling, weinen nie.“

„Es kommt doch aber vor, Mama, daß auch kluge Kinder schlecht gelaunt sind, daß ihnen etwas weh tut, es ist wie schlechte Laune...“

Die gnädige Frau aber sagt:

„Kluge Kinder, Liebling, sind immer fröhlich.“

„Oh, mein Gott, wie du doch bist, Mama! Nun, mag sein, daß törichte Kinder schlecht gelaunt sind, weinen – bedauerst du denn diese gar nicht?“

„Törichte Kinder werden bestraft, Sinotschka“, mischt sich der Herr ins Gespräch und streicht sich das Kinn, „dann werden sie sofort klüger.“

„Ja, unsere Sinotschka ist ein kluges Kind“, sagt die gnädige Frau, „sie ist nie schlecht gelaunt, weint nie. Irgendein Bäuerlein kommt zuweilen und weint vor ihrem Fenster. Sinotschka aber ist ein kluges Kind.“

Sie erhoben sich und gingen fort. Beim Hinausgehen sagte die gnädige Frau zu Arina Iwanowna:

„Sie haben mich erschreckt, Arina Iwanowna, ich dachte, Gott weiß was los ist, es sind doch aber Kleinigkeiten, man versteht gar nicht recht, was los ist.“

[556] Damit war die Geschichte zu Ende, das Fräulein seufzte nur schwer und Tränen traten ihm in die Augen...

In solchen Verhältnissen schmachtet eine sich nach Wissen und Wahrheit sehrende lebendige Seele, die das Rätsel des Lebens für sich lösen möchte. Als es etwas größer wurde, bestellte man für das Fräulein auch Gouvernanten: die eine war eine stille, gute, aber in ihrem Beruf pedantische und ganz ungeschickte kleine Deutsche; sie tat alles nach strengen Regeln und wollte in keiner Weise die Wißbegier der Schülerin befriedigen, die auch gerne mal nach vorwärts und seitwärts einen Abstecher machte. Sie fanden keinen Gefallen aneinander und da die kleine Deutsche sah, daß die Sache nicht klappte, bat sie selber um Entlassung. An ihre Stelle kam eine zappelige Französin; diese begann zu schwatzen und zu erzählen, bezauberte anfänglich Sinotschka ganz und gar und machte sich das ganze Haus gefügig. Aber auch die Französin befriedigte das wißbegierige Mädchen nicht: dieses wollte die Wurzel und die Ursache von

allem Wissen; es wollte alles ernstlich prüfen und alles begreifen, bei Mathilda Jakowlewna aber war alles selbstverständlich leicht, liebenswürdig, oberflächlich und – hohl. Nach einiger Zeit bemerkte das Fräulein selbst, wurde der Französin gegenüber gleichgültig, hörte auf, sie zu befragen, und war immerfort selber in Gedanken versunken. Arina Iwanowna suchte seine schlechte Laune damit zu erklären, daß die Mademoiselle es mit dem Lernen gequält habe. Sinotschka jedoch antwortete traurig: „Ich weiß ja nichts und habe nichts gelernt. Wie soll sie mich da gequält haben?“ Sie wurde immer nachdenklicher und das Ende war, daß sie im fünfzehnten Lebensjahr irrsinnig wurde. Ihr Irrsinn war traurig und still – immerfort dachte sie nach und weinte, besonders wenn sie fremde Tränen sah. Igruschetschka wollte sie trösten: „Lassen Sie das“, sagte sie, „Sie können doch nicht mit allen weinen.“ „Igruschetschka“ erwiderte die Irrsinnige, „wenn ein Mensch weint, weißt du denn, wie sehr es ihm weh tut? Ich aber weiß es. Ich weiß, wie weh es tut!“ Bald starb sie dann im Irrsinn.

Wir verweilten absichtlich bei manchen Zügen des Charakters und der Entwicklung dieses Mädchens, um den Unterschied in den Verhältnissen klarer aufzuweisen, von denen es abhängt, welche Richtung Denken und Wollen in der gebildeten Gesellschaft und in den einfachen Bevölkerungsklassen einschlagen. Jeder wird zustimmen, daß es in unserer Erziehung, selbst in der besten, sehr wenig ernsten Gehalt, wenig Nahrung für einen wißbegierige, Geist gibt, daß die lebendigen Fragen, Welt und Menschen betreffend, die in der Kindesseele sehr früh entstehen, weit mehr mit unnötigen und [557] unbegreiflichen Formalitäten und Abstraktionen beantwortet werden. Folglich waren wir alle, die wir uns für gebildet halten, mehr oder weniger jener sittlichen Verderbnis und jener langsamen Abtötung der geistigen Kräfte ausgesetzt, die in den kleinen Szenen zwischen Sinotschka, Arina Iwanowna und den lieben Eltern so eindrucksvoll geschildert werden. Wir können noch hinzufügen, daß die äußere Stellung sehr vieler Menschen in der sogenannten gebildeten Gesellschaft durchaus der Lage Sinotschkas ähnlich ist. Man braucht sich nicht selber zu bemühen, man kann über andere verfügen und sie für die Erfüllung den eigenen Launen verwenden, man hat Anlaß, sich höher zu dünken als diese Masse von Menschen, die nur dazu geschaffen zu sein scheinen, uns zu dienen. All dies demoralisiert und schwächt den Menschen außerordentlich, und hier liegt der wahre Grund für die allgemeine Schlappeheit, Kleinlichkeit und Hohlheit, über die sich ernste Menschen in unserer gebildeten Gesellschaft so viel und seit so langer Zeit beklagen. Wir wollen ein Wort der Wahrheit aussprechen. Ganze Generationen lebten bei uns und beschloßen ihr Leben, ohne etwas Rechtes geleistet zu haben, sie zeigten lediglich, daß sie für eine wirkliche Arbeit untauglich sind, weil eben in ihren Auffassungen und Gewohnheiten immer die Hefe feudalen Anschauungen weitergärte und ihr ganzes Leben sich von Anfang an unter dem Einfluß der Leibeigenschaft gestaltete. Das Leibeigenschaftssystem, das die einen äußerlich niederhielt und zusammenpreßte, hat innerlich und eigentlich noch entschiedener jene zugrunde gerichtet, die von der Unterdrückung anderer leben wollten. Es schwächte sie, verflachte ihren Geist, demoralisierte sie, machte sie seelenlos und viel beklagenswerter, viel nichtiger, viel untauglicher als jene, die sie durch ihre Willkür ausbeuteten... Es ist gut, daß die Möglichkeit einer solchen Ausbeutung bereits aufgehört hat, denn sonst weiß Gott, wohin sie den einen wie den anderen Teil gebracht hätte...

Nach dem Tode des Fräuleins geht die traurige Geschichte von Igruschetschka noch weiter, doch wir wollen uns nicht länger mit ihr beschäftigen – Igruschetschka blieb eben bis zu Ende ihres Lebens ein Spielzeug des Schicksals und ihrer guten Herrschaft. Sie wollte sich gut und glücklich im Leben einrichten: Andrej, der herrschaftliche Tischler, gefiel ihr, und er fand Gefallen an ihr. Sie kamen aber, um die herrschaftliche Einwilligung für ihre Heirat zu erbitten, gerade zu einer Zeit, als die Herrschaften ihr letztes Erbgut mitsamt allen Leibeigenen, unter ihnen auch Andrej und Igruschetschka, verkauften. Ihr Erscheinen erinnerte die [558] gnädige Frau nur daran, daß sie sich von Igruschetschka nicht trennen mochte, und sie

begann den neuen Besitzer zu bitten, er möge ihr dieses Mädchen überlassen. Jener stimmte zu. Igruschetschka versuchte, zu sagen, daß sie Andrej liebe, doch die Herrin wandte rührselig ein: „Ach, ach, Igruschetschka, schämst du dich denn nicht, und du könntest mich verlassen? Ist denn das möglich? Oh, mein Gott, alles verläßt uns!“ Und sie brach in Tränen aus. Man führt sie am Arm zum Wagen. Auch Igruschetschka wird hineingestoßen, und fort sind sie... Andrej schaut nur aus der Ferne leichenblaß zu. Sein neuer Herr war sehr streng, nicht so wie die früheren Herrschaften. Nach zwei Monaten erfuhr Igruschetschka, daß in ihrem Dorf ein „Unglück“ geschehen war. Sechs Menschen sind zur Zwangsansiedlung weg... Andrej war der sechste“... So ist ihre letzte Hoffnung auf Glück, auf die Möglichkeit, endlich doch etwas mehr als ein „Spielzeug“ zu sein, entschwunden.

In „Igruschetschka“ sehen wir eine völlig passive Person. Eine ständig traurige, betübte Gemütsstimmung, das ist ihr einziger Protest gegen ihr unglückliches Los. Es ist nichts Verwunderliches dabei: rufen wir uns in Erinnerung, daß sie von ihren Angehörigen getrennt, aus dem einfachen Leben des Volkes gewaltsam herausgerissen und in diesen stillen Pfluhl geworfen worden ist, wo man sie zum Zeitvertreib hält, gewaltsam fröhlich sein läßt und unaufhörlich schreckt und niederdrückt. Dem einfachen Wesen und der Frische der ersten Lebensjahre, den ersten Eindrücken der Kindheit ist es zuzuschreiben, daß sie in diesen Verhältnissen nicht zur niederträchtigen, schmeichlerischen Sklavin, Denunziantin und Streitanstifterin geworden ist, gleich jenen „wohlgeborenen“ Gnadenbrotempfängerinnen, deren Typus wir in Ostrowskijs Stück „Die Pflgetochter“ in der Gestalt der Wassilissa Peregrinowna finden.

Aber selbst in der Unterwürfigkeit dieser Unglücklichen, die sich notgedrungen fügen müssen, sehen wir oft viel mehr Entschlossenheit und Energie als in dem ewigen Hinundherschuchen, mit dem bei uns oft sogar sehr gute Menschen ihr ganzes Leben verbringen. Zur Ergänzung der Parallele, die wir im obigen gezogen haben, wollen wir jetzt auf eine ganz kurze, „Sascha“ betitelte Erzählung Manko Wowtschoks hinweisen.

Die Geschichte ist einfach: Sascha ist vom Dorfe als Zofe zur gnädigen Frau gebracht worden; der Neffe der gnädigen Frau hat sie verführt, sie aber dann so liebgewonnen, daß er sie heiraten wollte. Sobald er von Heirat zu reden anfing, schnitt man Sascha die Zöpfe ab und sperrte sie in ein Verlies... Er rannte [559] herum, weinte, bettelte, quälte sich ab, erwirkte schließlich für Sascha die Freiheit, nachdem er den Schwur gegeben hatte, nicht den Versuch zu machen, sie zu heiraten. Dann ging alles weiter wie gewöhnlich, nur Sascha war es so schwer zumute, daß ihr alles zuwider war. Sie erbat sich daher bei den Herrschaften die Bewilligung, ins Kloster zu gehen, wo sie bald darauf starb. Er aber besucht bis zum heutigen Tage ihr Grab und betet dort immerfort“. Heiraten will er nicht; geht immer so traurig herum. „Nein“, sagt er, „niemand mehr wird mir so viel Freude machen wie meine selige Sascha! Gott mag den lieben Onkel und die liebe Tante richten! ...“

Aus dem Gerippe der Erzählung ist zum Teil bereits ersichtlich, welcher Unterschied zwischen diesen zwei Menschen besteht. Wir führen hier noch einige Einzelheiten an, die beide Charaktere noch klarer kennzeichnen.

Sascha gab sich dem jungen Mann mit restloser Liebe hin, sie ging in ihm auf, alle ihre Gefühle und Bestrebungen bestanden in der Liebe zu ihm. Als man von ihrer Liebe erfuhr und sie zu verhöhnen begann, sagte sie:

„Nun ja, die Leute lachen, mögen sie lachen! Ich liebe ihn, ich bin *sein*! Wozu soll ich an mich denken? Soll er sich Gedanken machen. Geht es ihm gut, freut es ihn, daß man lacht, dann lacht nur; wird es ihn aber kränken, dann weiß er schon, was er zu tun hat. Ich aber werde seinem Wort, seinem Befehl folgen.“

Diese Denkweise entspricht aufs treffendste der Lage Saschas und zeigt, daß sie ihre Beziehung zum jungen Herrn sehr vernünftig auffaßt. Da er sich in sie verliebt und ihre Neigung

gewonnen hat, wurde er natürlicherweise zu ihrem Beschützer und Gönner, war durch Gemeinsamkeit der Interessen mit ihr verbunden, und er müßte das als erster begriffen haben, wäre er ein vernünftig und ehrlich erzogener Mensch gewesen. Sascha hielt ihn für einen solchen und gelangte statt seiner zu der Erkenntnis, zu der er sich mit seiner Bildung nicht emporzuschwingen vermochte. Er war eine gute, ehrliche Seele, wenn auch ein leichtsinniger Mensch. Er gewann Sascha sehr lieb und bekannte ihr selbst:

„Ich wollte dich ja betrügen, Sascha, wollte dich betrügen und dann verlassen, verzeihe mir das! Ich habe dich nicht verlassen, hatte nicht die Kraft dazu, weil ich dich sehr lieb gewann.“

Und er hat sie in der Tat nicht verlassen, liebte sie bis an ihr Lebensende, und auch nach ihrem Tode liebte er sie. Aber seine Erziehung und seine Stellung waren derart, daß sie ihm keinerlei Möglichkeiten gaben, über seine Pflichten ernst nachzudenken und [560] so zu handeln, wie es die Ehrlichkeit und sogar sein eigenes Herz geboten. Sascha findet sich in ihr Schicksal. Was könnte sie denn auch in ihrer Lage unternehmen? Sie kann da gar nichts tun, Sie hat weder die Kraft noch den Willen; *er* muß alles einrichten, und besäße er Saschas Herz und Sinnesart, er würde vor den geringfügigen Hindernissen, die sich ihm entgegenstellten, nicht haltmachen, sich nicht nachher über den lieben Onkel und die liebe Tante beklagen. Doch die Sache ist eben die, daß Leute seiner Stellung eine *solche* Sinnesart, einen *solchen* Charakter nicht besitzen können. Sascha ist äußerlich geknechtet, würde man sie aber von diesem Druck befreien, so könnte sie sich zu jeder beliebigen sittlichen und geistigen Höhe emporschwingen. Der Jüngling aber, den sie liebt, besitzt innerlich gar keine Selbständigkeit, keine Stütze in sich selbst und ist in seinem ganzen Wesen ein Sklave lächerlicher Nichtigkeiten, auf die in der vornehmen Welt so geachtet wird. Er beklagt sich, daß sein Vater ihn von Kindheit auf niedergehalten und eingeschüchtert hat. Doch lassen wir den Vater Vater sein, die Hauptsache ist, daß er gewisse, wenn auch nichtige, aber ihm zur Gewohnheit gewordene und seiner Eitelkeit schmeichelnde Vorzüge seiner Stellung nicht verlieren will. Er ist so weit gebildet, daß er zum Teil versteht, wie nichtig diese Vorzüge sind, doch versteht er das nur theoretisch, mit kaltem Verstand, ohne Anteilnahme des Herzens. Deswegen bringt er weder die notwendigen Kräfte für den Kampf noch die Fähigkeit auf, sich mit Würde und Festigkeit zu fügen. Hier zum Beispiel sein Gespräch mit Sascha:

„Sage doch, Sascha, sage doch, was ist da zu tun?“ fragt er sie schwermütig. „Ich quäle mich, ein Mühlrad geht mir im Kopf herum... O Sascha, wenn ich dich heiraten könnte!“ „*So heirate mich doch*“, sagt Sascha sehr einfach, denn sie begreift, daß daran nichts Unmögliches ist. „Was werden aber die Leute sagen?“ wendet er ein. „Bedenke doch, Sascha, wie die Leute über mich herfallen werden – der Onkel, seine böse Frau noch mehr, alle, alle Verwandten! Sie werden uns zerfleischen, Sascha! Ich würde jetzt mit Freuden sterben!“ Und er bricht in Tränen aus. Sascha aber antwortet einfach: „Nun, *laß uns sterben, wenn du willst!*“ Sie ist zu allem bereit. Kann sie mit ihm nicht leben, so fällt ihr auch das Sterben nicht schwer... Er aber weint eine Weile und kommt dann zu dem Schluß: „Nein“, sagt er, „es ist eine *Sünde*, von eigener Hand zu sterben“ (plötzlich ein Anfall von Frömmigkeit!), „lieber werde ich dich heiraten, Sascha, *mag kommen, was da will.*“ Und mutig setzt er hinzu: „Was können sie mir tun? Warum soll ich sie fürchten? ...“

Und in der Tat, er hat nicht einmal eine Erbschaft von ihnen zu erwarten, indessen spricht er von seinem Entschluß, als hätte er eine Heldentat vollbracht, und mißt ihm unvergleichlich mehr Bedeutung bei als Sascha ihrer Bereitschaft zum Sterben, die sie ganz aufrichtig und mit dem entschiedenen Willen ausspricht, [561] wirklich so zu handeln. Womit endet aber sein Heldenmut? Damit, daß er Onkel und Tante um die Erlaubnis bittet, Sascha zu heiraten, wobei er in einem fort wiederholt: „Tantchen, wir sind ja vor Gott alle gleich!“ Dann aber schaut er weinerlich zu, wie die gnädige Frau sofort, in seiner Anwesenheit, der Geliebten die Zöpfe abschneidet... Da begriff Sascha, was für ein Mensch er ist, und als er dann zu ihr in ihr Kämmerchen kam, „war sie weder erfreut noch betrübt, als sie ihn erblickte, nur schien sie etwas mißgestimmter geworden zu sein“. Ein andermal machte er sich auf den Weg zur Tante, um sich nunmehr mit einer Forderung an sie zu wenden, und schritt ganz mutig einher.

Saschas Freundin war erfreut und erschreckt, Sascha aber sagte zu ihr: „O Liebe, setz dich hin und sei ruhig: nicht aus der Regenwolke kommt der Donner... Da ist er nun zu den Herrschaften gegangen, sein Mut währt so lange, wie er unterwegs ist, steht er ihnen aber von Angesicht zu Angesicht gegenüber, dann wird er die Hände sinken lassen, wird es mit der Furcht bekommen. Ich kenne ihn, glaube meinem Wort.“ Und genau so kam es: der Wagemut des Helden endete damit, daß er der Tante versprach, den Gedanken, Sascha zu heiraten, aufzugeben... Dafür wurde Sascha freigelassen: ihre Freundin begann wieder die Hoffnung zu äußern, daß „vielleicht nachher...“ Doch Sascha hatte sich bereits ganz in ihre Lage gefunden und sie in allen ihren Einzelheiten begriffen. Sie antwortet: „Gib dich keiner leeren Hoffnung hin, er ist doch so furchtsam. Nicht jede Geliebte zeigt man gern vor allen Leuten, meine Liebe. Ist sie nicht prunkvoll gekleidet, nicht schön geschmückt, dann versteckt man sie doch zu Hause in der Ecke, unter der Bank: „Sitz zu Hause, mein Liebchen, mach mir Freude, geh aber nicht unter die Leute! Die Leute werden sich abfällig äußern und deinen Gebieter beschämen.““ Auf den Einwand der Freundin: „Er liebt dich ja!“ setzt sie hinzu: „Ach, sich selbst liebt er noch mehr, das kann ich dir sagen.“ Ein anderes Mal, als die Freundin ihr rät: „Sage es ihm offen, zeige ihm, was er tun soll“, antwortet Sascha: „Für sein ganzes Leben kann man einem nichts beibringen, mein Täubchen. Durch Lernen ist dieses Wissen nicht zu erwerben.“ Da nun Sascha begriffen hat, daß sie nichts zu erwarten und zu erhoffen hat, wartete sie tatsächlich nicht lange: sie ging ins Kloster, und auch dort dauerte ihr Leben nicht mehr lange. Das, was sie an das Leben knüpfte, verschwand, und so schwanden auch ihre Lebenskräfte... *ihm* aber geht es leidlich, er lebt weiter und besucht regelmäßig ihr Grab... Wozu aber bloß diese Lauferei? ...

[562] Eine ähnliche Erscheinung, doch mit einem etwas anderen Ausgang, was die männliche Rolle betrifft, tut sich vor uns in der Erzählung „Nadesha“ auf. Wenn wir in den Sinn dieser Erzählung eingedrungen sind, dann begreifen wir noch klarer den Unterschied zwischen den Gefühlen und den Handlungen eines einfachen Menschen und den Gefühlen und den Handlungen von Menschen, die durch ihre unnatürliche Erziehung und Lebenslage demoralisiert worden sind. Allgemeine Erschlaffung, Kränklichkeit, Unfähigkeit zu einer konzentrierten und tiefen Leidenschaft charakterisieren, wenn nicht alle, so doch die Mehrzahl unserer „zivilisierten“ Zeitgenossen. Gerade deswegen rennen sie unaufhörlich hin und her und wissen selber nicht, was sie wollen und worum es ihnen leid tut. Ihr Wunsch ist so stark, daß sie ohne das Gewünschte nicht leben können, tun aber trotzdem nichts, um ihre Wünsche zu verwirklichen; sie leiden so, daß es besser wäre zu sterben, leben aber ganz schön weiter und nehmen nur ein melancholisches Aussehen an. Anders ist es bei dem einfachen Menschen: entweder vernachlässigt er den Gegenstand, läßt ihn unbeachtet und spricht dann nicht mehr von seinen Wünschen; läßt er aber nicht locker, entschließt er sich zu etwas, so bleibt er energisch, konzentriert, unablässig bei seinem Streben und seinem Entschluß. Seine Leidenschaft ist tief und hartnäckig, und nicht schrecken ihn die Hindernisse, die er überwinden muß, um das Heißersehnte und gründlich Durchdachte zu erreichen. Kann es aber nicht erreicht werden, so wird der einfache Mensch nicht die Hände in den Schoß legen. Zumindest wird er seine ganze Lage, seine ganze Lebensweise ändern: er wird flüchten, Soldat werden, ins Kloster gehen. Oft kommt es vor, daß er einfach, ganz natürlich den Mißerfolg beim Erstreben eines Zieles, das bereits sein ganzes Wesen ausfüllt und für sein Leben unentbehrlich geworden ist, nicht zu überleben vermag. Ist aber sein Körperbau zu stark und kann er mehr ertragen, als erforderlich ist, um die Nerven und die Phantasie aufs äußerste zu reizen, dann nimmt er keinen Anstand, seinem Leben gewaltsam ein Ende zu bereiten. Und auch das bezeugt uns, wie für einen einfachen, gesunden Menschen, der sich seiner Persönlichkeit und ihrer Rechte einmal bewußt geworden ist, das zwecklose, nutzlose, automatische Leben, ein Leben ohne Grundsätze und Bestrebungen, ohne Sinn und Wahrheit, ein Leben, wie es z. B. Igruschetschkas Herrschaft und viele andere von dieser Art führen, unerträglich ist.

In der Erzählung „Nadesha“ sehen wir ein Mädchen, welches einen Bauernjungen liebge-
wonnen hat und nun wartet, daß er um [563] sie freit. Hier ist die Lage die gleiche: man lacht
über sie, stichelt wegen des Geliebten, weil die Mädchen sie beneiden: Iwan, der Geliebte des
Mädchens, ist hübscher als alle anderen Burschen im Dorf – sie erträgt alles und wartet, daß
er seinen Entschluß faßt. Er fährt aber in ein anderes Dorf, freundet sich mit einem Fabrikar-
beiter an. Mit Schnaps und guten Worten wird er dort dazu bewogen, sich mit einer Ver-
wandten dieses Fabrikarbeiters zu verloben und sie zu heiraten. Als er in sein Dorf zurück-
kehrte, kam er zur Besinnung und sah, was er angerichtet hatte, doch war es schon zu spät.
Hier beginnen die Leiden der armen Nadesha, die von allen, am meisten aber von Iwans Frau,
einem zungenfertigen, schamlosen Weib, verlacht wird. Bitter ist das Leben Nadeshas: auch
ihre Liebe war stark, so daß ihr das Leben ohne den Geliebten zuwider ist, außerdem ist sie
eine zarte, wie man zu sagen pflegt, delikate Natur, so daß die Sticheleien und der Hohn sie
tief verletzen und sie schwer leiden lassen. Auch Iwan hat es nicht leicht; er liebt Nadesha
innig und heiß, und auch sein Gewissen ist unruhig. Er fühlt, daß er dem Mädchen gegenüber
schuldig ist, daß er ihr Leben zugrunde gerichtet hat. Beide leiden, doch leiden sie innerlich,
konzentriert, schweigsam. Weder hat sie sich bei irgend jemandem beklagt, noch hat er auch
nur ein Wort zu jemandem gesagt. Auch miteinander sprachen sie nichts und sahen sich nur
von weitem. Einmal wollte er sie anhalten und ihr von seinem Kummer sprechen, doch sie
lief davon; er folgte ihr stets von weitem mit den Blicken, welkte dahin, wurde gelb, verän-
derte sich ganz. Schließlich konnte er es nicht mehr aushalten, ging einmal in das Haus von
Nadeshas Tante, brach vor Nadesha in bittere Tränen aus, sie aber konnte ihm nur sagen:
„Vergiß, daß ich auf der Welt lebe, quäle mich nicht, martere mich nicht, mein Teurer ...“ Da
stürzt plötzlich Iwans Frau, die ihm aufgelauert hatte, in das Haus, und es beginnt ein heftiges
Geschimpfe... Nadesha läuft aus dem Haus... Der Abend war kalt, regnerisch. Ganz außer
sich stand sie an den Zaun gedrückt, bis die Tante die Streitenden hinausbrachte und Nadesha
fand. Dieser Abend genügte, um sie endgültig zu brechen. Am gleichen Abend erkrankte sie
und stand nicht mehr vom Bett auf. Während dieser Zeit ging Iwan wie irrsinnig herum. Vor
dem Tode Nadeshas, als sie bereits besinnungslos war, rannte er zu ihr, sah sie an, vergoß
bittere Tränen und erkrankte dann auch selbst. „Am Donnerstag begrub man Nadesha, am
Mittwoch der nächsten Woche trug man auch Iwan auf den Friedhof...“

Diese Erzählung kann man mehr als irgendeine andere Marko Wowtschoks der Idealisierung
verdächtigen: wir haben uns so [564] gewöhnt, einen Bauern als rohes, für *feine* Empfindun-
gen der Liebe, der Zartheit, der Gewissenhaftigkeit usw. unzugängliches Wesen zu betrach-
ten. Doch dürften wir wohl kaum richtig handeln, wenn wir unseren diesbezüglichen Be-
obachtungen vertrauten; der einfache Mann ist in bezug auf seine Gefühle im allgemeinen
wortkarg, wir aber haben uns so an Beredsamkeit gewöhnt, daß es leicht geschehen kann, daß
wir selbst das stärkste Gefühl nicht bemerken, wenn es nicht durch Rhetorik ausgeschmückt
ist. Zudem wird der einfache Mann trachten, vor uns auch das wenige zu verheimlichen, was
er seinesgleichen sagen würde. Die zarten Gefühle der Bauern danach zu beurteilen, wie sie
sich vor unseren Augen verhalten, wäre ebenso begründet, wie wenn man über Milde und
Mitleid von Kriegern danach urteilen wollte, wie sie sich in der Schlacht verhalten. Wir müs-
sen leider die Richtigkeit der übrigens längst zum Gemeinplatz gewordenen Beobachtung
zugeben, daß Uniform und Gehrock den Bauern kein besonderes Vertrauen einflößen.

Doch sofern man auf Grund gewisser Einzelfälle und nach negativen Kennzeichen urteilen
kann, sind wir bereit, zu behaupten, daß auch in der einfachen Bevölkerungsklasse solch zar-
te, delikate Naturen mindestens in gleichem Maße vorhanden sind wie in den andern Ständen.
Man muß bemerken, daß ähnliche Naturen einander überhaupt seltener finden, als es uns
scheint. Wir sind oft entzückt über die zarte Anmut eines Mädchens, das den Tod eines
Hündchens beweint und von dem Können eines Künstlers von der Art des in Pawlowsk kon-

zertierenden Strauß in Entzücken gerät. Doch nicht hierin besteht ja die wahre Zartheit und Feinfühligkeit der Seele. Nicht im zwecklosen Bedauern und Entzücken sind sie zu suchen, sondern im wahren Feingefühl der Seele gegenüber den Leiden und den Freuden anderer. Bevor der Verstand die in einem gewissen Fall erforderliche Haltung bestimmen kann, ist ein delikater Mensch auf Grund der allerersten Regung des Herzens schon bemüht, seine Handlungen so einzurichten, daß sie anderen möglichst viel Gutes und Vergnügen bringen, wenigstens aber niemandem Unannehmlichkeiten verursachen. Das Wesen des delikatens Charakters besteht darin, daß es ihm tausendmal leichter ist, irgendeine Unbehaglichkeit ja auch ein Unglück zu ertragen als dies andere ertragen zu lassen. Verliert er etwas, was Ihnen gehört, so wird er sein Letztes verkaufen, selber ohne einen Groschen bleiben, wird aber bemüht sein, Ihren Verlust, koste es, was es wolle, zu ersetzen. Hat er Ihnen Geld geborgt und sieht er, daß Sie Not leiden, so wird er selber Not leiden, aber von Ihnen [565] die Schuld nicht verlangen. Hat er sich Geld bei Ihnen ausgeliehen, so wird er nicht ruhen, bis er die Schuld beglichen hat. Sein Hauptgedanke, seine Hauptsorge geht dahin, niemanden zu beengen, niemandem zur Last zu fallen. Und in der Tat, ein solcher Mensch wird Ihnen vielleicht kein besonderes Vergnügen bereiten (er wird es Ihnen sogar sicher nicht bereiten, wenn Sie ihn nicht dazu auffordern), dafür wird er Ihnen aber auch keinerlei Unannehmlichkeit machen. Er achtet ständig und feinfühlig darauf, ob er Sie nicht stört, ob er Sie nicht langweilt, ob Ihnen seine Anwesenheit oder die Art und Weise, wie er Sie behandelt, nicht lästig ist usw. In normalem Zustand, d. h. bei Vereinigung mit einem energischen Charakter und einem richtig entwickelten Selbstbewußtsein, ist ein so delikates Gefühl einer der größten Vorzüge des Menschen. In ihm vereinigen sich dann Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und tätige Anteilnahme am Schicksal des Nächsten... Doch infolge einer falsch eingestellten Erziehung, und überhaupt der verkehrten Einrichtung der Gesellschaft, entwickelt sich die angeborene Feinfühligkeit zarter Naturen zumeist in falscher Richtung. Bekanntlich herrscht bei uns in der Erziehung das Prinzip blinder Autorität, das geeignet ist, selbst bei den energischsten und stolzesten Naturen alle Tatkraft abzutöten. Aber während diese Naturen noch kampffähig bleiben und sich nicht selten von dem ihnen auferlegten moralischen Joch befreien, brechen zarte, feine Naturen unter diesem Druck immer zusammen und sind sehr selten imstande, sich wieder aufzurichten. Gewöhnlich sind sie von Natur aus reich begabt; die feinfühligkeits Empfänglichkeit bereichert sie sehr früh mit einer Unzahl mannigfaltiger Beobachtungen und erleichtert ihnen auf diese Weise eine umfassende Entwicklung der Vernunft und der Phantasie und bietet Nahrung für das Streben ihres Herzens. Doch gibt es nichts Leichteres, als solche Naturen *kleinzukriegen*: für sie ist ein Tadel schlimmer als für einen anderen eine strenge Bestrafung; ausgelacht werden ist für sie schwerer als für einen anderen, beschimpft zu werden. Ein mißlungener, streng verurteilter Versuch versetzt sie in Verzweiflung und veranlaßt sie, die Hände sinken zu lassen. Man kann ihnen von Kindheit auf einschärfen, sie seien dumm, und sie werden dann in Anwesenheit von anderen nicht ihre Meinung äußern. Nicht etwa, weil sie an die eigene Dummheit glauben, nein: sie sind in der Tiefe ihrer Seele überzeugt, daß sie klüger sind als viele, vielleicht sogar als alle Menschen ihrer Umgebung, doch die angeborene Feinfühligkeit gestattet es nicht, daß sie in Anwesenheit anderer Meinungen aussprechen, die diesen anderen dumm erscheinen könnten und auch [566] wirklich so erscheinen. ‚Wozu sollen denn Leute etwas anhören, was ihnen dumm scheint?‘ denken sie und behalten ihre Gedanken für sich. Später, nachdem sie das Feld praktischer Tätigkeit betreten, nolens volens* ihr Wesen offenbart haben und in einen anderen Kreis geraten sind, in dem man ihnen nicht mehr mit Geringschätzung, sondern mit Achtung entgegentritt, können sie dennoch den Einfluß früherer Eindrücke nicht mehr abstreifen und bleiben schweigsam, bescheiden und duldsam in viel höherem Maße, als sie es tun sollten. Vernunftmäßig kennen sie ihren eigenen

* wohl oder übel

Wert, doch ist die Vernunft selten imstande, ihr tief eingewurzeltetes Mißtrauen in sich selbst, das sich in vielen Fällen in wahre Kleinmütigkeit verwandelt, zu besiegen. Sie besitzen keine Unternehmungslust, weil sie sich ständig fürchten, etwas zu unternehmen, was ihre Kräfte übersteigt. Sie scheuen davor zurück, irgend etwas zu verwalten, da sie fürchten, sie könnten durch ihren Einfluß andere beengen; sie wollen nicht einmal die Resultate ihrer Tätigkeit richtig würdigen, da sie fürchten, sich zu hoch einzuschätzen und das Verdienst eines anderen zu verdunkeln. So stehen sie in ständigem Kampf und im Widerspruch zu der eigenen Vernunft, sind stets unzufrieden mit sich, leiden ewig unter Selbstverurteilung und verzichten nicht selten tatsächlich auf die Rolle, in der sie nützlicher sein könnten als irgendein anderer. Man muß schon gar stark in ihnen die Leidenschaft für etwas erregen, um sie zu energischer, riskanter Tätigkeit zu veranlassen, bei der man anderen nicht nur Vergnügen, sondern auch Unannehmlichkeiten bereiten und vielen Umständen zuwiderhandeln muß. Man muß jedoch hinzufügen, daß auch die Leidenschaftlichkeit solcher Menschen gewöhnlich die Schattierung einer gewissen Schüchternheit annimmt: weit davon entfernt, ungestüm zu sein, trägt ihre Leidenschaftlichkeit einen chronischen, lang andauernden, aber stillen, zurückhaltenden Charakter. Für die Sache pflegt dies sogar gut zu sein, für diese Menschen jedoch ist auch dabei wenig Erfreuliches: sie fürchten stets, sie könnten sich wie auch ihre Sache kompromittieren und lächerlich machen, sie bedauern den eigenen Mangel an Energie, sind betrübt über das eigene apathische Wesen usw. Bei ruhiger Überlegung sehen sie ein, daß sie sowohl Energie als auch Leidenschaftlichkeit genug besitzen und daß sie weit davon entfernt sind, apathisch zu sein; doch die ruhige Vernunft besitzt weit weniger Einfluß auf sie, als sie selber denken. Das ihnen zur Natur gewordene Mißtrauen in sich selbst bringt sie dazu, auch der Vernunft nicht zu trauen, und die feinfühligke, krankhafte Empfindlichkeit tut das ihrige.

[567] Somit können ungünstige Umstände die angeborene Zartheit und Feinfühligkeit der Seele in eine sehr unglückliche Richtung lenken: sie können sie der Energie berauben und dazu bringen, daß sie an sich selbst verzweifelt. Wenden wir uns nun der Welt der Bauern zu: wer wird da nicht zustimmen, daß dort höchstens als seltene Ausnahme Umstände zu finden sind, die der richtigen und vollen Entwicklung einer zarten, gutherzigen Natur förderlich sein können! Im Gegenteil, die gesamten Lebensverhältnisse führen dort dazu, daß eine feste Natur verroht und erbittert wird, eine schwache, zarte dagegen Angst bekommt, sich duckt und in resignierter Verzweiflung zugrunde geht. So pflegt es oft zu sein, und hier ist, wie uns scheint, die Erklärung für die beiden entgegengesetzten Meinungen über das russische Volk zu suchen, die eine, nach der es ein wildes Tier, und die andere, nach der es ein stumm gehorchendes Vieh ist. Dem einen wie dem anderen kann nicht nur ein russischer Mushik, sondern jeder Mensch nahe kommen, welchen Standes und Volkes er auch sei. Eine volle Harmonie der in der Psychologie sympathisch und egoistisch genannten Gefühle, d. h. eine volle, unlösbare Verschmelzung der Selbstaufopferung mit der Selbsterhaltung haben wir in den menschlichen Gesellschaften noch nicht erreicht. Daher finden sich überall zwei Arten von Naturen: bei den einen überwiegt der Egoismus, der bestrebt ist, andere unter seinen Einfluß zu bringen, während die anderen eine Überfülle an Hingabe besitzen, die sie dazu bewegt, auf die eigenen Interessen zugunsten anderer zu verzichten. Bei einer unglücklichen Entwicklung stellen sich die Naturen der ersten Art feindselig gegenüber allem ein, was *nicht zu ihnen gehört*, vergessen alle Rechte und werden zu allen möglichen Gewalttaten fähig, während die Naturen der letzten Art jede Achtung vor der eigenen menschlichen Würde verlieren und es zulassen, daß andere ihnen ihren Willen aufzwingen, so daß sie in der Tat eine Art gezähmtes Haustier werden... Leider muß man zugeben, daß beide Extreme in unserem Bauernstand unvergleichlich schärfer hervortreten als in anderen Gesellschaftsklassen. Ist dies aber zur Natur des einfachen Mannes geworden? Kann man wirklich glauben, daß der Geschmack an Sklaverei die Gewohnheit, jemand auf seinen Schultern zu tragen und angetrieben zu werden, zur zweiten Natur des Mushiks geworden ist? Und muß man in der Tat andererseits ernstlich

befürchten, daß die Mushiks, die die Freiheit wünschen, unbedingt auf tierische Art mit ihr umgehen und sofort randalieren werden, sobald man sie sich selbst überläßt? Wir glauben das nicht, und zwar deswegen, weil wir trotz aller Verkehrtheit der Entwicklung [568] der Bauern bei unseren Volksmassen vieles von dem sehen, was wir „delikates Gefühl“ genannt haben. Wir wissen, daß dieses Wort vielen in bezug auf die Bauernschaft sehr seltsam erscheinen wird, doch wir können keinen besseren Ausdruck finden. Gefügigkeit, Gehorsam, Geduld, Selbstaufopferung und andere Eigenschaften, die bei unserem Volk von Professor Shewyrew, Terti Filippow und anderen Slawophilen der gleichen Prägung besungen werden, bilden eine klägliche, widerliche Verzerrung dieser prächtigen Eigenschaft, der Feinfühligkeit. Doch wird diese gewaltsam hervorgerufene Verzerrung eben durch ständige künstliche Kombinationen verschiedener Art gestützt. Sobald aber das Leben seinen natürlichen Gang nimmt, werden sich auch die inneren Eigenschaften des Menschen bald in gerader Richtung entwickeln. Der Mensch wird keine Bestialität zeigen, wenn man ihn dazu nicht zwingt, das ist jedermann begreiflich: heute glaubt auch niemand mehr daran, daß die Schlange den Menschen ohne jede Ursache, einfach aus Haß gegen das Menschengeschlecht beißen wird. Um so weniger glaubt man daran, daß es unter den Menschen solche mythische schlangenartige Naturen gibt. Genau so, wie man nicht daran glauben kann, daß es Schafe gibt, die es als Ehre betrachten, dem Löwen in die Zähne zu geraten, oder Menschen, die von Natur dazu neigen, daß man sie an der Nase zerrt und ihnen ins Gesicht spuckt. Wohl sehen wir, daß viele Menschen ähnliche Experimente mit sich machen lassen, doch seien Sie überzeugt, daß dies nur aus Not geschieht. Von dieser Seite braucht man also nichts zu fürchten: die verzerrte, abgetötete und dem einfachen Mann selbst zum Schaden verwandelte „Feinfühligkeit“ wird sich bei der allerersten Möglichkeit in ihrer natürlichen Richtung zu entwickeln beginnen.

Doch auch im gegenwärtigen, verzerrten Zustand der Lebens- und Denkweise der Bauern sehen wir Spuren einer lebendigen, guten Richtung dieser Feinfühligkeit. Hierher zählen wir vor allem das Bewußtsein, von dem wir oben sprachen und das bei der einfachen Bevölkerungsklasse unvergleichlich besser entwickelt ist als bei anderen, durch ein ständiges Einkommen sichergestellten Ständen – das Bewußtsein, daß man von eigener Arbeit leben muß und nicht ein Schmarotzerdasein führen darf. Bekanntlich ist „Blutsauger“ in ganz Rußland eine der schimpflichsten Bezeichnungen, und dieser Name wird nicht nur irgendeinem Starosten, einem Semschik-Natschalnik (Land-Verwaltungschef) und einem Bauernamtmann, sondern auch jedem Mushik gegeben, der sich an den Dorfbewohnern bereichert hat. Im Bauernstand kann man sich jene Kategorie von Menschen, zu der eine solche Unzahl ausgezeichnete [569] gebildeter, junger und alter Herren in den großen Städten gehören, fast nicht vorstellen, von Herren, die viele Jahre lang gar nicht schlecht als „Freischlucker“ ohne irgendwelche bestimmte Mittel und mit ewigen, unbestimmten Schulden leben. Unter den Bauern besteht gewöhnlich eine sehr richtige, kluge Meinung über Menschen, die aus ihrer Mitte hervorgegangen sind und sich auf verschiedenen dunkeln Wegen ein großes Vermögen erworben haben. Wir selbst hatten Gelegenheit, mit Mushiks zu sprechen, die sich an die Karriere einiger bekannter, aus dem einfachen Volk hervorgegangener reicher Männer erinnern konnten. Wir sahen hier nicht nur keine Anbetung des Reichtums, wie wir sie bei unseren aufgeklärten, „gelehrten“ Leuten bemerken, sondern fanden sogar ein sehr strenges Urteil über die Methoden der ungewöhnlichen Bereicherung der Millionäre, von denen die Rede war. Aus den Worten des Bauern war ersichtlich, daß er sehr wohl weiß, welche Methoden das waren, daß sich aber seine Seele von ihnen abwendet und daß er, selbst wenn er die Möglichkeit bekäme, sich dieser Methoden zu bedienen, sich dazu nicht entschließen würde. Man sagt, unsere Mushiks seien hinterhältig und könnten einen bei Gelegenheit in der gaunerhaftesten Weise betrügen, um auch nur eine Kopeke einzuheimsen. Ja, auch das kommt vor, wenn auch nicht so oft, wie man erzählt, und zudem eher in den Städten und in den an Landstraßen liegenden oder handeltreibenden Dörfern, die viel Gelegenheit haben, moralische

Eigenschaften von den höheren Klassen der Gesellschaft zu übernehmen. Man muß jedoch bemerken, erstens, daß Not zu so manchem zwingen kann; zweitens, daß die Bauern sich Betrug und Schwindel zumeist gegenüber anderen Gesellschaftsklassen erlauben, für die sie keinerlei Gefühl der verwandtschaftlichen Verbundenheit und der Solidarität empfinden, sondern sich im Gegenteil zu Mißtrauen und feindlicher Einstellung für berechtigt halten. Ihresgleichen gegenüber, in der eigenen Gesellschaft, pflegen sie, wie die allgemeine Meinung lautet, sehr ehrlich zu sein. Und das ist nicht verwunderlich: einerseits wird die Notwendigkeit, für den eigenen Lebensunterhalt zu arbeiten, von einfachen Menschen viel schärfer empfunden und leichter verwirklicht als bei den höheren Gesellschaftsklassen, deren Angehörige schon vor ihrer Geburt mit einem genügenden Vorrat an materiellen Gütern versorgt werden. Darüber haben wir bei der Analyse der Erzählung „Mascha“ viel gesprochen. Andererseits ist die Achtung vor der Persönlichkeit und den Rechten anderer, und infolgedessen die Berücksichtigung der allgemeinen Meinung bei einfachen Menschen, ebenfalls stärker als bei jenen, die das Schicksal in eine Lage [570] versetzt hat, die ihre Trägheit und ihre Kapriolen* mehr begünstigt. Wie bei den Menschen höherer Kategorie die Geringschätzung fremder Rechte sich entwickelt und an Stelle jeglichen Gesetzes die unsinnige egoistische Willkür tritt, haben wir an der Erziehung des uns in der Erzählung „Igruschetschka“ beschriebenen Fräuleins gesehen. In was sich bei ihnen die öffentliche Meinung verwandelt, zeigt der vornehme Herr, der Sascha nicht heiratet, weil er befürchtet: „Was wird man dazu sagen? ...“ Was dieser Befürchtung zugrunde liegt, kann natürlich auf eine gute Quelle zurückgeführt werden: auf die Achtung vor der öffentlichen Meinung; das gleiche Prinzip sehen wir z. B. auch bei Nadesha. Sehen wir uns aber diesen wie jenen Fall näher an, so finden wir zwischen ihnen einen großen Unterschied. Wir wollen hier über diesen Unterschied einige Worte sagen, um die früher von uns gezogene Parallele zwischen einfachen und „gebildeten“ Menschen in unserer Gesellschaft noch zu ergänzen.

Unsere gebildete Gesellschaft hat bekanntlich nichts ihresgleichen in der Gleichgültigkeit, mit der sie die gesellschaftliche Moral betrachtet. Offenkundig nichtswürdige, eines Verbrechens überführte und verurteilte Menschen werden bei uns in der guten Gesellschaft empfangen, als hätten sie sich nie im Leben etwas zuschulden kommen lassen. Man kann daher, auch wenn man zu einem durch seine Ehrlichkeit bekannten Menschen ins Haus kommt, keineswegs sicher sein, daß man bei ihm nicht auch recht unsaubere Menschen trifft. In anderen Ländern, selbst in solchen, die gar nicht im besonderen Ruf eines zivilen Heroismus stehen, hat es Fälle gegeben, in denen Menschen, die z. B. der Unterschlagung von Staatsgeldern überführt wurden, plötzlich sahen, daß mit ihnen niemand zu Mittag essen will, während andere, beim bloßen Auftauchen eines derartigen gegen sie gerichteten Verdachts in solche Erregung gerieten, daß sie sich das Leben nahmen. Wir brauchen eine so schroffe Maßnahme nicht, und es ist unmöglich, solche Manifestationen dieses Gefühls zu erwarten: das öffentliche Bewußtsein geht bei uns nicht über den Klatsch hinaus. Sie können sich auf einem beliebigen Ball oder auf einem Abend der vornehmen Welt, bei einem Festessen, in einem beliebigen Klub, wo es ziemlich viel Publikum gibt, mit dem erstbesten Schwätzer in ein Gespräch über andere Herren einlassen, die Ihnen unter die Augen kommen werden: mein Gott, wie viele schmutzige Geschichten, abscheuliche Anekdoten, widerliche Szenen wird man Ihnen wohl über die Hälfte aller Anwesenden mitteilen!... Dieser ist durch Zuträgerei und Spionage ein großer Mann geworden, der andere [571] hat einen Griff in die Staatskasse getan, jener wird von einer alten Dame ausgehalten, durch die er Karriere gemacht hat, der eine hat sich mit Schmuggel beschäftigt, der andere mit Kuppelei, der dritte tyrannisiert die Bauern, der vierte ist ein eingefleischter Schmiergeldnehmer, der fünfte ein Falschspieler... Der Schwätzer wird Ihnen vielleicht auch manches übertreiben und vieles verdrehen. Interessant

* Synonym von: Einfall, Grille, Kapriole, Laune, Mucke, Schrulle, Stimmung

ist jedoch, daß die ganze versammelte Gesellschaft solche Schwätzer mehr als einmal gehört hat, alles weiß, was man sich von jedem der Anwesenden erzählt, und nicht im geringsten Sorge dafür trägt, sich wenigstens zu überzeugen, ob die Gerüchte richtig oder falsch sind. „Man sagt, er habe alles, was er besitzt, zusammengestohlen; ja, und wirklich, woher sonst konnte plötzlich ein solcher Reichtum kommen? Indessen, was geht denn uns das an? Seine Gastmähler sind gut, Fürst Soundso, General Soundso kommen zu ihm zu Gast, und im Dienst geht es mit ihm auch gut vorwärts, folglich können auch wir nicht die Nase über ihn rümpfen und die Bekanntschaft mit ihm zurückweisen.“ So denkt man oft bei uns und drückt Schuftens die Hand, die man im Herzen zu verachten bereit ist, es aber nicht wagt. Wir wollen hier nicht die Ursachen eines solchen Zustandes unserer gebildeten Gesellschaft untersuchen und behalten uns vor, diese Frage bei anderer Gelegenheit zu prüfen. Hier wollen wir nur die Tatsache vermerken, daß, wenn es bei uns ein gewisses Urteil der öffentlichen Meinung über den sittlichen Wert der Menschen auch gibt, so doch nur in der Form von Klatsch und Redereien, die praktisch bedeutungslos sind, die ganze Strenge der öffentlichen Meinung aber ist auf die Wahrung der konventionellen Formen und Anstandsregeln gerichtet. Jede Verletzung dieser Regeln wird rücksichtslos geahndet; mit „nicht anständigen“ Menschen schließt man keine Bekanntschaft, wer sich nicht benehmen kann, den empfängt man nicht in der anständigen Gesellschaft, es sei denn etwa, daß er sehr reich ist... So füllt die Sorge um die penible Einhaltung der Regeln unser ganzes Leben aus, bestimmt alle unsere Handlungen, angefangen davon, wie die Krawatte gebunden wird und um wieviel Uhr man zu Mittag ißt, von der Wahl geschmeidiger Worte in der Konversation und einer eleganten Verbeugung bis zur Wahl des Berufs, des Objekts von Freundschaft und Liebe, bis zur Entwicklung dieses oder jenes Geschmacks und dieser oder jener Neigung. Nicht das Wesen der Sache, sondern die übliche, konventionelle Form findet allgemeine Beachtung. Wodurch wird aber die übliche Form bedingt, auf welcher Basis wird ihr Wert beurteilt? Danach, in welchem Maße in ihr der Herregeist im schlechten Sinn, [572] d. h. Willkür und Müßiggang, zum Ausdruck gelangt. Es ist nicht anständig, Schauspieler zu sein, nicht etwa, weil dies ein unnützer Beruf ist, sondern weil der Schauspieler – nicht wahr? – ein Söldling ist, der für Geld allerhand Stückchen vor dem Publikum ausführt, d. h. ein Mensch, der sich doch immerhin durch irgendwelche Arbeit sein Brot erwirbt. Das taugt schon gar nicht: ein anständiger Mensch darf, um zu existieren, nicht auf Arbeit angewiesen sein: er muß ein Nichtstuer und Müßiggänger sein, Arbeit aber ist etwas Plebejisches... Es ist nicht ebenso schmeichelhaft, bei den Linientruppen zu dienen wie in der Garde. Warum? Nicht etwa, weil man in der Garde mehr Möglichkeiten hat, im Dienst nützlich zu sein, sondern am meisten deswegen, weil dort die Uniform schöner ist und weil die Ausstattung und die Unterhaltskosten in der Garde, da sie viel teurer zu stehen kommen, schon auf den ersten Blick den Menschen verraten, der viel Geld ausgeben kann. Es ist nicht schicklich, mit dem Dienstpersonal zu scherzen, nicht etwa, weil man befürchtet, man könnte durch den Scherz zufällig einen Menschen verletzen, der infolge seiner Stellung darauf nicht reagieren kann, sondern umgekehrt, weil man fürchtet, der Diener könnte auf unsere Scherze auch mit einem Scherz antworten und auf diese Weise uns gegenüber familiär werden... Man darf nicht ein einfaches Mädchen heiraten, nicht etwa, weil es den geistigen Ansprüchen eines gebildeten Menschen nicht genügen und seine Interessen nicht begreifen könnte, sondern einfach, weil es unsere Art und Weise nicht kennt und uns durch seine Manieren und seine Sprache kompromittieren könnte. Darauf läuft die ganze Angst des Herrn heraus, der es nicht wagt, Sascha zu heiraten, obwohl er sie liebt, in ihr volle Befriedigung findet und sehen muß, daß sie klüger und reiner ist als er selbst und alle seine Verwandten und Bekannten, deren Meinung er fürchtet...

Von anderer Art ist die Angst vor dem Urteil der öffentlichen Meinung unter den Lebensverhältnissen des einfachen Volkes. Auch da gibt es natürlich bestimmte Gepflogenheiten an die sich alle zu halten haben, aber auch wenn einer dagegen verstößt, so bedeutet das nicht, daß

sich die ganze Gesellschaft gegen den Schuldigen wendet. Ein junger Bursche kann sich zum Beispiel rasieren lassen, ein notleidender Armer kann am Sonntag statt ins Gotteshaus auf seinen Acker gehen und dort arbeiten, das wird keine Verfolgungen seitens der anderen Dorfbewohner auslösen. Dafür aber werden wirkliche sittliche Vergehen sehr streng verurteilt, und wenn die allgemeine Meinung oft keine ernsten praktischen Folgen hat, so nur deswegen, weil es ganz unmöglich ist, den allgemeinen [573] Wunsch zu vollstrecken. Bei der Einfahrt in ein Dorf trifft, sagen wir, Ihr Fuhrmann einen heruntergekommenen Mushik, den er arg beschimpft, dem er noch einige saftige Worte nachruft und ihn u. a. Diebs-Wanjka schimpft. Auf Ihre Frage, was das bedeutet, wird Ihnen der Fuhrmann von Wanjkas Machenschaften erzählen, aus denen hervorgeht, daß er tatsächlich ein weit bekannter, eingefleischter Dieb ist. „Wozu haltet ihr ihn aber dann bei euch und laßt ihn frei herumlaufen?“ „Ja, was sollen wir denn mit ihm machen?“ wendet der Bauer ein. „Wir wollten ihn unter die Soldaten stecken, da hieß es, er sei untauglich, man wollte ihn nicht haben... Wie oft haben wir ihn verprügelt – es nützt nichts... Was kann man da tun? Wir können doch mit ihm nicht prozessieren?“ „Warum denn nicht prozessieren?“ Statt jeder Antwort ruft der Fuhrmann nur ärgerlich „Eh!“ und macht dabei eine abwehrende Handbewegung, da er keine Worte weiter verlieren will. Suchen Sie doch aus seinem Ausruf und seiner Geste seine Lage zu begreifen und zu erkennen, wieviel sittliche Reinheit und Festigkeit er braucht, um unter dem Einfluß der auf ihm lastenden Umstände verschiedener Art nicht endgültig demoralisiert zu werden. Es ist kein Wunder, daß auch im Leben der Bauern die öffentliche Meinung oft widersinnig, zuweilen wegen mangelnder Aufrichtigkeit unehrlich ist, zuweilen aus Ängstlichkeit ganz verborgen gehalten wird. Das alles wollen wir gar nicht bestreiten; wir sind sogar bereit, hinzuzufügen, daß in allen Fällen, wo es gilt, die öffentliche Meinung durch Abstimmung festzustellen, im Bauernstand das Durcheinander viel größer ist als irgendwo anders, weil die Leute nicht gewohnt sind, die eigenen Angelegenheiten nach eigenem Ermessen zu erledigen. Doch wir behaupten das eine, daß man dort mehr Rücksicht auf die Würde des Menschen aufbringt und weniger Gleichgültigkeit gegenüber der Frage bekundet, wie mein Nachbar ist und wie er von mir denkt. Die Sorge *um den guten Ruf* ist dort häufiger und in normalerer Form anzutreffen als bei anderen Ständen. Es ist bekannt, daß das natürliche Bedürfnis, das Wohlwollen der Menschen zu erwerben, nicht selten in ein krankhaftes Streben nach Reputation übergeht, um derentwillen man nicht selten auch alle möglichen Abscheulichkeiten begehrt. Doch dies geschieht gerade bei den Menschen der „gebildeten“ Gesellschaft, die, mit allerlei Kenntnissen ausgerüstet, eine Unmenge von Zielen und Wegen für sich entdecken, aber nicht genügend Kraft besitzen, um diese Ziele zu erreichen, und sich auch in bezug auf den Weg sehr träge erweisen... Da sie sehen, daß sie nichts Wesentliches erreichen können, beginnen sie dem Schein [574] nachzujagen: „Mag ich auch nicht reich sein, wenn aber andere sagen, daß ich reich bin, so ist das immerhin angenehmer.“ So der Reputation nachzujagen, heißt in schlichter Sprache einfach betrügen und schwindeln und ist keineswegs mit dem Streben nach gutem Ruf zu verwechseln. Dieses ist eine direkte Folge wohlwollenden Verhaltens gegenüber den Menschen, eine Folge der Achtung vor ihrer Persönlichkeit. In seiner äußersten Entwicklung schlägt es wieder in übermäßige Liebedienerei, Schüchternheit, Angst vor der eigenen Meinung um, und dies finden wir nicht selten bei unseren Bauern, die durch all ihre Lebensumstände geradezu zur berüchtigten *Ergebenheitslehre* der Slawophilen gedrängt werden. Jedenfalls ist diese Feinfühligkeit des Volkes gegenüber der öffentlichen Meinung und dem guten Ruf ihrer Grundlage und ihren wesentlichen Merkmalen nach nur ein Beweis dafür, daß das Volk auf der Grundlage lebenswahrer gerechter Prinzipien einer hohen zivilisatorischen Entwicklung fähig ist.

Von der Wiedergabe der Erzählung „Nadesha“ ausgehend, sprachen wir, weit abschweifend von der Feinfühligkeit der Rücksichtnahme auf die Persönlichkeit des Nachbarn und auf den guten Ruf als Ausdruck dafür, daß unsere Nächsten mit uns zufrieden sind oder nicht. Wir

kehren aber wieder zu dieser Erzählung zurück und wollen an ihr zeigen, wie verschieden man in der einfachen und in der sogenannten zivilisierten Gesellschaft darüber urteilt, was schändlich oder nicht schändlich ist. Nadesha leidet unter den Anspielungen und dem Spott der Freundinnen. Nadesha betrachtet sich als in Verruf gebracht; indessen hat Iwan, wie aus der Erzählung ersichtlich ist, sie nicht verführt, nicht das getan, was in unserer Umgangssprache „Entehrung“ eines Mädchens genannt wird. Auch Iwan leidet, und alle handelnden Personen dieser Geschichte betrachten ihn als zutiefst schuldig, obwohl er sich die Liebe des Mädchens nicht zunutze gemacht hat. Warum leiden und quälen sich beide? Wessen schämen sie sich, und was lastet auf ihnen so schwer? Nach unseren üblichen Begriffen schuldet er ihr nichts, sie hat sich ihm und den Menschen gegenüber keiner Schmach ausgesetzt, da sie ja nichts Unanständiges mit sich tun ließ... Das nicht, doch die Begriffe einfacher Menschen sind nicht derart. Wir wissen, daß sie sich um die physische Reinheit gar nicht so sehr kümmern, und wir sagen daher, daß die ländlichen Sitten sehr zuchtlos sind. Man mag darüber denken, wie man will, man muß jedoch zugeben, daß in der Verzweiflung Nadeshas und Iwans die moralische Seite der Sache viel erhabener und reiner erfaßt ist als in unseren alltäglichen Anschauungen und Gewohnheiten. [575] Nadesha weiß, daß sie, wenn sie auch ihre physische Keuschheit bewahrt hat, in ihren heiligsten, innigsten Gefühlen verletzt ist; auch er weiß, daß er das innere Leben des Mädchens gestört, ihre seelische Ruhe vergiftet und das Heiligtum ihres Herzens schon dadurch geschändet hat, daß er die neugierige, spöttische Aufmerksamkeit fremder Menschen auf das Geheimnis des Mädchens lenkte. Stellen wir dieser Feinfühligkeit und diesem humanen Gefühl die Roheit eines Andrej Kolossow gegenüber, den seine humanen Freunde noch als den besten unter vielen anderen betrachten! Und in der Tat, er ist besser als die anderen: handeln doch die anderen zumeist so wie der in der Erzählung „Ein überflüssiger Mensch“ geschilderte Fürst N..

Warum schämt sich aber Nadesha ihres Gefühls, wenn es so rein ist? Eigentlich schämt sie sich ja gar nicht so, es ist ihr bloß irgendwie unbehaglich zumute. Sie lebt gewissermaßen unter dem Einfluß des Gedankens, daß alle Freundinnen ihr zürnen, weil Iwan sie bevorzugt hat, daß sie glauben, sie habe ihn in ihre Netze gelockt, und daß sie sie jetzt wegen ihres Mißerfolgs verspotten... Die krankhafte Entwicklung ihrer feinen, zarten Geistesverfassung macht sie allzu furchtsam und argwöhnisch: sie betrachtet sich selbst als aus der Gesellschaft ausgestoßen. Zudem leidet ihre Würde wirklich: plötzlich sieht sie sich in der Lage eines Menschen, der ganz unerwartet in Gesellschaft eine Ohrfeige bekommt. Kalten Blutes betrachtet, ist es natürlich eine Ungereimtheit: Bei der Beurteilung des sittlichen Wertes eines Menschen ist in Betracht zu ziehen, ob er es verdient hat, mißhandelt zu werden. Die Frage aber, ob er in Wirklichkeit mißhandelt wurde oder nicht, ist schon eine andere Frage, eine Frage der Macht und nicht des Rechts. Doch wir fragen: Gibt es in der gebildeten Gesellschaft viele Menschen, die sich über die Tatsache der Ohrfeige erheben und ihre Fassung bewahren könnten – nicht nur, wenn sie selbst unverdienterweise eine Ohrfeige bekommen, sondern auch, wenn sie Zeugen eines solchen Vorfalls gewesen sind? ...

Kein einziger gesellschaftlicher Stand kann sich wohl in seiner Gesamtheit einer besonders richtigen, begründeten öffentlichen Meinung rühmen. Auch die einfachen Menschen können das nicht: schon die Erzählung „Nadesha“, in der uns die Haltung der Freundinnen Nadesha gegenüber geschildert wird, zeigt uns, wie roh und falsch ihre Meinungen sind. Dieser Umstand ist von uns nicht unbemerkt geblieben, und wir haben nicht die Absicht, ihn zu rechtfertigen, wiewohl wir den Vorbehalt machen müssen, daß ähnliche falsche, auf Unwissenheit beruhende Begriffe den Bauern [576] weit eher zu verzeihen sind als anderen, höheren Klassen der Gesellschaft die Anspruch darauf erheben, als gebildet zu gelten. Wir sprachen oben schon davon, auf wie viele Hindernisse der Bauer bei seiner Entwicklung stößt und wieviel innere Stärke er braucht, um sich davor zu bewahren, daß der gesunde Menschensinn und das

reine Gewissen in ihm ganz unterdrückt werden. Und bei einer solchen Lage finden wir trotz alledem, daß es hier noch immer Naturen gibt, in denen die lebendigen menschlichen Instinkte, wenn auch schwach und ungleich, so doch unauslöschlich brennen, so daß, wenn sie verletzt werden und ungestillt bleiben, der Tod des ganzen Organismus erfolgen kann. Bei aufmerksamer Prüfung der Umstände und des Charakters erweist es sich, daß solche Menschen wie Nadesha, die uns auf den ersten Blick als außerordentliche Naturen entgegentreten im Bauernstand gar nicht so selten sind, wie wir zu denken pflegen. Wir wiederholen: delikate Naturen wie Nadesha sind unter dem einfachen Volk jedenfalls genau so häufig, wenn nicht häufiger, anzutreffen als im Milieu wohlzogener Jünglinge und Fräulein.

Zudem ist das bloß die passive Seite, die passive Rolle ähnlicher Naturen. Nadesha als solche ist eine prachtvolle Persönlichkeit, doch man muß sie hegen und pflegen und dafür von ihr Zärtlichkeit und Liebe erwarten. Kaum trifft sie aber eine Unbill, so zieht sie sich zurück und geht in sich, und außer bitteren Tränen ist aus ihr nichts herauszubekommen... Es gibt unter dem einfachen Volk genau so zärtliche und wohlwollende, aber energischere und aktivere Naturen. Solche Naturen werden Leuten, die unser einfaches Volk einigermaßen kennengelernt haben, ebenfalls nicht ganz unbegreiflich scheinen. Eine solche Persönlichkeit sehen wir in der „Katerina“ von Marko Wovtschok.

Katerina ist Spötteleien, Vorwürfen und sogar den harmlosesten Späßen gegenüber sehr empfindlich. Schon als kleines Mädchen hat ihre Herrin sie aus Kleinrußland nach einem großrussischen Dorf gebracht. Alles an ihr schien hier seltsam – ihre Sprache, ihr gesticktes Hemd, der schmachttende, nachdenkliche Blick... Die Mädchen neckten sie, und man lachte über sie. Es versteht sich von selbst, daß das kleine Mädchen kein festes, vernünftiges Urteil über Sinn und Wert ihres ganzen Tuns haben konnte. Sie konnte nicht gleich irgendeine Philosophen, ungeachtet des Geschreis der Menge, in ihrem Tun fortfahren, sie mußte sich vielmehr die Ausfälle ihrer Freundinnen zu Herzen nehmen. Wäre sie streitsüchtig gewesen, so würde sie sich mit allen gezankt und sich mit Gewalt verteidigt haben, doch ihr delikates [577] Wesen, ihre instinktive Achtung vor sich selbst und den anderen ließen das nicht zu. Daher hörte sie einfach auf, das zu tun, was anderen sonderbar oder lächerlich schien. Man lachte über ihre gestickten Hemdärmel, sie zog daher nie mehr ihr gesticktes Hemd an. Einmal lauerte man ihr bei dem Hügel auf, wohin sie allein zu gehen pflegte, hörte das kleinrussische Lied, das sie dort sang, gab ihr dann keine Ruhe mit dem Ausfragen – da hörte sie auf, zu dem Hügel zu gehen und sang nie mehr dieses Lied... Doch gleichzeitig mit dieser Empfindlichkeit gegen jeden äußeren Eindruck besaß Katerina auch eine innere Kraft, die unbedingt nach einem Ausweg suchte und sich unbedingt in irgendeiner Tätigkeit äußern mußte. Lange durchkreuzten die Lebensumstände alle Bestrebungen Katerinas: die Herrschaft nahm sie nach einem anderen, ihr unbekanntes Gut mit. Man verheiratete sie mit einem Menschen, den sie nicht lieben konnte. Sie klagte niemandem ihr Schicksal, äußerte kein Wort über ihr Leben, ließ es nicht zu, daß jemand sie in ihrer Anwesenheit bedauere, zankte mit ihrem Manne nicht, sondern „sie schlägt nur die Augen nieder und steht vor ihm so unbeweglich, streng und hart“... Sie wollte im Leben irgendeine Arbeit für sich finden, aber es fand sich derartiges nicht. Sie lernte gut singen, so daß ihre Lieder einem das Herz mit Leidenschaft und Sehnsucht erfüllten. Zu allen Hochzeiten wurde sie als erste eingeladen, und sie sang dort ihre traurigen Lieder, mit denen sie sich das Gemüt erleichterte. Aber das war noch nicht genug: es war ihr so schwer ums Herz, daß sie sich das Trinken angewöhnte. Einst sagte eine Freundin zu ihr: „Katerina, mein Liebchen, trinke nicht so viel: da gibt es fremde Menschen, die werden schlecht von dir denken, sing uns lieber etwas!“ Darauf antwortete sie: „Ach, ihr hartherzigen Menschen, in einem fort soll man singen und singen, laßt einen nicht ausruhen! Laßt mich ausruhen, laßt mich Wein trinken, das bringt mir Vergessen!“ Man sieht, es war für sie ein bitteres Los, ohne Arbeit, ohne Nutzen auf der Welt zu leben. So hätte sie viel-

leicht ihre Seele zugrunde gerichtet, doch zum Glück fand sich für sie eine Arbeit: sie hörte von einer Quacksalberin im Revier und entschloß sich, bei ihr zu lernen. Schon von jung auf liebte sie es leidenschaftlich, sich mit allerlei Blumen und Gräsern zu befassen, Die Quacksalberin selbst erzählt darüber, wie Katerina zu ihr kam, folgendes:

„Sie kommt zu mir und fragt: ‚Wie soll ich auf der Welt leben?‘ und schaut mich mit weit geöffneten Augen an. Ich bekam einen Schreck. ‚Lebe doch, mein Täubchen, wie andere leben‘, sage ich zu ihr. ‚Nein, sag mir, wie ich leben soll.‘ ‚Setz dich, bekreuzige dich und sprich ein Gebet: du bist behext. Sie setzte sich hin, bekreuzigte sich und brach in Tränen aus. Bei mir hingen die Kräuter an den Wänden und waren zum [578] Trocknen in die Sonne aufs Fensterbrett gelegt. ‚Wozu brauchst du so viele Kräuter?‘ fragt sie. ‚Ich helfe den Menschen.‘ ‚Hilf doch auch mir, Liebe!‘ ‚Was tut dir denn weh, sag mir’s doch!‘ ‚Mein Herz tut mir weh‘, sagte sie leise, und die Tränen rannen ihr die Wangen herunter. ‚Und der Kopf schmerzt nicht?‘ ‚Auch der Kopf schmerzt mich, ich bin überhaupt krank!‘ Da gab ich ihr ein Kräutlein, sie verbeugte sich und ging. Dann schlummerte ich ein, höre aber wieder klopfen. Wieder ist sie es. ‚Was willst du?‘ ‚Lehr mich doch, Liebe, mit welchen Kräutern kurierst du?‘ Ich wurde böse und wollte sie fortjagen, sie weinte aber untröstlich. ‚Wenn du es mir nicht beibringen willst, dann erschlage mich hier, dann bin ich sowieso verloren... *Sieh mal*‘, sagt sie, ‚wie lange ich mich auf der Welt schon quäle! *Alles ist leer und leer, niemandem mache ich Freude, und nichts freut mich, und ich habe keine Arbeit, die mir ans Herz gewachsen wäre.*‘ Ich denke mir, die ist von Sinnen, aber sie tat mir leid. Da habe ich ihr dann manches gezeigt, mehr, um sie zu trösten. ‚Sie kann doch das alles‘, denke ich mir, ‚nicht im Kopf behalten.‘ Sie behielt aber doch alles im Kopf. Dann erfuhr ich, daß sie selber zu heilen begann. Es ärgerte und kränkte mich, daß sie mir mein Stückchen Brot wegnehmen will. Einst kam sie, und ihre Hände waren voller Kräuter. Ich empfang sie unfreundlich, sie aber tat, als merke sie das gar nicht. ‚Kennst du diese Kräuter, Großmütterchen?‘ ‚Nein‘, sage ich, ‚und ich will sie auch nicht kennen.‘ ‚Nein‘, sagt sie, ‚nimm sie doch. Ich habe sie für dich gebracht. Nützliche Kräuter, heilen kann man damit!‘ ‚Woran hast du sie ausprobiert, daß du garantierst?‘ ‚An mir selbst, Großmütterchen.‘ ‚Wieso an dir selbst?‘ ‚So‘, sagt sie. ‚Ich trinke zuerst immer selber davon: breche ich nicht zusammen, dann gebe ich auch anderen was.‘ Ich war ganz verwundert, so wahr ich lebe. Sprechen tat sie aber so, daß man ihr im Herzen glaubt... *Seit jener Zeit bringt sie mir allerlei Kräuter. Ich bin ihr dankbar, sie hat mir meinen Unterricht vergolten.*“

Sobald Katerina eine „Herzenssache“ gefunden hatte, hörte sie sofort mit dem Trinken auf und wurde so zärtlich und freundlich. Für sich selbst war sie nunmehr ruhig, nur fremder Kummer bedrückte sie noch und gab ihr keine Ruhe. Jeden Kranken fragte sie zuerst aus, ob er nicht irgendeinen Kummer habe. Eine Kranke sagte zu ihr: „Was ist da zu erzählen? Fremdes Leid rührt niemanden!“ „Mich sollte es nicht rühren? Mir sollte es nicht bitter sein?“ antwortete Katerina. „Es gibt für mich in der ganzen weiten Welt keinen mir fremden Kummer, alles ist mein Kummer. Würdest du das erleben, was ich erlebt habe, dann würdest du es wissen!“ Die Kranke wunderte sich, erinnerte sich an Katerinas Mann, den diese nicht trösten und liebgewinnen wollte, wie sehr er sie auch liebte, und wandte ein: „Und wie ist es mit deinem Mann?“ Katerina wurde nicht böse, sondern dachte nur etwas nach und sagte: „Auch sein Kummer ist mein Kummer, aber es ist nicht meine Sache, ihm zu helfen! ... Nicht aus eigenem Willen bin ich zum Unglück für ihn geworden. Sein Wille war eben unvernünftig.“ Wie ergreifend äußert sich in diesen einfachen Worten die zielbewußte, eigenartige Energie Katerinas! Sie steht zum Beispiel hoch über Igruschetschka oder Sascha: sie wird nicht mit ihrer Seele schalten und walten lassen, sie wird sich nicht einem Menschen hingeben, mit dem sie [579] das Schicksal gegen ihren Willen verbunden hat. Sie will alle lieben, alle glücklich sehen, sie sucht aber ein freies Feld für ihre Tätigkeit und ihre Liebe. Kommt man ihr aber mit Gewalt und sagt zu ihr: „Mache diesen glücklich und nicht jenen“, so wird sich ihre ganze Natur gegen einen solchen Zwang auflehnen, und trotz ihrer allumfassenden Liebe wird sie nicht die Kraft haben, einen solchen Befehl auszuführen. Ihre weiche, zarte Natur drängt sie dazu, sich dem Wohl ihrer Nächsten zu widmen, doch dieser freiwillige Dienst ist weit entfernt von dem Verzicht auf die eigene Persönlichkeit, sie ist weit entfernt davon, zum Spielzeug fremder Willkür zu werden. Nein, in ihr ist das Bewußtsein der eigenen Würde, der eigenen Selbständigkeit genau so stark wie das Bewußtsein ihrer Blutsverwandtschaft mit anderen Menschen und das Bewußtsein der gegenseitigen Pflicht der Menschen, einander in den gemeinsamen Mühen und Sorgen des Lebens zu unterstützen. Nur günstige Entwick-

lungsbedingungen und ein umfangreicheres Betätigungsfeld fehlen ihr dazu, eine angesehene Stelle unter jenen Besten einzunehmen, deren Namen durch die Geschichte und die Volkslegenden im Gedächtnis des Volkes bewahrt werden.

Selten findet man Menschen, die sich in einem solchen Maße vor zwei entgegengesetzten Extremen rein bewahrt haben – vor der Gefahr, die Gutmütigkeit bis zum Verlust der eigenen Freiheit zu steigern, und vor der egoistischen Überschätzung der eigenen Persönlichkeit bis zur Außerachtlassung der Rechte anderer. Doch man muß bemerken, daß solche Menschen nicht nur unter dem einfachen Volk selten sind; in allen Klassen der Gesellschaft sehen wir leider, daß, wenn bei einem Menschen die Güte überwiegt, diese dann so weit geht, daß alle nach Willkür mit ihm umspringen und daß, wenn bei einem Menschen die Eigenliebe stark ist, er mit anderen Unfug treibt, soviel er kann. Bei einer solchen Lage der Dinge staunen wir oft noch über die moralischen Eigenschaften mancher Menschen allein schon deswegen, weil sie nicht so viele Gemeinheiten begehen, sich gegenüber anderen nicht so viel herausnehmen, wie sie ihrer Stellung nach könnten. So loben wir einen gutmütigen Gutsbesitzer, der von seinen Bauern einen nicht allzu schweren Grundzins erhebt, einen ehrlichen Akzisenpächter, in dessen Schenken ein erträglicher Schnaps verkauft wird, einen Beamten, der zwar auf Befehl der Vorgesetzten wider sein Gewissen handelt, es aber versteht, sich nicht allzu lakienmäßig zu benehmen usw. usw. Da wir gezwungen sind, bei der Einschätzung des moralischen Wertes der Menschen unseres Milieus einen solchen Maßstab anzulegen, müssen wir sehr zufrieden sein, [580] wenn wir sehen, daß im Bauernstande solche Persönlichkeiten wie Katerina immerhin möglich sind. Würde die Mehrzahl der Menschen aus solchen Leuten bestehen, so würde natürlich die Geschichte, und zwar nicht nur unsere, sondern die der ganzen Menschheit, einen ganz anderen Charakter aufweisen. Für uns ist auch das schon wichtig, daß sich unter dem Haufen von allerlei Unrat, der von verschiedenen Seiten her über unser einfaches Volk angeschwemmt wurde, in ihm noch genügend Lebenskraft findet, um die guten menschlichen Instinkte und die gesunden Forderungen der Vernunft aufrechtzuerhalten und zum Ausdruck zu bringen. Oft kommen diese angeborenen Kräfte nur schwach, kaum merkbar zum Vorschein, oft schwinden sie dahin, kaum daß sie das Tageslicht erblickt haben, selten behaupten sie sich gegenüber allen Schwierigkeiten in dem Maße, wie wir das bei Mascha und Katerina gesehen haben. Aber wenn wir beim Volke die bei diesen beiden Frauen so klar zutage getretenen Grundsätze, sei es auch nur in schwachem Ausmaß, wiederfinden können, bedeutet das bereits sehr viel. Daß wir sie aber bei aufmerksamer, liebevoller Beobachtung des Lebens des einfachen Volkes stets wiederfinden werden, dafür kann man sich ruhig verbürgen. Dann werden wir wohl unschwer erkennen, warum die Entwicklung dieser Grundsätze im Volke zumeist so früh zum Stillstand kommt und nicht selten ganz unterdrückt wird. Es wird uns auch nicht schwerfallen, zu begreifen, in welchem Maße der einfache Mensch an der Mangelhaftigkeit oder dem völligen Stillstand seiner Entwicklung schuld zu sein pflegt und in welchem Maße die Schuld uns alle, die wir uns zu den gebildeten Menschen zählen, trifft. Haben wir es aber der Mühe wert gehalten, darüber nachzudenken, dann gelangen wir zu der Frage: Was sollen wir tun, um nach Möglichkeit alles zu beseitigen, was die Entwicklung der guten Eigenschaften des Volkes so schrecklich behindert?

Wir wollen diese Frage an dieser Stelle nicht beantworten; es ist unvergleichlich leichter, die Antwort herauszufinden, als sie in einem russischen Buch in verständlicher Weise niederzuschreiben. Daraus könnte eine lange, schwierige Geschichte werden! Doch wir können unsere Leser hier noch einmal auf den Gedanken hinweisen, dessen Darlegung die Hauptaufgabe unseres Aufsatzes ist – es ist der Gedanke, daß das einfache Volk in gleichem, wenn nicht höherem Maße wie die Angehörigen eines beliebigen anderen Standes aller möglichen erhabenen Gefühle und Handlungen fähig ist und daß man streng unterscheiden muß zwischen den Folgen des äußeren Drucks und den inneren, natürlichen Bestrebungen, [581] die im

Volke, entgegen der Ansicht vieler Leute, gar nicht erloschen sind. Wer sich diesen Gedanken ernstlich zu eigen macht, der wird mehr Zutrauen zum Volke gewinnen, mehr Bereitwilligkeit aufbringen, sich dem Volke zu nähern, und mit Recht erwarten, daß das Volk begreifen wird, worin sein Wohl besteht, und nicht aus Trägheit oder Kleinmütigkeit diesem Wohl entsagen wird. Bei solchem Vertrauen auf die Kräfte des Volkes und dem Glauben an seine gute Veranlagung kann man das Volk direkt und unmittelbar beeinflussen, um seine großen, frischen Kräfte zu einer lebendigen Tat einzusetzen und sie vor jener Verzerrung zu bewahren, denen sie bei den gegenwärtigen Zuständen oft ausgesetzt sind.

Diese Verzerrung bringt den Unglücklichen viele Leiden, ist aber zumeist vorteilhaft für jene, die über ihnen stehen und ihre Besitzer sind. Doch man darf nicht vergessen, daß auch das Umgekehrte vorkommt: nicht alle Naturen sind weich und nachgiebig wie Sascha oder Nadesha, nicht alle sind fest und vernünftig wie Katerina, nicht alle verhalten sich so hartnäckig ablehnend gegenüber dem Übel wie Mascha, es gibt auch andere, harte und rücksichtslose Naturen, bei denen die innere Reaktion gegen jeden Anschlag auf ihre Persönlichkeit sich bis zu wahrhaft überwältigenden Dimensionen steigert und offensiv wird. Den Gedanken an diesen Umstand (den man übrigens keinesfalls außer acht lassen soll) weckte bei uns die Gestalt Jefims aus der Erzählung „Die Kaufmannstochter“ von Marko Wowtschok. Wir haben über diese Erzählung noch nichts gesagt. Wir wollen uns also ihr zuwenden und damit unseren Aufsatz abschließen, der sich gegen unsere Erwartung so sehr in die Länge gezogen hat.

Jefiin ist ein Mushik, herrschaftlicher Kutscher, ein hochgewachsener, bärtiger Mann, sonnenverbrannt, rotwangig; seine Augen funkeln nur so in seinem kecken, stolzen Gesicht, sein Lächeln ist lustig und spöttisch. Seine Herrin nahm sich die arme Kaufmannstochter Anna Akimowna als Zofe. Sie gefiel ihm auf den ersten Blick, und gleich beim erstenmal kränkte sie ihn: ging an ihm vorbei, ohne ihn zu beachten, auf seine erste Frage antwortete sie kaum ein Wort. Sie verletzte ihn durch ihren Hochmut, und er begann sie unablässig zu verfolgen, entschlossen, sie sich um jeden Preis gefügig zu machen, ihre Gunst zu gewinnen. Er fügte ihr eine Unzahl kleiner Unannehmlichkeiten zu. Ständig stritten sie, aber dennoch interessierten sie sich immer mehr füreinander. Ein Jahr verging. Das Hausgesinde bemerkt, daß Anna Akimowna unversehens immerfort nur von Jefim spricht. „Jefim ist die Pferde beschlagen gegangen“, „Jefim singt so schön.“ „Jefim müßte hei-[582]raten, wen aber wird ihm Gott wohl bescheren?“ – so spricht das Hausgesinde in Anwesenheit von Anna Akimowna, und sie läßt sie ruhig reden, hört nur zu und sucht so schlau wie möglich die Unterhaltung auf dieses Thema zu bringen. Der Küchenjunge Mischa bemerkt diese Finte und erzählt es Jefim. Anna Akimowna merkt, daß Jefim etwas weiß, und es kommt zu einem ernsten Streit. Anna Akimowna wirft Jefim vor, er sei ein Mushik.

„Du bildest dir zu viel ein, bildest dir zu viel ein“, fuhr ihn Anna Akimowna an, „wirst zu dreist... Du hast vergessen, wer du bist... Was bist du schon für ein großer Herr? Was bildest du dir denn ein?“

Jefim steht vor ihr und schüttelt den Kopf:

„Und du, von welchem Fürstengeschlecht stammst denn du ab?“

„Ja, wie kannst du es wagen, dich mit mir zu vergleichen? So gewissenlos bist du! Mein Vater war Kaufmann, hatte ein eigenes Geschäft...“

„Jawohl, jawohl, das wissen wir schon. Aber ist es denn so weit her mit euch Kaufleuten? Nur Betrügereien sieht man ja von euch. Da hab' ich nun gestern ein Tuch gekauft. Deine Gauner schwuren Stein und Bein: das wird lange halten, nun sieh es dir aber an, es ist ganz fadenscheinig!“*

In aller Ruhe erzählt er das und breitet das Tuch auseinander. Sie aber zittert und ist leichenblaß.

* abgenutzt, so daß die einzelnen Fäden hervortreten

„Ich werde mich bei der Herrin beklagen!“ ruft sie. „Mach dich nicht über mich lustig, törichter Mushik.“

„Nur nicht so eilig“, erwidert Jefim, als wundere er sich.

„Ja, törichter Mushik!“ ruft Anna Akimowna.

Jefim ist es, als wäre ihm jemand über den Mund gefahren. Er schüttelt die Locken und streicht sich den Bart.

„Warte doch, warte“, begann er, seine kräftige Stimme dämpfend. „Du sagst: Mushik... Nun, ich gebe selber zu, nun ja, ich bin ein Mushik. Es ist nicht lange her, daß ich vom Lande gekommen bin, das gebe ich auch zu. Ich habe gelebt, gepflügt, gesät, habe mich genährt und ein wenig auch verkauft, gegen die Menschen war ich ehrlich, lebte in guter Freundschaft. Ich bin ein froher Mensch. Und du, Kaufmannstöchterlein Anna Akimowna, worauf bist du denn so stolz? Darauf, daß du hübsch bist? Das ist eine Kleinigkeit. Die Hauptsache ist die Seele, der Charakter. Du bist hochfahrend, sehr störrisch...“

„Wie kannst du dich unterstehen?“ quiekt sie.

Er aber fährt fort:

„Du bist zwar nicht jung an Jahren, aber niemand achtet dich... So sehr du dich brütest und gespreizt tust, die Leute gehen vorbei und interessieren sich gar nicht dafür, was für eine Anna Akimowna da auf der Welt lebt... Mein Vater pflügte den Acker, aber jeder wird sagen: ‚Der Selige war ein guter Mushik!‘ Und deiner, er hat zwar einen teuren Fuchspelz getragen, hat aber einen schlechten Ruf hinterlassen.“

Es kam zu einer starken Verstimmung, und sie hörten auf, miteinander zu sprechen, nur bei Tisch ergingen sie sich in gegenseitigen Sticheleien. Beide magerten aber ab und wurden blasser. Blieben sie allein, so verfielen beide in trübe Gedanken. Endlich entschließt sich Jefim zu einer entschiedenen Tat. Einst, als Anna Akimowna des langen und breiten die Mushiks und die Mushik-[583]sitten verlachte, sagte Jefim: „Ah, liebe Anna Akimowna, ich Mushik wollte ja um Sie freien. Nun, so dachte ich, sie ist zwar ein unvernünftiges, launisches, querköpfiges Mädchen, aber hinter einem Wagenzug wird sie schon gehen können.“ Sie errötete und erzitterte; er aber fuhr fort: „Lassen Sie das sein, regen Sie sich nicht auf! Es kann Ihrer Gesundheit schaden. Sie brauchen nicht mehr zu befürchten, daß ich um Sie freien will. Erst dachte ich an solch einen Unsinn, jetzt aber ist es vorbei. Schuster, bleib bei deinem Leisten. Wir werden schon etwas Ebenbürtiges für uns finden.“ Und in der Tat, Jefim begann, schön aufgeputzt, fast jeden Tag das Haus zu verlassen. Singend kehrte er heim und war recht fröhlich. Anna Akimowna wurde still und wartete, was da kommen werde. Eines Abends kommt Jefim heim und erklärt im Gesindezimmer, daß er die Herrin um Erlaubnis zum Heiraten bitten wolle. Dann aber wendet er sich an die Kaufmannstochter. „Anna Akimowna, vergessen Sie nun schon den alten Zorn, tun Sie meiner Braut nichts zuleide, es ist ein ausgezeichnetes Mädchen.“ Anna Akimowna wurde leichenblaß, selbst ihre Lippen zitterten. Kreidebleich eilte sie aus dem Zimmer, verkroch sich in einem Winkel des Treppenhauses und brach in bittere Tränen aus. Sie weinte lange und kam auch nicht zum Abendessen... Als man das Jefim sagte, stürzte er sofort zu ihr, umarmte sie heiß und küßte sie... Erschüttert vor Überraschung, blickte sie ihn an, erkannte ihn, fiel ihm um den Hals, und Tränen stürzten ihr aus den Augen...

Auf den Armen trug er sie aus ihrem Winkel. Sie wollte sich losreißen, er aber ließ sie nicht los und stellte sie mitten in das Mondlicht hin:

„Aha Kaufmannstöchterchen, Anna Akimowna!“, sagte er, „jetzt bist du mein!“

Er sagte das, als hätte er einen Todfeind gefangengenommen. Zwei Tränen rollten aus seinen Augen, und sein Lächeln war so grimmig. Schrecklich und sonderbar war er damals anzusehen.

Sie wurden Mann und Frau. Vom ersten Tage an begann Jefim an seiner Frau herumzumäkeln, sie zu zähmen. Er bat sie, sie möge zum Polterabend und zur Hochzeit ihre Bekannten und weitläufigen Verwandten – Kaufmannsfrauen – einladen; sie tat es. Von sich aus lud Jefim niemanden zum Polterabend ein, und Anna Akimowna war sehr froh darüber. Sie fürchtete sich sehr, es könnten ärmliche Gäste auftauchen. Jedesmal, wenn die Tür aufging,

erblaßte sie, doch von den armen Verwandten kam niemand, die Kaufmannsfrauen saßen allein und knackten Nüsse. Dafür wurden die jungen Eheleute tags darauf, sofort nach der Trauung, gleich an der Tür von einem Mushik in Bastschuhen und in einem alten Bauernrock mit Brot und Salz empfangen. Als sie die Tür öffneten, [584] zeigte sich, daß das Zimmer voller Mushiks in Bastschuhen war. Anna Akimowna wankte und konnte nur flüstern: „Bösewicht!“ Die Kaufmannsfrauen zogen sich schmollend zurück; Jefim bat sie, nicht hochmütig zu sein und an der Hochzeit teilzunehmen; sie wandten sich von ihm ab. Darauf tat ihnen Jefim die Tür weit auf... Anna Akimowna war so niedergeschlagen, daß sie gleich am nächsten Tag ernstlich erkrankte. Jefim grämte und härmte sich, saß ganze Nächte lang am Krankenlager und schaute sie in einem fort an. Aber auch hier behandelte er sie derb, und nur einmal bat er sie mit zärtlichen Worten, sich kurieren zu lassen. Sie wandte sich nur ab. Nachher wurde er noch rauher. Als sie sich erholte, gab er ihr keine Ruhe und vergalt ihr in einem fort ihren früheren Stolz. „Anna Akimowna“, sagte er, „als meine Frau haben Sie Ihre Fürstenwürde verloren. Solch einen Fehler haben Sie begangen; geradezu schrecklich!“ Sie schwieg in einem fort, er aber schaute sie an wie einen erbitterten Feind und sagte manchmal mit Hohn: „Brennen tut die Nessel zuerst, aber im Kochtopf wird sie weich!“ Dürr und mager wird Anna Akimowna von diesen Vorwürfen, und auch ihm fällt dieses Leben nicht leicht: er alterte schnell, bekam Runzeln, verlor seine gute Laune, sein Lächeln wurde bissig, und auch seine Reden klangen grimmig und waren voller Bosheit... Anna Akimowna hielt es nicht lange aus, im Herbst starb sie still, ohne Qualen. Jefim war zu dieser Zeit nicht zu Hause, die Herrin hatte ihn irgendwohin geschickt. Als er zurückkam, sah er sie auf dem Tisch aufgebahrt, blieb stehen, sagte kein Wort und „stand die ganze Nacht, ohne sich zu regen, ohne einen Seufzer. Am Morgen ging er fort, kaufte einen Sarg, bestellte den Geistlichen und grub selber das Grab. Dann lud er die Leute zum Begräbnis ein. Ganz ruhig schien er, aber es war ihm doch schrecklich zumute: immerzu fühlte, ahnte das Herz etwas Schlimmes...“ Und in der Tat, das Schlimme kam:

Man brachte Anna Akimowna zum Friedhof und legte sie ins kühle Grab. Die Leute kamen vom Friedhof, es gab einen Leichenschmaus, und Jefim selbst traf die Anordnungen. Als alle weggingen, führte er die Pferde zur Tränke und sagte zu Mischa:

„Mischa, hör zu, und merke dir das gut. Verschwinde ich, dann hinterlasse ich mein ganzes Hab und Gut der Tante meiner Frau. Alles soll man ihr geben. Hast du verstanden?“

Mischa erschrak zu Tode.

„Ja“, sagte er.

„Nun, vergiß nichts!“ Und er ritt fort.

Mischa rannte in das Gesindezimmer und zitterte am ganzen Leib.

„Jefim will Hand an sich legen.“

Er versetzte alle in Aufregung: man lief zur Tränke. Alle Pferde waren am Fuße des Berges an einem Weidenbaum angebunden, Jefim aber war nirgends zu finden... [585] Man begann nach ihm zu schreien, suchte ihn und fand seine Mütze bei einem alten verlassenen Brunnen... In dem Brunnen war schon vor langer Zeit ein Mädchen ertrunken, und er war bodenlos tief. Bei diesem Brunnen fand man seine Mütze. Man holte Leute mit Stangen und Haken, und unter lärmendem Gerede zog man Jefim tot aus der Tiefe.

Kein Zweifel, in Jefim wird jedermann die Züge eines rein russischen Charakters erkennen, und zwar eines nicht durch die Erziehung geglätteten, d. h. eines gerade beim einfachen Volk anzutreffenden Charakters. Dieser Starrsinn, diese Unfähigkeit, leutselig zu vergessen und zu verzeihen, diese sinnlose Neigung, unaufhörlich und endlos einen Menschen mit Vorwürfen zu quälen, während man gleichzeitig starke Anhänglichkeit an ihn empfindet – das sind alles Züge, die sowohl die Schar der Kritiker als auch die Partei der Quasiverteidiger dem Russen gerne zuschreibt. Die letzteren erblicken darin natürlich Geistesgröße, finden Prototypen ähnlicher Charaktere in Iwan Grosny und Peter dem Großen und berufen sich sogar zuweilen auf

die rauhen Tugenden der Spartaner und der alten Römer als Parallele. Wir bekennen, daß die ehrenwerten Verteidiger des russischen Volkes etwas zu weit gehen. Sich für einen solchen Charakter wie den von Jefim zu begeistern, ist für einen Menschen, der ein Herz hat, recht schwierig. Doch eins kann man ihm nicht nehmen: seine Stärke; und man muß zugeben, daß es gefährlich ist, mit dieser Stärke zu scherzen.

Man betrachte in der Tat, mit welcher schrecklicher Rache er Anna Akimowna die Verletzung seiner Eigenliebe vergalt! Und von welchem fatalem, unabwendbarem Charakter ist seine Rache! Würde er einfach seinen Plan – das Mädchen dahin zu bringen, daß sie ihn heiratet – ersonnen und kaltblütig ausgeführt haben, so wäre das eine klägliche Intrige gewesen, die nur von seiner Hartherzigkeit und Börsartigkeit gezeugt hätte. Hier aber kam es anders: er selbst verliebte sich in sie, und deswegen war ihre Geringschätzung für ihn so kränkend; indem er sich um ihre Liebe bemühte, befriedigte er eher ein Herzensbedürfnis, als daß er dem Rachegefühl gehorchte. Er konnte nicht den Willen haben, sie zugrunde zu richten – der Beweis dafür ist, daß er ihren Tod nicht überleben konnte. Doch irgendeine Kraft drängte ihn dazu, sie unaufhörlich und grausam zu kränken. Diese Kraft ist wild, unvernünftig, für ihn selbst verhängnisvoll. Doch er ist nicht imstande, ihr zu widerstehen, denn ungünstige Umstände ließen die humanen, vernünftigen Regungen der Natur in ihn nicht genügend sich entwickeln. Der Sieg über eine stolze Frau brachte ihm einen doppelten Genuß: die Befriedigung der Eigenliebe und die Gegenliebe, die er [586] anstrebte. Doch seine Verärgerung war stärker als die Liebe: er war so stolz und ehrgeizig, daß er die erreichte Gegenliebe der Frau nicht allzu sehr zu schätzen vermochte, die Kränkungen aber, die sie ihm zugefügt hatte, prägten sich tief in sein Herz ein, und er konnte sie weder vergessen noch verzeihen. Keine Unterwürfigkeit, keine Selbstaufopferung konnten seinen Unwillen besänftigen. Ihm selbst war schwer zumute, ein Kummer bedrückte ihn, er wurde immer finsterner in dem Maße, wie die Rache an der geliebten Frau Wirklichkeit wurde, doch konnte er nicht innehalten. In ihm lebte irgendein unersättlicher, grenzenloser Wunsch, sie zu erniedrigen, sich an ihr für seinen Kummer und sein Dulden zu rächen, sie zu verhöhnen, um dadurch seine eigenen, mit Füßen getretenen Rechte, seine Würde, die er erniedrigt und verachtet sah, gewissermaßen wiederherzustellen. Sein ganzes Verhalten ist durch jenes allgemeine Gesetz der Reaktion zu erklären, nach welchem ein Extrem stets das andere Extrem hervorruft. Viele Jahre hindurch dachte Jefim gar nicht an seine menschliche Würde und ertrug, wie es seiner Stellung entsprach, eine Unzahl erniedrigender Bedingungen. Doch trat ein Fall ein, wo seine Würde besonders schmerzlich getroffen wurde: bei der Begegnung mit einer Frau, die ihm gefiel, die er ihrer Stellung nach als ebenbürtig betrachtete; die Bitternis der Kränkungen weckte sein Selbstbewußtsein. Als er aber über seine Erniedrigung nachgedacht und sie empfunden hatte, strebte er mit der ganzen Energie seiner Natur danach, seine Menschenwürde zu heben. Die Ehe mit Anna Akimowna war ihm ungenügend: er vermochte nicht klar die Bedeutung des Schrittes zu erkennen, den das „Kaufmannstöchterchen“ tat, als sie ihn, den Mushik, heiratete. Um seinen Sieg voll zu genießen, mußte er ständig an ihn erinnern, ununterbrochen an seinem Opfer die Rechte des Siegers üben. So sehr er sie auch kränkte, so sehr er sie auch bändigte, so sehr er sie auch verhöhnte, alles schien ihm zu wenig. Sie erkannte demütig und schweigend ihre Ohnmacht, erkannte seine Rechte über sie an; ihm aber schien es immerfort, daß er ihr gegenüber seine Menschenwürde noch nicht genügend bewiesen und wiederhergestellt habe. Deswegen war seine Rache unsinnig, ungezügelt und für ihn selbst qualvoll unersättlich und eine Lebensnotwendigkeit für ihn. Noch im Sterben dachte Jefim wahrscheinlich, daß er sich noch nicht genügend durchgesetzt habe, und wäre seine Frau auferstanden, so hätte wohl bei der ersten Gelegenheit die gleiche Geschichte von neuem begonnen. Kam er doch während ihrer Krankheit zur Besinnung und begann ihr mit zärtlichen Worten zuzureden; sie [587] wandte sich aber damals von ihm weg, und er wurde noch rauher, noch rücksichtsloser.

Von Geistesgröße ist hier natürlich wenig zu sehen. Doch läßt sich bei einer in dieser Weise handelnden Natur die Kraft nicht in Abrede stellen, die, wäre sie anders erzogen und auf ein anderes Ziel gerichtet worden, einen vernünftigeren, humaneren Charakter angenommen hätte. Setzen wir noch hinzu, daß sich diese Kraft keineswegs nur ausnahmsweise bei wenigen Naturen findet, sondern bei unserem einfachen Volk eine ziemlich gewöhnliche Erscheinung ist. Die Umstände sind einer richtigen Entwicklung und Anwendung dieser Kraft nicht förderlich; deswegen äußert sie sich zumeist in moralisch verzerrten, gesetzwidrigen, ja verbrecherischen Handlungen. Das kann man keineswegs loben, man kann jedoch immerhin an den Mängeln und den Verbrechen selbst wohl unterscheiden, was durch den äußeren Druck der Umstände erzeugt wird und was der eigentlichen Natur des Menschen entspringt. Wohin wird unser einfaches Volk durch all die äußeren Umstände geführt, unter denen es lebt? Welchen Einfluß muß die Lage, in der es sich befindet, auf den Charakter all seiner Neigungen ausüben? Es wird wohl selbst unter den eingefleischtesten Vorkämpfern des Plantagenbesitzergeistes kaum jemand behaupten wollen, daß die Lage unserer Bauern geeignet ist, in ihnen solche Charaktereigenschaften zu entwickeln wie Aufrichtigkeit, Stärke, zivilen Heroismus usw. Man braucht nicht erst zu beweisen, daß alles, was mit den Lebensverhältnissen und der Erziehung unseres einfachen Volkes zusammenhängt, mehr oder weniger dazu führt, daß sich in ihm die Laster und die Schwächen entwickeln, die im Zustand der Unterdrückung, der Sklaverei oder Leibeigenschaft überhaupt, unvermeidlich sind. So entwickeln sich Schmeichelei, Betrug, Speichelleckerei, Käuflichkeit, Trägheit, Dieberei usw., überhaupt alle jene Laster, bei denen man im geheimen, im stillen handeln kann, wo es aber keiner offenen Kraftanwendung bedarf, wo man nicht der Gefahr offen ins Auge zu sehen braucht... Und bei alledem beachte man, wieviel von diesem Element des Energischen, Mutigen im Volk erhalten geblieben ist. Wir brauchen hier nicht auf die prachtvollen Heldentaten hinzuweisen, die unsere Bauern vollbringen, um Menschen aus dem Feuer und dem Wasser zu retten, auf ihre Tapferkeit bei der Bärenjagd oder gar im letzten Kriege. Wie bedeutsam diese Tatsachen auch sind, wir lassen sie jetzt beiseite; wir haben von Lastern und Verbrechen zu sprechen begonnen und wollen daher, ohne diesen Rahmen zu verlassen, lediglich auf die Kriminalstatistik der unteren Klassen unseres [588] Volkes verweisen. Man lese etwa einige derartige Mitteilungen im ehemaligen „Russkij Dnewnik“ oder in der heutigen „Sewernaja Ptschela“, und man versuche, sich des vorwiegenden Charakters der Verbrechen bewußt zu werden. Wer gewohnt ist, das russische Volk nur als gaunerhaft, im übrigen aber als schwach und apathisch zu betrachten, wird erstaunt sein; südliche Leidenschaften trifft man auf Schritt und Tritt, blutige Liebes- und Eifersuchtsdramen, Vergiftungen, Morde, Brandlegungen, Beispiele der bestialischsten Rache treten einem in diesen Nachrichten unaufhörlich entgegen. Und es ist ja bekannt, wie ungern man bei uns alles vor die Öffentlichkeit bringt, und wie daher vieles von dem, was sich auf diesem Gebiete ereignet, dem Publikum unbekannt bleibt...

Was ist daraus zu folgern? Uns scheint die eine Schlußfolgerung möglich: das Volk ist nicht erstarrt, ist nicht verkommen, die Quelle des Lebens ist in ihm nicht versiegt; doch die in ihm lebenden Kräfte müssen, da sie keinen richtigen, freien Ausweg finden, sich einen unnatürlichen Weg bahnen und sich notwendigerweise mit viel Lärm, zerstörend, oft zum eigenen Verderben auswirken. Wie übel das ist, liegt auf der Hand; wie erwünscht es ist, daß die Volkskräfte eine bessere Richtung finden und dem Volke selbst zum Nutzen und nicht zum Schaden gereichen, auch das braucht man nicht erst zu beweisen. Leider muß man aber noch sehr vielen erst nachweisen, daß diese Kräfte im Volk vorhanden sind und daß die schlechte oder die gute Richtung dieser Kräfte durch die Umstände des Volkslebens, nicht aber etwa dadurch bedingt ist, daß die Masse unseres Volkes zu irgendeiner besonderen Menschenart gehört, die entweder nur zu Apathie oder zu Bestialität fähig ist. Es gibt bei uns in der gebildeten Gesellschaft nicht wenige solcher Herrschaften, denen es ein leichtes ist, das ganze Volk durch die Bank zu beschuldigen, es sei zum zivilisierten Leben und zu jeder selbständi-

gen Lebensordnung unfähig, genau so, wie es nicht wenige gibt, die bereit sind, das Volk so zu verteidigen und ihm so erhabene Gefühle zuzuschreiben, daß man, wenn man sie anhört, nur das vollständige Brachliegen dieser hohen Qualitäten unseres Volkes beweinen müßte. Für die einen wie für die anderen Herrschaften wäre es überaus nützlich, aufmerksam über den Band der Erzählungen von Marko Wowtschok nachzudenken. Um ihnen diesen schwierigen Prozeß zu erleichtern, versuchten wir in diesem Aufsatz, einige der interessantesten Züge des Volkslebens zu analysieren, die in den „Volkserzählungen“ sehr lebhaft und packend dargestellt sind, aber bei flüchtigem, oberflächlichem Lesen bei den Lesern eventuell nicht die verdiente Aufmerksamkeit gefunden [589] hätten. Um den Kreis der Meinungsäußerungen über die Qualitäten unseres Volkes zu erweitern, suchten wir auch einige Parallelen zwischen den Menschen niedrigen Standes und den Menschen jener Gesellschaftsschicht zu ziehen, die sich deshalb gebildet nennt, weil sie, nachdem sie so halbwegs fünf, sechs kopfzerbrecherische Wissenschaften im Ausmaß der deutschen Gymnasiallehrgänge bewältigt hat und einem vorzeitigen Kosmopolitismus verfallen ist, die Verbindung mit dem Volk zerrissen und sogar die Fähigkeit verloren hat, die Grundzüge des Volkscharakters zu erkennen. Hinsichtlich der moralischen Qualitäten fanden wir in dieser Gesellschaft nicht viele Vorzüge. Sie besitzt nicht viel Anrecht darauf, sich über das einfache Volk besonders erhaben zu dünken. Wir gingen nicht so weit und setzten nur den Sinn einiger die russische Wirklichkeit so getreu wiedergebender Erzählungen von Marko Wowtschok ausführlicher auseinander. Wir fanden dabei, daß die unnatürlichen, in der Leibeigenschaft wurzelnden Beziehungen, die bisher zwischen dem Volk und den oberen Klassen bestanden haben, für die Bauern materiell und sittlich schädlich, für die Herren selbst aber noch verhängnisvoller waren. Den Leuten, die sich in der Stellung von Igruschetschkas Herrschaften befanden, brachten sie offenbar einen gewissen äußeren Vorteil. Aber gerade dadurch saugten sie sich in ihrer ganzen Widersinnigkeit und Unmenschlichkeit an der Seele dieser Herrschaften fest, wurden zur Grundlage ihrer Moral, verdrängten in ihnen jede vernünftige Ansicht und machten sie zu ganz untauglichen Menschen, während die gleichen Beziehungen auf Mascha, Katerina, Nadesha und alle, die sich in deren Lage befanden, schon deswegen, weil sie ihnen stets schwer und unangenehm waren, eher rein äußerlich wirkten und nicht in Fleisch und Blut übergingen. Allerdings führte die Leibeigenschaft auch bei dieser Klasse von Menschen eine bedeutende Mißgestaltung der Begriffe und der Bestrebungen herbei: bei Nadesha und ihren Freundinnen, bei der still gehorchenden Igruschetschka und bei Jefim sahen wir, wie selbst die besten Prinzipien, die natürlichsten Regungen sich bei ihnen oft falsch entwickeln. Diese Wirkung ist aber jedenfalls nicht direkt, sondern indirekt, nicht positiv, sondern negativ, und was die Hauptsache ist, diese falsche Entwicklung natürlicher Prinzipien bringt den Armen keinen, nicht einmal einen äußerlichen Vorteil. Man kann sie mit Menschen vergleichen, die gezwungen sind, ihr Brot zur Hälfte mit Spreu gemischt zu essen: der lange Gebrauch einer solchen Nahrung übt natürlich einen Einfluß auf den Organismus aus und verschlechtert den Gesundheitszustand. Doch wird wohl kaum jemand [590] behaupten wollen, daß ein Mensch, nachdem er einige Jahre lang Brot mit Spreu gegessen hat, dadurch die Fähigkeit verliert, reines Brot zu essen. Im Gegenteil, die Menschen, denen die frühere Leibeigenschaft und all die gesellschaftlichen Beziehungen, die daraus folgten, zum Nutzen gereichten, können mit Feinschmeckern verglichen werden, die ihren Magen durch die raffiniertesten Erfindungen der Kochkunst geschwächt und verwöhnt haben. Es ist klar, daß sie sich erstens viel strenger an ihre feine Speisenfolge halten werden als die Armen an ihre Spreu. Zweitens aber werden sie, wenn sie einmal doch gezwungen sind, mit grober Speise fürlieb zu nehmen, viel schneller daran zugrunde gehen als die Armen, die von Spreu auf reines Brot übergeführt werden...

Nach dem Lesen dieser fragmentarischen, zusammenhanglosen Bemerkungen (die im Druck noch zusammenhangloser erscheinen werden, als sie es im Manuskript waren) werden die einen sie natürlich als längst bekannt und überflüssig bezeichnen, während die anderen sie

unbegründet, übertrieben und unwahrscheinlich finden werden. Die Mehrzahl der Literaturbesseren wird dabei bemerken, daß sich in unserem Aufsatz gar keine *Kritik* an Marko Wowschok findet. Wir sind an ähnliche Bemerkungen gewöhnt und haben, wie mir scheint, bereits mehr als einmal erklärt, wie wir die Aufgaben der Kritik an Werken der russischen Belletristik auffassen. Aber es wird wohl angebracht sein, jetzt am Schluß unseres Aufsatzes einige Worte über diesen Gegenstand zu sagen.

Eingangs sagten wir, daß Marko Wowschok uns kein Poem des Volkslebens gibt, daß wir bei ihm nur Andeutungen, Skizzen und keine vollständigen ganz ausgeführten Bilder sehen. Folglich brauchten wir gar nicht eine Darlegung der absolut ästhetischen Vorzüge der „Erzählungen“ zu geben. Es galt, zu zeigen, in welchem Maße diese Andeutungen klar, lebenswahr und richtig sind und wie wichtig die Lebenserscheinungen sind, auf die sie sich beziehen. Wir wandten uns denn auch diesem Weg zu: wir analysierten die von Marko Wowschok dargestellten Charaktere, führten die Umstände an, die ihren richtigen oder falschen Entwicklungsgang förderten, erinnerten an die russische Wirklichkeit und sagten, in welchem Maße die russischen Charaktere unserer Meinung nach vom Autor richtig und lebensnah wiedergegeben sind und welche Bedeutung den vom Autor berührten Erscheinungen zukommt. Auf Grund unserer Gedankengänge konnten wir feststellen, daß Marko Wowschoks Buch die russische Wirklichkeit treu wiedergibt, daß seine Erzählungen außerordentlich wichtige Seiten des Volkslebens betreffen und daß wir in seinen leichten Skizzen Striche finden, [591] die die Meisterhand des Künstlers und ein tiefeschürfendes ernstes Studium des Gegenstandes verraten. Zur Bestätigung dieser Schlußfolgerungen ergingen wir uns in recht ausführlichen Betrachtungen über die Eigenschaften unseres einfachen Volkes und über die verschiedenen Verhältnisse unseres gesellschaftlichen Lebens. Jetzt bleibt es dem Leser überlassen, zu entscheiden, erstens, ob wir den Sinn von Marko Wowschoks Erzählungen richtig erfaßt haben, zweitens aber, ob und in welchem Maße unsere über das russische Volk gemachten Bemerkungen zutreffend sind. Bei der Entscheidung dieser zwei Fragen wird der Leser für sich auch die Frage entscheiden, welchen Wert das Buch Marko Wowschoks besitzt. Haben wir den Sinn dieses Buches entstellt oder Unwahreres über das Volksleben erzählt, d. h. schildern die von Wowschok dargestellten Erscheinungen und Personen gar nicht, wie wir es zu beweisen trachteten, unser Volk, sondern erzählen sie einfach außerordentliche, kuriose Fälle, die gar keine Bedeutung haben, dann wäre es offenkundig, daß auch der literarische Wert der „Volkserzählungen“ verschwindend gering ist. Wird dagegen der Leser unserer Auffassung über den Sinn des von uns behandelten Buches zustimmen, wird er den allgemeinen Sinn und die hohe Bedeutung der von uns in dem Buche Marko Wowschoks geschilderten Züge zugeben, so muß er selbstverständlich auch den hohen Wert eines literarischen Werkes anerkennen, das unser Volksleben so vielseitig, lebenswahr und richtig darstellt und einen so tiefen Einblick in die Seele des Volkes gewährt. Auf diese Weise wird unser literaturkritisches Ziel auch ohne die Hilfe stets langweiliger und fruchtloser ästhetischer Nebelhaftigkeiten erreicht werden.

Was das andere Ziel betrifft, das wir uns in dem vorliegenden Aufsatz ebenfalls steckten, so ist es auch kein der Literatur fremdes Ziel. Wir wollten auf Grund von Marko Wowschoks Buch die Aufmerksamkeit der Schreibenden auf die Frage der äußeren Lage und der inneren Eigenschaften des Volkes lenken, das sich jetzt anschickt, in eine neue Periode seines Lebens einzutreten. Bis jetzt hörten wir die verschiedenartigsten Äußerungen über unser einfaches Volk, und am lautesten wurden – man braucht daraus kein Geheimnis zu machen – die von großer Unwissenheit zeugenden und feindlichsten Meinungen ausgesprochen. Die Literatur, die ihrem Wesen nach der Bahnbrecher aufgeklärter, nicht aber von Unwissenheit eingegebener Ideen sein soll, hat indessen sehr wenig in dieser Frage getan, die jetzt für uns unvergleichlich wichtiger ist, nicht als eine bloße poetische Beschreibung verschiedener Rosenarten oder

als Vorträge über das sanskritische Epos, sondern sogar [592] wichtiger als alle Vorzüge der Frau Swetschina.¹²² Wir können in unserer Literatur eine Reihe Namen von der Art des Staatsrats Grigorij Blank, des Magisters Nikolaj Besobrasow, des Grafen N. Tolstoj, Orlow-Dawydow u. a. aufzählen, können an Meinungen erinnern, die zum Beispiel behaupten, daß Lesen und Schreiben den Mushik verderben, daß der Stock für die Ordnung im Volk unentbehrlich ist usw. Dagegen werden wir wenige Menschen finden, die mit Liebe und Sachkenntnis bestrebt sind, dem Publikum die Vorzüge des Volkes darzustellen und sich für dessen volles Recht auf einen Anteil an allen Gütern des zivilisierten Lebens einzusetzen. Gegen die Dunkelmännerei und den Stock haben sich viele aufgelehnt. Aber auch hier wurden die glänzendsten Artikel vom Standpunkt des abstrakten Rechts und der allgemeinen Erfordernisse der Zivilisation geschrieben und es gab wohl kaum einen Artikel, in dem vernünftig auseinandergesetzt wäre, in welchem Maße und unter welchen Bedingungen *unser Volk* den Stock entbehren und sich ohne Schaden das Lesen und das Schreiben aneignen kann. Leider sieht man, daß unsere Literatur noch wenig mit dem Volke gemein hat. Das Los von Marko Wowtschoks Erzählungen ist ein neuer Beweis dafür, bereits seit etwa zwei Jahren sind sie dem Publikum aus dem „Russkij Westnik“ bekannt. Zu Beginn dieses Jahres sind sie in einer Sonderausgabe erschienen, und unsere Zeitschriften haben bis jetzt kaum „einige warme Worte“, wie es die Zeitschriftenroutine erfordert, über sie gesagt. Indessen wurden diese Zeitschriften während dieser Zeit mit wichtigen Betrachtungen über die erste Liebe, über die künstlerische Bedeutung des Herrn Nikitin, über die sittliche Höhe Jelenas in der Erzählung „Am Vorabend“ und ähnliche künstlerische Leistungen angefüllt. Ein Kritiker versuchte seine eigene Meinung über Marko Wowtschok auszusprechen, doch er bewies nur seine völlige Unfähigkeit, über einen Gegenstand zu sprechen, der sein Verständnis so sehr übersteigt... Ist es denn unserer Literatur wirklich beschieden, für immer in der engen Sphäre der faden Gesellschaft zu verbleiben, die sich über Kartenspielsensationen aufregt, sich der Liebe zu den Sternen ergibt und sich fürchtet, etwas leidenschaftlich und heiß zu ersehnen? Wird wirklich nur diese Groschen„bildung“, die aus dem Menschen einen dressierten Papageien macht und ihm statt lebendiger Forderungen der Natur routinetafliche Sentenzen veralteter Autoritäten jeglicher Art vermittelt – wird stets nur sie in den besten Werken unserer Literatur paradieren, unsere talentvollen Publizisten, Kritiker und Poeten beschäftigen? Ist es nicht an der Zeit, daß wir uns von diesen mageren, welken Ausläufern [593] einer mißlungenen Zivilisation frischen, gesunden Sprößlingen zuwenden, deren richtiges, erfolgreiches Wachstum und ihren Farbenreichtum fördern und ihre prachtvollen, reichen Früchte vor dem Verderben behüten? Die Ereignisse rufen uns dazu auf, das Stimmengewirr des Volkslebens erreicht unser Ohr, und wir dürfen uns keine Gelegenheit entgehen lassen, diesem Stimmengewirr zu lauschen.

Die Leser, die diese Gedanken für richtig halten, werden, wie wir hoffen, die Länge unseres Aufsatzes begreifen und uns entschuldigen. [594]

¹²² Swetschina, S. P. – russische Gutsbesitzerin, propagierte die katholische Religion.

Ein Lichtstrahl im finsternen Reich^{*}

(„Das Gewitter“, Drama in fünf Aufzügen von A. N. Ostrowskij, St. Petersburg 1860)¹²³

Kurzbevor „Das Gewitter“ auf der Bühne erschien, behandelten wir sehr ausführlich alle Werke Ostrowskijs. Von dem Wunsche beseelt, eine Charakteristik des Talents dieses Autors zu bieten, lenkten wir damals die Aufmerksamkeit auf die in seinen Stücken wiedergegebenen Erscheinungen des russischen Lebens, suchten ihren allgemeinen Charakter zu erfassen und zu erfahren, ob der Sinn dieser Erscheinungen in Wirklichkeit so ist, wie wir ihn in den Werken unseres Schriftstellers zu erkennen glauben. Die Leser haben wohl nicht vergessen, daß wir damals zu dem Ergebnis gelangten, Ostrowskij besitze ein tiefschürfendes Verständnis für das russische Leben und die hochgradige Fähigkeit, eine scharfe, lebendige Widerspiegelung der wesentlichen Seiten dieses Lebens zu geben. „Das Gewitter“ bot bald einen neuen Beweis für die Richtigkeit unserer Feststellung. Wir wollten dieses Stück gleich damals besprechen, fühlten aber, daß wir in diesem Falle vieles von unseren früheren Darlegungen wiederholen müßten, und wir entschlossen uns daher, vom „Gewitter“ zu schweigen und es den für unsere Meinungen Interesse bekundenden Lesern zu überlassen, an Hand dieses Stückes die allgemeinen Bemerkungen zu überprüfen, die wir über Ostrowskij bereits einige Monate vor dem Erscheinen dieses Stückes ausgesprochen hatten. Unser Entschluß festigte sich noch mehr, als wir sahen, daß über das „Gewitter“ in allen Zeitschriften und Zeitungen eine Reihe großer und kleiner [595] Rezensionen erschien, die die Sache von den mannigfaltigsten Gesichtspunkten aus behandelten. Wir dachten, in dieser Masse von Artikeln werde sich endlich über Ostrowskij und die Bedeutung seiner Stücke etwas mehr finden als das, was wir in den zu Beginn unseres ersten Aufsatzes über das „finstere Reich“ von uns erwähnten Kritiken gesehen hatten.^{**} In dieser Hoffnung und in Erkenntnis der Tatsache, daß unsere eigene Meinung über Sinn und Charakter der Werke Ostrowskijs bereits mit genügender Bestimmtheit ausgesprochen worden ist, erachteten wir es eben für besser, eine Analyse des „Gewitters“ nicht vorzunehmen.

Jetzt aber, wo wir das Stück Ostrowskijs von neuem, in einer Sonderausgabe vor uns haben und uns alles, was darüber geschrieben wurde, in Erinnerung rufen, finden wir, daß es gar nicht überflüssig sein wird, wenn wir einige Worte darüber sagen. Dieses Stück gibt uns Anlaß, einiges in unseren Notizen über das „finstere Reich“ zu ergänzen, manche der dort ausgesprochenen Gedanken weiterzuführen und uns nebenbei kurz mit einigen Kritikern auseinanderzusetzen, die uns eines direkten oder indirekten Geschimpfes würdigten.

Man muß es manchen der Kritiker lassen: sie haben es verstanden, den Unterschied, der uns von ihnen trennt, zu erkennen. Sie werfen uns vor, wir hätten uns eine schlechte Methode, das Werk des Autors zu prüfen, zu eigen gemacht und nachher, als Ergebnis dieser Prüfung, zu sagen, was in ihm enthalten ist und wie dieser Inhalt aussieht. Sie hätten eine ganz andere Methode: sie sagen vorher sich selber, was (natürlich ihrer Auffassung nach) in dem Werk enthalten sein *muß* und in welchem Maße alles *Notwendige* tatsächlich in ihm enthalten ist (wieder ihrer Auffassung nach). Es ist begreiflich, daß sie bei einem solchen Unterschied der Anschauungen mit Entrüstung auf unsere Analysen blicken, die einer von ihnen als „Suchen einer Moral zur Fabel“ bezeichnet. Wir freuen uns aber sehr darüber, daß der Unterschied endlich aufgedeckt ist, und sind bereit, einem beliebigen Vergleich standzuhalten. Ja, wenn man es so haben will, so ähnelt unsere Art der Kritik auch dem Streben, in der Fabel die Mo-

* Siehe die Aufsätze „Das finstere Reich“ im „Sowremennik“, 1859, Nr. VII und IX. (N. D.) (Siehe vorl. Buch S. 269.) (*Die Red.*)

¹²³ Veröffentlicht im „Sowremennik“ (1860, Nr. X).

** Siehe „Sowremennik“, 1859, Nr. VII. (N. D.) (Siehe vorl. Buch S. 269.) (*Die Red.*)

ral zu finden: der Unterschied wird zum Beispiel hinsichtlich der Kritik an Ostrowskijs Komödien eben dem Unterschied entsprechen, der zwischen Komödie und Fabel besteht, und dadurch bedingt sein, daß das in den Komödien geschilderte menschliche Leben für uns wichtiger ist und uns nähersteht als das Leben der Esel, Füchse, Schilfhalme und [596] sonstigen in den Fabeln behandelten Figuren. Jedenfalls ist es unserer Meinung nach viel besser, eine Fabel zu analysieren und zu sagen: „Solch eine Moral ist in ihr enthalten, und diese Moral scheint uns gut oder schlecht, und zwar aus folgenden Gründen“, als im voraus zu entscheiden: in dieser Fabel muß es folgende Moral geben (z. B. Achtung den Eltern gegenüber), und sie muß folgendermaßen ausgedrückt sein (z. B. in Gestalt eines Nestlings, der nicht auf die Mutter hört und aus dem Nest fällt); diese Bedingungen sind aber nicht eingehalten, die Moral ist eine andere (z. B. Nachlässigkeit der Eltern den Kindern gegenüber) oder ist nicht so deutlich ausgesprochen (wie z. B. beim Kuckuck, der seine Eier in fremde Nester legt) – also taugt die Fabel nichts. Diese Art der Kritik haben wir in Hinblick auf Ostrowskij mehr als einmal gesehen, obwohl das natürlich niemand zugeben will und man sogar, die eigenen Fehler auf andere abwälzend, gegen uns die Beschuldigung erhebt, daß wir mit vorgefaßten Ideen und Forderungen an die Analyse literarischer Werke herangehen. Die Sache läßt jedoch an Klarheit nichts zu wünschen übrig; haben denn die Slawophilen nicht gesagt, man müsse den Russen als tugendhaft darstellen und nachweisen, daß die Wurzel alles Guten darin bestehe, auf alte Weise zu leben; Ostrowskij habe das in seinen ersten Stücken nicht eingehalten, und daher seien „Familienbild“ und „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ seiner unwürdig und nur dadurch zu erklären, daß er damals noch Gogol nachahmte. Und haben denn die Westler nicht geschrien, man müsse in einer Komödie lehren, daß Aberglaube schädlich sei, während Ostrowskij einen seiner Helden durch Glockengeläute vor dem Untergang rettet; man müsse allen zu Gemüte führen, daß das wahre Glück in der Bildung bestehe, während Ostrowskij in seiner Komödie den gebildeten Wichorew gegenüber dem ungebildeten Borodkin zuschanden werden läßt; es wäre also klar, daß „Bleib bei deinem Leisten“ und „Lebe nicht, wie Dir's behagt“ schlechte Stücke seien. Und haben denn nicht die Anhänger des Künstlerischen verkündet, die Kunst müsse den ewigen und allgemeinen Forderungen der Ästhetik dienen, während Ostrowskij in dem Stück „Ein einträglicher Posten“ die Kunst dazu erniedrigt habe, kläglichen Augenblicksinteressen zu dienen; deshalb sei „Ein einträglicher Posten“ der Kunst unwürdig und müsse der Enthüllungsliteratur zugezählt werden!... Und hat denn nicht Herr Nekrassow aus Moskau¹²⁴ behauptet, Bolschow dürfe bei uns kein Mitgefühl erwecken, während doch der vierte Akt des Stückes „Das werden wir schon unter uns ausmachen“ zu dem Zwecke geschrieben ist, in uns Mitgefühl für Bolschow zu wecken. Also sei [597] der vierte Akt überflüssig! ... Und hat denn nicht Herr (N. F.) Pawlow alles darangesetzt, um folgende Sätze klarzumachen: das russische Volksleben könne nur für Schaubudenaufführungen Material liefern. Es fehlten ihm die Elemente, um aus ihm etwas den „ewigen“ Forderungen der Kunst Entsprechendes zu schaffen; es sei also klar, daß Ostrowskij, der sein Sujet dem Leben des einfachen Volkes entnimmt, nicht mehr als ein Schaubudenauteur sei... Und hat denn nicht ein weiterer Moskauer Kritiker die Behauptung aufgestellt, das Drama müsse uns einen von hohen Ideen beseelten Helden vorführen, während die Heldin des „Gewitters“ ganz von Mystizismus durchdrungen sei und folglich für ein Drama nicht taugte, denn sie könne unser Mitgefühl nicht wecken. Daraus folge, daß „Das Gewitter“ nur als Satire Bedeutung habe und auch als solche nicht viel wert sei usw. usw.

Wer verfolgt hat, was bei uns über das „Gewitter“ geschrieben wurde, wird sich leicht noch einige solche Kritiken in Erinnerung rufen können. Man kann nicht behaupten, daß sie alle von geistig ganz verkümmerten Menschen geschrieben wurden. Wodurch ist also jenes Feh-

¹²⁴ „Herr Nekrassow aus Moskau“ – N. P. Nekrassow (1828-1913) – Literaturkritiker, Mitarbeiter des „Atenej“.

len einer richtigen Betrachtung der Dinge zu erklären, das dem unvoreingenommenen Leser in all diesen Kritiken auffällt? Ohne jeden Zweifel ist es der alten Routine in der Kritik zuzuschreiben, die sich nach dem Studium der Kunstscholastik in den Lehrgängen von Koschanskij, Iwan Dawydow, Tschistjakow und Selenezkij¹²⁵ in vielen Köpfen eingenistet hat. Bekanntlich ist nach Meinung dieser ehrenwerten Theoretiker die Kritik nichts anderes als die Anwendung der in den Lehrgängen dieser Theoretiker dargelegten allgemeinen Gesetze auf ein bestimmtes Werk. Entspricht das Werk diesen Gesetzen, dann ist es ausgezeichnet, entspricht es nicht, so ist es schlecht. Wie man sieht, ist das für welkende Greise nicht schlecht erdacht: solange in der Kritik ein solcher Grundsatz lebt, können sie überzeugt sein, daß sie nicht als ganz rückständig gelten werden, was immer auch in der literarischen Welt vor sich gehen möge. Sind doch die Gesetze in ihren Lehrbüchern ausgezeichnet festgelegt auf der Grundlage der Werke, an deren Schönheit sie glauben; solange man alles Neue auf Grund der von ihnen bestätigten Gesetze beurteilen wird, so lange wird eben nur das als schön anerkannt werden, was diesen Gesetzen entspricht, und nichts Neues wird seine Rechte anmelden dürfen. Die Greise werden im Recht bleiben, wenn sie an Karamsin glauben und Gogol nicht anerkennen, wie auch die ehrenwerten Männer recht behalten wollen, die von den Racines entzückt waren und Shakespeare, dem Beispiel Voltaires folgend, als betrunkenen Bar-[598]baren beschimpften oder vor dem „Messias“ in die Knie fielen und auf dieser Grundlage den „Faust“ verwarfen. Selbst die unbegabtesten Routiniers brauchen eine solche Kritik, die ja bloß einer passiven Überprüfung der unverschiebbaren Regeln stumpfsinniger Schulmeister dient, nicht zu fürchten, und gleichzeitig haben selbst die begabtesten Schriftsteller, wenn sie etwas Neues und Originelles in die Kunst bringen, von dieser Kritik nichts zu erwarten. Sie müssen vielmehr allen Angriffen der „regelrechten“ Kritik die Stirn bieten, müssen sich ihr zum Trotz einen Namen machen, müssen ihr zum Trotz eine Schule gründen und erreichen, daß irgendein neuer Theoretiker bei der Aufstellung eines neuen Kodex der Kunst sich ihnen anpaßt. Dann wird auch die Kritik demütig die Vorzüge dieser Schriftsteller anerkennen; bis dahin aber muß sich die Kritik in der Lage der unglücklichen Neapolitaner von Anfang September dieses Jahres befinden, die zwar wissen, daß Garibaldi heute oder morgen bei ihnen eintreffen wird, trotzdem aber Franz als ihren König anerkennen müssen, solange Seine Königliche Majestät nicht geruhen, seine Residenz zu verlassen.

Wir wundern uns, wie achtbare Menschen sich entschließen können, der Kritik eine so geringfügige, so erniedrigende Rolle einzuräumen. Beschränken sie nämlich diese Rolle darauf, die „ewigen und allgemeinen“ Gesetze der Kunst auf einzelne vorübergehende Erscheinungen anzuwenden, so verdammen sie dadurch die Kunst zur Unbeweglichkeit und machen die Kritik restlos zu einer behördlichen und polizeilichen Einrichtung. Und das tun viele aus reinster Überzeugung! Ein Verfasser, über den wir unsere Meinung etwas unehrerbietig äußerten, erinnerte uns daran, daß eine kränkende Behandlung des Angeklagten durch den Richter ein Verbrechen ist. O naiver Autor! Wie sehr ist er doch von den Theorien Koschanskijs und Dawydows erfüllt! Er nimmt die triviale Metapher, wonach die Kritik ein Tribunal ist, vor dem die Autoren als Angeklagte erscheinen, völlig ernst! Wahrscheinlich nimmt er auch die Meinung für bare Münze, daß schlechte Verse eine Sünde vor Apollo sind und daß man schlechte Schriftsteller zur Strafe im Lethefluß ertränkt! ... Wie sollte er sonst den Unterschied zwischen Kritiker und Richter nicht sehen? Vor Gericht stellt man Menschen, die eines Vergehens oder eines Verbrechens verdächtig sind, und Sache des Richters ist es, zu entscheiden, ob der Angeklagte unschuldig oder schuldig ist. Wird denn aber gegen den Schriftsteller irgendeine Anklage erhoben, wenn man ihn der Kritik unterzieht? Die Zeiten, da die

¹²⁵ *Dawydow, I. I.* – Direktor des Höheren Pädagogischen Instituts. *Tschistjakow, M. B.* (1809-1885) – Pädagoge, Verfasser von Kinderbüchern. *Selenezkij, K. L.* (1812-1858) – Professor am Lyzeum in Odessa, Verfasser von Lehrbüchern der russischen Literatur.

Beschäftigung mit Büchern als Häresie und Verbrechen betrachtet wurde, sind doch wohl schon längst [599] vergangen. Der Kritiker spricht seine Meinung aus, ob das Werk ihm gefällt oder nicht; da nun angenommen wird, daß er kein leerer Schwätzer, sondern ein vernünftiger Mensch ist, so sucht er eben die Gründe vorzubringen, warum er das eine für gut, das andere aber für schlecht hält. Er betrachtet seine Meinung nicht als ein endgültiges, für alle verbindliches Urteil. Will man schon einen Vergleich aus der juristischen Sphäre heranziehen, so ist er eher Advokat als Richter. Er stellt sich auf einen bestimmten Standpunkt, der ihm der richtigste zu sein scheint, setzt den Lesern die Einzelheiten der Sache, wie er sie auffaßt, auseinander und sucht ihnen seine eigene Einstellung für oder gegen den behandelten Autor beizubringen. Es versteht sich von selbst, daß er sich dabei aller Mittel bedienen kann, die er für geeignet erachtet, wenn sie nur das Wesen der Sache nicht entstellen: er kann einen in Schrecken oder in Rührung versetzen, Lachen oder Tränen hervorrufen, er kann den Autor zwingen, ungünstige Zugeständnisse zu machen, oder er kann ihm sogar das Antworten unmöglich machen. Eine in dieser Weise geübte Kritik kann folgendes Ergebnis haben: die Theoretiker können, nach Einblick in ihre Lehrbücher, immerhin feststellen, ob das betrachtete Werk mit ihren unverrückbaren Gesetzen in Einklang steht, und können in ihrer Richterrolle entscheiden, ob der Autor im Recht oder im Unrecht ist. Bekannt ist jedoch, daß im öffentlichen Gerichtsverfahren nicht selten Fälle vorkommen, in denen die der Gerichtsverhandlung Beiwohnenden bei weitem nicht mit der Entscheidung sympathisieren, die der Richter auf Grund bestimmter Paragraphen des Gesetzbuches ausspricht: das gesellschaftliche Gewissen weicht in solchen Fällen vollständig von den Gesetzartikeln ab. Dasselbe kann noch häufiger bei der Beurteilung literarischer Werke geschehen: wenn der als Advokat wirkende Kritiker die Frage entsprechend stellt, die Tatsachen gruppiert und sie im Lichte einer bestimmten Überzeugung darstellt, so wird die öffentliche Meinung, ohne die Gesetzbücher der Poetik zu beachten, schon wissen, welcher Ansicht sie sein soll.

Wenn wir aufmerksam prüfen, was es heißt, die Kritik als „Gericht“ über die Autoren aufzufassen, so finden wir, daß dies sehr an den Begriff erinnert, den unsere Provinzdamen und -fräulein mit dem Wort „*Kritik*“ verknüpfen, einen Begriff, über den sich unsere Romanschreiber so geistreich lustig zu machen pflegten. Auch heute kann man nicht selten Familien finden, die einem Schriftsteller mit einer gewissen Angst begegnen, er werde „eine Kritik über sie schreiben“. Die unglücklichen Provinzmenschen, in deren Köpfen sich ein solcher Gedanke eingenistet hat, [600] bieten tatsächlich das klägliche Bild von Angeklagten, deren Schicksal von einem Federzug des Literaten abhängt. Sie blicken ihm schmeichelnd in die Augen, sind benommen, entschuldigen sich, klagen sich selber an, als ob sie in der Tat Schuldige wären, die die Todesstrafe oder Gnade erwarten. Man muß jedoch sagen, daß so naive Menschen jetzt auch in den entferntesten Krähwinkeln allmählich verschwinden. Genau so wie das Recht, „ein eigenes Urteil zu haben“, aufhört, nur Menschen von bestimmtem Rang oder Stellung zuzukommen, sondern jedermann zugänglich wird, sieht man auch im Privatleben mehr Solidität und Selbständigkeit, weniger zitternde Angst vor jedem fremden Urteil. Nunmehr äußert man die eigene Meinung einfach deswegen, weil es besser ist, sie offen herauszusagen als sie zu verheimlichen; man äußert sie, weil man einen Meinungs austausch für nützlich hält, weil man jedem das Recht zuerkennt, seine Anschauungen und seine Forderungen vorzubringen und weil man endlich es sogar als die Pflicht eines jeden einzelnen betrachtet, an der allgemein Bewegung teilzunehmen, die eigenen Beobachtungen und Erwägungen, wie man sie eben anzustellen vermag, mitzuteilen. Von da ist es aber noch weit bis zur Rolle eines Richters. Sage ich Ihnen, daß Sie unterwegs ein Taschentuch verloren haben oder daß Sie in der falschen Richtung gehen usw., so bedeutet das noch nicht, daß ich Sie anklage. Genau so werde ich nicht Ihr Angeklagter sein, wenn Sie mich ausführlich beschreiben, um Ihren Bekannten einen Begriff von mir zu geben. Komme ich zum erstenmal in eine neue Gesellschaft, so weiß ich sehr wohl, daß man mich beobachtet und sich eine Meinung über mich bildet; soll ich

mir aber deswegen etwa einbilden, ich stünde vor einem Areopag^{*}, und in Erwartung des Urteils etwa im voraus zittern? Ohne Zweifel wird man über mich Bemerkungen machen; der eine wird finden, ich hätte eine große Nase, der andere, ich hätte einen roten Bart, der dritte, daß die Krawatte schlecht gebunden sei, der vierte, ich hätte ein mürrisches Wesen usw. Nun, mögen sie nur ihre Bemerkungen machen, was liegt mir dran! Mein roter Bart ist ja kein Verbrechen, und niemand kann mich fragen, wie ich wagen kann, eine so große Nase zu haben. Da gibt es also nichts, worüber ich nachdenken müßte: ob meine Statur gefällt oder nicht, ist Geschmackssache, und ich kann es niemandem verbieten, seine Meinung darüber zu äußern. Andererseits aber wird es mir nichts ausmachen, wenn man meine Wortkargheit bemerkt, falls ich tatsächlich schweigsam bin. Somit geht die erste kritische Arbeit (in unserem Sinne) – das Erkennen und die Feststellung von Tatsachen – ganz frei und [601] harmlos vor sich. Bei der weiteren Arbeit – der Beurteilung auf Grund der Tatsachen – befindet sich dann der Urteilende ganz in der gleichen Lage wie der Beurteilte. Dies ist deswegen der Fall, weil der Mensch, wenn er aus bestimmten Angaben eine Schlußfolgerung zieht, sich stets dem Gericht und der Kontrolle anderer unterwirft, die prüfen können, ob seine Meinung richtig und begründet ist. Wird zum Beispiel jemand deswegen, weil meine Krawatte nicht ganz elegant gebunden ist, folgern, ich sei schlecht erzogen, so riskiert ein solcher Richter, daß die Umwelt keine ganz hohe Meinung von seiner Logik gewinnt. Genau so weckt ein Kritiker, wenn er Ostrowskij den Vorwurf macht, die Persönlichkeit Katerinas in dem Stück „Das Gewitter“ sei widerwärtig und unsittlich, kein besonderes Vertrauen zur Reinheit seines eigenen sittlichen Gefühls.¹²⁶ Solange also der Kritiker auf Tatsachen hinweist, sie prüft und seine Schlußfolgerungen zieht, ist der Autor nicht gefährdet, und auch die Sache selber ist nicht gefährdet. Hier kann man nur Einspruch erheben, wenn der Kritiker die Tatsachen entstellt und lügt. Gibt er aber eine richtige Darstellung der Sache, dann wird seine Kritik, in welchem Tone er auch sprechen und zu welchen Schlußfolgerungen er auch gelangen möge, genau so wie jedes freie, durch Tatsachen bestätigte Urteil stets mehr Nutzen als Schaden bringen – für den Autor selbst, wenn es ein guter ist, und jedenfalls für die Literatur, selbst wenn sich der Autor als schlecht erweisen sollte. Die Kritik – nicht eine gerichtshofmäßige, sondern eine gewöhnliche, wie wir sie auffassen – hat schon das Gute an sich, daß sie Menschen, die nicht gewohnt sind, ihre Gedanken auf Literatur zu konzentrieren, sozusagen einen Extrakt des Schriftstellers gibt und es ihnen dadurch erleichtert, Charakter und Bedeutung seiner Werke zu verstehen. Sobald man aber den Schriftsteller in gehöriger Weise versteht, wird sich ohne Verzug eine Meinung über ihn herausgestalten, und man wird ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne irgendwelche Erlaubnis von seiten der ehrbaren Verfasser von Gesetzbüchern.

Allerdings, der Kritiker kann bei einer Erläuterung des Charakters eines bestimmten Autors oder Werkes in dem Werk etwas finden, was in ihm gar nicht vorhanden ist. In solchen Fällen gibt sich aber immer der Kritiker selbst eine Blöße. Hat er die Absicht, dem besprochenen Werk einen lebendigeren, umfassenderen Sinn beizumessen, als der Verfasser ihm tatsächlich zugrunde gelegt hat, so wird er offenbar nicht imstande sein, seinen Gedanken durch Hinweise auf das Werk selbst zu bekräftigen, und deshalb wird die Kritik, indem sie zeigt, was das behandelte Werk eigentlich [602] sein könnte, dadurch nur klarer zeigen, wie dürftig die Grundidee und wie unzulänglich die Ausführung ist. Als Beispiel einer solchen Kritik kann man die mit grimmiger und feinsten Ironie geschriebene Analyse Belinskis zum „Tarantas“ anführen.¹²⁷ Diese Analyse wurde von vielen für bare Münze genommen, aber auch diese

* ein nordwestlich der Akropolis gelegener, 115 Meter hoher Felsen mitten in Athen. In der Antike tagte hier der oberste Rat, der gleichfalls „Areopag“ genannt wurde. Der Rat war die älteste Körperschaft der Stadt.

¹²⁶ Gemeint ist der Schriftsteller N. F. Pawlow (1805-1864), der in einer Analyse des Dramas „Das Gewitter“ schrieb, es sei „ein unsittliches Stück“.

¹²⁷ In dem Aufsatz W. G. Belinskis über W. A. Sollogubs „Tarantas“ wurde das reaktionäre Slawophilentum verhöhnt.

vielen fanden, daß der Gedanke, den Belinski dem „Tarantas“ zuschrieb, in seiner Kritik sehr gut zum Ausdruck gebracht wird, in Graf Sollogubs Werk aber nicht recht zu sehen ist. Übrigens sind kritische Übertreibungen solcher Art sehr selten. Viel häufiger ist ein anderer Fall, daß nämlich der Kritiker den in Frage stehenden Autor nicht begreift und aus dessen Werk etwas folgert, was ganz und gar nicht am Platz ist. Aber auch dann ist das Unglück nicht groß: die Art und Weise, wie der Kritiker seine Betrachtungen anstellt, wird dem Leser sofort zeigen, mit wem er es zu tun hat, und wenn die Kritik nur Tatsachen enthält, so wird das falsche Rasonieren den Leser nicht irreführen. So entschloß sich zum Beispiel ein Herr P–ij bei einer Analyse des „Gewitters“, der gleichen Methode zu folgen, die wir in dem Artikel über das „finstere Reich“ anwandten, und er machte sich nach Darlegung des wesentlichen Inhalts des Stückes an die Schlußfolgerungen. Nach seinem Gedankengang stellte sich nun heraus, daß Ostrowskij im „Gewitter“ Katerina lächerlich gemacht hat, da er in ihrer Person den russischen Mystizismus anprangern wolle. Liest man aber eine solche Schlußfolgerung, so sieht man natürlich sofort, zu welcher Kategorie von Geistern Herr P–ij gehört und ob man sich auf seine Betrachtungen verlassen kann. Niemand wird durch eine solche Kritik irregeführt werden, sie ist niemandem gefährlich...¹²⁸

Etwas ganz anderes ist die Kritik, die an die Autoren wie an Bauern, die man ins Rekrutierungsamt gebracht hat, mit einem Maßstab herantritt und „tauglich“ oder „untauglich“ ruft, je nachdem, ob der Rekrut dem Maßstab entspricht oder nicht. Da wird kurzer und entschiedener Prozeß gemacht; glaubt man an die ewigen Gesetze der Kunst, wie sie im Lehrbuch abgedruckt sind, so wird man einer solchen Kritik nicht entgehen. Sie wird an den Fingern abzählen, daß das, worüber man entzückt ist, nichts taugt, während das, wobei man schlummert, gähnt oder Migräne bekommt, eben der richtige Schatz ist. Man nehme zum Beispiel „Das Gewitter“; was ist das für ein Ding? Eine freche Verunglimpfung der Kunst, nichts weiter – und das ist sehr leicht zu beweisen. Man schlage die „Vorlesungen über Literatur“ des verdienten Professors und Akademiemitglieds Dawydow auf, die er mit Hilfe [603] einer Übersetzung der Vorlesungen Blairs verfaßte, oder werfe wenigstens einen Blick in den für Kadetten bestimmten Literaturkursus des Herrn Plaksin¹²⁹ – dort sind die Bedingungen eines mustergültigen Dramas klar festgelegt. Gegenstand des Dramas muß unbedingt ein Ereignis sein, in dem wir den Kampf zwischen Leidenschaft und Pflicht sehen, sowie die unglücklichen Folgen eines Sieges der Leidenschaft oder die glücklichen Folgen, wenn die Pflicht siegt. In der Entwicklung des Dramas müssen strenge Einheit und Folgerichtigkeit beobachtet werden, der Ausgang muß natürlicher- und notwendigerweise aus der Schürzung* des dramatischen Knotens folgen, jede Szene muß unbedingt den Fortschritt der Handlung fördern, und sie dem Abschluß näherbringen; daher darf es in dem Stück keine einzige Person geben, die nicht direkt und notwendigerweise an der Entwicklung des Dramas beteiligt wäre, es darf keinen einzigen Dialog geben, der nicht auf das Wesen des Stückes Bezug hat. Die Charaktere der handelnden Personen müssen scharf ausgeprägt sein, und sie müssen allmählich, gemäß der Entwicklung der Handlung, zur Ausprägung gelangen. Die Sprache muß der Stellung einer jeden Person angemessen sein, darf sich aber nicht von literarischer Reinheit entfernen und darf nicht ins Vulgäre übergehen.

Dies sind wohl die Hauptregeln des Dramas. Wenden wir sie auf das „Gewitter“ an.

„Gegenstand des Dramas ist tatsächlich der in Katerina vor sich gehende Kampf zwischen dem Pflichtgefühl ehelicher Treue und der Leidenschaft für den jungen Boris Grigorjewitsch. Die erste Bedingung ist also erfüllt. Gehen wir aber dann weiter, so finden wir, daß andere Bedingungen eines mustergültigen Dramas im ‚Gewitter‘ aufs grausamste verletzt werden.

¹²⁸ P–ij. – A. Palchowskij – Literaturkritiker, Mitarbeiter der „Moskowskije Wedomosti“.

¹²⁹ Plaksin, W. G. – Dozent der Literatur an der Petersburger Kadettenschule.

* Schürzung: Handlungssteigerung, die zum Höhepunkt des Dramas führt

Erstens wird das ‚Gewitter‘ dem wichtigsten inneren Ziel eines Dramas nicht gerecht, das darin besteht, Achtung gegenüber der sittlichen Pflicht einzuflößen und die verderblichen Folgen einer hinreißenden Leidenschaft darzutun. Katerina, diese unsittliche, schamlose (wie sich N. F. Pawlow treffend ausdrückt) Frau, die des Nachts, sobald der Mann verreist ist, zu ihrem Liebhaber hinausläuft, diese Verbrecherin wird uns in dem Drama nicht nur in keinem genügend düsteren Lichte, sondern sogar mit einer Art Märtyrerkrone vorgeführt. Sie spricht so gut, leidet so bemitleidenswert, alle um sie herum sind so schlecht, daß man keine Entrüstung über Katerina empfindet, sie vielmehr bedauert, gegen ihre Bedränger aufgebracht wird und somit in ihrer Person das Laster rechtfertigt. Folglich erfüllt das Drama seine hohe Bestimmung nicht und wird, wenn nicht zu einem schädlichen Beispiel, so doch immerhin zu einer müßigen Spielerei.

Ferner finden wir auch vom rein künstlerischen Gesichtspunkt aus überaus bedeutsame Mängel. Die Entwicklung der Leidenschaft wird ungenügend dargestellt: wir sehen nicht, wie Katerinas Liebe zu Boris begonnen und sich verstärkt hat und wodurch sie motiviert war; infolgedessen tritt auch der Kampf zwischen Leidenschaft und Pflicht für uns nicht ganz klar und stark hervor.

[604] Die Einheitlichkeit des Eindrucks wird ebenfalls nicht festgehalten: sie wird beeinträchtigt durch die Beimischung eines fremden Elements: der Beziehungen Katerinas zur Schwiegermutter. Die Einmischung der Schwiegermutter hindert uns ständig daran, unsere Aufmerksamkeit auf den inneren Kampf zu konzentrieren, der sich in Katerinas Seele abspielen muß.

Außerdem bemerken wir in Ostrowskijs Stück einen sogar für einen angehenden Autor unverzeihlichen Verstoß gegen die ersten und grundlegenden Regeln jedes poetischen Werkes. Dieser Verstoß heißt im Drama ‚Zwispältigkeit der Intrige‘: hier sehen wir nicht eine Liebe allein, sondern zwei: Katerinas Liebe zu Boris und Warwaras Liebe zu Kudrjasch. Dies ist nur in leichten französischen Possen, nicht aber in einem ernstesten Drama gut, wo die Aufmerksamkeit der Zuschauer nicht nach verschiedenen Seiten hin zerstreut werden darf.

Konflikt und Lösung verstoßen ebenfalls gegen die Forderungen der Kunst. Der Konflikt besteht in einem einfachen Vorfall, in der Abreise des Mannes; die Lösung ist ebenfalls ganz zufällig und willkürlich: dieses Gewitter, das Katerina erschreckt und gezwungen hat, dem Manne alles zu erzählen, ist nichts anderes als ein Deus ex machina*, ganz so wie irgendein amerikanischer Onkel in einer Posse.

Die ganze Handlung geht schlaff und langsam vonstatten, weil sie mit völlig unnötigen Szenen und Personen überladen ist. Kudrjasch und Schapkin, Kuligin, Fekluscha, die Dame mit zwei Lakaien, Dikoj – das alles sind Personen, die mit der Haupthandlung des Stücks nicht wesentlich verbunden sind. Unaufhörlich kommen überflüssige Personen auf die Bühne, sprechen Dinge, die mit der Sache nichts zu tun haben, treten wieder ab, man weiß nicht wozu und wohin. Alle Deklamationen Kuligins, alle Finten Kudrjaschs und Dikojs, von der halbverrückten Dame und den Gesprächen der Stadtbewohner während des Gewitters gar nicht zu reden, könnte man ohne jeden Schaden für das Wesen der Sache fortlassen.

Streng bestimmte und herausgearbeitete Charaktere finden wir in diesem Haufen überflüssiger Personen fast nicht; daran aber, daß die Charaktere allmählich hervortreten sollen, ist gar nicht zu denken. Sie erscheinen vor uns gerade ex abrupto**, mit fertigen Etiketten. Der Vorhang geht hoch: Kudrjasch und Kuligin sprechen davon, wieviel Dikoj schimpft, dann aber kommt Dikoj und beginnt schon hinter den Kulissen zu schimpfen... Auch mit der Kabanowa ist es so. Genau so gibt Kudrjasch mit dem ersten Wort zu erkennen, daß er ‚auf Mädchen scharf‘ ist. Auch Kuligin empfiehlt sich gleich bei seinem Erscheinen als Autodidakt, Mechaniker und begeisterter Naturfreund. Und so bleiben sie bis ganz zum Schluß: Dikoj schimpft, die Kabanowa murt, Kudrjasch macht seine nächtlichen Spaziergänge mit Warwara... Eine volle, allseitige Entwicklung ihrer Charaktere sehen wir im ganzen Stück nicht. Die Art und Weise, wie die Heldin selbst dargestellt wird, ist überaus mißlungen: offenbar hat der Autor diesen Charakter nicht ganz bestimmt aufgefaßt; denn er läßt Katerina, ohne sie als Heuchlerin hinzustellen, empfindsame Monologe sprechen, zeigt sie uns aber in Wirklichkeit als schamlose, nur der Sinnlichkeit ergebene Frau. Vom Helden braucht man gar nicht zu sprechen, so farblos ist er. Dikoj und Kabanowa, selbst Charaktere, die am meisten dem Genre des Herrn Ostrowskij entsprechen, bilden (nach einer gelungenen Behauptung des Herrn Achscharumow¹³⁰ oder irgendeines anderen Kritikers diesen Schlags) an ein Pasquill* erinnernde Übertreibungen und bieten uns keine lebendigen Personen, sondern die ‚Quintessenz von Scheußlichkeiten‘ des russischen Lebens.

Endlich ist auch die Sprache, deren sich die handelnden Personen bedienen, für jeden wohlherzogenen Menschen unerträglich. Natürlich können Kaufleute und Kleinbürger nicht in einer gewählten literarischen Sprache reden,

* Bezeichnung für jede durch plötzliche, unmotiviert eintretende Ereignisse, Personen oder außenstehende Mächte bewirkte Lösung eines Konflikts

** unversehens

¹³⁰ Siehe Fußnote *** S. 276.

* anonyme Schmäh-, Spottschrift, schriftlich verbreitete Beleidigung

man kann jedoch auch nicht einverstanden sein, daß ein dramatischer Autor der Naturtreue zuliebe alle unflätigen Ausdrücke, an denen das russische Volk so reich ist, in die Literatur einführt. Die Sprache [605] der handelnden Personen eines Dramas, wer sie auch sein mögen, kann einfach sein, muß aber immer gepflegt sein und darf den gebildeten Geschmack nicht verletzen. Man höre aber an, wie alle Personen im ‚Gewitter‘ sprechen: ‚Zudringlicher Kerl, wo steckst du deine Schnauze hin! Das dreht einem ja die ganzen Eingeweide um! Die Frauen können nicht so richtig Fett ansetzen!‘ Was sind das für Redensarten, was sind das für „Worte? Unwillkürlich wiederholt man mit Lermontow:

‚Wen porträtieren sie? Wo finden
Sie ihrer Lügerein Gehalt?
Und selbst, wenn Wahrheit sie verkünden,
So läßt uns ihre Wahrheit kalt!...‘¹³¹

Vielleicht gibt es ja ‚in der Stadt Kalinow, am Ufer der Wolga‘ Menschen, die in dieser Weise reden, was geht das aber uns an?“

Der Leser begreift, daß wir uns keine besondere Mühe gegeben haben, diese Kritik überzeugend zu gestalten. Daher kann man in ihr an manchen Stellen den Faden durchscheinen sehen, mit dem sie genäht ist. Wir versichern aber, daß man sie außerordentlich überzeugend und siegreich gestalten kann, daß man mit ihr, hat man sich einmal auf den Standpunkt der Lehrbücher gestellt, den Verfasser zunichte machen kann. Und hat sich einmal der Leser bereit erklärt, uns das Recht zuzugestehen, an das Stück mit im voraus darüber aufgestellten Forderungen heranzutreten, was in ihm sein *soll* und wie es sein *soll*, dann brauchen wir nichts weiter: alles, was mit den von uns angenommenen Regeln nicht übereinstimmt, werden wir verstehen, zunichte zu machen. Auszüge aus der Komödie werden überaus gewissenhaft herangezogen werden, um unser Urteil zu bestätigen, Zitate aus verschiedenen gelehrten Büchern, von Aristoteles bis Vischer¹³², der, wie bekannt, die letzte, endgültige Stufe der ästhetischen Theorie ist, werden Ihnen die Solidität unserer Bildung beweisen, die flotte Darstellung und der Witz werden uns helfen, Ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, und Sie werden, ohne es zu merken, zu voller Übereinstimmung mit uns gelangen. Nur möge in Ihren Köpfen für keinen Augenblick der Zweifel an unserem vollen Recht auftauchen, dem Autor Verpflichtungen aufzuerlegen und dann über ihn zu *urteilen*, ob er diesen Verpflichtungen treu geblieben ist oder aber sich gegen sie vergangen hat...

Nun ist aber gerade das das Arge, daß jetzt kein einziger Leser von einem solchen Zweifel frei bleiben wird. Der verachtete Haufe, der früher andächtig, mit aufgesperrtem Mund unseren Verkündigungen lauschte, bietet jetzt das bedauerliche, für unsere Autorität gefährliche Bild einer Masse, die, um den prächtigen Ausdruck des Herrn Turgenew zu gebrauchen, mit dem „zweischneidigen Schwert der Analyse“ bewaffnet ist. Jeder sagt uns, wenn er unsere verdonnernde Kritik liest: „Sie bieten uns Ihren ‚Sturm‘ an und [606] versichern uns, daß im ‚Gewitter‘ das, was in ihm vorhanden ist, überflüssig sei, das Nötige aber fehle. Für den Autor des ‚Gewitters‘ ist doch aber wahrscheinlich das Gegenteil der Fall. Gestatten Sie uns also, daß wir Ihren Streit prüfen. Erzählen Sie uns, analysieren Sie uns das Stück, zeigen Sie uns, wie es ist, geben Sie uns Ihre Meinung auf Grund des Stückes selbst und nicht nach irgendwelchen veralteten Erwägungen, die gar nicht nötig sind und mit der Sache nichts zu tun haben. Ihrer Meinung nach soll das und jenes in dem Stücke nicht sein, vielleicht paßt es aber gerade gut zu ihm. Warum soll es dann nicht sein?“ So wagt jetzt jeder Leser zu rasonieren und diesem ärgerlichen Umstand muß man es zuschreiben, daß z. B. die großartigen kritischen Exerzitien * N. F. Pawlows in bezug auf das „Gewitter“ ein so entschiedenes Fiasko erlitten haben. In der Tat, gegen den Kritiker des „Gewitters“ in „Nasche Wremja“ wandten

¹³¹ Worte des Lesers in M. J. Lermontows Gedicht „Journalist, Leser und Dichter“.

¹³² Vischer, Friedrich Theodor (1807-1887) – deutscher Philosoph (Ästhetiker) der Hegelschen Schule und Dichter.

* (katholische Religion) geistliche Übungen (zur inneren Einkehr)

sich alle, die Literaten sowohl wie das Publikum, und natürlich nicht deswegen, weil er es an Achtung gegenüber Ostrowskij fehlen ließ, sondern weil er in seiner Kritik den gesunden Menschenverstand und den guten Willen des russischen Publikums mißachtete. Schon längst sehen alle, daß sich Ostrowskij in vielem von der alten Bühnenroutine entfernt hat, daß in der Anlage jedes seiner Stücke Momente enthalten sind, die ihn unvermeidlicherweise über die Schranken der bekannten Theorie, auf die wir oben hingewiesen haben, hinausführen. Ein Kritiker, dem diese Abweichungen nicht gefallen, hätte damit beginnen müssen, diese Abweichungen hervorzuheben, sie zu charakterisieren, sie zu verallgemeinern, und dann direkt und offen die Frage stellen müssen, ob sie, oder vielmehr die alte Theorie, richtig ist. Das war die Pflicht des Kritikers nicht nur gegenüber dem in Rede stehenden Autor, sondern noch mehr gegenüber dem Publikum, das Ostrowskij mit all seinen Freiheiten und Abweichungen stets so billigt und ihn mit jedem neuen Stück immer mehr liebgewinnt. Findet der Kritiker, daß das Publikum mit seiner Sympathie gegenüber einem Autor, der gegen die Theorie des Kritikers verstößt, fehlgeht, so hätte er damit beginnen müssen, diese Theorie zu verteidigen und ernste Beweise dafür zu erbringen, daß Abweichungen von dieser Theorie nicht gut sein können. Dann wäre es ihm vielleicht gelungen, manche und sogar viele zu überzeugen, denn man kann N. F. Pawlow nicht absprechen, daß er eine recht flotte Feder führt. Jetzt aber – was hat er denn getan? Er hat die Tatsache außer acht gelassen, daß die alten Gesetze der Kunst zwar in den Lehrbüchern fortbestehen und von den Kathedern der Gymnasien und der Universitäten vorgetragen werden, in der Literatur und im [607] Publikum aber schon längst ihre Stellung als etwas unantastbar Heiliges verloren haben. Mutig macht er sich an die Aufgabe, Ostrowskij nach den einzelnen Punkten seiner Theorie aufs Haupt zu schlagen, und zwingt dabei den Leser gewaltsam, diese Theorie als unantastbar zu betrachten. Er hielt es nur für angebracht, einen Herrn zu ironisieren, der als „Nächster und Bruder“ des Herrn Pawlow auf seinem Sitz in der ersten Lehnstuhlreihe und als Träger „frischer“ Handschuhe es trotzdem gewagt hat, von dem Stück, das N. F. Pawlow so widerlich war, entzückt zu sein. Eine so geringschätzige Behandlung des Publikums wie auch der Frage selbst, die zu entscheiden der Kritiker auf sich nahm, mußte natürlicherweise die Mehrzahl der Leser eher gegen ihn aufbringen als für ihn einnehmen. Die Leser gaben dem Kritiker zu verstehen, daß er sich mit seiner Theorie im Kreis drehe, und forderten von ihm, daß er den Kreis verlasse und den geraden Weg betrete. Ein abgerundeter Satz und ein geschickter Syllogismus schienen ihnen ungenügend; sie forderten ernste Bestätigungen für die Prämissen selbst, aus denen Herr Pawlow seine Schlußfolgerungen gezogen und die er für Axiome ausgegeben hat. Er sagte: das ist schlecht, weil es in dem Stück viele Personen gibt, die die direkte Entwicklung der Handlung nicht fördern. Man erwiderte ihm aber hartnäckig: Ja, warum kann es denn in einem Stück keine Personen geben, die nicht direkt an der Entwicklung des Dramas teilnehmen? Der Kritiker versicherte, das Drama sei schon deswegen ohne Bedeutung, weil seine Heldin unsittlich sei; die Leser unterbrachen ihn und stellten die Frage: Woraus entnehmen Sie denn, daß sie unsittlich ist, und worauf beruhen Ihre Begriffe von Sittlichkeit? Der Kritiker hielt die nächtliche Zusammenkunft, den verwegenen Pfiff Kudrjaschs, und selbst die Szene, in der Katerina ihrem Mann ein Geständnis ablegt, für Frivolität und eine der Kunst unwürdige Schlüpfrigkeit; da fragte man ihn wieder, warum er das frivol fände und warum denn die Liebesintrigen der vornehmen Welt und die aristokratischen Leidenschaften es eher verdienten, künstlerisch dargestellt zu werden, als die Leidenschaften kleiner Leute. Warum soll der Pfiff eines jungen Burschen trivialer sein, als wenn irgendein Jüngling in der vornehmen Welt ohrenzerreißend italienische Arien singt. Als den Höhepunkt seiner Argumente gab N. F. Pawlow von oben herab die Erklärung von sich, ein Stück wie das „Gewitter“ sei kein Drama, sondern eine Schaubudenvorstellung. Auch da antwortete man ihm: Warum behandeln Sie denn eine Schaubude so geringschätzig? Es ist noch die Frage, ob in der Tat jedes zurechtfrisierte Drama, selbst wenn alle drei Ein-[608]heiten in ihm festgehalten sind,

besser ist als jede beliebige Schaubudenvorstellung. Über die Rolle der Schaubude in der Geschichte des Theaters und in der Entwicklung des Volkes können wir mit Ihnen noch diskutieren. Dieser Einwand wurde ziemlich ausführlich in der Presse entwickelt. Und wo wurde er laut? Es ginge noch an, wenn es im „Sowremennik“ geschehen wäre, der, wie bekannt, selber den „Swistok“ (Die Pfeife) besitzt, sich also über den Pfiff Kudrjaschs nicht entrüsten kann und überhaupt allem Schaubudenmäßigen zuneigen muß. Nein, die Gedanken über Schaubuden wurden in der „Biblioteka dlja Tschtenija“ ausgesprochen, der bekannten Verfegerin aller Rechte der „Kunst“, und zwar wurden sie von Herrn Annenkow ausgesprochen, dem niemand einen übermäßigen Hang zum „Vulgären“ vorwirft.¹³³ Haben wir den Gedanken des Herrn Annenkow richtig begriffen (was natürlich niemand verbürgen kann), so findet er, daß das moderne Drama mit seiner Theorie weiter von Lebenswahrheit und Schönheit abgewichen sei als die ursprünglichen Schaubuden und daß es zum Wiederaufleben des Theaters notwendig sei, zuerst zur Schaubude zurückzukehren und den Weg der dramatischen Entwicklung von neuem zu beginnen. Auf solche Meinungen stieß Herr Pawlow sogar bei ehrwürdigen Vertretern der russischen Kritik, gar nicht zu reden von jenen, gegen die wohlgesinnte Leute die Beschuldigung erheben, daß sie die Wissenschaft verachten und alles Hohe verwerfen! Es ist begreiflich, daß es hier nicht mehr genügt, die Sache mit mehr oder weniger glänzenden Repliken abzutun, sondern daß eine ernste Überprüfung der Grundlagen notwendig war, auf die sich der Kritiker bei seinen Urteilen stützte. Sobald man aber die Frage hierhin verlegt, konnte der Kritiker aus dem „Nasche Wremja“ seine Position nicht behaupten und mußte seine kritischen Redereien einstellen.

Offenbar muß eine Kritik, die zur Bundesgenossin von Schulpedanten wird und die Revision literarischer Werke nach den Paragraphen des Lehrbuchs übernimmt, sehr häufig in die folgende klägliche Lage geraten: da sie sich dazu verdammt hat, Sklavin der herrschenden Theorie zu sein, verurteilt sie sich damit auch zu ständiger fruchtloser Feindschaft gegen jeden Fortschritt, gegen alles Neue und Originelle in der Literatur. Und je stärker eine neue literarische Bewegung ist, um so mehr steigert sich die Erbitterung der Kritik gegen sie und um so klarer offenbart sie ihre eigene Ohnmacht. Die Adepten einer solchen Kritik suchen nach irgendeiner toten Vollkommenheit, verweisen uns auf überlebte, für uns gleichgültige Ideale, werfen nach uns mit Bruchstücken, die von [609] einem prächtigen Ganzen losgerissen sind, und bleiben so ständig abseits von der lebendigen Bewegung, schließen die Augen vor der neuen, lebenden Schönheit, wollen die neue Wahrheit, das Ergebnis der neuen Lebensvorgänge nicht begreifen. Sie betrachten alles von oben herab, urteilen streng, sind bereit, jeden Autor deswegen zu beschuldigen, weil er ihren Meisterwerken nicht gleichkomme, und mißachten in frecher Weise die lebendigen Beziehungen des Autors zu seinem Publikum und zu seiner Epoche. Das alles seien eben „Augenblicksinteressen“ – dürfen denn ernste Kritiker durch einen Hang zu solchen Interessen die Kunst kompromittieren?! Arme, gemütlöse Leute! – wie kläglich sind sie in den Augen eines Menschen, der die Sache des Lebens, seine Mühen und seine Güter zu schätzen versteht! Ein gewöhnlicher, vernünftig denkender Mensch nimmt vom Leben, was dieses ihm gibt, und gibt ihm, was er geben kann; Pedanten jedoch beginnen stets in hohen Tönen und paralysieren das Leben mit toten Idealen und Abstraktionen. Man sage doch, was man von einem Menschen halten soll, der beim Anblick einer hübschen Frau plötzlich zu rasonieren beginnt, daß ihre Figur nicht so sei, wie die der Venus von Milo, daß die Mundlinie nicht so schön sei wie bei der mediceischen Venus, der Blick nicht den Ausdruck habe, den wir bei den Raffaelschen Madonnen finden usw. usw. Alle Betrachtungen und Vergleiche eines solchen Herrn können sehr zutreffend und geistreich sein, wozu aber können sie führen? Werden sie Ihnen beweisen, daß die Frau, von der

¹³³ Der Literaturhistoriker P. W. Annenkow (1812-1887) veröffentlichte einen Aufsatz über „Das Gewitter“, in dem er N. F. Pawlows Aufsatz kritisierte.

die Rede ist, nicht schön ist? Können sie Sie auch nur davon überzeugen, daß diese Frau weniger schön ist als die eine oder die andere Venus? Natürlich nicht, denn die Schönheit besteht nicht in einzelnen Zügen und Linien, sondern im Gesamtausdruck des Gesichts, in dem Lebenssinn, der in ihm in Erscheinung tritt. Ist dieser Ausdruck mir sympathisch, ist dieser Sinn für mich zugänglich und befriedigend, dann gebe ich mich einfach mit ganzem Herzen und mit allen Sinnen der Schönheit hin, ohne irgendwelche tote Vergleiche anzustellen, ohne Ansprüche zu erheben, die durch die Überlieferungen der Kunst geheiligt sind. Und wollen Sie in lebendiger Weise auf mich wirken, wollen Sie mich veranlassen, die Schönheit liebzugewinnen, so müssen Sie es verstehen, in ihr diesen allgemeinen Sinn, diesen Lebenshauch zu erfassen, müssen es verstehen, mir ihn zu zeigen und klarzumachen – erst dann werden Sie Ihr Ziel erreichen. Genau so ist es mit der Wahrheit: sie besteht nicht in dialektischen Feinheiten, nicht in der Richtigkeit einzelner Schlußfolgerungen, sondern in der lebendigen Wahrheit dessen, worüber Sie sprechen. Lassen Sie mich den [610] Charakter einer Erscheinung, ihren Platz in der Reihe anderer Erscheinungen ihren Sinn und ihre Bedeutung im Gesamtverlauf des Lebens begreifen, und glauben Sie mir, daß Sie mich auf diese Weise weit sicherer dazu bringen werden, richtig über die Sache zu urteilen, als vermittels aller möglichen Syllogismen, die Sie heranziehen, um Ihren Gedanken zu beweisen. Wenn Unwissenheit und Leichtgläubigkeit bei den Menschen bis jetzt noch immer so stark verbreitet sind, so wird dies eben durch jene Art kritischer Betrachtungen unterstützt, die wir hier angreifen. Überall und in allem herrscht die Synthese vor; man sagt von vornherein: das ist nützlich, und stürzt nach allen Seiten, um Argumente zu sammeln, warum es nützlich sei; man betäubt einen mit der Sentenz: so muß die Sittlichkeit sein! – und verurteilt dann als unsittlich alles, was zu dieser Sentenz nicht paßt. Auf diese Weise wird eben der menschliche Sinn ständig entstellt, werden einem die Lust und die Möglichkeit genommen, selber nachzudenken. Ganz anders wäre es, wenn sich die Menschen eine analytische Denkweise angewöhnten: das ist die Sache, das sind ihre Folgen, das sind ihre Vorteile und das ihre Nachteile, man erwäge und stelle fest, in welchem Maße sie nützlich sein wird. Dann hätten die Menschen ständig Angaben vor sich und würden in ihren Urteilen von Tatsachen ausgehen, sie würden nicht in synthetischen Nebeln umherirren und würden sich nicht durch abstrakte Theorien und Ideale binden lassen, die irgend jemand irgendwann aufgestellt hat. Um das zu erreichen, ist es nötig, daß alle Menschen Lust bekommen, nach eigenem Verstand zu leben, nicht aber sich auf fremde Bevormundung zu verlassen. Das werden wir natürlich bei der Menschheit noch nicht bald erleben. Doch jener kleine Teil der Menschen, den wir „das lesende Publikum“ nennen, berechtigt uns zu der Ansicht, daß bei ihm diese Lust zu selbständigem geistigem Leben schon erwacht ist. Deshalb halten wir es für überaus ungehörig, ihn von oben herab zu behandeln und ihm hochmütig Sentenzen und Urteile hinzuwerfen, die auf Gott weiß welchen Theorien beruhen. Als die beste Art der Kritik betrachten wir, wenn die Sache selbst so dargelegt wird, daß der Leser selbst, auf Grund der vorgebrachten Tatsachen, seine Schlußfolgerung ziehen kann. Wir gruppieren die Angaben, stellen über den allgemeinen Sinn des Werkes Betrachtungen an, verweisen auf sein Verhältnis zur Wirklichkeit, in der wir leben, ziehen unseren Schluß und suchen dies in der möglichst besten Weise zu tun, sind aber hierbei stets bemüht, uns so zu verhalten, daß der Leser ganz bequem seinen Schiedsspruch zwischen uns und dem Autor fällen kann. Mehr als einmal mußten [611] wir Vorwürfe wegen mancher ironischer Analysen entgegennehmen: „Aus Ihren eigenen Auszügen und der Wiedergabe des Inhalts ist ersichtlich, daß dieser Autor schlecht oder schädlich ist“, sagte man uns, „Sie aber loben ihn – schämen Sie sich denn nicht?!“ Wir bekennen, solche Vorwürfe haben uns nicht im geringsten erbittert. Gewiß, der Leser bekam eine nicht ganz schmeichelhafte Meinung von unserer kritischen Fähigkeit, aber unser Ziel war trotzdem erreicht; ein untaugliches Buch (das wir zuweilen gar nicht offen verurteilen konnten) schien dem Leser eben untauglich, dank der Tatsachen, die wir ihm vorführten. Und wir waren stets der Meinung, daß eben

nur eine faktische, reale Kritik für den Leser irgendwelchen Sinn haben kann. Steckt in dem Werk wirklich etwas drin, so zeigt uns, was in ihm drinsteckt; das ist weit besser, als sich in Betrachtungen darüber zu ergehen, was in ihm nicht vorhanden ist und was in ihm vorhanden sein müßte.

Selbstverständlich gibt es allgemeine Begriffe und Gesetze, die jeder Mensch unbedingt im Auge hat, wenn er über irgendeinen Gegenstand spricht. Man muß jedoch diese aus dem Wesen der Sache selbst sich ergebenden natürlichen Gesetze von den Sätzen und Regeln unterscheiden, die in irgendeinem System festgelegt sind. Es gibt gewisse Axiome, ohne die das Denken unmöglich ist, und jeder Autor setzt sie bei seinem Leser voraus, genau so, wie sie jeder bei seinem Gesprächspartner voraussetzt. Es genügt, von einem Menschen zu sagen, er sei bucklig oder schiele, damit jeder darin einen Mangel, nicht aber einen Vorzug seines Organismus erblickt. Genau so genügt es, zu bemerken, daß ein bestimmtes literarisches Werk fehlerhaft oder voll Lüge ist, damit niemand das als Vorzug betrachte. Wenn Sie aber sagen, einer gehe mit Mütze und nicht mit Hut herum, so genügt das noch nicht dazu, daß ich eine schlechte Meinung über ihn fasse, obwohl in einem bestimmten Kreis die Ansicht herrscht, ein anständiger Mensch dürfe keine Mütze tragen. So ist es auch mit einem Werk der Literatur – finden Sie, daß irgendwelche Einheiten nicht eingehalten sind, oder sehen Sie Personen, die zur Entwicklung der Handlung nicht unentbehrlich sind, so sagt das einem für Ihre Theorie nicht voreingenommenen Leser noch nichts. Dagegen kann ich das, was jedem Leser als eine Verletzung der natürlichen Ordnung der Dinge scheinen muß, als etwas betrachten, was von mir keiner Widerlegungen bedarf, und ich kann annehmen, daß diese Widerlegungen von selbst im Geist des Lesers auftauchen werden; sobald ich auf die Tatsache hingewiesen habe. Doch man soll eine solche Annahme nie zu weit treiben. Kritiker wie N. F. Pawlow, Herr Nekrassow [612] aus Moskau, Herr Palchowskij u. a. gehen besonders darin fehl, daß sie in einer weit größeren Anzahl von Punkten unbedingte Übereinstimmung zwischen sich und der allgemeinen Meinung aussetzen, als es sein sollte. Mit anderen Worten, sie betrachten eine Unzahl von Meinungen, die nur ihnen als absolute Wahrheiten erscheinen, aber für die Mehrzahl der Menschen sogar im Widerspruch zu manchen allgemein anerkannten Ansichten stehen, als unbestreitbar, offenkundig, als Axiome für alle. So ist es zum Beispiel für jedermann begreiflich, daß ein Autor, der etwas Anständiges leisten will, die Wirklichkeit nicht entstellen darf: in dieser Forderung stimmen Theoretiker und die öffentliche Meinung überein. Die Theoretiker verlangen aber gleichzeitig, und betrachten es ebenfalls als Axiom, daß der Autor die Wirklichkeit vervollkommen, alles Überflüssige beiseite lassen und nur das auswählen soll, was speziell für die Entwicklung der Handlung und für den Ausgang des Werkes nötig ist. Entsprechend dieser zweiten Forderung fiel man sehr oft mit großer Wut über Ostrowskij her; indes ist sie aber nicht nur kein Axiom, sondern steht sogar in offenkundigem Widerspruch zu der Forderung nach treuer Wiedergabe des täglichen Lebens, die von allen als unerläßlich anerkannt wird. Wie können Sie in der Tat mich glauben machen, daß im Verlaufe etwa einer halben Stunde in ein Zimmer oder an eine Stelle auf einem Platz einer nach dem anderen gerade die zehn Menschen kommen, die man braucht, gerade zu der Zeit, da man sie hier braucht, hier den antreffen, den sie brauchen, daß sie ex abrupto das sagen, was erforderlich ist, dann fortgehen und tun, was man braucht, um wieder zu erscheinen, wenn man sie braucht. Geschieht das im Leben so, ist das der Wahrheit ähnlich? Wer weiß denn nicht, daß es im Leben das schwierigste ist, günstige Umstände zu koordinieren, den Lauf der Dinge entsprechend der logischen Notwendigkeit einzurichten! Gewöhnlich weiß der Mensch, was er zu tun hat, kann es aber nicht so treffen, daß er alle Mittel, über die der Schriftsteller so leicht verfügt, im Interesse seiner Sache einsetzen könnte. Die nötigen Personen kommen nicht, Briefe laufen nicht ein, die Gespräche verlaufen nicht so, daß sie die Sache vorwärtsbrächten. Jeder hat im Leben viele eigene Angelegenheiten und nur selten dient einer, wie in unseren Dramen, als Maschine, die der Autor, wie es ihm eben paßt, für die Handlung seines

Schauspiels in Bewegung setzt. Das gleiche muß man über die Schürzung und die Lösung des Knotens sagen. Sehen wir etwa viele Fälle, die in ihrem Ausgang eine reine, logische Entwicklung des Beginns darstellen? In der Geschichte ist es noch möglich, im Laufe von Jahr-[613]hunderten diese logische Folgerichtigkeit herauszufinden, aber im Privatleben ist das nicht der Fall. Gewiß, die historischen Gesetze sind auch hier dieselben, doch der Unterschied besteht in der Distanz und im Ausmaß. Absolut gesprochen und unter Berücksichtigung der unendlich kleinen Größen werden wir natürlich finden, daß die Kugel auch nur ein Vieleck ist, man versuche jedoch, mit Vielecken Billard zu spielen – da wird etwas ganz anderes daraus. Genau so treten die historischen Gesetze über logische Entwicklung und unumgängliche Vergeltung in den Vorkommnissen des Privatlebens nicht so klar und vollständig zutage wie in der Geschichte der Völker. Ihnen absichtlich diese Klarheit verleihen, heißt die vorhandene Wirklichkeit vergewaltigen und entstellen. Trägt etwa tatsächlich jedes Verbrechen seine Sühne in sich? Ist es etwa immer von Gewissensqualen, wenn nicht von äußerer Strafe, begleitet? Führt etwa Sparsamkeit immer zu Wohlstand, wird Ehrlichkeit mit allgemeiner Achtung belohnt, findet der Zweifel seine Lösung, bringt die Tugend innere Zufriedenheit? Sehen wir nicht häufiger das Gegenteil? – obwohl andererseits auch das Gegenteil nicht als allgemeine Regel behauptet werden kann... Man kann nicht sagen, die Menschen seien böse von Natur, und man kann daher für Werke der Literatur nicht Prinzipien von der Art festlegen, daß zum Beispiel das Laster stets triumphiert, während die Tugend bestraft wird. Es ist aber auch unmöglich, ja lächerlich geworden, Dramen auf dem Triumph der Tugend aufzubauen! Die Sache ist die, daß die menschlichen Beziehungen selten auf Grund vernunftgemäßer Berechnung geschaffen werden, sie kommen vielmehr meist zufällig zustande, dann aber geht ein bedeutender Teil der gegenseitigen Behandlung sozusagen unbewußt vor sich, routinemäßig, nach Augenblicksstimmung, unter dem Einfluß einer Unzahl fremder Ursachen. Ein Autor, der sich entschließt, den logischen Erfordernissen der Entwicklung des Sujets zuliebe alle diese Zufälligkeiten beiseite zu lassen, verliert gewöhnlich das Mittelmaß und wird einem Menschen ähnlich, der alles am Maximum mißt. Da fand er zum Beispiel, daß der Mensch, ohne unmittelbaren Schaden zu leiden, fünfzehn Stunden täglich arbeiten kann, und auf dieser Berechnung gründet er nun seine Anforderungen an die Menschen, die bei ihm arbeiten. Es versteht sich von selbst, daß diese Berechnung, die in außerordentlichen Fällen für zwei, drei Tage möglich ist, sich als ständige Arbeitsnorm als völlig widersinnig erweist. Als ebenso unsinnig erweist sich nicht selten die durch die Theorie vom Drama geforderte logische Entwicklung der menschlichen Beziehungen.

[614] Man wird uns sagen, daß wir so in eine Negierung jeglichen Schaffens verfallen und die Kunst nicht anders als in Form eines Daguerreotyps anerkennen. Noch mehr – man wird uns auffordern, unsere Meinungen doch weiterzuführen und bis zu den äußersten Resultaten zu gehen, d. h. zu behaupten, daß der dramatische Autor, da er nicht das Recht hat, irgend etwas beiseite zu lassen und irgend etwas absichtlich seinen Zielen anzupassen, notgedrungen einfach alle überflüssigen Gespräche aller Menschen, die er trifft, aufzeichnen muß, so daß eine Handlung, die eine Woche dauert, auch im Schauspiel zur Aufführung im Theater, ebenfalls eine Woche erfordern und für manches Vorkommnis die Anwesenheit all der Tausende von Menschen erforderlich sein wird, die auf dem Newski-Prospekt oder auf der Angliskaja Nabereshnaja spazieren gehen. So wird man es eben machen müssen, wenn man als höchstes Kriterium in der Literatur immerhin die Theorie beibehält, deren Sätze wir jetzt bestritten haben. Wir gehen aber gar nicht darauf aus – nicht zwei, drei Punkte der Theorie wollen wir korrigieren; nein, mit solchen Korrekturen wird sie noch schlechter, verwickelter und widerspruchsvoller sein; wir wollen sie einfach überhaupt nicht. Wir haben zur Beurteilung der Vorzüge von Verfassern und Werken andere Grundlagen und wenn wir uns an diese halten, so hoffen wir, zu keinen Widersinnigkeiten zu gelangen und von dem gesunden Menschenverstand der Masse des Publikums nicht abzuweichen. Von diesen Grundlagen haben wir

bereits in den ersten Aufsätzen über Ostrowskij gesprochen, vielleicht ist es aber vonnöten sie in aller Kürze noch einmal darzulegen.

Bei der Wertung eines Schriftstellers oder eines Einzelwerks gehen wir davon aus, in welchem Maße sie der Ausdruck der natürlichen Bestrebungen einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Volkes sind. Die natürlichen Bestrebungen der Menschheit, auf den einfachsten Nenner gebracht, können in ein paar Worten ausgedrückt werden: „daß es allen gut gehe“. Es ist begreiflich, daß sich die Menschen, diesem Ziel zustrebend dem Wesen der Sache zufolge, anfänglich von ihm entfernen mußten: jeder wollte, daß es ihm gut gehe, und behinderte, indem er auf das eigene Wohl hinwirkte, die anderen; es aber so einzurichten, daß der eine den andern nicht behindert, verstanden sie noch nicht. So beherrschen ungeübte Tänzer ihre Bewegungen nicht und stoßen selbst in einem recht geräumigen Saal unaufhörlich an andere Paare an. Später, nachdem sie sich daran gewöhnt haben, werden sie selbst in einem Saal von geringerem Umfang und bei einer größeren Anzahl von Tanzenden den anderen auszuweichen verstehen. Solange sie aber [615] die erforderliche Geschicklichkeit nicht erworben haben, kann man natürlich nicht zulassen, daß sich im Saale viele Paare gleichzeitig im Walzer zu drehen beginnen; damit sie nicht aneinander anstoßen, müssen viele warten, die Ungeschickten aber müssen gar gänzlich auf das Tanzen verzichten, sich vielleicht sogar an den Kartentisch setzen, Geld, und sogar viel Geld, verspielen... So war es auch, als es galt, ihr Leben einzurichten: die Geschickteren suchten weiter ihr Wohlergehen, die anderen blieben sitzen, machten sich an etwas, was sie hätten lassen sollen, und verspielten; das allgemeine Fest des Lebens wurde von allem Anfang an gestört. Vielen war es nicht nach Belustigungen zumute, viele gelangten zu der Überzeugung, daß zur Belustigung nur diejenigen eingeladen sind, die geschickt tanzen. Die geschickten Tänzer aber, die es zu Wohlleben gebracht hatten, fuhren fort, dem natürlichen Hang zu folgen, und nahmen für ihre Belustigung immer mehr Raum, immer mehr Mittel in Anspruch. Schließlich verloren sie das Gefühl für Maß, den übrigen wurde es durch sie sehr eng, sie sprangen von ihren Sitzen auf und machten hüpfende Bewegungen – nunmehr nicht etwa, weil sie tanzen wollten, sondern weil ihnen selbst das Sitzen unbequem wurde. Indessen aber zeigte sich bei dieser Bewegung, daß es auch unter ihnen Menschen gibt, die einer gewissen Leichtlebigkeit nicht entbehren, und diese versuchten, in den Kreis der sich Vergnügenden einzutreten. Doch die privilegierten, ursprünglichen Tänzer schauten sie bereits sehr unfreundlich als Unberufene an und ließen sie nicht in den Kreis. Es begann ein mannigfaltiger, langer, meist für die Neulinge ungünstig auslaufender Kampf: man verlachte sie, stieß sie zurück, ließ sie die Kosten des Festes bezahlen, nahm ihnen die Damen und den Damen die Kavaliere und jagte sie ganz vom Fest fort. Je schlechter es aber den Menschen geht, um so mehr fühlen sie das Bedürfnis, daß es gut gehe. Bedürfnisse können durch Entbehrungen nicht gestillt, sondern nur angefacht werden. Nur Nahrungsaufnahme kann den Hunger stillen. Deshalb ist der Kampf bis auf den heutigen Tag nicht beendet; die natürlichen Bestrebungen suchen, bald gleichsam abflauend, bald wieder stärker aufflackernd, immerfort Befriedigung. Darin besteht das Wesen der Weltgeschichte.

Zu allen Zeiten und in allen Sphären menschlicher Tätigkeit tauchten Menschen auf, die so gesund und naturbegabt waren, daß sich die natürlichen Bestrebungen in ihnen außerordentlich stark, unbezwingbar äußerten. In der praktischen Tätigkeit wurden sie oft zu Märtyrern ihrer Bestrebungen, aber niemals gingen sie spurlos vorüber, niemals blieben sie einsam, in der gesellschaftlich-[616]lichen Betätigung erwarben sie Anhänger, in der reinen Wissenschaft machten sie Entdeckungen, in den Künsten, in der Literatur bildeten sie eine Schule. Wir sprechen hier nicht von den aktiven Persönlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens, deren Rolle in der Geschichte nach dem, was wir auf der vorhergehenden Seite sagten, jedermann begreiflich sein muß. Wir wollen jedoch bemerken, daß auch in Wissenschaft und Literatur die großen Persönlichkeiten stets den Charakter bewahrten, von dem wir oben sprachen, sie

verkörperten die Kraft der natürlichen, lebendigen Bestrebungen. Mit der Entstellung dieser Bestrebungen in den Massen ging gleichzeitig die Einbürgerung vieler widersinniger Ansichten über Welt und Menschen vor sich; diese Ansichten behinderten ihrerseits das allgemeine Wohlergehen. Um nicht zu weit zu gehen, erinnern wir uns doch daran, wieviel Übel der Menschheit zugefügt wurde durch die Widersinnigkeiten des Fetischismus und allerlei kosmogonische Hirngespinnste, ferner durch die diversen astrologischen und kabbalistischen Mysterien. Die Männer der reinen Wissenschaft, die astronomische und physikalische Entdeckungen machten oder neue philosophische Grundsätze festlegten, verstanden es, die Stimme der natürlichen gesunden Forderungen des Verstandes wahrzunehmen, und halfen der Menschheit, sich von diesen oder jenen künstlichen Kombinationen, die die Erzielung des allgemeinen Wohles hemmten, zu befreien. Mit jedem dieser Männer tat die Menschheit in der Entwicklung der richtigen, natürlichen Anschauungen einen Schritt vorwärts, und nach der Wichtigkeit dieser Schritte können wir den individuellen Wert jeder wirkenden Persönlichkeit bestimmen. Das gleiche gilt für die Männer des angewandten Wissens, für Techniker, Mechaniker, Agronomen, Ärzte u. a. Das gleiche sehen wir auf dem Gebiete der Kunst wie auf dem der Literatur.

Dem Literaten war bisher in dieser Bewegung der Menschheit zu den natürlichen Grundsätzen, von denen sie abgewichen war, eine kleine Rolle überlassen. Der Literatur kommt ihrem Wesen zufolge keine aktive Bedeutung zu, sie beschränkt sich entweder darauf, vorzusetzen, was getan werden müsse, oder sie stellt dar, was bereits getan wird und getan worden ist. Im ersten Fall, das heißt, wenn nur Voraussetzungen hinsichtlich der zukünftigen Tätigkeit gemacht werden, nimmt sie ihren Stoff und ihre Grundlagen aus der reinen Wissenschaft, im zweiten Fall entnimmt sie sie den Tatsachen des Lebens selbst. Somit ist die Literatur, allgemein gesprochen, eine Hilfskraft, deren Bedeutung in der Propaganda besteht und deren Wert dadurch bestimmt wird, was sie propagiert [617] und wie sie es tut. Übrigens sind in der Literatur bisher einige Persönlichkeiten aufgetreten, die in ihrer Propaganda so hoch stehen, daß weder Praktiker, die für das Wohl der Menschheit wirken, noch Männer der reinen Wissenschaft sie überragen werden. Diese Schriftsteller waren von der Natur so reich begabt, daß sie gleichsam instinktiv den natürlichen Begriffen und Bestrebungen nahekommen vermochten, die von den zeitgenössischen Philosophen mit Hilfe der exakten Wissenschaft erst gesucht wurden. Ja, noch mehr: die Wahrheiten, die die Philosophen nur in der Theorie vorausahnten, vermochten die genialen Schriftsteller im Leben zu erfassen und in der Auswirkung darzustellen. Als vollkommenste Vertreter der höchsten Stufe menschlichen Bewußtseins in einer bestimmten Epoche überblickten und schilderten sie uns von dieser Höhe aus das Leben der Menschen und der Natur, wodurch sie sich über die Aushilfsrolle der Literatur erhoben und sich in die Reihen jener historischen Persönlichkeiten stellten, die der Menschheit halfen, ihre lebendigen Kräfte und natürlichen Neigungen ganz klar zu erkennen. Eine solche Persönlichkeit war Shakespeare. Viele seiner Stücke können Entdeckungen auf dem Gebiete des menschlichen Herzens genannt werden; seine literarische Tätigkeit hob das allgemeine Bewußtsein der Menschen um einige Stufen, die vor ihm niemand erklommen hatte und auf die nur manche Philosophen von weitem hingewiesen hatten. Deshalb besitzt Shakespeare Weltbedeutung: er bedeutet einige neue Stufen menschlicher Entwicklung. Dafür aber steht auch Shakespeare außerhalb der gewöhnlichen Reihe der Schriftsteller. Die Namen von Dante, Goethe, Byron werden oft seinem Namen hinzugefügt, man kann aber schwerlich sagen, daß in jedem von ihnen eine ganz neue Phase der allgemeinmenschlichen Entwicklung so voll zum Ausdruck gelangt wie bei Shakespeare. Was aber die gewöhnlichen Talente anbelangt, so bleibt für sie eben die Aushilfsrolle, von der wir sprachen. Da sie der Welt nichts Neues und bisher Unbekanntes bieten, der Entwicklung der gesamten Menschheit keine neuen Wege vorzeichnen und sie selbst auf dem schon festgelegten Weg nicht vorwärtsbringen, müssen sie sich auf einen mehr partiellen speziellen Dienst beschränken: sie bringen den Massen das zum

Bewußtsein, was die führenden Männer der Menschheit entdeckt haben, sie eröffnen und klären für die Menschen das, was in ihnen noch unklar und unbestimmt lebt. Übrigens geht das gewöhnlich nicht so vor sich, daß der Literat dem Philosophen die Ideen entlehnt und sie dann in seinen Werken durchführt. Nein, beide handeln selbständig, beide gehen von demselben Urquell, dem [618] wirklichen Leben aus, nur nehmen sie die Sache in verschiedener Weise in Angriff. Der Denker, der zum Beispiel bei den Menschen Unzufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Lage bemerkt, zieht alle Tatsachen in Erwägung und sucht neue Grundsätze zu finden, die den entstehenden Erfordernissen gerecht werden könnten. Der Poet, der die gleiche Unzufriedenheit bemerkt, malt ihr Bild in so lebhaften Farben, daß die darauf gerichtete allgemeine Aufmerksamkeit die Leute von selbst auf den Gedanken bringt, was sie eigentlich benötigen. Das Resultat ist das gleiche, und die Bedeutung der beiden Männer wäre die gleiche; doch die Geschichte der Literatur zeigt uns, daß die Literaten mit wenigen Ausnahmen gewöhnlich zu spät kommen. Während die Denker, die an die geringfügigsten Anzeichen anknüpfen und einen Gedanken, der ihnen auftaucht, bis zu seinen letzten Grundlagen unentwegt verfolgen, während sie eine Erscheinung oft schon im allerersten Keimzustand erkennen, erweisen sich die Literaten meist weniger feinfühlig: sie bemerken und schildern die entstehende Bewegung erst, wenn sie schon ziemlich offenkundig und stark ist. Dafür aber stehen sie den Begriffen der Masse näher und haben bei ihr mehr Erfolg: sie sind gleich einem Barometer mit dem jeder Umzugehen versteht, während von meteorologisch-astronomischen Berechnungen und Voraussagen niemand etwas wissen will. Indem wir also der Literatur die hauptsächliche Bedeutung in der Erläuterung der Lebenserscheinungen zuerkennen, fordern wir von ihr eine Eigenschaft, ohne die sie überhaupt wertlos wäre, nämlich die *Wahrheit*. Die Tatsachen, von denen der Autor ausgeht und die er uns darstellt, müssen wahrheitsgetreu dargestellt sein. Ist das nicht der Fall, so verliert das Literaturwerk jegliche Bedeutung, es wird sogar schädlich; denn es dient nicht dazu, das menschliche Bewußtsein zu erhellen, sondern vielmehr dazu, es noch mehr zu verdunkeln. Und wir würden dann schon vergeblich beim Autor irgendein Talent zu finden suchen, es sei denn das Talent des Lügners. In Werken historischen Charakters muß die Wahrheit eine faktische sein, in der schönen Literatur, wo die Vorkommnisse erfunden sind, tritt an ihre Stelle die logische Wahrheit, d. h. eine vernunftgemäße Wahrscheinlichkeit in Übereinstimmung mit dem üblichen Verlauf der Dinge.

Doch die Wahrheit ist eine unerläßliche Bedingung, stellt aber noch nicht den Wert des Werkes dar. Über den Wert urteilen wir nach dem Weitblick des Verfassers, nach der Richtigkeit der Auffassung und nach der Lebhaftigkeit der Darstellung der von ihm geschilderten Erscheinungen. Vor allem aber unterscheiden wir, [619] gemäß dem von uns angenommenen Kriterium, zwischen Autoren, welche die natürlichen, richtigen Bestrebungen des Volkes vertreten, und Autoren, die Organe verschiedener künstlicher Tendenzen und Forderungen sind. Wir sahen bereits, daß die künstlichen gesellschaftlichen Kombinationen, die dadurch entstanden, daß die Menschen ursprünglich unfähig waren, ihr eigenes Wohl zu organisieren, bei vielen das Bewußtsein ihrer natürlichen Bedürfnisse unterdrückt haben. In der Literatur aller Völker finden wir eine Unzahl von Schriftstellern, die gänzlich diesen künstlichen Interessen ergeben sind und sich nicht im geringsten um die normalen Erfordernisse der menschlichen Natur kümmern. Diese Schriftsteller brauchen keine Lügner zu sein, doch ihre Werke sind nichtsdestoweniger verlogen, und wir können ihnen keinerlei besonderen Wert zuerkennen, es sei denn hinsichtlich der Form. All die Schriftsteller, die zum Beispiel Illuminationen, Militärparaden, Gemetzel und Plünderungen auf Geheiß irgendeines Ehrgeizigen besingen, schmeichlerische Dithyramben, Inschriften und Madrigale verfassen, können in unseren Augen keinerlei Bedeutung besitzen, denn sie sind gar weit entfernt von den natürlichen Bestrebungen und Bedürfnissen des Volkes. In der Literatur sind sie im Vergleich zu den wahren Schriftstellern dasselbe wie in der Wissenschaft die Astrologen und die Alchimisten im Vergleich zu den wahren Naturforschern, wie Traumbücher im Vergleich zu einem Lehrgang der

Physiologie und Wahrsagebücher gegenüber der Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Unter den Autoren, die sich von den natürlichen Begriffen nicht entfernen, unterscheiden wir Menschen, die von den dringenden Forderungen der Epoche mehr oder weniger tief durchdrungen sind, die in der Menschheit vor sich gehende Bewegung mehr oder weniger weitgehend erfassen und mit ihr mehr oder weniger stark sympathisieren. Hier kann es zahllose Abstufungen geben. Der eine Autor kann eine einzige Frage erschöpfen, der andere zehn, der dritte kann sie alle einer höheren Frage unterordnen und dann diese der Lösung entgegenführen, der vierte kann auf Fragen hinweisen, die erst nach der Lösung dieser höheren Frage auftauchen usw. Der eine kann kalt, episch die Tatsachen darlegen, der andere mit lyrischer Kraft gegen die Lüge zu Felde ziehen und das Gute und Wahre preisen. Der eine kann die Sache oberflächlich nehmen und auf die Notwendigkeit äußerer und teilweiser Verbesserungen hinweisen, der andere kann alles von Grund aus anpacken und die innere Widerwärtigkeit und Unzulänglichkeit des Gegenstandes oder die innere Macht und Schönheit des neuen Gebäudes zur Schau stellen, das bei der neuen Bewegung [620] der Menschheit aufgerichtet wird. Gemäß dem Weitblick und der Empfindungskraft der Verfasser wird sich auch die Art und Weise, wie die Gegenstände dargestellt werden, sowie die Darstellung jedes einzelnen Gegenstandes unterscheiden. Dieses Verhältnis der äußeren Form zur inneren Kraft zu prüfen, ist dann nicht mehr schwer; die Hauptsache für die Kritik ist, zu bestimmen, ob der Verfasser auf der Höhe jener natürlichen Bestrebungen steht, die im Volke bereits erwacht sind oder auf Grund der gegebenen sachlichen Situation bald erwachen müssen. Ferner ist zu bestimmen, in welchem Maße er es verstanden hat, diese Bestrebungen zu erfassen und zum Ausdruck zu bringen, und ob er das Wesen der Sache, ihre Wurzel oder nur das Äußere erfaßt hat, ob er den Gegenstand als Ganzes oder aber nur manche Seiten desselben zum Ausdruck bringt.

Wir halten es für überflüssig, uns darüber zu verbreiten, daß wir hier keine theoretische Erörterung, sondern eine poetische Darstellung von Tatsachen des Lebens meinen. In den früheren Aufsätzen über Ostrowskij sprachen wir genügend über den Unterschied zwischen abstraktem Denken und künstlerischer Darstellung. Wir wollen hier eine Bemerkung wiederholen, die nötig ist, damit die Verfechter reiner Kunst nicht wieder die Beschuldigung gegen uns erheben, daß wir dem Künstler „utilitaristische Themen“ aufzwingen wollen. Wir glauben gar nicht, daß jeder Autor seine Werke unter dem Einfluß einer bestimmten Theorie schaffen muß; er kann beliebiger Meinung sein, wenn nur sein Talent ein feines Gefühl für die Lebenswahrheit aufweist. Ein künstlerisches Werk kann der Ausdruck einer bestimmten Idee sein, nicht weil der Autor bei seiner Schaffung diese Idee ins Auge gefaßt hat, sondern weil dem Autor solche Tatsachen der Wirklichkeit aufgefallen sind, aus denen diese Idee von selbst folgt. In diesem Sinne sind zum Beispiel die Philosophie des Sokrates und die Komödien des Aristophanes, was die religiöse Lehre der Griechen anbelangt, der Ausdruck ein und derselben Idee, nämlich der Unhaltbarkeit der alten Glaubenssätze. Man braucht aber keineswegs zu denken, Aristophanes hätte sich für seine Komödien gerade dieses Ziel gesteckt, es wird bei ihm vielmehr einfach durch das Bild der griechischen Sitten jener Zeit erreicht. Aus seinen Komödien überzeugen wir uns entschieden, daß zur Zeit, als er schrieb, die Herrschaft der griechischen Mythologie bereits vorbei war, das heißt er bringt uns praktisch zur Erkenntnis dessen, was Sokrates und Plato auf philosophische Art beweisen. Dies ist auch überhaupt der Unterschied in der Art und Weise, wie poetische bzw. eigentlich theoretische [621] und der des Denkers: der eine denkt konkret, verliert Einzelerscheinungen und -bilder nie aus dem Auge, der andere dagegen sucht alles zu verallgemeinern und Einzelmerkmale zu einer gemeinsamen Formel zu verschmelzen. Einen wesentlichen Unterschied aber zwischen wahren Wissen und wahrer Poesie kann es nicht geben: das Talent gehört zur Natur des Menschen, und es gewährleistet uns daher zweifellos eine gewisse Kraft und Weite der natürlichen Bestrebungen bei einem Menschen, den wir als talentiert anerkennen. Folglich müssen auch seine Werke unter dem Einfluß dieser natürlichen, richtigen Bedürfnisse eines talentier-

ten Künstlers entstehen; die Erkenntnis der normalen Lage der Dinge muß bei ihm klar und lebendig, sein Ideal einfach und vernünftig sein, er wird sich nicht in den Dienst von Unwahrheit und Widersinn stellen, und zwar nicht deshalb, weil er es nicht will, sondern einfach, weil er es nicht kann, es würde bei ihm nichts Rechtes herauskommen, selbst wenn er es sich einfallen ließe, sein Talent zu vergewaltigen. Wie Bileam wird er Israel verfluchen wollen, doch im feierlichen Augenblick der Inspiration werden seinem Munde gegen seinen Willen Segenssprüche statt Flüchen entströmen. Und wenn es ihm auch gelingt, ein Wort des Fluches auszusprechen, so wird diesem die innere Glut fehlen, es wird schwach und nicht überzeugend sein. Wir brauchen nach Beispielen nicht weit zu suchen: in unserer Literatur gibt es sie wohl in größerer Fülle als in irgendeiner anderen. Man nehme etwa Puschkin und Gogol: wie armselig und hohlklingend sind die bestellten Gedichte Puschkins, wie kläglich sind die asketischen Versuche Gogols in der Literatur! An gutem Willen fehlte es bei ihnen nicht, doch Einbildungskraft und Gefühl lieferten nicht genügend Material, um über bestellte, künstliche Themen etwas wahrhaft Poetisches zu schaffen. Das kann gar nicht wundernehmen: die Wirklichkeit, aus der der Poet sein Material und seine Inspiration schöpft, hat ihren natürlichen Sinn, bei dessen Verletzung das eigentliche Leben des Stoffes vernichtet wird und allein sein totes Knochengerüst übrigbleibt. Mehr als ein solches Skelett konnten die Schriftsteller nicht schaffen, wenn sie den Erscheinungen statt des natürlichen Sinnes einen anderen, ihrem Wesen widerstrebenden Sinn verleihen wollten.

Doch sind, wie wir bereits sagten, die natürlichen Bestrebungen des Menschen und die gesunden, einfachen Begriffe von den Dingen bei vielen zuweilen entstellt. Infolge unrichtiger Entwicklung scheint den Menschen das, was im Wesen der Sache eine ganz [622] widersinnige Vergewaltigung der Natur bedeutet, als völlig normal und natürlich. Im Laufe der Zeit macht sich die Menschheit immer mehr von den künstlichen Entstellungen frei und nähert sich den natürlichen Bedürfnissen und Anschauungen: wir sehen keine geheimnisvollen Kräfte mehr in jedem Wald und See, in Donner und Blitz, in Sonne und Sternen; wir haben in den zivilisierten Ländern keine Kasten und Parias mehr; wir bringen die Beziehungen der beiden Geschlechter nicht durcheinander, wie es die Völker des Ostens tun; wir halten das Vorhandensein einer Sklavenklasse nicht für ein substantielles Merkmal des Staates, wie es bei den Griechen und den Römern war; wir sagen uns los von den Inquisitionsprinzipien, die im mittelalterlichen Europa herrschten. Ist dies heute stellenweise auch noch anzutreffen, so doch nur als Ausnahme, die allgemeine Lage hingegen hat sich zum Bessern geändert. Trotzdem aber sind die Menschen auch jetzt noch bei weitem nicht dazu gelangt, alle natürlichen Bedürfnisse klar zu erkennen. Ja, sie können sich noch nicht einmal darüber einigen, was für den Menschen natürlich ist und was nicht. Die allgemeine Formel, daß es für den Menschen natürlich ist, nach dem Bessern zu streben, nehmen alle an, doch Meinungsverschiedenheiten entstehen darüber, was für die Menschheit als Glück zu betrachten sei. Wir nehmen zum Beispiel an, daß das Glück in der Arbeit besteht, und betrachten daher die Arbeit als für den Menschen natürlich; der „Wirtschaftsanzeiger“ aber versichert, für den Menschen sei das Faulenzen natürlich, denn das Glück bestehe darin, das Kapital zu genießen. Wir glauben, daß das Stehlen eine unnatürliche Form des Erwerbs ist, zu der der Mensch zuweilen durch äußerste Notlage gezwungen sein mag, Krylow aber meint, dies sei die natürliche Eigenschaft mancher Menschen, und sagt:

„Gibst du dem Dieb auch eine Million,
Er wird das Stehlen doch nicht lassen.“¹³⁴

Indessen ist Krylow ein berühmter Fabeldichter, der „Wirtschaftsanzeiger“ aber wird von Herrn Wernadskij (Doktor und Staatsrat) herausgegeben: ihre Meinungen mißachten, ist un-

¹³⁴ Aus der Fabel „Der Bauer und der Fuchs“ des berühmten russischen Fabeldichters I. A. Krylow (1769-1844)

möglich. Was soll man da tun, wie soll man die Frage entscheiden? Uns dünkt, daß es hier niemand auf sich nehmen kann, eine endgültige Entscheidung zu treffen. Jeder kann seine Meinung als die richtigste betrachten, doch die Entscheidung muß man in diesem Falle mehr als in irgendeinen anderen dem Publikum überlassen. Diese Sache betrifft das Publikum, und nur in seinem Namen können wir unsere Behauptungen bestätigen. Wir sagen der Gesellschaft: „Uns [623] dünkt, daß ihr zu dem und dem fähig seid, daß ihr das und das fühlt, mit dem und dem unzufrieden seid, das und das wünscht.“ Sache der Gesellschaft ist es, uns zu sagen, ob wir uns irren oder nicht. In einem solchen Falle, wie es die Analyse von Ostrowskijs Komödien ist, können wir uns erst recht auf das Urteil der Allgemeinheit verlassen. Wir sagen: „Der Autor hat das und das dargestellt, die von ihm wiedergegebenen Bilder bedeuten unserer Meinung nach das und das, ihr Ursprung, ihr Sinn ist der und der; wir finden, daß all dies in lebendiger Beziehung zu eurem Dasein und euren Sitten steht und die und die Bedürfnisse erklärt, deren Befriedigung für euer Glück notwendig ist.“ Man sage doch, wer sonst über die Richtigkeit unserer Worte urteilen könnte, wenn nicht die Gesellschaft selbst, von der die Rede ist und an die sie gerichtet sind. Ihr Urteil muß sowohl für uns als auch für den behandelten Autor gleichermaßen wichtig und endgültig sein.

Unser Autor wird vom Publikum sehr gut aufgenommen. Die eine Hälfte der Frage wird also im positiven Sinne entschieden: das Publikum erkennt an, daß er es richtig auffaßt und darstellt. Es bleibt die andere Frage: fassen wir Ostrowskij richtig auf, wenn wir seinen Werken einen bestimmten Sinn beilegen? Eine gewisse Hoffnung auf günstige Antwort bietet uns erstens der Umstand, daß die Kritiken mit gegenteiliger Auffassung vom Publikum nicht besonders gebilligt würden, zweitens aber, daß der Autor selbst sich als mit uns einverstanden erweist, da wir im „Gewitter“ eine neue Bestätigung vieler unserer Gedanken finden, die wir über Ostrowskijs Talent und über die Bedeutung seiner Werke ausgesprochen haben. Wir wiederholen übrigens noch einmal: unsere Aufsätze und die Grundlagen selbst, auf die wir unsere Urteile stützen, sind vor aller Augen. Wer uns nicht zustimmen will, der kann, indem er unsere Aufsätze liest und sie an Hand seiner Beobachtungen überprüft, zu einer eigenen Schlußfolgerung gelangen. Wir werden auch damit zufrieden sein.

Nachdem wir uns nun über die Grundlagen unserer Kritik auseinandergesetzt haben, bitten wir die Leser, sie mögen uns die Länge dieser Auseinandersetzungen verzeihen. Natürlich hätte man sie auf zwei, drei Seiten darlegen können, dann aber hätten diese Seiten lange nicht das Licht der Welt erblickt. Die Länge kommt daher, daß häufig durch eine endlose Umschreibung etwas erläutert wird, was man einfach mit einem einzigen Wort bezeichnen könnte, aber es ist eben ein Malheur, daß diese in anderen europäischen Sprachen recht gewohnten Worte einem russischen Aufsatz gewöhnlich ein Aussehen verleihen, mit dem er nicht vor dem [624] Publikum erscheinen kann. Und man muß notgedrungen den Satz hin und her wenden, um irgendwie dem Leser das Wesen des dargelegten Gedankens begreiflich zu machen.

Wenden wir uns aber nun unserem eigentlichen Gegenstand zu, dem Autor des „Gewitters“.

Die Leser des „Sowremennik“ dürften sich erinnern, daß wir Ostrowskij sehr hoch gestellt haben, da wir fanden, daß er die wesentlichen Seiten und Forderungen des russischen Lebens sehr erschöpfend und vielseitig darzustellen verstanden hat. Wir sprechen hier nicht von den Autoren, die Teilerscheinungen vorübergehende, rein äußerliche Forderungen der Gesellschaft zum Gegenstand genommen und sie mit mehr oder weniger Erfolg dargestellt haben, zum Beispiel die Forderung nach gerechter Justiz, nach Toleranz, guter Verwaltung, Abschaffung der Akzisenpacht, Aufhebung der Leibeigenschaft usw. Die Schriftsteller aber, welche die mehr innere Seite des Lebens ins Auge faßten, beschränkten sich auf einen sehr engen Kreis und erfaßten Erscheinungen, die bei weitem nicht für das gesamte Volk von Bedeutung waren.

Dieser Art ist zum Beispiel die in zahllosen Erzählungen gebotene Darstellung von Menschen, die ihrer Entwicklung nach ihre Umgebung überragen, aber jeder Energie und Willenskraft ermangeln und in Untätigkeit zugrunde gehen. Diese Erzählungen waren von Bedeutung, denn sie waren ein offener Hinweis auf die Untauglichkeit des Milieus, das eine ersprießliche Tätigkeit behinderte, und der Ausdruck einer, wenn auch nur unklar erkannten Forderung nach energischer, praktischer Anwendung der Grundsätze, die wir in der Theorie als Wahrheit betrachten. Je nach der Verschiedenheit der Talente waren auch die Erzählungen dieser Art von größerer oder geringerer Bedeutung; doch alle waren mit dem Mangel behaftet, daß sie nur in die Hände eines verhältnismäßig kleinen Teils der Gesellschaft gelangten und der großen Mehrheit fast völlig fremd blieben. Sogar in den Mittelschichten unserer Gesellschaft, geschweige denn in der Masse des Volkes, gibt es weit mehr Menschen, die sich die richtigen Begriffe erst aneignen und klarmachen müssen, als solche, die mit den bereits erworbenen Ideen nichts anzufangen wissen. Daher bleibt die Bedeutung der erwähnten Erzählungen und Romane überaus speziell und ist mehr für einen bestimmten kleinen Kreis als für die Mehrheit fühlbar. Man muß zugeben, daß die Leistung Ostrowskijs weit fruchtbarer ist: er hat solche allgemeine Bestrebungen und Bedürfnisse erfaßt, von denen die gesamte russische Gesellschaft durchdrungen ist – Bestrebungen und Bedürfnisse, deren Stimme in allen Erscheinungen unseres Lebens hörbar ist und deren Befriedigung eine unerläßliche Voraussetzung unserer weiteren Entwicklung ist. Wir wollen jetzt nicht wiederholen, was wir in unseren ersten Aufsätzen bereits ausführlich gesagt haben, wollen aber bei dieser Gelegenheit ein seltsames Mißverständnis vermerken, das in bezug auf unsere Aufsätze einem der Kritiker des „Gewitters“, und zwar Herrn Apollon Grigorjew, unterlaufen ist. Wir wollen bemerken, daß Herr A. Grigorjew ein begeisterter Verehrer von Ostrowskijs Talent ist, doch es gelingt ihm – wohl infolge des Übermaßes an Begeisterung – nie, mit einer gewissen Klarheit auszusprechen, weswegen er eigentlich Ostrowskij schätzt. Wir haben seine Aufsätze gelesen und konnten uns in keiner Weise zurechtfinden. Indessen widmet Herr Grigorjew bei der Analyse des „Gewitters“ auch uns einige Seiten und erhebt gegen uns die Beschuldigung, wir hätten den Personen der Komödie Ostrowskijs Etiketten angeklebt und sie alle in zwei Kategorien, *Despoten und unterdrückte Persönlichkeiten*, eingeteilt, und hätten die ganze Leistung unseres Lustspieldichters darin erblickt, daß er die im Kaufmannsdasein üblichen Beziehungen zwischen diesen beiden Kategorien darstellt. Nachdem er diese Beschuldigung ausgesprochen, ruft Herr Grigorjew aus: Nein, nicht darin bestehen die Besonderheit und das Verdienst Ostrowskijs, sondern im *Volksgeist*. Worin aber der Volksgeist besteht, erklärt Herr Grigorjew nicht, und daher erschien uns seine Replik sehr amüsant. Als ob wir bei Ostrowskij keinen Volksgeist gefunden hätten! Ja, wir haben doch gerade damit begonnen, damit unsere Ausführungen fortgesetzt und abgeschlossen. Wir suchten festzustellen, wie und in welchem Maße Ostrowskijs Werke ein Ausdruck des Volkslebens, der Bestrebungen des Volkes sind: was ist das, wenn nicht Volksgeist? Wir schrien es aber nicht mit Ausrufezeichen in jeder zweiten Zeile hinaus, sondern suchten sein Wesen zu bestimmen, was Herr Grigorjew kein einziges Mal zu tun geruhte. Hätte er es aber versucht, so wäre er vielleicht zu den gleichen Ergebnissen gelangt, die er bei uns verurteilt, und hätte nicht unbegründeterweise die Beschuldigung gegen uns erhoben, wir beschränkten das Verdienst Ostrowskijs nur auf eine richtige Darstellung der Familienverhältnisse der nach altem Brauch lebenden Kaufleute. Jeder, der unsere Aufsätze gelesen hat, konnte sehen, daß wir keineswegs nur Kaufleute im Auge hatten, als wir auf die Grundzüge der in unserem Alltagsleben herrschenden und in Ostrowskijs Komödien so gut wiedergegebenen Beziehungen hinwiesen. Die heutigen Bestrebungen des russischen Lebens kommen bei Ostrowskij [626] als einem Lustspieldichter in weitestem Umfang durch die negative Seite zur Geltung. Indem er uns in einem eindrucksvollen Bild die falschen Beziehungen mit all ihren Folgen ausmalt, dient er eben dadurch als Sprachrohr für jene Bestrebungen, die auf Herbeiführung besserer Verhältnisse gerichtet sind. Willkür von der einen Seite

und mangelnde Erkenntnis der Rechte der eigenen Persönlichkeit von der anderen – auf diesen Grundlagen halten sich die widerwärtigen Wechselbeziehungen, die in den meisten Komödien Ostrowskijs zur Darstellung gelangen; die Forderung nach Recht, Gesetzlichkeit, Achtung vor dem Menschen – das ist es, was jeder aufmerksame Leser aus der Tiefe dieser scheußlichen Verhältnisse heraushört. Wer kann die umfassende Bedeutung dieser Forderungen im russischen Leben in Abrede stellen? Muß man denn nicht zugeben, daß dieser Hintergrund der Komödien dem Zustand der russischen Gesellschaft mehr entspricht als dem irgendeiner anderen in Europa? Nehmt die Geschichte, denkt an euer Leben, blickt um euch, überall werdet ihr die Rechtfertigung unserer Worte finden. Es ist hier nicht der Ort, sich auf historische Forschungen einzulassen; es genügt, zu bemerken, daß unsere Geschichte bis auf die neueste Zeit nicht dazu beigetragen hat, bei uns ein Rechtsgefühl zu entwickeln (womit auch Herr Pirogow einverstanden ist; siehe die Bestimmungen über Strafmaßnahmen im Kiewer Distrikt), sie schuf keine festen Garantien für die Persönlichkeit und bot der Willkür ein weites Feld. Eine historische Entwicklung dieser Art hatte natürlich den Verfall der gesellschaftlichen Moral zur Folge: die Achtung der eigenen Würde ging verloren, der Glaube an das Recht und folglich auch das Pflichtbewußtsein wurden schwächer, die Willkür trat das Recht mit Füßen, die Schlaueit suchte die Willkür zu verdrängen. Manche Schriftsteller, die kein Empfinden für die normalen Bedürfnisse hatten und durch künstliche Kombinationen irregeführt wurden, stellten bestimmte Tatsachen unseres Lebens fest, wollten sie legalisieren, als Lebensnorm preisen, nicht aber als eine durch die ungünstige historische Entwicklung hervorgerufene Entstellung der natürlichen Bestrebungen bezeichnen. So wollte man zum Beispiel die Willkür als eine besondere, natürliche Charaktereigenschaft des Russen hinstellen, und zwar unter der Bezeichnung „breite Naturen“; Gaunerei und List wollte man im russischen Volk ebenfalls, und zwar unter der Bezeichnung von Findigkeit und Pfiffigkeit legalisieren. Manche Kritiker wollten sogar in Ostrowskij einen Lobredner der breiten russischen Naturen erblicken; gerade deswegen wurde seinerzeit eine solche Ekstase um die Gestalt Ljubim Torzows entfacht, der [627] als das Höchste bezeichnet wurde, was unser Autor hervorgebracht hat. Ostrowskij aber, als ein Mann von starkem Talent und folglich mit starkem Wahrheitsempfinden, mit instinktiver Neigung zu den natürlichen, gesunden Forderungen, konnte nicht der Versuchung erliegen, und die Willkür, selbst die breiteste, wurde von ihm, entsprechend der Wirklichkeit, stets als schwere, widerwärtige, widergesetzliche Willkür dargestellt, und aus dem Wesen des Schauspiels war stets ein Protest gegen sie herauszuhören. Er vermochte herauszufühlen, was diese Breite der Natur bedeutet, und brandmarkte sie in mehreren Typen und durch die Bezeichnung Despotie.

Doch nicht er hat diese Typen erfunden, genau so, wie nicht er das Wort „Samodur“ (Despot) ersonnen hat. Eins wie das andere entnahm er dem Leben selbst. Es ist klar, daß das Leben, das uns Material für solche komische Situationen bot, in welche die Despoten Ostrowskijs oft versetzt werden, das Leben, das ihnen auch die passende Bezeichnung gab, nicht mehr ganz von ihrem Einfluß erfaßt ist, sondern auch Ansätze für eine vernünftigeren, gesetzlicheren und richtigeren Lage der Dinge enthält. Und in der Tat, nach jedem Stück Ostrowskijs fühlt jeder diese Erkenntnis in sich, und wenn er rings um sich blickt, bemerkt er das auch bei anderen. Verfolgt man diesen Gedanken aufmerksamer, faßt man ihn länger und gründlicher ins Auge, so bemerkt man, daß dieses Streben nach einer neuen, natürlicheren Regelung der Beziehungen das Wesentliche dessen enthält, was wir Fortschritt nennen, die unmittelbare Aufgabe unserer Entwicklung bildet und die ganze Arbeit der neuen Generationen in sich schließt. Wohin man auch blickt, überall sieht man das Erwachen der Persönlichkeit, sieht man, daß sie ihre gesetzlichen Rechte erkennt, sieht man den Protest gegen Gewalt und Willkür, der zumeist noch schüchtern, unbestimmt ist, sich gerne verbirgt, immerhin aber schon seine Existenz merken läßt. Man nehme etwa die gesetzgeberische und administrative Seite, die zwar in ihren Einzelercheinungen stets viel Zufälliges enthält, in ihrem Gesamtcharakter jedoch

ein Anzeichen der Lage des Volkes ist. Besonders richtig ist dieses Anzeichen dann, wenn die gesetzgeberischen Maßnahmen durch den Charakter der Vergünstigungen, der Zugeständnisse und der Rechtserweiterungen verankert sind. Schwerlastende Maßnahmen, die das Volk in seinen Rechten beengen, können entgegen der Forderung des Volkslebens eine Folge der Willkür sein, zum Vorteil einer privilegierten Minderheit, die sich die Bedrängnis der anderen zunutze macht; doch jene Maßnahmen, durch welche die Sonderprivilegien geschmälert und die allgemeinen Rechte erweitert [628] werden, können ihren Ursprung nur in den direkten, unablässigen Forderungen des Volkslebens haben, die auf die privilegierte Minderheit, sogar entgegen den persönlichen unmittelbaren Vorteilen dieser Minderheit, eine unwiderstehliche Wirkung ausüben. Man betrachte nur, was in dieser Beziehung bei uns vor sich geht: die Bauern werden befreit, und die Gutsbesitzer selbst, die vordem behaupteten, es sei noch zu früh, dem Mushik die Freiheit zu geben, überzeugen sich jetzt und geben zu, daß es an der Zeit sei, sich dieser Frage zu entledigen, daß sie tatsächlich im Volksbewußtsein bereits reif geworden sei... Was aber liegt dieser Frage zugrunde, wenn nicht die Verringerung der Willkür und die Erhöhung der Rechte der menschlichen Persönlichkeit? Das gleiche gilt für alle anderen Reformen und Verbesserungen. In den Finanzreformen, in allen diesen Kommissionen und Ausschüssen, die über Banken, über Steuern usw. verhandelten – was sah die öffentliche Meinung in ihnen, was erhoffte sie von ihnen, wenn nicht die Festlegung eines richtigeren, präziseren Systems der Finanzverwaltung und folglich die Einführung von Gesetzlichkeit statt allerlei Willkür? Was war der Anlaß dazu, der Publizität, die man früher so fürchtete, gewisse Rechte zu gewähren – was war es, wenn nicht die Erkenntnis der Kraft jenes allgemeinen Protestes gegen Rechtlosigkeit und Willkür, der im Laufe vieler Jahre in der öffentlichen Meinung zustande kam und schließlich nicht mehr zurückgehalten werden konnte? Was besagten die Umgestaltungen auf dem Gebiete des Polizei und Verwaltungswesens, die Bemühungen um eine gerechte Justiz, die Pläne einer öffentlichen Rechtsprechung, die Abschwächung der Repressalien gegen die Altgläubigen, ja, sogar die Abschaffung der Steuerverpachtung? Wir sprechen nicht von der praktischen Bedeutung aller dieser Maßnahmen, wir behaupten nur, daß schon der Versuch, sie in Angriff zu nehmen, ein Beweis ist für die starke Entwicklung der allgemeinen Idee, auf die wir hingewiesen haben. Sollten auch all diese Versuche zusammenstürzen oder erfolglos bleiben, so könnte dies nur auf die Unzulänglichkeit oder die Unrichtigkeit der Mittel hinweisen, die zu ihrer Ausführung angewandt wurden, könnte aber nicht gegen die Bedürfnisse zeugen, durch die sie hervorgerufen wurden. Die Existenz dieser Forderungen ist so klar, daß sie sogar in unserer Literatur zum Ausdruck gelangten, sobald es sich faktisch als möglich erwiesen hatte, sie zutage treten zu lassen. Auch in den Komödien Ostrowskij gelangten sie mit einer Fülle und einer Intensität zum Ausdruck, wie wir sie nur bei wenigen Autoren angetroffen haben. Doch nicht nur in dem Grade der Intensität liegt der Wert seiner Komödien: für uns ist auch [629] wichtig, daß er das Wesen der allgemeinen Forderungen des Lebens zu einer Zeit fand, da sie noch verborgen waren und nur von überaus wenigen und überaus schwach geäußert wurden. Sein erstes Stück erschien 1847. Seit jener Zeit bis in die allerletzten Jahre haben bekanntlich sogar unsere besten Autoren die Spur der natürlichen Bestrebungen des Volkes fast verloren und begannen sogar an ihrer Existenz zu zweifeln, und wenn sie auch zuweilen ihren Atem fühlten, so nur sehr schwach und unbestimmt, nur in einigen Einzelfällen; von wenigen Ausnahmen abgesehen, vermochten sie fast nie, einen wahren und entsprechenden Ausdruck für diese Bestrebungen zu finden. Die allgemeine Lage wirkte sich natürlich zum Teil auch auf Ostrowskij aus. Sie erklärt vielleicht in vielem jene gewisse Unbestimmtheit mancher seiner späteren Werke, die zu Beginn der fünfziger Jahre zu solchen Angriffen auf ihn Anlaß gab. Heute aber, wenn wir die Gesamtheit seiner Werke aufmerksam prüfen, so finden wir, daß das Gefühl für die wahren Bedürfnisse und Bestrebungen des russischen Lebens ihn nie verließ. Es zeigte sich manchmal nicht auf den ersten Blick, war aber immer in seinen Werken ver-

wurzelt. Wer aber unvoreingenommen nach dem grundlegenden Sinn seiner Werke forschte, konnte stets finden, daß in ihnen die Dinge nicht von der Oberfläche, sondern von der eigentlichen Wurzel aus dargestellt werden. Dank diesem Zuge bleiben Ostrowskijs Werke auf ihrem hohen Niveau, auch jetzt, da bereits alle bemüht sind, die gleichen Bestrebungen zum Ausdruck zu bringen, die wir in seinen Stücken finden. Ohne des längeren darauf einzugehen, wollen wir nur eins bemerken: die Forderung nach Recht, Achtung der Persönlichkeit, den Protest gegen Gewalt und Willkür findet man in einer Menge unserer literarischen Werke der letzten Jahre; aber zumeist wird in ihnen die Aufgabe nicht in lebensnaher, praktischer Weise ausgeführt, es wird vielmehr die abstrakte, philosophische Seite der Frage gefühlsmäßig erfaßt, und aus ihr wird alles abgeleitet, wird auf das *Recht* hingewiesen, während die reale *Möglichkeit* unbeachtet bleibt. Bei Ostrowskij ist es anders: bei ihm findet man nicht nur die sittliche, sondern auch die alltäglich-praktische, ökonomische Seite der Frage, das aber gerade ist das Wesen der Sache. Bei ihm sieht man klar, wie die Despotie sich auf den vollen Geldbeutel stützt, den man „Gottes Segen“ nennt, und wie der blinde Gehorsam der Menschen gegenüber dem Despoten durch ihre materielle Abhängigkeit von ihm bedingt ist. Ja, noch mehr, man sieht, wie diese materielle Seite in allen Alltagsbeziehungen über die abstrakte herrscht und wie materiell nicht gesicherte Menschen die [630] abstrakten Rechte wenig schätzen und sogar das klare Bewußtsein dieser Rechte verlieren. In der Tat, ein satter Mensch kann kaltblütig und klug darüber rasonieren, ob er ein bestimmtes Gericht essen soll, den Hungrigen aber zieht es zur Nahrung hin, wo er sie eben erblickt und wie sie auch sein mag. Diese sich in allen Sphären des gesellschaftlichen Lebens wiederholende Erscheinung ist von Ostrowskij richtig bemerkt und erfaßt worden, und seine Schauspiele zeigen dem aufmerksamen Leser klarer, als irgendwelche Betrachtungen es könnten, wie das durch die Despotie eingeführte System der Rechtlosigkeit und des rohen, kleinlichen Egoismus auch denjenigen anhaftet, die darunter leiden, wie diese, wenn sie auch nur einigermaßen Überreste von Energie bewahrt haben, bestrebt sind, diese Energie zu verwenden, um sich eine selbständige Existenz zu sichern und dabei dann weder in den Mitteln wählerisch noch um das Recht bekümmert sind. Wir haben dieses Thema in unseren früheren Aufsätzen allzu ausführlich entwickelt, und wir möchten hier nicht darauf zurückkommen. Zudem müssen wir nach Hinweis auf die verschiedenen Seiten von Ostrowskijs Talent, die im „Gewitter“ wie auch in seinen früheren Werken wiederholt zutage treten, immerhin eine ganz kurze Übersicht des Stückes geben und zeigen, wie wir es auffassen.

Eigentlich wäre das gar nicht nötig, doch aus den über „Das Gewitter“ bisher geschriebenen Kritiken ersehen wir, daß unsere Bemerkungen nicht *überflüssig* sein werden.

Bereits an den früheren Stücken Ostrowskijs sahen wir, daß das keine eigentlichen Intrigenkomödien und keine Charakterkomödien sind, sondern etwas Neues, was wir „Lebensschauspiele“ nennen möchten, wenn diese Bezeichnung nicht allzu umfassend und deshalb nicht ganz präzise wäre. Wir wollen sagen, daß bei ihm stets die allgemeinen, von keiner der handelnden Personen abhängigen Lebensverhältnisse im Vordergrund stehen. Er straft weder den Missetäter noch das Opfer, beide erscheinen uns bedauernswert, nicht selten sind beide lächerlich; doch nicht auf sie unmittelbar richtet sich das Gefühl, das das Stück in uns weckt. Man sieht, daß ihre Lage sie beherrscht, und man wirft ihnen nur vor, daß sie nicht genügend Energie aufbringen, um aus dieser Lage herauszukommen. Die Despoten selbst, gegen die sich unser Gefühl natürlicherweise empören muß, erweisen sich nach sorgfältiger Prüfung mehr unseres Bedauerns als unseres Unwillens würdig: sie sind in ihrer Art, in den ihnen durch die Routine vorgeschriebenen und durch ihre Lage festgehaltenen Grenzen, sogar tugendhaft, ja klug, doch diese Lage ist derart, daß in ihr eine [631] volle, gesunde Entwicklung des Menschen unmöglich ist. Wir haben das besonders bei der Analyse des Charakters Russakows gesehen.

Somit vollzieht sich der Kampf, den die Theorie vom Drama fordert, in Ostrowskijs Schauspielen nicht in Monologen der handelnden Personen, sondern in den Tatsachen, die über sie herrschen. Oft haben die Personen der Komödie selbst keine klare oder gar keine Vorstellung von dem Sinn ihrer Lage und ihres Kampfes; dafür aber spielt sich der Kampf sehr klar und bewußt in der Seele des Zuschauers ab, der sich unwillkürlich über die Lage empört, die solche Tatsachen erzeugt. Deswegen können wir uns keineswegs entschließen, jene Personen in Ostrowskijs Stücken, die an der Handlung unmittelbar nicht teilnehmen, als unnötig und überflüssig zu betrachten. Von unserem Standpunkt aus gesehen, sind diese Personen für das Stück genau so nötig wie die Hauptpersonen: sie zeigen uns die Situation, in der sich die Handlung vollzieht, schildern uns die Lage, die den Sinn der Tätigkeit der Hauptpersonen bestimmt. Um die Eigenart des Lebens einer Pflanze gut zu erkennen, muß man sie auf dem Boden studieren, auf dem sie wächst; entreißt man sie dem Boden, so wird man die Form der Pflanze haben, ihr Leben aber nicht ganz erkennen. Genau so wird man das Leben der Gesellschaft nicht erkennen, wenn man es nur in den unmittelbaren Beziehungen einiger Personen betrachtet, die aus irgendeinem Grund miteinander in Kollision geraten sind: hier wird es nur die sachliche, offizielle Seite des Lebens geben, während wir jedoch seine alltäglichen Umstände brauchen. Abseits stehende, untätige Teilnehmer am Lebensdrama, von denen ein jeder offenbar nur mit seiner Angelegenheit beschäftigt ist, üben häufig durch ihre bloße Existenz einen Einfluß auf den Ablauf der Dinge aus, der gar nicht zum Ausdruck gebracht werden kann. Wie viele glühende Ideen, wie viele weitreichende Pläne, wie viele von Begeisterung getragene Bestrebungen stürzen zusammen bei dem bloßen Blick auf die gleichgültige, prosaische Menge, die mit verächtlicher Gleichgültigkeit an uns vorbeigeht! Wie viele reine, gute Gefühle ersterben in uns aus Angst, von dieser Menge ausgelacht und geschmäht zu werden! Andererseits aber, wie viele Verbrechen, wie viele Anläufe zu Willkür und Gewalt schrecken zurück vor der Entscheidung dieser Menge, die stets gleichgültig und nachgiebig zu sein scheint, in Wirklichkeit aber darin, was sie einmal erkannt hat, überaus unnachgiebig ist. Es ist daher für uns außerordentlich wichtig, zu wissen, welche Begriffe diese Menge von Gut und Böse hat, was sie als Wahrheit und was sie als Lüge betrachtet. Das bestimmt unsere Auffassung von der Lage, in der sich die [632] Hauptpersonen des Stückes befinden, und folglich auch den Grad unseres Interesses für sie.

„Das Gewitter“ zeigt besonders klar die Notwendigkeit der sogenannten „unnötigen“ Personen: ohne sie können wir die Gestalt der Heldin nicht begreifen und könnten leicht den Sinn des ganzen Stückes entstellen, wie es die Mehrzahl der Kritiker ja auch getan hat. Man wird einwenden, daß immerhin der Verfasser Schuld daran hat, wenn es so leicht ist, ihn nicht zu begreifen. Darauf jedoch wollen wir bemerken, daß der Autor für das Publikum schreibt, das Publikum aber, wenn es auch nicht mit einem Male das Wesen seiner Stücke ganz erfaßt, ihren Sinn immerhin nicht entstellt. Was aber die Behauptung anbelangt, daß manche Einzelheiten besser hätten ausgearbeitet werden können, so wollen wir es dabei bewenden lassen. Zweifellos sind die Totengräber in „Hamlet“ mehr am Platze und näher mit dem Verlaufe der Handlung verbunden als zum Beispiel die halbverrückte Dame im „Gewitter“, doch wir sagen ja nicht, daß unser Autor ein Shakespeare ist, sondern nur, daß seine Nebenpersonen einen vernünftigen Grund für ihr Auftreten haben und sich für das Stück sogar als notwendig erweisen, wenn wir es so, wie es ist, und nicht vom Standpunkt einer absoluten Vollkommenheit betrachten.

„Das Gewitter“ bietet uns, wie man weiß, ein Idyll jenes „finsternen Reichs“, das Ostrowskij uns mit seinem Talent Schritt für Schritt beleuchtet. Die Menschen, die man hier sieht, leben an einem gesegneten Ort. Die Stadt liegt am Ufer der Wolga, in üppiges Grün gehüllt, von den steilen Ufern aus sieht man weite Landstriche, bedeckt mit Dörfern und Feldern. Der prächtige Sommertag lockt ans Ufer, ins Freie, unter den freien Himmel, diesem leichten

Wind entgegen, der erfrischend von der Wolga her weht... Und in der Tat spazieren die Bewohner zuweilen auf dem Boulevard am Fluß, obwohl die Schönheiten der Aussicht auf die Wolga ihnen bereits langweilig geworden sind; am Abend sitzen sie auf den Erdbänken am Tor und führen fromme Gespräche; zumeist aber verbringen sie die Zeit zu Hause, beschäftigen sich mit der Wirtschaft, essen, schlafen – schlafen legen sie sich sehr früh, so daß es einem Menschen, der daran nicht gewöhnt ist, schwerfällt, eine an Schlaf so reiche Nacht wie die ihrige auszuhalten. Was aber sollen sie machen außer schlafen, wenn sie satt sind? Ihr Leben fließt so gleichmäßig und friedlich dahin, keine Interessen der Welt beunruhigen sie, denn sie dringen nicht zu ihnen. Ganze Reiche können zusammenstürzen, neue Länder können entdeckt werden, das Antlitz der Erde kann sich verändern, wie es will, die Welt kann [633] ein neues Leben auf neuer Grundlage beginnen – die Bewohner der Stadt Kalinow werden wie früher dahinleben in vollster Unkenntnis der übrigen Welt. Selten taucht bei ihnen das unbestimmte Gerücht auf, daß Napoleon mit seinen Heerscharen sich wieder erhebt oder daß der Antichrist geboren sei, aber auch das nehmen sie eher als ein Kuriosum auf, wie etwa die Nachricht, daß es Länder gibt, wo alle Menschen Hundsköpfe haben: sie schütteln den Kopf, staunen über die Wunder der Natur und gehen etwas essen... In jungen Jahren bekunden sie noch etwas Neugier, aber es gibt keine Nahrung für diese; Nachrichten gelangen zu ihnen, genau wie im alten Rußland des Pilgers Daniil, nur durch Wandersleute, und auch echte Wandersleute gibt es heutzutage nur wenige; man muß sich mit solchen begnügen, die „ihrer Gebrechen wegen selber nicht weit wanderten, aber vieles gehört haben“, wie Fekluscha im „Gewitter“. Nur von ihnen erfahren die Bewohner Kalinows, was in der Welt vorgeht; sonst würden sie denken, daß die ganze Welt so ist wie ihr Kalinow und daß es ganz unmöglich ist, anders zu leben, als sie es tun. Aber auch die Nachrichten, die von Fekluscha mitgeteilt werden, sind derart, daß sie keinen starken Wunsch wecken können, dieses Leben gegen ein anderes einzutauschen. Fekluscha gehört zur patriotischen, in höchstem Grade konservativen Partei; ihr geht es unter den frommen, naiven Kalinowern gut: man achtet und bewirtet sie, versieht sie mit allem Notwendigen, sie kann allen Ernstes versichern, ihre kleinen Sünden kämen daher, daß sie über den übrigen Sterblichen steht. „Einfache Menschen“, sagt sie, „werden nur von einem einzigen Bösen gelockt, zu uns Wandersleuten aber werden zu dem einen sechs, zu dem anderen zwölf geschickt, und sie alle muß man bezwingen.“ Und man glaubt ihr. Es ist klar, daß der einfache Selbsterhaltungstrieb sie veranlassen muß, kein gutes Wort darüber zu sagen, was in anderen Ländern vorgeht. In der Tat, man höre sich die Gespräche von Kaufleuten, Kleinstädtern, kleinen Beamten in einem solchen Krähwinkel an. Wie viele wundersame Nachrichten gibt es da über ungläubige, heidnische Reiche, wie viele Erzählungen von den Zeiten, da man Menschen verbrannte und marterte, wo Räuber die Städte plünderten usw. – und wie wenige Nachrichten über das europäische Leben, über bessere Einrichtungen des Alltags! Wird man selbst in der sogenannten gebildeten Gesellschaft, unter europäisierten Menschen, wird man neben der Unzahl von Enthusiasten, die über die neuen Pariser Straßen und den Bal Mabille entzückt sind, nicht auch fast die gleiche Menge solider Kenner finden, die ihre Hörer damit zu schrecken suchen, [634] daß es außer in Österreich in ganz Europa keine Ordnung gibt und man nicht zu seinem Rechte kommen kann!... All das führt dazu, daß Fekluscha so entschieden äußern kann: „Ein wahrer Segen, meine Liebe, ein wahrer Segen, eine wunderbare Pracht! Ja, was ist denn da zu sagen – ihr lebt im Gelobten Land! ... So muß es wohl sein, wenn man bedenkt, was in den anderen Ländern vorgeht.“ Man höre bloß Fekluscha an:

„Man sagt, es gibt Länder, liebes Mädchen, wo es gar keine rechtgläubigen Zaren gibt, sondern Sultane das Land regieren. In einem Land sitzt der türkische Sultan Machnut auf dem Thron und im anderen der persische Sultan Machnut. Zu Gericht aber sitzen sie, liebes Mädchen, über alle Menschen, und was sie für Recht befinden, ist alles unrichtig. Und sie können, liebes Mädchen, keine einzige Angelegenheit richtig entscheiden, eine solche Schranke ist ihnen eben gesetzt. Bei uns gibt es ein gerechtes Gesetz, bei ihnen aber, meine Liebe, ist es ungerecht; nach unserem Gesetz ist es so, nach dem ihrigen ist alles umgekehrt. Und alle Richter sind bei ihnen,

in ihren Ländern, ebenfalls ungerecht. So schreibt man ihnen auch, liebes Mädchen, in den Bittgesuchen: ‚Urteile über mich, ungerechter Richter!‘ Und es gibt auch ein Land, wo alle Menschen Hundsköpfe haben.“

„Warum denn Hundsköpfe?“ fragt Glascha. „Weil sie ungläubig sind“, antwortet Fekluscha kurz und hält alle weiteren Erklärungen für überflüssig. Glascha jedoch freut sich auch darüber: in der ermüdenden Eintönigkeit ihres Lebens und Denkens ist es ihr angenehm, etwas einigermaßen Neues und Originelles zu hören. In ihrer Seele erwacht bereits der unklare Gedanke: „Also gibt es doch auch Menschen, die anders leben als wir; freilich ist es bei uns besser, übrigens aber, wer kann das sagen! Auch bei uns ist es ja nicht gut. Von jenen Ländern aber wissen wir ja noch nichts Rechtes. Man hört nur so einiges von guten Menschen!“... Und so schleicht sich ins Gemüt der Wunsch ein, mehr und Gründlicheres zu erfahren. Das wird für uns klar aus den Worten Glaschas, nachdem sich die Pilgerin entfernt hat: „Solche Länder gibt es also noch! Was für Wunder es doch auf der Welt gibt! Wir aber sitzen hier und wissen von nichts. Es ist doch gut, daß es gute Menschen gibt. So bekommt man immerhin manchmal zu hören, was sich in der weiten Welt tut. Sonst würden wir ja bis zum Tode Dummköpfe bleiben.“ Wie man sieht, erwecken das frevlerische Leben und der Unglaube in den fremden Ländern bei Glascha keinen Schrecken und keine Entrüstung. Sie interessieren nur die neuen Mitteilungen, die ihr rätselhaft vorkommen – „Wunder“, wie sie sich ausdrückt. Man sieht, daß sie sich mit Fekluschas Erklärungen nicht zufrieden gibt und diese in ihr nur ein Bedauern darüber erwecken, daß sie so unwissend ist. Offenbar befindet sie sich auf halbem Wege zum Skeptizismus. Wie aber könnte sie ihr Miß-[635]trauen bewahren, wenn es unaufhörlich von Erzählungen, wie denen Fekluschas, unterwühlt wird? Wie könnte sie zu richtigen Begriffen, ja selbst einfach zu vernünftigen Fragen kommen, wo doch ihre Neugier sich auf den Kreis beschränkt, der in der Stadt Kalinow um sie gezogen ist? Ja noch mehr, wie könnte sie sich erdreisten, nichts zu glauben und weiter zu fragen, wenn sich ältere und bessere Menschen so entschieden beruhigen in der Überzeugung, daß ihre bisherigen Ansichten und ihre Lebensweise die besten in der Welt sind und daß alles Neue vom Bösen kommt? Schrecklich und schwer ist für jeden Neuling der Versuch, den Forderungen und den Überzeugungen dieser finsternen, in ihrer Naivität und Aufrichtigkeit schrecklichen Masse zuwiderzuhandeln. Sie wird uns ja verfluchen, wird uns wie Verpestete meiden, nicht aus Mißgunst, nicht aus Berechnung, sondern aus der tiefen Überzeugung heraus, wir seien dem Antichrist verwandt; man kann noch von Glück reden, wenn sie uns nur für verrückt hält und uns verhöhnt... Sie sucht Kenntnisse, räsoniert gern, aber nur in bestimmten Grenzen, die ihr von den Grundbegriffen vorgeschrieben sind, in denen ihr Urteilsvermögen befangen ist. Man kann den Kalinower Bewohnern gewisse geographische Kenntnisse vermitteln, man darf aber nicht ihren Glauben antasten, daß die Erde auf drei Walfischen ruht und daß sich in Jerusalem der Nabel der Erde befindet – davon kann man sie nicht abbringen, obwohl sie vom Nabel der Erde einen ebenso klaren Begriff haben wie im „Gewitter“ von Litauen. „Was ist denn das, Bruder?“ fragt ein friedlicher Bürger den anderen und zeigt auf ein Bild. „Das ist die litauische Verwüstung“, antwortete jener. „Eine Schlacht, siehst du, wie sich die Unserigen mit Litauen geschlagen haben.“ „Was ist denn das, Litauen?“ – „Das ist eben Litauen“ – antwortet der, der Aufschluß gibt. – „Man sagt aber, Bruder, daß es vom Himmel auf uns gefallen ist“, fährt der erste fort. Sein Gesprächspartner aber kümmert sich darum wenig: „Nun, vom Himmel, dann eben vom Himmel!“ antwortet er... Da mischt sich aber eine Frau ins Gespräch: „Was redest du so daher! Alle wissen, daß es vom Himmel ist, und wo irgendeine Schlacht mit ihm stattgefunden hat, dort sind zur Erinnerung Hügelgräber aufgeworfen.“ „Nun ja, Bruder, das ist ja ganz genau so!“ ruft der Fragesteller, nunmehr ganz befriedigt, aus. Und nach alledem frage man ihn doch, was er über Litauen denkt! Und so klingen alle Fragen aus, die hier die natürliche Neugier an die Menschen stellt. Und all dies ist nicht deswegen so, weil diese Menschen etwa dümmer und unverständiger sind als viele andere, die wir in Akademien und Gelehrtenesellschaften an [636] treffen. Nein, die ganze Sache ist

die, daß sie durch ihre Lage, durch ihr Leben unter dem Druck der Willkür bereits daran gewöhnt sind, Unklarheit und Unsinnigkeit zu sehen, und es daher für unangebracht und sogar für dreist halten, in irgendeiner Frage nachdrücklich nach einer vernünftigen Begründung zu streben. Eine Frage zu stellen, dazu reichen ihre Kräfte noch aus, wird aber die Antwort so ausfallen: „die Kanone ist eine Sache für sich und der Mörser auch eine Sache für sich“, so wagen sie es nicht mehr, weiter zu fragen, und geben sich demütig mit der erhaltenen Aufklärung zufrieden. Das Geheimnis einer solchen Gleichgültigkeit gegenüber der Logik besteht vor allen Dingen darin, daß in ihren Lebensverhältnissen jede Logik fehlt. Den Schlüssel dieses Geheimnisses liefert uns zum Beispiel folgende Replik Dikojs im „Gewitter“. Als Antwort auf seine Grobheiten sagt Kuligin: „Warum geruhen Sie denn, verehrter Sawel Prokofitsch, einen ehrlichen Menschen zu kränken?“ Dikoj antwortet darauf:

„Was werde ich dir denn Rechenschaft ablegen? Auch gewichtigeren Menschen, als du es bist, gebe ich keine Rechenschaft. Will ich so über dich denken, so denke ich ebenso! Für andere bist du ein ehrlicher Mensch, ich aber denke, daß du ein Räuber bist – das ist eben alles. Wolltest du das von mir hören? Nun, dann höre es eben! Ich sage, daß du ein Räuber bist, und Schluß. Willst du nun mit mir prozessieren? Nimm also zur Kenntnis, daß du ein Wurm bist. Wenn ich will, so kann ich Gnade üben, will ich anders, so kann ich dich zerdrücken.“

Welche theoretische Argumentation kann da standhalten, wo das Leben auf solchen Grundsätzen beruht! Jegliches Gesetz, jegliche Logik fehlt – das ist das Gesetz und die Logik dieses Lebens. Das ist keine Anarchie, es ist etwas weit Schlimmeres (obwohl sich die Phantasie des gebildeten Europäers nichts Schlimmeres vorstellen kann als Anarchie). In der Anarchie gibt es eben keinerlei Grundsatz: jeder tut, was er will, niemand hat einem anderen etwas zu sagen, jeder kann auf einen Befehl des anderen antworten, er wolle von ihm nichts wissen, und so treiben alle Allotria und können sich in keiner Sache miteinander verständigen. Die Lage einer Gesellschaft, in der es solche Anarchie gibt (wenn diese Anarchie überhaupt möglich ist), ist tatsächlich schrecklich. Man stelle sich jedoch vor, diese selbe anarchische Gesellschaft hätte sich in zwei Teile getrennt: der eine hat das Recht für sich vorbehalten, Unfug zu treiben und keinerlei Gesetz zu kennen, während der andere gezwungen ist, jede Anmaßung des ersten als Gesetz anzuerkennen und alle seine Launen, jeden Unfug ohne Murren zu ertragen... Wäre das wahrhaftig nicht noch schrecklicher? Die Anarchie bliebe die gleiche, da es in der Gesellschaft vernünftige Grundsätze immerhin nicht geben würde, der Unfug [637] würde nach wie vor andauern, die Hälfte der Menschen aber wäre gezwungen, darunter zu leiden und durch ihre Demut und Liebedienerei den Unfug zu nähren. Es ist klar, daß unter solchen Umständen Unfug und Gesetzlosigkeit Ausmaße annehmen würden, die sie bei allgemeiner Anarchie nie aufweisen könnten. In der Tat, was man auch sagen möge, ein einzelner, sich selbst überlassener Mensch wird in der Gesellschaft nicht viel Unfug stiften können und wird sehr bald die Notwendigkeit empfinden, sich im allgemeinen Interesse mit den anderen zu verständigen und zu einigen. Nie aber wird ein Mensch diese Notwendigkeit empfinden, wenn er in einer Unzahl ihm ähnlicher Wesen ein weites Feld für seine Launen findet und wenn er in ihrer abhängigen, erniedrigenden Stellung eine ständige Stütze für seine Despotie sieht. Somit ist die Despotie, die mit der Anarchie das gemein hat, daß in beiden jedes für alle bindende Gesetz und jedes Recht fehlen, im Grunde genommen unvergleichlich schrecklicher als die Anarchie, da sie dem Unfug mehr Mittel und Spielraum bietet und eine größere Anzahl von Menschen leiden läßt, und sie ist auch in der Hinsicht gefährlicher als jene, daß sie sich weit länger behaupten kann: Die Anarchie (wir wiederholen: wenn sie überhaupt möglich ist) kann nur als Übergangszustand dienen, der mit jedem Schritt zur Vernunft bringen und zu etwas Vernünftigerem hinführen kann. Die Despotie dagegen sucht sich zu legalisieren und als unerschütterliches System aufzurichten. Deswegen bemüht sie sich, bei all der weitgehenden Auffassung über die eigene Freiheit, alle möglichen Maßnahmen zu treffen, um diese Freiheit für immer nur für sich zu behalten und sich gegen jegliche dreiste Anschläge zu schützen. Zur Erreichung dieses Zieles scheint sie gewisse höhere Forderungen

anzuerkennen, und obwohl sie selbst gegen sie verstößt, anderen gegenüber setzt sie sich energisch für sie ein. Einige Augenblicke nach der Replik, in der Dikoj so entschieden, im Interesse der eigenen Launen, alle sittlichen und logischen Grundlagen für die Beurteilung eines Menschen verworfen hat, fällt dieser selbe Dikoj über Kuligin her, als dieser, um die Herkunft des Gewitters zu erklären, das Wort Elektrizität gebraucht. „Nun, bist du denn kein Räuber“, schreit er, „das Gewitter wird uns zur Strafe geschickt, damit wir es als solche fühlen, du aber willst dich, daß Gott verzeih, mit irgendwelchen Stangen und Knüppeln zur Wehr setzen. Bist du denn ein Tatar, was? Bist du ein Tatar? Sag doch, bist du ein Tatar?“ Aber Kuligin wagt es gar nicht, ihm zu antworten: „So will ich denken, so denke ich, und niemand kann mir da dreinreden!“ Gar keine Spur, er kann nicht einmal seine Erklärungen [638] vorbringen: man nimmt sie mit Geschimpfe auf und läßt ihn überhaupt nicht zu Worte kommen. Unwillkürlich hört man da zu rasonieren auf, wenn einem auf jede Rason die Faust antwortet und schließlich immer die Faust recht behält...

Doch, o Wunder, die Despoten des russischen Lebens, die in ihrer unbestrittenen, verantwortungslosen finsternen Herrschaft ihren Launen völlige Freiheit lassen und jegliche Gesetze und jede Logik völlig mißachten, beginnen nunmehr aus einem ihnen selbst unbekanntem Grund eine gewisse Unzufriedenheit und Angst vor etwas Unbekanntem zu empfinden. Alles scheint zu sein, wie es war, alles scheint in Ordnung zu sein: Dikoj beschimpft, wen er will; sagt man zu ihm: „Wie kommt es, daß es dir im ganzen Hause niemand recht machen kann?“ so antwortet er selbstgefällig: „So ist es eben!“ Die Kabanowa hält ihre Kinder nach wie vor in Furcht, läßt die Schwiegertochter alle althergebrachten Vorschriften der Etikette einhalten, nagt an ihr wie der Rost am Eisen, hält sich für völlig unfehlbar und vergnügt sich an verschiedenen Fekluschas. Trotzdem aber empfinden sie ein Gefühl der Unruhe, des Unbehagens. Unabhängig von ihnen, ohne sie zu fragen, ist ein neues Leben, ein Leben mit anderen Grundsätzen emporgewachsen, und obwohl es noch fern ist, noch nicht richtig zu sehen ist, läßt es sich bereits vorausahnen und läßt vor der finsternen Willkür der Despoten unheil kündende Gesichte aufsteigen. Mit Erbitterung suchen sie ihren Feind, sind bereit, selbst über den harmlosesten Menschen, über irgendeinen Kuligin herzufallen, doch gibt es keinen Feind, keinen Schuldigen, den sie vernichten könnten: das Gesetz der Zeit, das Gesetz der Natur und der Geschichte setzt sich durch, und die alten Kabanows atmen schwer, denn sie fühlen, daß es eine über ihnen stehende Kraft gibt, die sie nicht bezwingen können, und wissen gar nicht, wie sie ihr entgegentreten könnten. Sie wollen keine Zugeständnisse machen (und vorläufig fordert ja auch von ihnen niemand Zugeständnisse), aber sie ducken sich, schränken sich ein. Früher wollten sie ihr Lebenssystem für alle Zeiten unerschütterlich aufrichten, und auch jetzt bemühen sie sich, das zu verkünden, doch die Hoffnung verläßt sie bereits, und sie bemühen sich eigentlich nur noch darum, daß es bis an das Ende ihrer Tage reicht... Die Kabanowa rasoniert darüber, daß „der Jüngste Tag“ gekommen sei, und als die Fekluscha ihr von verschiedenen Schrecken der Gegenwart – von Eisenbahnen usw. – erzählt, antwortet sie prophetisch: „Es wird noch schlimmer werden, meine Liebe.“ „Man müßte es bloß nicht erleben“, antwortet Fekluscha mit einem Seufzer. „Vielleicht erleben wir’s doch“, antwortet die [639] Kabanowa fatalistisch und bringt so ihre Zweifel und ihre Unsicherheit zum Ausdruck. Warum aber fühlt sie sich beunruhigt? Die Menschen reisen mit der Eisenbahn, was hat das denn mit ihr zu tun? Sie aber, und „mag man sie auch mit Gold überschütten“, will mit dieser Teufelserfindung nicht reisen. Doch die Leute reisen immer mehr und mehr, ohne ihre Flüche zu beachten. Ist es etwa nicht traurig, ist es nicht ein Anzeichen für ihre Ohnmacht? Die Menschen haben von der Elektrizität Kenntnis bekommen, man sollte wohl denken, was denn dabei die Dikojs und die Kabanows kränken kann. Nun sagt aber Dikoj: „Das Gewitter wird uns zur Strafe geschickt, damit wir es als solche fühlen.“ Kuligin aber fühlt nichts oder gar nicht das und rasoniert über die Elektrizität. Ist das etwa kein Eigenwille, ist es keine Mißachtung der Macht und der Bedeutung Dikojs? Man will nicht daran glauben, woran er glaubt – also glaubt man auch ihm

nicht, hält sich für klüger, als er ist. Man bedenke doch: wohin wird das führen? Nicht umsonst bemerkt die Kabanowa über Kuligin: „Zeiten sind da gekommen, was für Lehrer haben sich da aufgetan! Wenn ein Alter so denkt, was soll man da von den Jungen verlangen!“ Und die Kabanowa ist sehr ernstlich betrübt über die Zukunft der alten Ordnung, in der sie ihr Leben verbracht hat. Sie sieht das Ende dieser Ordnung voraus, sucht deren Bedeutung aufrechtzuerhalten, fühlt aber bereits, daß die frühere Achtung gegenüber dieser Ordnung nicht mehr besteht, daß man sie bereits ungerne, nur gegen den eigenen Willen aufrechterhält und bei der ersten Möglichkeit über den Haufen werfen wird. Auch sie selbst hat irgendwie einen Teil ihres ritterlichen Eifers verloren, sie kümmert sich nicht mehr mit der früheren Energie um die Einhaltung der alten Sitten, in vielen Fällen hat sie schon klein beigegeben und sich angesichts der Unmöglichkeit, den Strom aufzuhalten, dem Unvermeidlichen gefügt; sie beobachtet nur mit Verzweiflung, wie der Strom die bunten Blumenbeete ihres launenhaften Aberglaubens allmählich überschwemmt. Wie die letzten Heiden vor der Macht des Christentums, so beugen die Ausgeburten der Despotie, vom Gang des neuen Lebens ereilt, ihr Haupt und schwinden dahin. Selbst die Entschlossenheit, den direkten, offenen Kampf aufzunehmen, geht ihnen ab, sie sind nur bemüht, die Zeit irgendwie zu täuschen, und ergehen sich in fruchtlosen Klagen über die neue Bewegung. Diese Klagen waren von alten Leuten stets zu hören, weil die neuen Generationen stets etwas Neues, den früheren Zuständen Zuwiderlaufendes ins Leben hineinbrachten. Jetzt aber nehmen die Klagen der Despoten einen besonders düsteren Ton, einen Begräbnistön [640] an. Die Kabanowa tröstet sich nur damit, daß sich die alten Zustände mit ihrer Hilfe irgendwie bis zu ihrem Tode behaupten würden. Dann aber mag was immer geschehen, sie wird es nicht mehr erleben. Als ihr Sohn abreist, bemerkt sie, daß alles nicht so geschieht, wie es ihrer Meinung nach sein müßte: der Sohn verneigt sich vor ihr nicht bis zum Boden – man muß ihn dazu auffordern, von selbst kommt er nicht darauf. Seiner Frau „befiehlt“ er nicht, wie sie ohne ihn leben soll, versteht es auch nicht, ihr zu befehlen, und beim Abschied fordert er von ihr keine Verbeugung bis zum Boden. Die Schwiegertochter, die ihren Mann abreisen sieht, heult nicht und bleibt nicht auf der Freitreppe liegen, um ihre Liebe zu zeigen. Kabanowa sucht nach Möglichkeit die Ordnung herzustellen, fühlt aber bereits, daß es unmöglich sei, die Dinge ganz in der alten Weise zu belassen. Was zum Beispiel das Heulen auf der Freitreppe betrifft, so macht sie ihrer Schwiegertochter gegenüber nur eine Bemerkung in Form eines Ratschlags, kann sich aber nicht entschließen, das von ihr mit Nachdruck zu fordern... Die Abreise des Sohnes läßt in ihr folgende traurige Betrachtungen aufkommen:

„Was doch die Jugend von heute bedeutet! Es ist ja lächerlich, sie auch nur anzuschauen! Wären es nicht die Meinen, so würde ich mich totlachen. Nichts wissen sie, keinerlei Ordnung. Können gar nicht gehörig Abschied nehmen. *Noch gut, wenn einer Ältere im Hause hat*, so hält sich die Ordnung im Hause, solange sie leben. *Sie wollen aber, töricht, wie sie sind, ihre Freiheit haben*, kommen sie aber in die Freiheit, so richten sie Dinge an, daß anständige Menschen über sie lachen müssen. Freilich, es gibt auch Leute, die sie bedauern, die meisten aber lachen über sie. Ja, man muß doch über sie lachen; laden sie Gäste ein, so verstehen sie es nicht, ihnen den richtigen Platz zuzuweisen, ja, es kann vorkommen, daß sie den einen oder den anderen aus der Verwandtschaft vergessen. Rein zum Lachen. *So verschwinden die alten Sitten*. Es gibt Häuser, wo man gar nicht hingehen möchte, und kommt man hin, so spuckt man aus und sucht so schnell wie möglich wegzukommen. *Wie wird es sein, wenn die Alten aussterben, wie soll da die Welt fortbestehen, ich weiß es gar nicht. Nun, es ist eben gut, daß ich nichts davon sehen werde.*“

Bis die Alten aussterben, werden die Jungen alt werden – darüber brauchte sich die Alte gar nicht zu beunruhigen. Ihr ist aber eigentlich nicht das wichtig, daß es stets Leute gibt, die auf die Ordnung achten und die Unerfahrenen belehren können; ihr kommt es darauf an, daß stets gerade die Zustände unverletzt bleiben, gerade jene Begriffe unangetastet bleiben, die sie als gut betrachtet. Ihr Egoismus ist so beschränkt und so roh, daß sie sich nicht damit abfinden kann, daß das Prinzip, wenn auch unter Aufopferung der bestehenden Formen, triumphiert. Man kann das von ihr auch gar nicht erwarten, da sie eigentlich gar kein Prinzip hat, keine allgemeine Überzeugung, die ihr Leben lenken würde. Sie steht in [641] diesem Falle weit

unter jener Sorte von Menschen, die man aufgeklärte Konservative zu nennen pflegt. Jene haben ihren Egoismus etwas erweitert und mit ihm die Forderung nach allgemeiner Ordnung verbunden, so daß sie, um die Ordnung aufrechtzuerhalten, sogar fähig sind, zuweilen ihren persönlichen Geschmack und gewisse Vorteile zu opfern. An Stelle der Kabanowa würden diese zum Beispiel keine ungeheuerlichen, erniedrigenden Forderungen nach tiefen Verbeugungen stellen und keine kränkenden „Aufträge“ des Mannes an die Frau verlangen, sondern würden sich bloß um die Aufrechterhaltung der allgemeinen Idee kümmern, daß nämlich die Frau ihren Mann fürchten und der Schwiegermutter gehorchen soll. Die Schwiegertochter müßte nicht so schwere Szenen über sich ergehen lassen, obwohl sie genau so von der Alten ganz abhängig wäre. Das Resultat aber wäre, daß die Geduld der jungen Frau, wie schlecht es ihr auch gehen möge, unvergleichlich länger dauern würde, da ein langsamer, gleichmäßiger Druck nicht so schwer fühlbar ist wie schroffe, rücksichtslose Ausbrüche. Daher ist natürlich klar, daß es für die Kabanowa selbst und für die Partei, die sie verteidigt, viel vorteilhafter wäre, auf gewisse hohle Formen zu verzichten und einzelne Zugeständnisse zu machen, um das Wesen der Sache aufrechtzuerhalten. Doch die Kabanowsche Sorte von Menschen versteht das nicht: sie sind noch nicht einmal so weit gekommen, irgendein Prinzip, das außerhalb ihrer stünde, zu vertreten oder zu verteidigen – sie sind selbst das Prinzip und halten infolgedessen alles, was sie betrifft, für absolut wichtig. Sie verlangen nicht nur, daß man sie achtet, sondern auch, daß diese Achtung in bestimmten Formen zum Ausdruck gelangt: auf solcher Stufe stehen sie noch! Infolgedessen bewahrt alles, worauf sich ihr Einfluß erstreckt, in größerem Maße die äußere Form des Alten und erscheint unbeweglicher als dort, wo die Menschen unter Verzicht auf die Despotie, nur noch das Wesen ihrer Interessen und ihrer Bedeutung zu wahren suchen. In Wirklichkeit jedoch ist die innere Bedeutung der Despoten ihrem Ende viel näher als der Einfluß jener Leute, die es verstehen, sich selbst und ihr Prinzip durch äußere Zugeständnisse zu behaupten. Gerade deswegen ist die Kabanowa so betrübt, gerade deswegen ist Dikoj so rasend: bis zum letzten Moment wollten sie ihre zügellosen Allüren nicht einschränken und befinden sich nunmehr in der Lage eines reichen Kaufmanns unmittelbar vor dem Bankrott. Alles geht bei ihm wie vorher, er veranstaltet heute ein Fest, hat heute morgen ein Millionengeschäft getätigt; auch sein Kredit ist noch nicht erschüttert, doch es sind bereits irgendwelche unklare Gerüchte in Umlauf, [642] daß er kein Barkapital habe, daß seine Geschäftsangelegenheiten unsicher sind und morgen einige Kreditoren ihre Forderungen geltend machen würden. Geld ist keins vorhanden. Aufschub wird es nicht geben, und das ganze Gebäude der gespensterhaften Scharlatanerie des Reichtums wird morgen zusammenstürzen. Die Dinge sehen schlecht aus... Selbstverständlich richtet in solchen Fällen der Kaufmann sein ganzes Bemühen darauf, seinen Kreditoren etwas vorzutäuschen und sie an seinen Reichtum glauben zu lassen. Genau so bemühen sich die Kabanows und die Dikojs jetzt darum, daß der Glaube an ihre Kraft bestehenbleibe. Sie rechnen nicht mehr darauf, ihre Lage zu bessern, sie wissen aber, daß ihr Eigenwille noch genügend Spielraum haben wird, solange alle sie fürchten werden. Deswegen sind sie so hartnäckig, so hochmütig, so rücksichtslos selbst in den letzten Augenblicken, von denen, wie sie selber fühlen, ihnen nicht mehr viele verblieben sind. Je weniger wirkliche Kraft sie verspüren, je mehr auf sie der Einfluß des freien, gesunden Menschenverstandes wirkt, der ihnen beweist, daß sie jeder vernünftigen Stütze bar sind, um so rücksichtsloser und wahnsinniger lehnen sie jede Forderung der Vernunft ab und setzen an ihre Stelle sich selbst und die eigene Willkür. Die Naivität, mit der Dikoj zu Kuligin sagt: „Will ich dich für einen Gauner halten, so halte ich dich eben dafür. Ich kümmere mich gar nicht darum, daß du ein ehrlicher Mensch bist, und gebe niemandem Rechenschaft darüber, warum ich so denke“ – diese Naivität würde nicht in ihrem ganzen despotischen Widersinn hervortreten, wenn sie Kuligin nicht selbst durch die bescheidene Anfrage hervorgerufen hätte: „Ja, warum kränken Sie einen ehrlichen Menschen?“ Dikoj will eben gleich den ersten Versuch, von ihm Rechenschaft zu verlangen, zurückweisen; er will zeigen, daß er nicht nur

über jede Rechenschaft, sondern auch über die gewöhnliche menschliche Logik erhaben ist. Ihm scheint, daß, wenn er die Macht des allen Menschen gemeinsamen gesunden Menschenverstandes anerkennen wollte, seine eigene Bedeutung darunter stark leiden müßte. Und in den meisten Fällen ist es ja in der Tat so, denn seine Präntensionen laufen dem gesunden Menschenverstand zuwider. Daher entwickeln sich in ihm ewige Unzufriedenheit und Gereiztheit. Er selbst erklärt seine Lage, als er davon spricht, wie schwer es ihm fällt, Geld hinzugeben:

„Was soll ich machen, wo doch mein Herz eben so ist! Ich weiß ja, daß man es hingeben muß, kann es aber doch gutwillig nicht tun. Du bist mir ein guter Freund, und ich muß dir das Geld geben; kommst du aber zu mir und wirst mich darum bitten, so werde ich dich ausschimpfen. Hergeben werde ich's, aber ausschimpfen werde ich dich; denn sobald du nur den Mund aufstust, um Geld zu verlangen, so brennt mein [643] ganzes Inneres; mein ganzes Inneres brennt und basta... Nun, in einem solchen Augenblick kann ich einen Menschen ohne jeden Grund ausschimpfen.“

Das Hergeben von Geld als materielle, sichtbare Tatsache weckt sogar im Bewußtsein Dikojs selbst gewisse Gedanken: er ist sich bewußt, wie widersinnig sein Verhalten ist, und schiebt die Schuld darauf, daß sein „Herz eben so ist!“ In anderen Fällen ist er sich sogar der Widersinnigkeit seines Benehmens nicht ganz bewußt, aber er muß, wie sein Charakter eben ist, bei jedem Triumph des gesunden Menschenverstandes eine ebensolche Gereiztheit empfinden, wie in dem Falle, daß er Geld hergeben muß. Es ist ihm aus folgendem Grunde schwer, Zahlungen zu leisten: von seinem natürlichen Egoismus bewegt, wünscht er, daß es ihm gut gehe, alles, was ihn umgibt, überzeugt ihn davon, daß dieses Gute durch Geld erlangt wird, daher seine ausgesprochene Anhänglichkeit an das Geld. Hier aber bleibt seine Entwicklung stehen, sein Egoismus bleibt in den Grenzen einer Einzelperson und will von deren Beziehungen zur Gesellschaft, zum Nächsten nichts wissen. Er braucht etwas mehr Geld, das weiß er; daher eben möchte er Geld nur einnehmen, nicht aber hergeben. Muß er aber, wie die Dinge liegen, Geld auszahlen, so zürnt er und schimpft: er betrachtet das als Unglück, als Strafe Gottes, als eine Art Feuerschaden, Überschwemmung, Entrichtung einer Geldstrafe, nicht aber als gebührendes, rechtmäßiges Entgelt dafür, was andere für ihn tun. So ist es in allem: da er Gutes für sich wünscht, will er weiten Spielraum, Unabhängigkeit; aber er will nichts vom Gesetz wissen, das bestimmt, auf welche Weise jegliche Rechte in der Gesellschaft erworben werden und wie man sich ihrer bedient. Er will nur viele, möglichst viele Rechte für sich; wird es aber notwendig, auch anderen Rechte zuzuerkennen, so hält er das für einen Anschlag auf seine persönliche Würde, zürnt und ist bemüht, die Sache in jeder Weise in die Länge zu ziehen und sie zu hintertreiben. Selbst wenn er weiß, daß man unbedingt nachgeben muß und daß er auch nachgeben wird, will er trotzdem vorher eine Gemeinheit begehen. „Hergeben werde ich's, aber ausschimpfen werde ich dich!“ Und man kann wohl annehmen, je größer die Summe und je dringlicher die Zahlung ist, um so mehr schimpft Dikoj... Daraus folgt, daß erstens sein Schimpfen und seine ganze Wut zwar unangenehm sind, aber nicht besonders zu schrecken brauchen und daß ein Mensch, der sich Angst einjagen ließe und in dem Glauben, das Geld sei nicht zu bekommen, seine Forderung aufgabe, sehr töricht handeln würde; zweitens folgt daraus, daß es vergeblich wäre, zu hoffen, Dikoj könnte durch irgendwelche Über-[644]redungskünste gebessert werden: die Gewohnheit, Unfug zu treiben, ist in ihm so stark, daß er selbst gegen die Stimme des eigenen gesunden Verstandes an ihr festhält. Es ist klar, daß kein vernünftiges Zureden ihn zum Einhalten bringen wird, solange nicht eine für ihn fühlbare äußere Kraft hinzukommt: er beschimpft Kuligin und will keine Räson annehmen; als ihn aber eines Tages an der Wolgafähre ein Husar beschimpfte, wagte er es nicht, einen Streit mit dem Husaren vom Zaun zu brechen und machte seinem Unwillen wieder zu Hause Luft: zwei Wochen lang versteckten sich alle vor ihm auf Dachböden und in Rumpelkammern...

Alle diese Verhältnisse deuten darauf hin, daß die Position der Dikojs, der Kabanows und all der übrigen Despoten bei weitem nicht so sicher und fest ist, wie sie einst in den glückseligen Zeiten patriarchalischer Sitten war. Damals konnte sich Dikoj, wenn man den Erzählungen

alter Leute glauben kann, mit seinem hochmütigen, launenhaften Wesen nicht durch Gewalt, sondern durch die allgemeine Zustimmung behaupten. Er trieb Unfug, dachte dabei gar nicht daran, auf Widerstand zu stoßen, und stieß auf keinen: alle in seiner Umgebung waren von dem einen Wunsch durchdrungen, es ihm recht zu machen, niemand stellte sich ein anderes Daseinsziel vor, als Dikojs Launen zu erfüllen. Je mehr irgendein Schmarotzer Tollheiten trieb, je frecher er die Menschenrechte mit Füßen trat, um so zufriedener waren jene, die ihn mit ihrer Arbeit ernährten und die er zu Opfern seiner Phantasie machte. Andächtige Erzählungen alter Lakaian, wie ihre hochwohlgeborenen Herrschaften kleine Gutsbesitzer hetzten, wie sie fremde Frauen und unschuldige Mädchen schändeten, wie sie Beamte, die man zu ihnen geschickt hatte, im Pferdestall auspeitschen ließen usw., Erzählungen von Kriegshistorikern über die Größe irgendeines Napoleon, der seinem Genie zuliebe unbeirrt Hunderttausende von Menschen hinopferte, die Erinnerungen galanter Greise an irgendeinen Don Juan ihrer Zeit, „vor dem niemand sicher war“ und der jedes Mädchen schänden und in jeder Familie Zwistigkeiten hervorrufen konnte – alle solche Erzählungen beweisen, daß diese patriarchalische Zeit noch gar nicht weit hinter uns liegt. Doch zum größten Leidwesen der despotischen Schmarotzer entfernt sie sich rasch, und gegenwärtig ist die Lage der Dikojs und der Kabanows bei weitem nicht so angenehm: sie müssen dafür sorgen, ihre Stellung zu festigen und zu wahren, denn von allen Seiten erstehen Forderungen, die ihrer Willkür feindlich gegenüberstehen und ihnen einen Kampf mit dem erwachenden gesunden Sinn der gewaltigen Mehrheit der Menschheit androhen. – Daher kommen [645] der ständige Argwohn, die Empfindlichkeit und die Nörgelsucht der Despoten. Da sie sich innerlich bewußt sind, daß kein Grund vorliegt, sie zu achten, dies aber sogar sich selbst nicht eingestehen wollen, offenbaren sie ihren Mangel an Selbstsicherheit durch die Kleinlichkeit ihrer Forderungen und durch die ständigen, bei jedem Anlaß und auch ohne jeden Anlaß wiederholten Erinnerungen und Ermahnungen, daß man sie achten müsse. Dieser Zug offenbart sich außerordentlich ausdrucksvoll auch im „Gewitter“ in der Szene der Kabanowa mit den Kindern, wo sie als Antwort auf die demütige Bemerkung des Sohnes: „Könnte ich etwa, liebe Mutter, Ihnen nicht gehorchen?“ den Einwand macht: „Man achtet heute die Alten nicht sehr!“ und dann Sohn und Schwiegertochter zu quälen beginnt, so daß es selbst dem außenstehenden Zuschauer peinlich wird.

Kabanow: Ich glaube, liebe Mutter, ich weiche um keinen Schritt von Ihrem Willen ab.

Kabanowa: Ich würde dir, mein Lieber, glauben, würde ich nicht mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören, wie jetzt Eltern von den Kindern geachtet werden! Würden sie wenigstens daran denken, wie viele Krankheiten die Mütter der Kinder wegen ertragen müssen.

Kabanow: Ich, liebe Mutter...

Kabanowa: Und wenn die Mutter mal auch etwas sagt, was euren Stolz kränkt, das könnte man doch wohl ertragen. Wie denkst du denn darüber?

Kabanow: Ja, wann habe ich denn, liebe Mutter, so etwas nicht ruhig ertragen?

Kabanowa: Die Mutter ist alt, dumm, ihr jungen Leute aber seid klug und braucht von uns Dummen nicht viel zu verlangen.

Kabanow (*mit einem Seufzer abseits*): Oh, mein Gott! (*zur Mutter*): Erlauben wir uns denn, liebe Mutter, so etwas zu denken?!

Kabanowa: Die Eltern sind ja aus Liebe streng zu euch, aus Liebe schelten sie euch, wollen euch nur Gutes lehren. Heutzutage gefällt das aber niemand. Und da erzählen dann die Kinderchen allen Leuten: die Mutter murren in einem fort, die Mutter läßt uns keine Ruhe, sie verkürzt uns das Leben... Gott behüte, daß man es mit irgendeinem Wort der Schwiegertochter nicht recht tut, gleich geht die Rederei los, daß die Schwiegermutter einem das Leben ganz vergällt.

Kabanow: Liebe Mutter, hat denn jemand über Sie so etwas gesagt?

Kabanowa: Ich habe so etwas nicht gehört, mein Lieber. Nicht gehört, ich will nicht lügen. Hätte ich's gehört, so würde ich mit dir, mein Bester, ganz anders sprechen.

Nach diesem Bekenntnis fährt die Alte fort, zwei Seiten hindurch dem Sohne zuzusetzen. Sie hat keinerlei Ursache, aber ihr Herz ist unruhig: ihr Herz ahnt das Kommende; es läßt sie fühlen, daß etwas nicht in Ordnung ist, daß die innere, lebendige Verbindung zwischen ihr und den jüngeren Mitgliedern der Familie längst gerissen ist, daß sie heute nur mechanisch an sie gebunden sind und über jede Gelegenheit, sie loszuwerden, froh wären.

Wir verweilten sehr lange bei den wichtigsten handelnden Personen des „Gewitters“, denn die Geschichte, die sich mit Katerina [646] abspielt, hängt unseres Erachtens entschieden von der Lage ab, in die sie unter diesen Menschen, in den Verhältnissen, die unter dem Einfluß dieser Menschen entstanden sind, geraten muß. „Das Gewitter“ ist zweifellos das Werk Ostrowskijs, in dem er seine Stellungnahme am entschiedensten kundtut; die Wechselbeziehungen von Despotie und blindem Gehorsam führen hier zu den tragischsten Folgen. Trotzdem aber ist die Mehrzahl jener, die dieses Stück gelesen und gesehen haben, einmütig der Auffassung, daß es einen weniger schweren und traurigen Eindruck hinterläßt als andere Stücke Ostrowskijs (natürlich abgesehen von seinen Studien rein komischen Charakters). „Das Gewitter“ enthält sogar etwas Erfrischendes und Ermutigendes. Dieses „Etwas“ ist eben unserer Meinung nach der Hintergrund des Stückes, auf den wir hingewiesen haben und der die unsichere Stellung und das nahe Ende der Despotie zeigt. Außerdem weht uns aus dem Charakter Katerinas, wie er sich auf diesem Hintergrund abhebt, ebenfalls das neue Leben entgegen, das sich uns selbst in ihrem Untergang darbietet.

Die Sache ist die, daß der Charakter Katerinas, wie er im „Gewitter“ gestaltet ist, nicht nur in Ostrowskijs Tätigkeit als Bühnenschriftsteller, sondern auch in unserer gesamten Literatur einen Schritt vorwärts bedeutet. Er entspricht einer neuen Phase im Leben unseres Volkes, er drängt schon längst dazu, in der Literatur dargestellt zu werden. Unsere besten Schriftsteller befaßten sich mit ihm, sie vermochten aber nur, seine Notwendigkeit zu begreifen, und konnten nicht sein Wesen spüren und erfassen; das brachte nun Ostrowskij zuwege. Keine einzige der Kritiken des „Gewitters“ wollte oder konnte eine gehörige Würdigung dieses Charakters geben; deshalb entschließen wir uns, unseren Artikel noch fortzusetzen, um mit einer gewissen Umständlichkeit darzulegen, wie wir den Charakter Katerinas auffassen und warum wir seine Schaffung für unsere Literatur als so wichtig betrachten.

Das russische Leben ist endlich so weit gekommen, daß tugendhafte und ehrenwerte, aber schwache und unselbständige Wesen das gesellschaftliche Bewußtsein nicht befriedigen und daß sie als völlig untauglich betrachtet werden. Man fühlt das unabweisbare Bedürfnis nach Menschen, die weniger prächtig, aber aktiver und energischer sind. Anders ist es gar nicht möglich: sobald das Bewußtsein von Wahrheit und Recht und der gesunde Menschenverstand in den Menschen erwacht sind, verlangen sie nicht nur abstrakte Zustimmung (womit die tugendhaften Helden früherer Zeiten immer so brillierten), sondern auch, daß man sie ins Leben, in die Praxis hineinstellt. Dazu aber, daß man sie ins Leben hin-[647]einstellt, müssen viele Hindernisse, die von den Dikojs, den Kabanows u. a. geschaffen sind, überwunden werden. Zur Überwindung der Hindernisse sind unternehmungslustige, entschlossene, beharrliche Charaktere nötig. Die allgemeine Forderung nach Wahrheit und Recht, die unter Überwindung der von den despotischen Dikojs geschaffenen Hindernisse in den Menschen schließlich hervorbricht, muß sich in diesen Charakteren verkörpern, muß mit ihnen verschmelzen. Nunmehr bestand die große Aufgabe darin, den Charakter zu formen und zu gestalten, den die neue Phase unseres gesellschaftlichen Lebens verlangt. Unsere Schriftsteller suchten diese Aufgabe zu lösen, doch mißlang dies stets mehr oder weniger. Uns dünkt, alle ihre Mißerfolge rührten daher, daß sie einfach vermittels des logischen Prozesses zu der Überzeugung kamen, daß das russische Leben einen solchen Charakter verlangt, dann aber diesen Charakter gemäß ihren Begriffen von den Erfordernissen des Heroismus überhaupt und des russischen Heroismus im besonderen zurechtschnitten. So tauchte zum Beispiel Ka-

linowitsch auf, der einen Kaufmann sozusagen am Bart herumzerrt, damit dieser 10.000 Rubel für die Allgemeinheit spende, und im Gefängnis den alten Fürsten quält, dessen Geliebte er geheiratet hat, um Karriere zu machen. So ist auch Stolz aufgetaucht, der Herrschaftsgüter ausgezeichnet verwaltet und es versteht, gefälschte Wechsel mit Hilfe einer wohlwollenden Obrigkeit rasch aus der Welt zu schaffen. So ist Insarow aufgetaucht, der den Deutschen ins Wasser wirft und im Landhaus seines Freundes nicht unentgeltlich als Gast weilen will und sich sogar entschließt, das Mädchen, das er liebt, zu heiraten!! So kam auch die Fürstin Sinaida, ein den Weiberrock tragendes Mittelding zwischen Petschorin und Nosedrew. Sie alle machten Anspruch darauf, als starke Charaktere aus einem Guß zu gelten. Den Höhepunkt aber bildete im vorigen Jahr Ananij Jakowlew, über den der Moskauer Herr Apollon Majkow¹³⁵ ein so wunderbares Artikelchen in den „Sankt-Peterburgskije Wedomosti“ veröffentlicht hat, daß ich nicht begreife, wie Kusjma Prutkow¹³⁶ bisher nicht eine neue Serie von Aphorismen daraus gemacht hat. Sie wissen wohl, daß Ananij Jakowlew, als er von dem Kind erfährt, das seine Frau in seiner Abwesenheit von dem Gutsbesitzer bekommen hat, in Zorn entbrennt, sich mit dem Gutsbesitzer höflich auseinandersetzt, zu dem Dorfschulzen aber grob ist, seine Frau prügelt, schließlich aber in äußerster Raserei den Säugling mit dem Kopf an die Wand schleudert, worauf er in den Wald flieht, sich dann aber, durch den Hunger getrieben, der Justiz stellt. [648] Offenbar eine starke Persönlichkeit, wenn auch mehr im physischen als im sittlichen und im literarischen Sinn. Doch nicht diese Kraft dringt aus den Tiefen des russischen Lebens an die Oberfläche, und nicht so muß sie sich offenbaren. Deshalb ist es uns ganz unverständlich, wie man „Das bittere Los“ über die Unzahl von Erzählungen, Komödien und Dramen stellen kann, die die Leibeigenschaft, den Stumpfsinn der Beamten und die Roheit des russischen Mushiks anklagen. Bietet man uns dieses Werk als ein Stück ohne besondere Ansprüche, einfach als melodramatischen Fall von der Art der gruseligen Werke von Sue, so sagen wir nichts dagegen und geben uns sogar damit zufrieden: das ist immerhin besser als zum Beispiel die rührseligen Vorstellungen des Herrn N. Lwow und des Grafen Sollogub, die uns durch ihre völlige Entstellung der Begriffe von Pflicht und Ehre frappieren. Will man aber diesem Stück irgendeine höhere und allgemeinere Bedeutung beimessen, so sehen wir gar keine Möglichkeit, dieser Auffassung zuzustimmen. Ananij Jakowlew, nicht als kleinmütigen Ausnahmefall, sondern als Typus zu nehmen, scheint uns eine Verleumdung des russischen Charakters und des russischen Lebens zu sein, das ebenso wenig fähig ist, Charaktere von der Art Ananij's wie auch Gutsbesitzer vom Schlage Tscheglow's zu entwickeln. Eins von beiden: ist Ananij in der Tat eine starke Natur, als welche der Autor ihn darstellt, dann muß er seinen Zorn gegen den Urheber seines Unglücks richten oder aber, aus der Erwägung heraus, daß da niemand schuld sei, sich überwinden; einen solchen Ausgang finden wir ständig im russischen Leben, wenn starke Charaktere mit feindseligen Umständen zusammenstoßen. Ist er aber einfach ein kleinmütiger, unvernünftiger Taugenichts, wie sich aus dem Wesen der Sache ergibt, so muß man zugeben, daß die Stellung, die ihm im Stück zugewiesen wird, zu diesem Typus gar nicht paßt und gar nicht so entwickelt ist, daß sie seine wesentlichen Züge markant zum Ausdruck bringen könnte. Lassen wir übrigens dieses Stück sein, es ist heute bereits vergessen, genau so, wie Fürst Lupowizkij¹³⁷ und andere wohlgemeinte, aber verfehltete Werke vergessen sind, die Anspruch darauf erhoben, charakteristische Volkstypen darzustellen. Wir verweilten dabei einen Augenblick, weil viele Ananij für einen rein russischen Typ hielten. Uns aber schien im Gegenteil, daß in ihm einfach eine Übertreibung dessen geboten wird, was bei manchen Schriftstellern „Breite der russischen Natur“ heißt. Der Verfasser des Stückes „Das bittere Los“ erzielt unse-

¹³⁵ *Der Moskauer Majkow* – der Slawist A. A. Majkow veröffentlichte in den „Sankt-Peterburgskije Wedomosti“ (1860) einen Aufsatz über A. F. Pissemskij's Schauspiel „Trauriges Schicksal“.

¹³⁶ Siehe Fußnote 114, S. 516.

¹³⁷ „Fürst Lupowizkij oder Besuch im Dorf“ – Schauspiel von K. S. Aksakow (1817- 1860).

rer Meinung nach unbeabsichtigt ein Resultat, wie es mit den Komödien erzielt worden ist, die auf Gebet Peters des Großen gegen die Altgläubigen ge-[649]schrieben wurden. Bekanntlich wurde in jenen Komödien der Altgläubige stets als ein wildes Ungeheuer dargestellt, das nicht bei Sinnen ist, und so sagte die Komödie: „Seht doch, so sind sie, kann man sich da ihrer Lehre anvertrauen und ihren Forderungen zustimmen?“ Genau so sagt auch „Das bittere Los“ durch die Art, wie Ananij Jakowlew geschildert wird: „So ist der Russe, wenn er mal ein wenig seine persönliche Würde fühlt und infolgedessen außer Rand und Band gerät.“ Und die Kritiker, die „Das bittere Los“ als ein Stück von allgemeiner Bedeutung betrachten und in Ananij einen Typ sehen, werden zu Mitschuldigen an dieser vom Autor natürlich nicht beabsichtigten Verleumdung.

Nicht so ist ein starker russischer Charakter im „Gewitter“ aufgefaßt und geformt. Er fällt uns vor allem dadurch auf, daß er das gerade Gegenteil von allem Despotischen ist. Nicht mit dem Instinkt des Tobens und der Zerstörung, aber auch nicht mit der praktischen Geschicklichkeit, unter dem Deckmantel hoher Ziele die eigenen kleinen Geschäfte zu besorgen; nicht mit sinnlosem, schmetterndem Pathos, aber auch nicht mit diplomatischer, pedantischer Berechnung tritt er vor uns. Nein, er ist konzentriert und entschlossen, bleibt unbeirrt dem natürlichen Wahrheitsgefühl treu, ist erfüllt von dem Glauben an neue Ideale und aufopferungsvoll in dem Sinne, daß er es vorzieht, zugrunde zu gehen, als unter der Macht von Grundsätzen zu leben, die ihm zuwider sind. Er läßt sich nicht von abstrakten Prinzipien, nicht von praktischen Erwägungen, nicht von einem Augenblickspathos, sondern einfach von seiner Natur, von seinem ganzen Wesen leiten. In dieser Integrität und Harmonie des Charakters besteht seine Kraft und die weitgehende Notwendigkeit eines solchen Charakters zu einer Zeit, in der sich die alten, barbarischen Verhältnisse, nachdem sie jede innere Kraft verloren haben, noch durch den äußeren mechanischen Zusammenhang behaupten. Ein Mensch, der den Widersinn der Despotie der Dikojs und der Kabanows nur logisch begreift, wird schon deswegen nichts gegen sie unternehmen, weil ihnen gegenüber jede Logik verschwindet. Durch keine Syllogismen kann man eine Kette überreden, daß sie von selbst zerfällt und den Gefesselten freigibt, kann man eine Faust überreden, daß sie dem Geschlagenen keinen Schmerz verursacht; genau so kann man auch Dikoj nicht überzeugen, vernünftiger zu handeln, ja, man kann auch seine Hausgenossen nicht überzeugen, seinen Launen nicht zu gehorchen: er würde sie eben nur alle verprügeln, das wäre alles, was könnte man da dagegen tun? Offenbar müssen sich Charaktere, die nur hinsichtlich der Logik stark sind, sehr dürftig [650] entwickeln und können nur einen überaus schwachen Einfluß auf das Leben ausüben, dort, wo nicht die Logik, sondern die reinste Willkür das Leben beherrscht. Auch für die Entwicklung der Menschen, deren starke Seite der sogenannte praktische Sinn ist, ist die Herrschaft der Dikojs nicht sehr günstig. Was man auch über diesen Sinn sagen möge, er ist doch im Wesen der Sache nichts anderes als die Fähigkeit, sich der Umstände zu bedienen und sie im eigenen Interesse auszunutzen. Also kann der praktische Sinn einen Menschen nur dann zu entschiedener, ehrlicher Tätigkeit führen, wenn sich die Umstände gemäß einer gesunden Logik und folglich in Übereinstimmung mit den natürlichen Erfordernissen menschlicher Sittlichkeit gestalten. Dort aber, wo alles von der rohen Kraft abhängt, wo die unvernünftige Laune einiger Dikojs oder der abergläubisch-störrische Sinn irgendeiner Kabanowa die richtigsten logischen Berechnungen über den Haufen wirft und die wichtigsten Grundlagen gegenseitiger Rechte frech mißachtet, dort wird die Fähigkeit, sich der Umstände zu bedienen, offenbar zur Fähigkeit, sich den Launen der Despoten und allen ihren Widersinnigkeiten anzupassen, um auch für sich einen Pfad zu ihrer vorteilhaften Stellung freizulegen. Die Podchaljusins und Tschitschikows, das sind die starken praktischen Charaktere des „finsteren Reichs“; andere können sich aus den Menschen mit rein praktischem Sinn unter dem Einfluß der Herrschaft der Dikojs nicht entwickeln. Das beste, was man für diese Praktiker erträumen kann, ist, daß sie Stolz ähnlich werden, das heißt die Fähigkeit erlangen, ihre Geschäfte ohne Niederträch-

tigkeiten zu besorgen, aber aus ihnen wird nie eine aktive Persönlichkeit des öffentlichen Lebens hervorgehen. Auch von den pathetischen, nur in augenblicklichen Aufwallungen handelnden Charakteren kann man nicht mehr erhoffen. Ihre Wallungen sind zufälliger Art und kurzfristig, ihre praktische Bedeutung wird durch den Erfolg bestimmt. Solange alles ihren Hoffnungen gemäß geht, sind sie mutig und unternehmungslustig, sobald aber der Widerstand stark ist, lassen sie den Mut sinken, kühlen ab, geben die Sache auf und beschränken sich auf fruchtlose, wenn auch lärmende Ausrufe. Da aber Dikoj und seinesgleichen gar nicht imstande sind, ihre Bedeutung und ihre Macht ohne Widerstand aufzugeben, da ihr Einfluß bereits tiefe Spuren im Alltag hinterlassen hat und daher nicht mit einem Male vernichtet werden kann, so braucht man die pathetischen Charaktere gar nicht als etwas Ernsthaftes zu betrachten. Selbst unter den günstigsten Umständen, wenn ein sichtbarer Erfolg sie ermutigte, das heißt, wenn die Despoten die Unsicherheit ihrer Stellung [651] erkennen und Zugeständnisse machen wollten, auch dann würden die pathetischen Menschen nicht viel leisten! Sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie sich durch Äußerlichkeiten und durch die unmittelbaren Folgen der Tat hinreißen lassen, es aber fast nie verstehen, einen Blick in die Tiefe, in das Wesen der Angelegenheit zu werfen. Deshalb lassen sie sich durch irgendwelche partielle, geringfügige Anzeichen eines Erfolges ihrer Grundsätze täuschen und geben sich sehr leicht zufrieden. Wird aber ihr Irrtum ihnen selbst klar, dann geben sie sich der Enttäuschung hin, verfallen in Apathie und Nichtstun. Dikoj und Kabanowa aber triumphieren weiter.

So sind wir also bei der Prüfung der in unserem Leben aufgetauchten und durch die Literatur wiedergegebenen mannigfaltigen Charaktertypen stets zu der Überzeugung gelangt, daß sie nicht als Vertreter jener gesellschaftlichen Bewegung dienen können, die bei uns spürbar ist und von der wir mit tunlicher Ausführlichkeit gesprochen haben. Als wir das sahen, fragten wir uns: wie werden denn die neuen Bestrebungen in der einzelnen Persönlichkeit zum Ausdruck gelangen, durch welche Züge muß sich ein Charakter auszeichnen, der den entschiedenen Bruch mit den alten, widersinnigen und gewaltsamen Lebensverhältnissen vollzieht? Im wirklichen Leben der erwachenden Gesellschaft sahen wir bloß Andeutungen einer Lösung unserer Fragen, in der Literatur aber nur eine schwache Wiederholung dieser Andeutungen. Im „Gewitter“ hingegen ist aus ihnen ein Ganzes mit schon ziemlich klaren Konturen geschaffen worden; hier tritt uns eine Gestalt entgegen, die direkt dem Leben entnommen ist, doch im Bewußtsein des Künstlers geklärt und in Situationen versetzt wird, die dieser Gestalt Gelegenheit bieten, sich umfassender und entschiedener zu offenbaren, als es in den meisten Fällen des gewöhnlichen Lebens zu geschehen pflegt. Somit gibt es hier keine daguerreotypische Präzision, die manche Kritiker Ostrowskij vorgeworfen haben; vielmehr liegt hier die künstlerische Vereinigung gleichartiger Züge vor, die sich in verschiedenen Situationen des russischen Lebens offenbaren, aber ein und dieselbe Idee zum Ausdruck bringen.

Ein im Milieu der Dikojs und der Kabanows wirkender entschiedener, wie aus einem Guß geschaffener russischer Charakter tritt bei Ostrowskij in einem Frauentypus zutage, und das ist nicht ohne ernste Bedeutung. Bekanntlich werden Extreme durch Extreme widergespiegelt, und der stärkste Protest pflegt der zu sein, der schließlich in der Brust der Schwächsten und Geduldigsten entsteht. Der Schauplatz, auf dem Ostrowskij das russische Leben [652] beobachtet und es uns zeigt, erstreckt sich nicht auf rein gesellschaftliche und staatliche Beziehungen, sondern beschränkt sich auf die Familie – auf wem aber lastet in der Familie der ganze schwere Druck der Despotie, wenn nicht auf der Frau? Welcher Ladengehilfe, Arbeiter oder Diener Dikojs kann so geduckt, eingeschüchtert, seiner Persönlichkeit beraubt sein wie seine Frau? In wessen Seele kann sich mehr Bitterkeit und Entrüstung gegen die widersinnigen Phantasien des Despoten anhäufen und gleichzeitig, wer hat weniger als sie die Möglichkeit, seine Unzufriedenheit zu äußern, die Ausführung von dem, was ihm zuwider ist, zu verweigern? Diener und Ladengehilfen sind nur materiell, in menschlicher Weise gebunden,

sie können den Despoten verlassen, sobald sie eine andere Stelle gefunden haben. Die Frau ist nach den herrschenden Anschauungen untrennbar, geistig, vermittels eines Sakraments mit ihm verbunden; was der Mann auch tun mag, sie muß ihm gehorchen und sein unsinniges Leben mit ihm teilen. Ja, selbst wenn sie weggehen könnte, wo soll sie denn hin, was soll sie anfangen? Kudrjasch sagt: „Dikoj braucht mich, deshalb fürchte ich ihn nicht und werde nicht zulassen, daß er mit mir frei umspringt.“ Leicht hat es ein Mensch, der erkannt hat, daß andere ihn tatsächlich brauchen, doch eine Frau, eine Ehegattin? Wozu braucht man sie? Ist es nicht vielmehr sie, die alles vom Manne bekommt? Der Mann gibt ihr Wohnung, gibt ihr Essen und Trinken, kleidet sie, beschützt sie, verleiht ihr eine Stellung in der Gesellschaft... Gilt sie nicht gewöhnlich als Bürde für den Mann? Sagen nicht vernünftige Leute, um junge Menschen vom Heiraten abzuhalten: „Die Frau ist doch kein Bastschuh, kannst sie nicht vom Fuß schleudern!“ In der allgemeinen Meinung besteht der Hauptunterschied zwischen der Frau und dem Bastschuh gerade darin, daß sie einen ganzen Haufen von Sorgen mit sich bringt, die der Mann nicht loswerden kann, während der Bastschuh nur Bequemlichkeit verschafft und, wenn er unbequem ist, leicht fortgeschleudert werden kann... Die Frau, die sich in einer solchen Lage befindet, muß natürlich vergessen, daß auch sie ein ebensolcher Mensch ist wie der Mann, mit den gleichen Rechten. Sie kann nur demoralisiert werden, und ist sie eine starke Persönlichkeit, so wird sie eine Neigung zur gleichen Despotie gewinnen, unter der sie so viel zu leiden hatte. Das sehen wir zum Beispiel bei der Kabanowa genau so, wie wir es bei Frau Ulanbekowa gesehen haben. Nur ist eben ihre Despotie enger und kleinlicher und infolgedessen vielleicht noch sinnloser als die männliche: die Ausmaße der Despotie sind geringer, dafür aber wirkt sie in ihren [653] Grenzen auf jene, die nun einmal in ihre Gewalt gekommen sind, noch unerträglicher. Dikoj schimpft, Kabanowa nörgelt; jener kann einen verprügeln, und damit ist Schluß, diese aber nagt lange und unablässig an ihrem Opfer; jener macht Lärm wegen seiner Phantasien und ist dem Verhalten des anderen gegenüber ziemlich gleichgültig, solange es nicht ihn selbst berührt, die Kabanowa hingegen hat sich eine ganze kleine Welt besonderer Regeln und abergläubischer Gepflogenheiten geschaffen, die sie mit dem ganzen Stumpfsinn der Despotie verteidigt. Überhaupt sieht man bei der Frau, selbst wenn sie eine unabhängige Stellung erlangt hat und die Despotie *con amore* [mit Liebe] praktiziert, stets ihre verhältnismäßige Ohnmacht, eine Folge ihrer jahrhundertelangen Unterdrückung: sie ist schwieriger, argwöhnischer, in ihren Forderungen herzloser; für vernünftiges Denken ist sie nicht mehr deswegen unzugänglich, weil sie es verachtet, eher deswegen, weil sie fürchtet, mit ihm nicht fertig zu werden. ‚Da wirst du dich‘, so denkt sie, ‚aufs Rasonieren einlassen, aber was kann dabei schon herauskommen? Man wird dich *justament* * verstricken‘, und infolgedessen hält sie sich streng an das Alte und an verschiedene Anweisungen, die sie von irgendeiner Fekluscha erhielt...

Daraus wird klar, daß, wenn sich schon eine Frau aus einer solchen Lage frei machen will, dies eine ernste, entscheidende Angelegenheit sein wird. So einem Kudrjasch macht es nichts aus, mit Dikoj zu zanken, sie sind beide aufeinander angewiesen, deshalb bedarf es seitens Kudrjaschs keines besonderen Heroismus, damit er seine Forderungen stellt. Dafür aber wird sein Streich keine ernsten Folgen haben, sie werden streiten, Dikoj wird drohen, ihn unter die Soldaten zu stecken, wird es aber nicht tun. Kudrjasch wird zufrieden sein, die Zähne gezeigt zu haben, und alles wird beim alten bleiben. Anders ist es bei einer Frau. Schon um ihre Unzufriedenheit, ihre Forderungen vorzubringen, muß sie viel Charakterstärke besitzen. Bei dem allerersten Versuch wird man sie fühlen lassen, daß sie nichts ist, daß man sie zertreten kann. Sie weiß, daß dies tatsächlich so ist und muß sich fügen, sonst wird man die Drohung verwirklichen, wird sie mißhandeln, einsperren, wird ihr eine Kirchenbuße auferlegen und sie auf Wasser und Brot setzen, man wird ihr das Tageslicht entziehen, wird alle häuslichen Bes-

* [nun] gerade

serungsmittel der guten alten Zeit ausprobieren und ihr schließlich Gehorsam beibringen. Eine Frau, die in ihrem Protest gegen die von den Älteren in der russischen Familie ausgeübte Unterdrückung und Willkür bis ans Ende gehen will, muß von heroischer Selbstaufopferung erfüllt sein, muß sich zu allem entschließen und auf [654] alles gefaßt sein. Wieso kann sie sich da behaupten? Wo soll sie so viel Charakter hernehmen? Darauf kann man nur erwidern, daß die normalen Bestrebungen der menschlichen Natur nicht ganz vernichtet werden können. Man kann sie zur Seite schieben, unter Druck halten, zusammenpressen, doch all dies nur bis zu einem gewissen Grade. Das Fortbestehen der verlogenen Verhältnisse zeugt nur davon, wie widerstandsfähig die menschliche Natur sein kann, doch je unnatürlicher eine Situation ist, um so näher und notwendiger ist der Ausweg aus ihr. Und wenn selbst die biegsamsten Naturen, die sich den solche Situationen verursachenden Kräften am meisten fügen, ihre Lage nicht länger ertragen können, so bedeutet das, daß sie schon gar zu widernatürlich ist. Wenn selbst der schmiegsame Körper eines Kindes irgendein akrobatisches Kunststück nicht aushalten kann, so ist es offenkundig, daß es für Erwachsene, deren Glieder spröder sind, unmöglich ist. Erwachsene werden natürlich ein solches Kunststück an ihrem Körper gar nicht zulassen, bei einem Kinde jedoch kann man es leicht versuchen. Woher schöpft jedoch das Kind die Charakterstärke, sich mit allen Kräften zu widersetzen, selbst wenn ihm für seine Widersetzlichkeit die schrecklichste Strafe angedroht wird? Darauf gibt es nur eine Antwort: aus der Unmöglichkeit, das auszuhalten, wozu man es zwingen will... Das gleiche muß man auch von der schwachen Frau sagen, die sich zum Kampf um ihre Rechte entschließt: die Sache ist so weit vorgeschritten, daß es ihr bereits unmöglich ist, ihre Erniedrigung weiter zu ertragen, da will sie sich eben daraus befreien, und zwar nicht aus der Erwägung heraus, was besser und was schlechter ist, sondern nur aus dem instinktiven Streben nach etwas, was erträglich und möglich ist. Die menschliche *Natur* ersetzt hier sowohl die Erwägungen der Vernunft als auch die Erfordernisse des Gefühls und der Phantasie: all dies verschmilzt in dem allgemeinen Gefühl des Organismus, der Luft, Nahrung und Freiheit fordert. Hierin besteht eben das Geheimnis, weshalb unter Verhältnissen, wie wir sie im „Gewitter“ gesehen haben, in der Situation, die Katerina umgibt, so entschlossene Charaktere auf den Plan treten.

Somit entspricht das Entstehen eines energischen Frauencharakters durchaus der Lage, bis zu der die Despotie im Drama Ostrowskijs gesteigert ist. Die Despotie hat sich bis zum Äußersten, bis zur Negierung jedes gesunden Menschenverstandes verstiegen, sie steht den natürlichen Forderungen der Menschlichkeit feindseliger gegenüber als je und macht die erbitertsten Anstrengungen, ihre Entwicklung zum Stehen zu bringen; denn im siegreichen Vor[655]dringen dieser Forderungen sieht sie das Herannahen des eigenen unvermeidlichen Untergangs. Dadurch ruft sie selbst bei den schwächsten Wesen noch mehr Murren und Protest hervor. Gleichzeitig aber hat die Despotie, wie wir sahen, ihre Selbstsicherheit verloren, sie hat sowohl die Festigkeit in ihren Handlungen eingebüßt als auch einen bedeutenden Teil jener Kraft verloren, die für sie daraus erwuchs, daß sie jedermann Schrecken einflößte. Deshalb wird der Protest gegen die Despotie nicht schon in den ersten Anfängen erstickt, sondern kann sich in einen hartnäckigen Kampf verwandeln. Jene, die noch erträglich leben, wollen jetzt einen solchen Kampf nicht riskieren, in der Hoffnung, daß die Despotie auch ohnehin nicht mehr lange zu leben hat. Katerinas Mann, der junge Kabanow, muß zwar viel von der alten Kabanowa erdulden, ist aber immerhin unabhängiger: er kann auch mal zu Sawel Prokofitsch gehen, um eins zu trinken, und kann auch von der Mutter weg nach Moskau fahren und dort seinem Temperament freien Lauf lassen; treibt es aber die Alte mit ihm gar zu arg, so hat er jemanden, an dem er seinen Unwillen auslassen kann – da fällt er über seine Frau her... So lebt er dahin und entwickelt seinen zu nichts Rechtem taugenden Charakter in der ständigen geheimen Hoffnung, er werde schon irgendwie ein freier Mensch werden. Für seine Frau gibt es keinerlei Hoffnung, keinerlei Freude, sie kann nicht frei Atem holen; sie

soll, womöglich ohne frei zu atmen, leben und ganz vergessen, daß es in der Welt so etwas wie freie Luft gibt; sie soll ihrer eigenen Natur entsagen und sich den kapriziösen Launen und dem Despotismus der alten Kabanowa anpassen. Doch die freie Luft und das freie Licht dringen, trotz allen Vorsichtsmaßregeln der untergehenden Despotie, in die Klausur Katerinas, sie fühlt die Möglichkeit, das natürliche Sehnen ihrer Seele zu befriedigen, und kann nicht länger unbeweglich bleiben. Sie kämpft um ein neues Leben, wenn sie auch in diesem Kampfe sterben müßte. Was bedeutet für sie der Tod? Ohnehin betrachtet sie das Dahinvegetieren, das in der Familie der Kabanows ihr Los ist, nicht als Leben.

Das ist die Grundidee aller Handlungen dieses im „Gewitter“ dargestellten Charakters. Diese Grundidee ist zuverlässiger als alle möglichen Theorien und pathetischen Ausbrüche, weil sie im Wesen der gegebenen Situation selbst liegt, den Menschen unwiderstehlich zur Tat hinzieht, nicht in jedem Einzelfall von dieser oder jener Fähigkeit oder irgendeinem Eindruck abhängt, sondern sich auf die Gesamtheit der Erfordernisse des Organismus, auf die Herausgestaltung der ganzen Natur des Menschen [656] stützt. Nunmehr ist es interessant, wie sich ein solcher Charakter im besonderen entwickelt und offenbart. Wir können seine Entwicklung an der Gestalt Katerinas verfolgen. xxx

Vor allem frappiert uns die ungewöhnliche Eigenart dieses Charakters. Nichts Äußerliches, Fremdes haftet ihm an, vielmehr kommt alles irgendwie aus dem Innern, jeder Eindruck wird in ihm verarbeitet und verwächst dann organisch mit ihm. Wir sehen das zum Beispiel in der schlichten Erzählung Katerinas von ihrer Kindheit und vom Leben im Hause ihrer Mutter. Wir erfahren, daß die Erziehung und das Leben in ihrer Jugend ihr nichts geboten haben: im Hause ihrer Mutter war es genau so wie bei den Kabanows – man ging in die Kirche, machte Goldstickereien auf Samt, lauschte den Erzählungen der Pilgerinnen, aß zu Mittag, ging im Garten spazieren, dann unterhielt man sich wieder mit den Wallfahrerinnen und betete... Warwara, die Schwester ihres Mannes, bemerkt, nachdem sie sich die Erzählung Katerinas angehört hat, mit Verwunderung: „Bei uns ist es ja genau so.“ Doch Katerina weist rasch mit ein paar Worten auf den Unterschied hin: „Ja, doch hier geschieht alles wie unter Zwang!“ Die weitere Unterhaltung zeigt, daß Katerina in all den Äußerlichkeiten, die bei uns überall so gang und gäbe sind, ihren besonderen Sinn zu finden, sie den eigenen Bedürfnissen und Bestrebungen anzupassen vermochte, solange sie nicht die schwere Hand der alten Kabanowa zu fühlen bekam. Katerina gehört gar nicht zu den stürmischen Charakteren, die nie zufrieden sind und um jeden Preis zerstören möchten. Im Gegenteil, sie ist vorwiegend ein aufbauender, liebender, idealer Charakter. Deswegen sucht sie in allem den Sinn zu erfassen und alles in ihrer Einbildung zu veredeln. Die Stimmung, von der der Dichter sagt:

„Die Welt wird reiner, schöner, lichter
Und spiegelt seinen Himmelstraum“¹³⁸

– diese Stimmung bewahrt Katerina bis zuletzt. Jede äußere Dissonanz sucht sie mit der Harmonie ihrer Seele in Einklang zu bringen, jeden Mangel ersetzt sie aus der Fülle ihrer inneren Kräfte. Die rohen, abergläubischen Erzählungen und sinnlosen Hirngespinnste der Pilgerinnen verwandeln sich bei ihr in goldene, poetische Phantasieträume, nicht schrecken-erregende, sondern helle, gute Träume. Ihre Bilder sind armselig, weil die Stoffe, die Materialien, die die Wirklichkeit ihr bietet, so eintönig sind; doch mit diesen dürftigen Mitteln arbeitet ihre Phantasie unermüdlich und trägt sie in eine neue, stille, lichte Welt. Nicht die Riten beschäftigen [657] sie in der Kirche: sie hört gar nicht, was man dort singt und liest. In ihrer Seele gibt es eine andere Musik, andere Gesichte, für sie endet der Gottesdienst unmerkbar, gleichsam in einer Sekunde. Sie betrachtet die auf den Heiligenbildern seltsam gezeichneten Bäume und stellt sich ein ganzes Land von Gärten vor, wo es lauter solche Bäume

¹³⁸ Zitat aus der Replik des Dichters in Lermontows Gedicht „Journalist, Leser und Dichter“.

gibt und dies alles blüht und Wohlgerüche ausströmt, wo paradiesischer Gesang alles erfüllt. Es kommt auch so, daß sie an einem sonnigen Tage sieht, wie „von der Kirchenkuppel eine Lichtsäule nach unten geht und in dieser Säule sich der Rauch wolkengleich bewegt“, und da sieht sie auch schon, „als flögen und sängen die Engel in dieser Lichtsäule“. Zuweilen kommt ihr der Gedanke, warum nicht auch sie fliegen kann, und steht sie auf dem Berg, so möchte sie sehr gerne fliegen: sie möchte einen Anlauf nehmen, die Arme erheben und fortfliegen. Vom Standpunkt ihrer Umgebung aus ist sie seltsam und verdreht, dies ist aber deswegen so, weil sie sich in keiner Weise die Anschauungen und die Neigungen dieser Umgebung zu eigen machen kann. Sie entnimmt ihnen den Stoff, weil sie ihn nicht anderswoher nehmen kann, sie zieht aber nicht die Schlußfolgerungen, sondern sucht sie selber, und oft gelangt sie gar nicht zu der Schlußfolgerung, bei der sich jene beruhigen. Ein ähnliches Verhalten gegenüber äußeren Eindrücken sehen wir auch in einem anderen Milieu, bei Menschen, die infolge ihrer Erziehung an abstrakte Betrachtungen gewöhnt sind und ihre Gefühle zu analysieren vermögen. Der ganze Unterschied ist der, daß bei Katerina, als einer impulsiven, lebendigen Persönlichkeit, alles durch natürliches Streben, ohne klare Erkenntnis vor sich geht, während bei theoretisch entwickelten, im Geist starken Menschen Logik und Analyse die Hauptrolle spielen. Starke Geister zeichnen sich eben durch die innere Kraft aus, die ihnen die Möglichkeit gibt, sich fertigen Ansichten und Systemen nicht zu fügen, sondern auf Grund lebendiger Eindrücke ihre Anschauungen und ihre Schlußfolgerungen selbst zu bilden. Sie verwerfen nichts von vornherein, bleiben aber auch bei nichts stehen, sondern nehmen nur alles zur Kenntnis und verarbeiten es in ihrer Weise. Analoge Resultate bietet uns auch Katerina, obwohl sie nicht rasoniert und sogar die eigenen Empfindungen nicht versteht, sondern sich direkt von ihrer Natur leiten läßt. In dem harten, eintönigen Leben ihrer Jugend, in den groben, abergläubischen Anschauungen ihres Milieus verstand sie stets, das sich anzueignen, was mit ihren natürlichen Bestrebungen nach Schönheit, Harmonie, Zufriedenheit und Glück übereinstimmte. In den Gesprächen der Pilgerinnen, in den tiefen Verbeugungen und Lamentationen sah sie nicht eine [658] tote Form, sondern etwas anderes, wonach ihr Herz ständig strebte. Auf dieser Grundlage richtete sie ihre eigene ideale Welt auf, eine Welt ohne Leidenschaften, ohne Not, ohne Kummer, eine Welt, die restlos dem Guten und dem Genuß gewidmet war. Worin aber das wahre Gute und der wahrhafte Genuß für den Menschen bestehen, konnte sie sich nicht sagen. Daher kommen diese plötzlichen Wallungen unerklärlicher, unklarer Bestrebungen, die sie in ihrer Erinnerung wachruft:

„Zuweilen pflegte ich frühmorgens in den Garten zu gehen, die liebe Sonne ging eben erst auf, ich sank in die Knie, betete und weinte und wußte selber nicht, worum ich betete und warum ich weinte; so fand man mich dann. Worum ich damals betete, um was ich bat, weiß ich nicht. Mir fehlte es ja an nichts, alles hatte ich zur Genüge.“

Das arme Mädchen, das keine umfassende Ausbildung erhalten hatte, das nicht wußte, was alles in der Welt vorgeht, das nicht einmal die eigenen Bedürfnisse recht verstand, kann sich natürlich nicht Rechenschaft darüber ablegen, was ihm not tut. Solange Katerina bei der Mutter in völliger Freiheit, ohne irgendwelche Alltagssorgen lebt, solange sich die Bedürfnisse und die Leidenschaften eines erwachsenen Menschen bei ihr noch nicht gezeigt haben, kann sie ihre eigenen Träume, ihre innere Welt gar nicht von den äußeren Eindrücken unterscheiden. In ihren verzückten Gedanken vergißt sie sich unter den Wallfahrerinnen, sie wandelt in ihrem eigenen hellen Reich einher und glaubt dabei, ihre Zufriedenheit komme gerade von diesen Wallfahrerinnen, von den in allen Winkeln des Hauses angezündeten Lämpchen, von den ringsherum hörbaren Lamentationen; mit ihren Gefühlen belebt sich das tote Milieu, in dem sie sich befindet, und verschmilzt mit ihm das Innenleben ihrer Seele. Das ist die Kindheitsperiode, die sich für viele lange, sehr lange hinzieht, immerhin aber ihr Ende hat. Kommt das Ende sehr spät, beginnt der Mensch erst, nachdem er den größeren Teil seines Lebens hinter sich hat, zu erkennen, was für ihn nötig ist – dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als

zu bedauern, daß er so lange die eigenen Träume für Wirklichkeit gehalten hat. Er befindet sich dann in der traurigen Lage eines Menschen, der in seiner Phantasie seine Schöne mit allen möglichen Vollkommenheiten ausgeschmückt und sein Leben mit ihr verbunden hat, dann aber plötzlich bemerkt, daß alle Vollkommenheiten nur in seiner Einbildung bestanden haben, bei ihr selbst aber keine Spur von ihnen zu entdecken ist. Doch starke Charaktere geben sich selten einem so entschiedenen Irrtum hin: in ihnen ist die Forderung nach Klarheit und Realität sehr stark, so daß sie bei Unbestimmtheiten nicht stehenbleiben und sie um jeden Preis [659] zu überwinden suchen. Empfinden sie Unzufriedenheit, so suchen sie sie zu verscheuchen. Sehen sie aber, daß sie nicht vergeht, so lassen sie schließlich die in der Seele entstehenden neuen Forderungen in voller Freiheit zum Vorschein kommen und beruhigen sich nicht eher, als bis sie ihre Erfüllung durchgesetzt haben. Da aber kommt nun auch das Leben selbst zu Hilfe – für die einen in günstiger Weise, durch Erweiterung des Kreises ihrer Eindrücke, für die anderen aber schwer und bitter, durch Beschränkungen und Sorgen, die die harmonische Struktur der jugendlichen Phantasie zerstören. Der letzte Weg wurde Katerina zuteil, wie er auch der Mehrzahl der Menschen im „finsternen Reich“ der Dikojs und der Kabanows zuteil wird.

In dem düsteren Milieu des neuen Familienkreises begann Katerina die Unzulänglichkeit des rein Äußerlichen zu fühlen, mit dem sie sich früher zufrieden geben wollte. Unter der schweren Hand der gefühllosen alten Kabanowa gibt es keinen Raum für ihre lichten Gesichte, wie es auch keine Freiheit für ihre Gefühle gibt. In einer Aufwallung von Zärtlichkeit für ihren Mann will sie ihn umarmen, da schreit aber die Alte: „Was hängst du dich ihm an den Hals, unverschämte Person? Verbeuge dich bis zum Fußboden!“ Sie will allein bleiben und sich wie einstmals im stillen der traurigen Stimmung hingeben. Die Schwiegermutter aber sagt: „Warum heulst du nicht?“ Sie sucht nach Licht, Luft, will träumen und sich tummeln, ihre Blumen begießen, die Sonne, die Wolga schauen und allem Lebendigen ihren Gruß entbieten, man hält sie aber in Gefangenschaft, man argwöhnt bei ihr stets unmoralische Absichten. Sie sucht nach wie vor in religiösen Übungen, im Kirchenbesuch, in erbaulichen Unterhaltungen Zuflucht. Aber auch hier findet sie nicht mehr die ehemaligen Eindrücke. Durch die Tagesmühen und die ewige Sklaverei abgetötet, kann sie nicht mehr mit der früheren Klarheit von Engeln träumen, die in der von der Sonne durchleuchteten Staubsäule singen, kann sie sich nicht mehr die Paradiesgärten mit ihrem ungetrübten, freudevollen Anblick vorstellen. Alles rings um sie ist düster und schreckenerregend, aus allem weht ihr Kälte und irgendeine unabwendbare Gefahr entgegen: das Antlitz der Heiligen ist so streng, der Kirchengesang so furchterregend, die Erzählungen der Pilgerinnen ungeheuerlich... Sie sind in Wirklichkeit noch immer die gleichen, haben sich nicht im geringsten geändert, doch sie selbst hat sich geändert: sie hat keine Lust mehr, Luftschlösser zu bauen, und das unbestimmte Seligkeitsempfinden, das früher für sie ein Genuß war, befriedigt sie nicht mehr. Sie ist gereift, und andere, realere [660] Wünsche sind in ihr erwacht. Da sie kein anderes Betätigungsfeld kennt als die Familie, keine andere Welt außer der, die sich für sie im Gesellschaftskreis ihrer Kleinstadt herausgebildet hat, empfindet sie selbstverständlich vor allem andern jenes menschliche Streben, das am unvermeidlichsten ist und ihr am nächsten steht – das Streben nach Liebe und Hingebung. In früherer Zeit war ihr Herz allzusehr von Träumen erfüllt, sie schenkte den jungen Leuten, die ihre Blicke auf sie warfen, keine Beachtung, sondern lachte nur darüber. Als sie die Frau des Tichon Kabanow wurde, liebte sie auch ihn nicht, sie begriff dieses Gefühl noch gar nicht; man sagte ihr, jedes Mädchen müsse heiraten, man zeigte ihr Tichon als ihren künftigen Mann, da wurde sie seine Frau, blieb aber diesem Schritt gegenüber völlig gleichgültig. Auch hier offenbart sich eine Besonderheit des Charakters: nach unseren üblichen Anschauungen müßte sie sich, da sie einen entschlossenen Charakter hat, widersetzen, sie denkt aber gar nicht an Widerstand, weil sie dazu keinen genügenden Grund hat. Sie hat keine besondere Lust zu heiraten, aber auch keinen Abscheu vor der Ehe. Sie

empfindet keine Liebe für Tichon, empfindet aber auch keine Liebe für irgend jemand andern. Alles ist ihr vorläufig ganz gleichgültig, deswegen gestattet sie eben, mit ihr zu tun, was man will. Darin darf man weder Ohnmacht noch Apathie erblicken, sondern nur einen Mangel an Erfahrung und dazu noch eine allzu große Bereitwilligkeit, alles für andere zu tun und sich wenig um sich selbst zu kümmern. Sie besitzt geringe Kenntnisse und viel Vertrauensseligkeit, deswegen widersetzt sie sich vorläufig nicht der Umgebung und entschließt sich, lieber zu dulden als etwas ihr zum Trotz zu tun.

Aber sobald sie begriffen hat, was ihr not tut, und sich ein bestimmtes Ziel steckt, dann wird sie sich um jeden Preis durchsetzen: da wird sich die nicht in kleinlichen Auseinandersetzungen vergeudete Kraft ihres Charakters voll offenbaren. Anfänglich wird sie infolge der angeborenen Güte und des angeborenen Edelmutts ihrer Seele alle möglichen Anstrengungen machen, um den Frieden und die Rechte anderer nicht zu stören, um das Erwünschte unter möglichst weitgehender Wahrung aller Forderungen zu erhalten, die ihr von den ihr irgendwie nahestehenden Menschen auferlegt werden; werden sie es verstehen, sich diese anfängliche Stimmung zunutze zu machen, und werden sie sich entschließen, ihr volle Befriedigung zu gewähren, dann wird das für beide Teile gut sein. Wird es aber nicht geschehen, so wird sie vor keinem Hindernis haltmachen: Gesetz, Verwandtschaft, Gepflogenheit, das Gericht [661] der Menschen, die Regeln der Vernunft – alles wird für sie vor der Macht des inneren Triebes verschwinden. Sie schont nicht sich selbst und denkt nicht an andere. Ein solcher Ausweg bot sich Katerina, und ein anderer war in den Verhältnissen, in denen sie sich befand, nicht zu erwarten.

Das Gefühl der Liebe zu einem Menschen, der Wunsch, in einem anderen Herzen innigen Widerhall zu finden, das Verlangen nach zärtlichen Genüssen offenbarte sich natürlicherweise in der jungen Frau und gab ihren früheren unbestimmten und unschuldigen Träumen einen anderen Gehalt.

„Ich kann des Nachts nicht schlafen, Warja“, erzählt sie, „in einem fort höre ich irgendein Geflüster, irgend jemand spricht so zärtlich mit mir, wie wenn eine Taube gurrte. Im Traum, Warja, sehe ich nicht mehr wie früher Paradiesbäume und -berge, es ist, als ob mich jemand so heiß umarmte und mich irgendwohin führte, ich aber folge ihm, folge ihm...“

Sie hat diese Träume erst recht spät kennengelernt und begriffen; selbstverständlich aber verfolgten und quälten sie sie schon lange, bevor sie sich ihrer bewußt wurde. Als sie zuerst auftauchten, wandte sie ihr Gefühl dem Objekt zu, das ihr am nächsten stand, das heißt ihrem Manne. Sie bemühte sich lange, ihre Seele der seinen nahezubringen, sich selbst einzureden, daß sie, wenn sie mit ihm zusammen ist, nichts weiter brauche, daß die Glückseligkeit, nach der sie mit solcher Unruhe sucht, eben in ihm liege. Mit Furcht und Verlegenheit blickte sie auf die Möglichkeit, bei jemand anderem außer ihm Gegenliebe zu suchen. In dem Stück, zu dessen Beginn sich Katerina bereits in den Anfängen ihrer Liebe zu Boris Grigoritsch befindet, sind noch immer die letzten, verzweifelten Anstrengungen Katerinas, ihren Mann liebzugewinnen, ersichtlich. Die Szene ihres Abschieds von ihm läßt uns fühlen, daß auch hier noch nicht alles für Tichon verloren ist, daß er seine Rechte auf die Liebe dieser Frau noch wahren kann. Doch die gleiche Szene vermittelt uns in wenigen, aber scharfen Umrissen die ganze Geschichte der Martern, die man Katerina hat erdulden lassen, um ihr ursprüngliches Gefühl für ihren Mann abzutöten. Tichon ist hier ein gutmütiges, triviales, gar nicht böses, jedoch bis zum äußersten characterschwaches Wesen, das nichts gegen den Willen der Mutter zu tun wagt. Die Mutter aber ist eine gefühllose Kreatur, ein gewalttätiges Weib, das Liebe, Religion und Sittlichkeit mit einem chinesischen Zeremoniell umgibt. Zwischen der Mutter und seiner Frau stellt Tichon eine jener unzähligen Jammergestalten dar, die man gewöhnlich harmlos nennt, obwohl sie im allgemeinen Sinne genau so schädlich sind wie die Despoten selbst, weil sie diesen [662] als treue Gehilfen dienen. Tichon liebte seine Frau und war bereit, alles für sie zu tun, doch der Druck, unter dem er aufgewachsen war, ließ ihn so ver-

kümmern, daß sich in ihm kein starkes Gefühl, kein entschlossenes Streben entwickeln kann. Er hat ein Gewissen, er hat den Wunsch nach dem Guten, er handelt aber stets wider sich selbst und ist sogar in seinen Beziehungen zu seiner Ehefrau ein gefügiges Werkzeug der Mutter. Schon in der ersten Szene, wo die Kabanowsche Familie auf dem Boulevard erscheint, sehen wir, welche Stellung Katerina zwischen ihrem Manne und ihrer Schwiegermutter einnimmt. Die alte Kabanowa schilt ihren Sohn deswegen, weil seine Frau ihn nicht fürchtet. Er entschließt sich zu dem Einwand: „Ja, warum soll sie sich denn fürchten? Mir genügt, daß sie mich liebt.“ Die Alte fällt sofort über ihn her:

„Wieso? Warum sie sich fürchten soll? Was, warum sie sich fürchten soll! Ja, bist du denn von *Sinnen*? Wird sie dich nicht fürchten, so mich erst recht nicht. Was wird das dann für eine Ordnung im Hause sein? Du bist ja, denk' ich, nach dem Gesetz ihr Mann. Oder glaubt ihr, daß das Gesetz nichts bedeutet?“

Bei solchen Grundsätzen findet natürlich das Gefühl der Liebe bei Katerina keinen freien Raum, versteckt sich in ihr und äußert sich nur zeitweise in krampfhaften Aufwallungen. Aber auch diese Wallungen versteht der Mann nicht auszunutzen. Er ist zu eingeschüchtert, als daß er die Kraft ihres leidenschaftlichen Sehnsens begreifen könnte. „Ich kenne mich bei dir nicht aus, Katja“, sagt er zu ihr, „bald bringt man aus dir kein Wort heraus, von Zärtlichkeit schon ganz zu schweigen, bald wieder kommst du selber damit.“ So urteilen gewöhnlich verderbte Dutzendnaturen über eine starke, unverbrauchte Natur: da sie nach sich selber urteilen, verstehen sie kein Gefühl, das sich in der Tiefe der Seele verborgen hat, und halten jede Nachdenklichkeit für Apathie. Wenn sich dann aber die innere Kraft, da sie sich nicht weiter verborgen halten kann, in breitem, raschem Strom aus der Seele ergießt, wundern sie sich und halten das für irgendeinen Trick, für eine Grille, wie ihnen manchmal der Gedanke kommt, pathetisch zu werden oder sich einen vergnügten Abend zu machen. Indessen sind aber diese Gefühlsergüsse für eine starke Natur eine Notwendigkeit und pflegen um so stürmischer zu sein, je länger sie keinen Ausweg finden. Sie sind unbeabsichtigt, nicht überlegt, sondern durch die natürliche Notwendigkeit hervorgerufen. Die Kraft einer Natur, die sich nicht aktiv entwickeln kann, offenbart sich auch passiv – durch Geduld und Zurückhaltung. Doch darf man *diese* Geduld nicht mit jener verwechseln, die aus der schwachen Entwicklung der Persönlichkeit eines Menschen entspringt und damit endet, daß er [663] sich an Kränkungen und Nöte jeglicher Art gewöhnt. Nein, Katerina wird sich nie an sie gewöhnen, sie weiß noch nicht, wozu und wie sie sich entschließen wird, sie verletzt in keiner Hinsicht ihre Pflichten gegenüber der Schwiegermutter und tut alles mögliche, um mit dem Manne gut auszukommen, alles spricht jedoch dafür, daß sie ihre Lage fühlt und sich aus ihr befreien möchte. Nie beklagt sie sich, nie schilt sie die Schwiegermutter; die Alte selbst kann ihr das nicht vorwerfen, doch die Schwiegermutter fühlt, daß Katerina nicht zu ihr paßt, daß sie etwas Feindseliges an sich hat. Tichon, der die Mutter wie das Feuer fürchtet und sich dabei nicht durch besondere Feinfühligkeit und Zärtlichkeit auszeichnet, geniert sich jedoch vor seiner Frau, als er sie auf Geheiß seiner Mutter anweisen muß, in seiner Abwesenheit nicht „aus dem Fenster zu gaffen“ und „nicht Blicke auf junge Burschen zu werfen“. Er sieht, daß er ihr mit solchen Worten bitteres Unrecht tut, wiewohl er ihren Zustand nicht recht begreifen kann. Als die Mutter das Zimmer verläßt, tröstet er seine Frau in folgender Weise:

„Wenn man sich alles zu Herzen nimmt, kann man leicht die Schwindsucht bekommen. Was brauchst du auf sie zu hören! Etwas muß sie doch sagen. Nun, mag sie reden. Du aber laß es an den Ohren vorbei.“

Gerade diese Gleichgültigkeit ist schlimm und aussichtslos, doch Katerina kann sich nie zu ihr durchringen; obwohl sie äußerlich sogar weniger erbittert ist als Tichon und sich weniger beklagt, leidet sie eigentlich weit mehr. Tichon fühlt ebenfalls, daß ihm etwas Wichtiges abgeht. Auch er empfindet Unzufriedenheit, doch diese ist bei ihm nur in dem Maße vorhanden, wie zum Beispiel bei einem zehnjährigen Knaben mit verderbter Phantasie der Hang zu den Frauen sein kann. Er kann seine Unabhängigkeit und seine Rechte schon deswegen nicht in sehr ent-

schiedener Weise erstreben, weil er nicht weiß, was er mit ihnen anfangen soll. Sein Wunsch besteht eher in seinem Kopf, ist rein äußerlich, während sein eigentliches Wesen unter dem Drucke der Erziehung den natürlichen Bestrebungen gegenüber fast taub geworden ist. Deshalb gewinnt bei ihm das bloße Streben nach Freiheit einen verzerren Charakter und wird widerwärtig, wie der Zynismus eines zehnjährigen Knaben widerwärtig ist, der ohne Sinn und inneres Bedürfnis Unflätigkeiten wiederholt, die er von Erwachsenen gehört hat. Tichon hat eben von jemandem gehört, daß er „auch ein Mann“ ist und daher in der Familie einen bestimmten Anteil von Macht und Bedeutung besitzen muß. Daher stellt er sich sehr hoch über seine Frau und ist der Ansicht, daß es dieser schon von Gott so beschieden ist, zu dulden und sich zu fügen, betrachtet aber seine [664] untergeordnete Stellung gegenüber der Mutter als etwas Bitteres und Erniedrigendes. Ferner hat er eine Neigung zu wüstem Leben und erblickt hauptsächlich gerade darin die Freiheit. Genau wie der erwähnte Knabe, der den eigentlichen Grund, warum Frauenliebe so süß ist, nicht zu fassen vermag und nur die äußere Seite der Sache kennt, die eben bei ihm zur Schlüpfrißigkeit wird, genau so sagt Tichon, als er verreisen will, zu seiner Frau, die ihn bittet, sie mitzunehmen, mit ganz unverschämtem Zynismus:

„Bei solcher Sklaverei wird man jeder Frau, und wäre sie noch so schön, entfliehen! Bedenk doch nur, *wie ich auch sein mag, bin ich doch immerhin ein Mann*. Verbringt man sein ganzes Leben so – du siehst es –, so wird man auch der Frau davonlaufen. Jetzt, wo ich weiß, daß es zwei Wochen kein Gewitter für mich geben wird, daß ich diese Fesseln an den Füßen nicht habe, kann ich mich da um die Frau kümmern?“

Katerina kann ihm darauf nur erwidern: „Wie soll ich dich lieben, wenn du solche Worte sprichst?“ Tichon begreift jedoch nicht, wie ernst dieser düstere, entschiedene Vorwurf ist; als Mensch, der auf ein eigenes Urteil schon längst verzichtet hat, meint er nachlässig: „Nun, Worte wie alle anderen! Was für Worte soll ich denn sonst sprechen!“, und beeilt sich, von der Frau loszukommen. Wozu aber, was will er unternehmen, wie will er sich nun in seiner Freiheit austoben? Darüber erzählt er nachher Kuligin:

„Auf den Weg hat mir die Mutter allerlei Belehrungen mitgegeben, aber kaum daß ich fort war, habe ich mit dem Bummeln begonnen. *Gar zu froh bin ich, daß ich die Freiheit erlangte*. Den ganzen Weg über trank ich, auch in Moskau trank ich ständig, ich schlemmte, daß es weiter nicht ging. *Für ein ganzes Jahr habe ich mich ausgetobt! ...*“

Das ist alles! Und man muß sagen, daß sich in früheren Zeiten, als das Bewußtsein der Persönlichkeit und ihrer Rechte bei der Mehrzahl der Menschen noch nicht vorhanden war, die Proteste gegen den Druck der Despotie fast nur auf ähnliche tolle Streiche beschränkten. Und auch jetzt kann man noch eine Unzahl solcher Tichons finden, die sich, wenn nicht am Wein, so an irgendwelchen Betrachtungen und Speeches [Reden] berauschen und mit dem Lärm der Wortorgien ihrem Herzen Luft machen. Das sind eben Menschen, die sich stets über ihre bedrängte Lage beklagen, indessen aber mit einem stolzen Gedanken an ihre Privilegien und an ihre Überlegenheit über die anderen behaftet sind: „Wie ich auch sein mag, bin ich doch immerhin ein Mann, wie kann ich also das dulden?“ Das soll heißen: „Du magst dulden, weil du ein Weib und folglich ein Dreck bist, ich aber muß meine Freiheit haben, nicht etwa, weil das [665] eine allgemein menschliche, natürliche Forderung ist, sondern weil dies die Rechte meiner privilegierten Person sind.“ Es ist klar, daß aus solchen Menschen und solchen Allüren nie etwas Rechtes werden konnte und werden kann.

Doch ihnen ganz und gar unähnlich ist die neue Bewegung des Volkslebens, von der wir oben sprachen und deren Widerspiegelung wir in Katerinas Charakter fanden. In dieser Gestalt sehen wir die bereits gereifte, aus der Tiefe des ganzen Organismus kommende Forderung nach Rechten und freiem Spielraum im Leben. Hier tritt uns bereits nicht Phantasie, nicht etwas, was man vom Hörensagen kennt, keine künstlich erregte Aufwallung, sondern eine Lebensnotwendigkeit der Natur entgegen. Katerina ist nicht launenhaft, sie kokettiert nicht mit ihrer Unzufriedenheit und ihrem Unwillen, das liegt nicht in ihrer Natur; sie will

nicht anderen imponieren, sich zieren und sich brüsten. Im Gegenteil, sie lebt sehr friedlich und ist bereit, sich allem, was eben ihrer Natur nicht zuwider ist, zu fügen. Ihr Prinzip, wenn sie es erkennen und definieren könnte, wäre, daß man so wenig wie möglich die anderen mit der eigenen Persönlichkeit beengen und den allgemeinen Lauf der Dinge stören soll. Indem sie aber die Bestrebungen anderer anerkennt und achtet, fordert sie für sich die gleiche Achtung, und jede Vergewaltigung, jede Beengung empört sie zutiefst in ihrem innersten Wesen. Wäre sie imstande, so würde sie alles, was ein unrechtmäßiges Dasein führt und anderen schadet, weit von sich jagen. Da sie das aber nicht tun kann, geht sie den umgekehrten Weg und sucht denen, die sie zugrunde richten und kränken, zu entfliehen. Die Hauptsache ist, daß sie nicht gezwungen ist, sich entgegen ihrer Natur den Grundsätzen dieser Leute unterzuordnen, sich mit deren unnatürlichen Forderungen abzufinden, dann aber mag kommen, was da will, ob es nun für sie ein besseres Los oder den Untergang bedeuten werde, das beachtet sie nicht weiter. In dem einen wie in dem anderen Falle ist dies für sie die Befreiung... Im Gespräch mit Warja erzählt Katerina zur Kennzeichnung ihres Charakters eine Episode aus ihren Kindheitserinnerungen: „Als solch ein Hitzkopf bin ich nun einmal zur Welt gekommen! Ich zählte kaum sechs Jahre, nicht mehr, was habe ich da angestellt! Man hat mich zu Hause irgendwie gekränkt, es war gegen Abend, schon finster, da lief ich zur Wolga, setzte mich in ein Boot und stieß es vom Ufer ab. Erst am nächsten Morgen fand man mich, zehn Werst entfernt...“ Diese kindliche Hitzigkeit ist bei Katerina bewahrt geblieben, nur ist zusammen mit dem reifen Alter auch die Kraft dazugekommen, Eindrücken standzuhalten und sie [666] zu beherrschen. Die erwachsene Katerina, die Kränkungen erdulden muß, findet in sich die Kraft, sie ohne unnütze Klagen, halbe Widerstände und allerlei Lärmszenen lange zu ertragen. Sie erträgt alles, solange nicht in ihr ein ihrem Herzen besonders nahestehendes, in ihren Augen rechtmäßiges Interesse laut wird, solange in ihr nicht eine solche Forderung ihrer Natur verletzt ist, ohne deren Befriedigung sie nicht ruhig sein kann. Dann nimmt sie auf nichts mehr Rücksicht. Sie greift nicht zu diplomatischen Kniffen, zu Betrug und Gaunerstücken, so eine ist sie nicht. Wenn es nicht ohne Betrug geht, so will sie lieber sich selbst bezwingen. Warja rät ihr, ihre Liebe zu Boris zu verbergen. Darauf antwortet sie: „Betrügen kann ich nicht, ich kann nichts verheimlichen“, und sofort darauf sucht sie ihr Herz zu bezwingen und wendet sich wieder mit folgenden Worten an Warja: „Sag mir nichts von ihm, tu mir den Gefallen, sage nichts, ich will ihn gar nicht kennen! *Ich werde meinen Mann lieben; Tischa, mein Lieber, ich werde dich gegen niemand eintauschen!*“ Doch diese Anstrengung geht schon über ihre Kräfte; nach einer Weile fühlt sie, daß sie die aufgekeimte Liebe nicht abschütteln kann: „Ich will ja gar nicht an ihn denken“, sagt sie, „aber was soll ich machen, wenn er mir nicht aus dem Sinn geht?“ In diesen einfachen Worten gelangt sehr klar zum Ausdruck, wie die Kraft des natürlichen Strebens, für Katerina selbst unmerkbar, in ihr über alle Forderungen der äußeren Umstände, über Vorurteile und künstliche Kombinationen in die ihr Leben verstrickt ist, den Sieg davonträgt. Wir bemerken, daß Katerina theoretisch keine einzige dieser Forderungen verwerfen, keine der rückständigen Meinungen abstreifen konnte, sie lehnte sich aber gegen sie auf, geleitet einzig und allein von der Stärke ihres Gefühls, von dem instinktiven Bewußtsein ihres direkten, unveräußerlichen Rechts auf Leben, Glück und Liebe. Sie räsoniert nicht im geringsten, löst aber mit wunderbarer Leichtigkeit alle Schwierigkeiten ihrer Lage. Hier folgt ihr Gespräch mit Warwara:

Warwara: Du bist irgendwie sonderbar, bei Gott! Ich meine aber, mach, was du willst, bloß, daß es geheim bleibt.

Katerina: So will ich es nicht, was wäre da Gutes dabei?! *Lieber werde ich schon dulden, solange ich dulden kann.*

Warwara: Wenn du aber nicht länger dulden kannst, was wirst du dann tun?

Katerina: Was ich tun werde?

Warwara: Ja, was wirst du tun?

Katerina: Wozu ich eben Lust haben werde, das werde ich tun.

Warwara: Versuch nur mal und tu's, man wird dir hier die Hölle heiß machen.

Katerina: Was kümmert mich das? Ich gehe weg, und sie werden mich nie wieder sehen.

[667] Warwara: Wohin wirst du gehen? Du bist eine Ehefrau.

Katerina: Eh, Warja, du kennst meinen Charakter nicht. *Natürlich, gebe Gott, daß das nicht geschieht; wird es mir aber hier gar zu schwer sein, so wird mich keine Macht halten können. Ich springe aus dem Fenster oder werde mich in die Wolga stürzen. Wird mir das Leben hier zuwider sein, so werde ich eben hier nicht leben, und wenn man mich in Stücke schneidet.*

Das ist wahre Charakterstärke, auf die man sich jedenfalls verlassen kann. Das ist eine Höhe, die unser Volksleben in seiner Entwicklung erreicht, die jedoch in unserer Literatur nur sehr wenige ersteigen konnten, und niemand vermochte sich auf dieser Höhe so gut zu behaupten wie Ostrowskij. Er fühlte, daß nicht abstrakter Glaube, sondern Tatsachen des Lebens den Menschen lenken, daß zur Bildung und Betätigung eines starken Charakters nicht eine bestimmte Denkweise, nicht Prinzipien, sondern eine entsprechende Natur notwendig ist. Er hat es verstanden, eine Bühnengestalt zu schaffen, die eine große Volksidee verkörpert, die, ohne große Ideen auf der Zunge oder im Kopfe zu tragen, im ungleichen Kampf aufopferungsvoll bis ans Ende schreitet und untergeht, ohne sich auch nur in Worten zu einer hohen Selbstaufopferung zu verpflichten. Ihre Handlungen befinden sich in Harmonie mit ihrer Natur, sie sind für sie natürlich, notwendig, sie kann auf sie nicht verzichten, mag dies auch die verhängnisvollsten Folgen für sie haben. Die in anderen Werken unserer Literatur vorgeführten angeblich starken Charaktere sind kleinen Springbrunnen ähnlich, die ziemlich schön und flott plätschern, deren Funktionieren jedoch von einem an ihnen angebrachten fremden Mechanismus abhängt. Katerina dagegen kann mit einem wasserreichen Strom verglichen werden: er fließt, wie es seine Natureigenschaft fordert, seine Strömung windet sich gemäß dem Terrain, das er durchfließt, doch die Strömung hört nicht auf. Ist der Grund eben, so fließt er ruhig dahin, stellen sich ihm große Steine in den Weg, so springt er über sie hinweg, stößt er auf eine Schlucht, so stürzt er als Wasserfall herunter, stellt man ihm einen Damm entgegen, so tobt er und bricht sich an anderer Stelle Bahn. Er tobt nicht etwa deswegen, weil dem Wasser plötzlich einfällt zu lärmern oder wegen der Hindernisse zornig zu werden, sondern einfach deswegen, weil ihm dies zur Erfüllung seiner natürlichen Bestimmung, zur Fortsetzung seines Weges notwendig ist. So ist es auch mit dem Charakter, den uns Ostrowskij geschildert hat: wir wissen, daß er sich trotz allen Hindernissen durchsetzen wird; werden aber die Kräfte nicht ausreichen, so wird er untergehen, aber sich selbst nicht untreu werden. Hochtrabende Prediger der Wahrheit, die darauf Anspruch erheben, daß sie „im Namen einer großen Idee [668] der eigenen Person entsagen“, enden überaus häufig damit, daß sie sich von dem Dienst an der Idee abkehren und sagen, der Kampf gegen das Übel sei noch allzu aussichtslos, er würde nur zu vergeblichem Untergang führen usw. Sie sind im Recht, und man kann ihnen keinen Kleinmut vorwerfen. Jedenfalls aber muß man darin die Tatsache erblicken, daß die „Idee“, der sie dienen wollen, für sie etwas rein Äußerliches ist, das sie leicht entbehren können, das sie sehr gut von ihren persönlichen, direkten Bedürfnissen zu trennen verstehen. Es ist klar, daß ihre Leidenschaft für die Idee, wie groß sie auch sein mag, stets viel schwächer und geringer sein wird als die einfache, instinktive, unabwendbare Leidenschaft, durch die die Handlungen von Persönlichkeiten vom Schlage Katerinas, die an keine hohen „Ideen“ denken, gelenkt werden.

Die Lage Katerinas zeigt uns, daß sich im Gegenteil alle ihr von Kindheit auf eingeflößten „Ideen“, alle Prinzipien ihres Milieus gegen ihre natürlichen Bestrebungen und Handlungen auflehnen. Der schreckliche Kampf, zu dem die junge Frau verdammt ist, vollzieht sich in jedem Wort, in jeder Handlung des Dramas, und gerade hier zeigt sich nun, wie wichtig die

Nebenpersonen sind, derentwegen man Ostrowskij so schwere Vorwürfe macht. Man prüfe die Sache genau: man wird sehen, daß Katerina in den Anschauungen des Milieus erzogen wurde, in dem sie lebt, und diese Anschauungen, da sie gar keine theoretische Bildung hat, nicht abstreifen kann. Sie hat zwar die Erzählungen der Pilgerinnen und die Belehrungen der Hausgenossen auf ihre eigene Art und Weise verarbeitet, doch sie mußten notwendigerweise eine widerliche Spur in ihrer Seele hinterlassen. Und in der Tat, wir sehen in dem Stück, daß Katerina, nachdem sie ihre rosigen Träume und die hohen idealen Bestrebungen verloren hat, von ihrer Erziehung ein starkes Gefühl bewahrt hat: die *Angst* vor irgendwelchen finsternen Kräften, vor irgend etwas Unbekanntem, das sie weder sich gründlich erklären noch abwenden könnte. Wegen eines jeden ihrer Gedanken hat sie Angst, für das einfachste Gefühl erwartet sie Strafe. Ihr scheint, das Gewitter werde sie erschlagen, weil sie eine Sünderin sei, die Bilder der feurigen Hölle an der Kirchenwand erscheinen ihr bereits als ein Vorbote ihrer ewigen Qualen... Ihre ganze Umgebung aber nährt und entwickelt in ihr diese Angst: die diversen Fekluschas besuchen die alte Kabanowa, um mit ihr über den Jüngsten Tag zu sprechen; Dikoj behauptet, „das Gewitter wird uns zur Strafe geschickt, damit wir uns als Sünder fühlen“; die zugereiste Dame, die allen in der Stadt Schrecken einflößt, erscheint einige Male, um Katerina mit unheilverkündender [669] Stimme zuzurufen: „Alle werdet ihr in dem unlöschbaren Feuer brennen!“ Alle in ihrer Umgebung sind voll abergläubischen Schreckens, und alle in ihrer Umgebung müssen, in Übereinstimmung mit den Begriffen Katerinas selbst, ihr Gefühl zu Boris als das größte Verbrechen betrachten. Selbst der kecke Kudrjasch, ein Esprit-fort [starker Geist] dieses Milieus, findet, daß sich Mädchen mit Burschen unterhalten können, soviel sie wollen, das mache nichts aus, Frauen aber gehörten hinter Schloß und Riegel. Diese Überzeugung ist in ihm so stark, daß er, als er von Boris' Liebe zu Katerina erfährt, trotz seiner Keckheit und einer gewissen Zügellosigkeit sagt: „Diese Sache muß man aufgeben!“ Alles ist gegen Katerina, selbst ihre eigenen Begriffe von Gut und Böse, alles muß sie zwingen, ihre Gefühlswallungen niederzuhalten und in kaltem, düsterem Formalismus, in der Totenstille und der Demut des Familienlebens, ohne jegliches lebendiges Streben, ohne Willen, ohne Liebe zu verwelken oder aber zu lernen, wie man die Menschen und das eigene Gewissen betrügt. Man braucht sich aber nicht um sie zu beunruhigen, man soll es auch dann nicht tun, wenn sie selber gegen sich spricht. Sie kann sich auch eine Zeitlang entweder scheinbar fügen oder selbst zu Betrug greifen, wie ein Fluß unter dem Erdboden verschwinden oder sich von seinem Bett entfernen kann, das fließende Wasser aber wird nicht stehenbleiben und nicht zurückströmen, sondern wird trotz allem bis zu dem Ende fließen, bis zu der Stelle, wo es sich mit anderen Gewässern vereinigen und zusammen mit ihnen zu den Gewässern des Ozeans eilen kann. Die Verhältnisse, unter denen Katerina lebt, fordern, daß sie lügt und betrügt:

„Anders geht es nicht“, sagt Warwara zu ihr, „denk doch daran, wo du lebst; das ganze Gebäude beruht bei uns darauf. Auch ich war keine Betrügerin, habe es aber gelernt, als es notwendig wurde.“

Katerina fügt sich in ihre Lage, trifft sich nachts mit Boris, verbirgt vor der Schwiegermutter ihre Gefühle zehn Tage lang... Man könnte denken: wieder ist eine Frau vom Wege abgeirrt, hat es gelernt, die Hausgenossen zu betrügen, sie wird sich insgeheim der Unzucht hingeben und zugleich den eigenen Mann heuchlerisch liebkosen und die widerliche Maske einer züchtigen Frau tragen. Auch das könnte man ihr nicht als schwere Schuld anrechnen, ihre Lage ist ja so schwer. Dann aber wäre sie eine jener Dutzendgestalten, eine der bereits reichlich abgeleiteten Typen aus den Erzählungen, die zeigen, wie „das Milieu gute Menschen zugrunde richtet“. Katerina ist nicht von dieser Art: welchen Ausgang unter ihren häuslichen Verhältnissen ihre Liebe nehmen wird, das ist [670] bereits in dem Augenblick ersichtlich, als sie an das Problem erst herantritt. Sie beschäftigt sich nicht mit psychologischer Analyse und kann sich daher nicht in spitzfindigen Selbstbeobachtungen ergehen; wenn sie schon über sich

selbst spricht, dann ist das der Ausdruck ihres sehr starken Empfindens. Als ihr Warwara zum erstenmal vorschlägt, Boris ein Stelldichein zu gewähren, erwidert sie mit dem Aufschrei:

„Nein, nein, das darf nicht sein! Was glaubst du denn, Gott behüte! *Wenn ich mich mit ihm auch nur einmal treffe, so werde ich aus dem Hause fliehen und dann um nichts in der Welt zurückkehren!*“

Aus ihr spricht hier nicht vernünftige Vorsicht, sondern die Leidenschaft, und man sieht, daß, wie sehr sie sich auch zurückhalten mochte, die Leidenschaft dennoch die Oberhand gewonnen hat über sie selbst, über alle ihre Vorurteile und Ängste, über alle Belehrungen, die sie von Kindheit auf zu hören bekommen hat. In dieser Leidenschaft ist für sie das ganze Leben enthalten, die ganze Kraft ihrer Natur, alle ihr lebendigen Bestrebungen fließen hier zusammen. Zu Boris wird sie nicht nur dadurch hingezogen, daß er ihr gefällt, daß er seinem Äußeren nach wie in seinen Worten anders ist als die anderen, die um sie herum sind; sie wird zu ihm auch hingezogen durch das Liebesbedürfnis, das beim eigenen Manne keinen Widerhall findet, durch das beleidigte Gefühl der Frau und Gattin, durch die tödliche Langeweile ihres eintönigen Lebens, durch das Streben nach Freiheit, freiem Raum, heißersehnter, uneingeschränkter Freiheit. Sie träumt in einem fort davon, wie sie „unsichtbar wegfliegen“ könnte, „wohin es einen eben zieht“ manchmal aber kommt ihr auch der Gedanke: „Hätte ich meinen Willen, so würde ich jetzt auf der Wolga, Lieder singend, in einem Boot fahren oder aber in einer guten Troika, eng umschlungen, dahinsausen“... „Nur nicht mit deinem Mann“, sagt Warja zu ihr, und Katerina kann ihr Gefühl nicht verbergen und offenbart sich ihr sofort mit der Frage: „Wieso weißt du das?“ Offenbar hat Warwaras Bemerkung ihr selbst vieles klargemacht: als sie ihre Träume in so naiver Weise erzählte, verstand sie ihre Bedeutung noch nicht richtig. Ein Wort jedoch genügte, um ihren Gedanken die Bestimmtheit zu verleihen, die sie ihnen selber nicht zu verleihen wagte. Bisher konnte sie noch daran zweifeln, ob in der Tat in diesem neuen Gefühl das Glück enthalten sei, das sie mit solcher Sehnsucht erwartet hatte. Nachdem aber nun das Wort, das ihr Geheimnis verrät, ausgesprochen war, wird sie sich auch in Gedanken nicht mehr davon abkehren. Angst, Zweifel, der Gedanke an die Sünde und an das Gericht der Menschen, alles kommt ihr in [671] den Sinn, hat aber keine Gewalt mehr über sie. Das sind nunmehr bloße Formalitäten, Redensarten. Im Monolog mit dem Schlüssel (dem letzten im zweiten Akt) sehen wir eine Frau, in deren Seele der entscheidende Schritt bereits getan ist, die aber nur irgendwie sich selbst „beschwören“ möchte. Sie macht den Versuch, von sich selbst etwas abzurücken und über die Tat, zu der sie sich entschlossen hat, wie über eine fremde Angelegenheit zu urteilen; doch alle ihre Gedanken sind darauf gerichtet, diese Tat zu rechtfertigen. „Braucht man denn viel dazu, zugrunde zu gehen...“ sagt sie. „Wer fühlt sich denn wohl in der Sklaverei... Nehmen wir meine Lage – ich lebe, quäle mich ab, sehe keinen hellen Lichtstrahl... Die Schwiegermutter hat mich zertreten“ ... usw. – das sind alles rechtfertigende Motive. Dann kommen noch die mildernden Umstände: „Offenbar will es das Schicksal so... Ja, was ist denn Sündhaftes daran, wenn ich einen einzigen Blick auf ihn werfe... Und selbst wenn ich mit ihm spreche, so ist es noch immer kein Unglück. Vielleicht wird sich im ganzen Leben keine solche Gelegenheit mehr bieten...“ Dieser Monolog hat manche Kritiker auf den Gedanken gebracht, über Katerina wie über eine schamlose Heuchlerin ironisch zu urteilen. Wir kennen aber keine größere Unverschämtheit, als wenn man versichern wollte, wir oder irgend jemand von unseren idealen Freunden hätten je vor solchen Kompromissen mit dem eigenen Gewissen gestanden... An solchen Kompromissen sind nicht Einzelpersonen schuld, sondern die Anschauungen, die ihnen von Kindheit auf in den Kopf gehämmert wurden und die so häufig dem natürlichen Gang, dem natürlichen Streben der Seele zuwiderzulaufen pflegen. Solange diese Anschauungen in der Gesellschaft nicht ausgemerzt sind, solange im menschlichen Wesen die volle Harmonie der Ideen und der Bedürfnisse nicht hergestellt ist, so lange sind ähnliche Kompromisse unvermeidlich. Es ist noch gut, wenn man bei solchen Kompromissen dazu gelangt, was Natur und gesunder Men-

schenverstand gebieten, und nicht unter dem Druck der konventionellen Vorschriften einer künstlichen Moral zusammenbricht. Dazu reichte nun die Kraft Katerinas aus, und je energischer in ihr die Natur spricht, um so ruhiger betrachtet sie die kindischen Hirngespinnste, die zu fürchten ihre Umgebung sie gelehrt hat. Deswegen dünkt uns sogar, daß die Schauspielerin, die auf der Petersburger Bühne die Rolle Katerinas spielt, einen kleinen Fehler begeht, wenn sie dem Monolog, von dem wir sprechen, allzuviel Glut und tragischen Charakter verleiht. Sie will offenbar den Kampf zum Ausdruck bringen, der sich in Katerinas Seele abspielt, und von diesem Stand-[672]punkt aus vermittelt sie den schwierigen Monolog ausgezeichnet. Uns dünkt jedoch, daß es dem Charakter und der Lage Katerinas in diesem Falle mehr entspräche, wenn man ihren Worten mehr Ruhe und Leichtigkeit verleihe. Der Kampf ist eigentlich bereits zu Ende, was übrigbleibt ist etwas Nachdenken – Katerina steckt noch im alten Gewand und wirft es allmählich ab... Das Ende des Monologs verrät ihre Stimmung: „Mag kommen, was da will, ich werde Boris sehen“, so schließt sie, und im Taumel des Vorfühls ruft sie aus: „Ah, wenn doch die Nacht schneller käme!“

Eine solche Liebe, ein solches Gefühl kann sich mit dem Verbleib im Kabanowschen Hause, mit Heuchelei und Betrug nicht abfinden. Katerina hat sich zwar zu einer geheimen Zusammenkunft entschlossen, sagt aber Boris, der ihr versichert, niemand werde etwas erfahren, gleich das erstemal in der Ekstase der Liebe:

„Eh, was braucht man mich zu bedauern, niemand ist da schuld, ich habe es selbst gewollt. Schone mich nicht, richte mich zugrunde! Mögen alle wissen, mögen alle sehen, was ich tue... Aus Liebe zu dir bin ich nicht vor der Sünde zurückgeschreckt. Soll ich mich vor dem Urteil der Menschen fürchten?“

Und in der Tat, sie fürchtet nichts außer den Verlust der Möglichkeit, ihren Auserwählten zu sehen, mit ihm zu sprechen, mit ihm diese Sommernächte, diese für sie neuen Gefühle zu genießen. Als der Mann zurückkehrt, ist das Leben für sie kein Leben mehr. Man muß seine Gefühle verbergen, ein falsches Spiel treiben – das wollte und konnte sie nicht. Man mußte wieder zu dem faden, traurigen Leben zurückkehren, das aber schien ihr jetzt bitterer als früher. Zudem mußte sie sich noch jeden Augenblick um sich selbst, um jedes ihrer Worte ängstigen, besonders vor der Schwiegermutter; sie mußte auch eine schreckliche Strafe für ihre Seele befürchten... Eine solche Lage war für Katerina unerträglich. Tag und Nacht dachte sie in einem fort darüber nach, litt und übersteigerte ihre auch ohnehin erhitzte Einbildung, und das Ende war, daß sie es nicht länger aushalten konnte und in Anwesenheit aller Leute, die sich in der Galerie der alten Kirche versammelt hatten, ihrem Mann ein Geständnis ablegte. Seine erste Regung war die Angst davor, was seine Mutter sagen werde. „Laß das, sei still, die Mutter ist hier!“ flüsterte er verwirrt. Doch die Mutter hat es bereits gehört und fordert eine volle Beichte, nach deren Schluß sie ihre Moral zieht: „Nun, mein Sohn, siehst du, wohin die Freiheit führt?“

Es ist natürlich schwer, den gesunden Menschenverstand mehr zu verhöhnen, als es die alte Kabanowa mit ihrem Ausruf tut. Doch im „finsternen Reich“ hat der gesunde Menschenverstand nichts zu [673] bedeuten: gegen die „Verbrecherin“ werden Maßnahmen ergriffen, die dem gesunden Menschenverstand völlig zuwiderlaufen, aber in jenen Verhältnissen gang und gäbe sind: auf Geheiß der Mutter verabreicht der Mann seiner Frau eine Tracht Prügel, die Schwiegermutter setzt sie hinter Schloß und Riegel und tut alles, um ihr das Leben zur Hölle zu machen... Aus ist es mit der Freiheit und der Ruhe der armen Frau: früher konnte man ihr wenigstens nichts vorwerfen, sie konnte wenigstens das Gefühl haben, daß sie diesen Menschen gegenüber vollständig im Recht sei. Jetzt dagegen ist sie ihnen gegenüber immerhin schuldbeladen, sie hat ihre Pflicht ihnen gegenüber verletzt und Kummer und Schmach über die Familie gebracht. Jetzt gibt es bereits Anlaß und Rechtfertigung dafür, sie auf das grausamste zu behandeln. Was bleibt ihr nun übrig? Sie kann nur den mißlungenen Versuch, in die Freiheit zu gelangen, bedauern und ihre Träume von Liebe und Glück aufgeben, wie sie die

rosigen Träume von den wunderbaren Gärten, wo paradiesische Lieder ertönen, bereits aufgegeben hat. Es bleibt ihr nur übrig, sich zu fügen, auf ein selbständiges Leben zu verzichten, vor ihrer Schwiegermutter demütig zu liebenedienern, eine sanfte Sklavin ihres Mannes zu werden und sich nie mehr zu erdreisten, irgendwelche Versuche zu machen, ihre Forderungen zu äußern... Doch nein, Katerinas Charakter ist nicht von dieser Art. Nicht dazu ist sie die Verkörperung eines vom russischen Leben geschaffenen neuen Typus, daß dieser ein bloßer fruchtloser Versuch bleibe und nach dem ersten Mißerfolg zugrunde gehe. Nein, sie wird nicht mehr zu dem früheren Leben zurückkehren. Ist es ihr nicht beschieden, ihr Gefühl, ihre Freiheit mit vollem Recht, als ein heiliges Recht, bei hellem Tageslicht vor aller Augen zu genießen, entreißt man ihr das, was sie gefunden und was ihr so teuer ist, dann will sie nichts mehr vom Leben, dann will sie auch das Leben selbst nicht. Der fünfte Akt des „Gewitters“ ist eine Apotheose dieses so einfachen, tiefen, der Stellung und dem Herzen eines jeden anständigen Menschen in unserer Gesellschaft so nahestehenden Charakters. Der Künstler hat seiner Heldin keinerlei Stelzen verliehen, er hat ihr nicht einmal Heroismus verliehen, sie bleibt vielmehr bei ihm dieselbe einfache, naive Frau, als welche sie uns vor ihrem „Sündenfall“ entgegentrat. Im fünften Akt hat sie nur zwei Monologe und ein Gespräch mit Boris; aber, gedrängt wie sie sind, enthalten sie eine solche Fülle von Kraft, so bedeutsame Geständnisse, daß wir Angst haben, uns ausführlich mit ihnen zu beschäftigen, da die Erläuterungen noch einen ganzen Aufsatz ausmachen könnten. Wir wollen uns daher auf einige Worte beschränken.

[674] Aus den Monologen Katerinas geht hervor, daß sie auch jetzt keine fest formulierten Anschauungen hat, sie läßt sich bis zum Schluß von ihrer Natur und nicht von vornherein festgelegten Entschlüssen leiten, denn für Entschlüsse müßte sie feste logische Grundlagen haben, während alle Prinzipien, die ihr zwecks theoretischer Betrachtungen dienlich sein können, ihren natürlichen Neigungen entschieden zuwiderlaufen. Deswegen nimmt sie nicht nur keine heroischen Posen ein und tut keine Aussprüche, die von Charakterfestigkeit zeugen, sondern erscheint im Gegenteil als schwache Frau, die ihren Leidenschaften nicht widerstehen kann, und ist bemüht, den Heroismus, der sich in ihren Handlungen offenbart, zu rechtfertigen. Sie hat beschlossen zu sterben, doch schreckt sie der Gedanke, daß dies Sünde sei, und sie scheint uns wie sich selbst beweisen zu wollen, daß man ihr doch verzeihen könnte, da ihr Leben schon gar zu schwer sei. Sie möchte das Leben und die Liebe genießen, sie weiß jedoch, daß dies ein Verbrechen ist, und sagt daher, um sich zu rechtfertigen: „Nun ja, es ist ja schon alles gleich, ich habe ja meine Seele bereits ins Verderben gestürzt!“ Sie beklagt sich über niemand, beschuldigt niemand, so etwas kommt ihr gar nicht in den Sinn. Im Gegenteil, sie fühlt sich allen gegenüber schuldig, selbst an Boris richtet sie die Frage, ob er ihr nicht böse sei, ob er sie nicht verfluche... Sie empfindet weder Unwillen noch Verachtung, nichts, womit sich enttäuschte Helden, die das Leben freiwillig verlassen, gewöhnlich schmücken. Sie kann aber nicht weiterleben, sie kann es eben nicht. Mit überströmendem Herzen sagt sie:

„Ich bin gar zu sehr zerquält ... soll ich mich noch lange quälen? Wozu soll ich jetzt leben, nun ja, wozu? Ich brauche nichts, nichts ist mir teuer, auch Gottes Welt ist mir nicht teuer! Der Tod aber kommt nicht. Man ruft ihn, aber er kommt nicht. Was ich auch sehe, was ich auch höre, hier (*sie zeigt auf ihr Herz*) schmerzt es mich.“

Bei dem Gedanken an das Grab wird ihr leichter, es zieht gleichsam Ruhe in ihre Seele ein:

„Es ist so still, so gut... An das Leben möchte ich gar nicht denken... Wieder leben? ... Nein, nein, das will ich nicht, das wäre nicht gut. Die Menschen sind mir zuwider, das Haus ist mir zuwider, und auch die Wände sind mir zuwider. Ich werde nicht hingehen! Nein, nein, ich gehe nicht hin... Komme ich zu ihnen, da gehen sie herum, reden – wozu soll mir das aber? ...“

Und der Gedanke an das bittere Leben, das sie erdulden müßte, martert Katerina in solchem Maße, daß es sie in einen halb fieberartigen Zustand stürzt. Im letzten Moment tauchen in ihrer Vorstellung alle häuslichen Schrecken besonders lebhaft auf. Sie ruft aus: „Sie werden mich einfangen und mit Gewalt zurückbringen! ... [675] Schneller, schneller...“ Und die Sa-

che ist erledigt: sie wird nicht mehr das Opfer einer gefühllosen Schwiegermutter sein, wird sich nicht mehr hinter Schloß und Riegel mit einem charakterschwachen, ihr widerlichen Mann abhärten. Sie ist befreit!

Traurig, bitter ist eine solche Befreiung, doch was soll man tun, wenn es keinen anderen Ausweg gibt? Es ist gut, daß die arme Frau wenigstens zu diesem schrecklichen Ausweg die Entschlossenheit aufgebracht hat. Gerade darin besteht die Kraft ihres Charakters, deswegen macht das „Gewitter“ auf uns, wie wir eingangs sagten, einen erfrischenden Eindruck. Zweifellos wäre es besser, wenn sich Katerina auf andere Weise ihrer Quälgeister entledigen könnte oder wenn die sie umgebenden Quälgeister sich ändern und sie mit sich und mit dem Leben aussöhnen könnten. Doch weder das eine noch das andere liegt in der Natur der Dinge. Kabanowa kann das, was ihr anezogen wurde und womit sie ihr ganzes Leben verbracht hat, nicht aufgeben. Ihr charakterschwacher Sohn kann nicht plötzlich, mir nichts, dir nichts, in solchem Maße Festigkeit und Selbständigkeit erlangen, daß er auf all diese Widersinnigkeiten, die die Alte ihm suggeriert, verzichten könnte. Das ganze Milieu kann nicht plötzlich so von unten nach oben gekehrt werden, daß das Leben der jungen Frau angenehm werden könnte. Im besten Falle könnten sie ihr verzeihen, die Strenge ihres Hausarrestes etwas mildern, ihr einige gnädige Worte sagen, vielleicht ihr die Möglichkeit geben, auf Befragen ihre Meinung innerhalb der Wirtschaft zu äußern. Für eine andere eingeschüchterte, machtlose Frau würde das vielleicht auch genügen, und zwar in einer anderen Zeit, da die Despotie der Kabanows auf der allgemeinen Unterwürfigkeit beruhte und nicht so viele Anlässe hatte, ihre schamlose Verachtung des gesunden Menschenverstands und jedes Rechtes zu äußern. Wir sehen aber, daß Katerina das Menschliche in sich nicht ertötet hat und sich nur äußerlich, ihrer Stellung zufolge, unter dem Druck der Lebensverhältnisse der Despotie befindet, innerlich jedoch mit dem Herzen und mit dem Verstand deren Widersinn voll erkennt, der jetzt noch gesteigert wird dadurch, daß die Dikojs und die Kabanows auf Widerstand stoßen, diesen nicht überwinden können, sich aber dennoch durchsetzen wollen, sich direkt gegen die Logik aussprechen, d. h. sich vor der Mehrzahl der Menschen als Dummköpfe bloßstellen. Bei einer solchen Lage der Dinge versteht es sich von selbst, daß sich Katerina nicht mit einer großmütigen Verzeihung der Despoten und mit einer Rückerlangung ihrer früheren Rechte in der Familie zufrieden [676] gehen kann. Sie weiß, was die Gnade der Kabanowa bedeutet und wie die Lage einer Schwiegertochter bei einer solchen Schwiegermutter sein kann... Nein, sie hat es nicht nötig, daß man ein wenig Nachsicht übt und ihre Lage erleichtert, sondern daß die Schwiegermutter, der Mann, alle in ihrer Umgebung imstande seien, die lebendigen Bestrebungen, von denen sie durchdrungen ist, zu befriedigen, die Rechtmäßigkeit ihrer natürlichen Forderungen anzuerkennen, jeglichen Gewaltrechten über sie zu entsagen und in solchem Maße andere Menschen zu werden, daß sie ihrer Liebe und ihres Vertrauens würdig wären. Es erübrigt sich, davon zu sprechen, in welchem Maße diese Leute einer solchen Wiedergeburt fähig sind...

Weniger unmöglich wäre ein anderer Entschluß: mit Boris zu fliehen, um der Willkür und der Gewalt der Hausgenossen zu entgehen. Trotz der Strenge des formalen Gesetzes, trotz der Härte der rohen Despotie sind solche Schritte an sich, besonders für Charaktere wie Katerina, nicht unmöglich. Und sie verschmäht diesen Ausweg nicht, denn sie ist keine abstrakte Heldin, die aus Prinzip in den Tod will. Als sie aus dem Hause flieht, um Boris zu treffen, und schon an den Tod denkt, ist sie immerhin einer Flucht gar nicht abgeneigt. Als sie erfährt, daß Boris nach dem fernen Sibirien fährt, sagt sie ihm sehr schlicht: „Nimm mich mit.“ Hier aber taucht vor uns für einen Augenblick das Bleigewicht auf, das die Menschen in der Tiefe des von uns „finstere Reich“ genannten Abgrunds hält. Dieses Bleigewicht ist die materielle Abhängigkeit. Boris besitzt nichts und hängt gänzlich von seinem Onkel Dikoj ab. Dikoj und die Kabanows haben verabredet, ihn nach Kjachta zu schicken, und werden ihn natürlich Katerina

nicht mitnehmen lassen. Deshalb antwortet er eben: „Es geht nicht, Katja, ich reise nicht aus freien Stücken, mich schickt der Onkel. Die Pferde stehen schon bereit“ usw. Boris ist kein Held, er ist Katerinas bei weitem nicht wert, und verliebt hat sie sich in ihn eher deswegen, weil kein Würdigerer da war. Er hat etwas „Bildung“ aufgefischt und kann weder den alten Lebensordnungen noch seinem Herzen, noch dem gesunden Menschenverstand gerecht werden, er geht herum wie einer, der ganz den Kopf verloren hat. Er lebt bei seinem Onkel, weil dieser ihm und seiner Schwester einen Teil der Erbschaft der Großmutter hergeben soll – „wenn sie ihm gegenüber ehrerbietig sein werden“. Boris begreift sehr wohl, daß Dikoj nie anerkennen werde, er sei ehrerbietig gewesen, und ihm folglich nichts geben werde. Noch mehr, Boris räsoniert folgendermaßen: „Nein, er wird uns erst eine Weile quälen, uns in jeder Weise verhöhnen, [677] ganz nach Herzenslust, schließlich aber wird er doch nichts hergeben, oder eben irgendeine Kleinigkeit, und dann noch erzählen, er habe es aus Barmherzigkeit getan und er hätte auch das nicht tun sollen.“ Trotzdem aber lebt er beim Onkel und erträgt seine Beschimpfungen. Wozu er das tut, ist unbekannt. Bei der ersten Zusammenkunft mit Katerina, als sie davon spricht, was sie dafür zu erwarten habe, unterbricht Boris sie mit den Worten: „Nun, was sollen wir jetzt daran denken? Jetzt fühlen wir uns ja wohl.“ Bei der letzten Zusammenkunft aber klagt er: „Wer konnte denn ahnen, daß wir uns für unsere Liebe so zu quälen haben würden? Wäre ich doch lieber damals geflohen!“ Mit einem Wort, er ist einer jener gar nicht seltenen Menschen, die das nicht tun können, was sie begreifen, und nicht begreifen, was sie tun. Dieser Typus wurde in unserer schönen Literatur vielfach dargestellt, bald mit übertriebenem Mitgefühl für ihn, bald mit übermäßiger Erbitterung gegen ihn. Ostrowskij bietet uns diese Typen, so wie sie sind, und zeichnet mit einem besonderen, ihm eigenen Können mit zwei, drei Strichen ihre völlige Bedeutungslosigkeit, die allerdings bis zu einem gewissen Grade des Edelmutts nicht entbehrt. Über Boris braucht man nicht viel zu sagen: er muß eigentlich ebenfalls zum *Milieu* gerechnet werden, in das die Heldin des Stückes gerät. Er ist als einer der Umstände zu betrachten, die das verhängnisvolle Ende der Heldin unvermeidlich machen. Wäre er ein anderer Mensch und in einer anderen Situation, so müßte sich Katerina gar nicht ins Wasser stürzen. Doch die Sache ist eben die, daß ein der Macht der Dikojs und der Kabanows untergeordnetes Milieu gewöhnlich Leute wie Tichon und Boris erzeugt, die selbst bei einem Zusammentreffen mit Charakteren wie Katerina nicht imstande sind, sich aufzuraffen und sich als Menschen zu zeigen. Wir sagten oben ein paar Worte über Tichon. Boris ist eigentlich genau so, nur eben ein „Gebildeter“. Die Bildung nahm ihm allerdings die Kraft, gemeine Handlungen zu begehen, sie gab ihm jedoch nicht die Kraft, sich den Gemeinheiten, die andere begehen, zu widersetzen. Sie hat in ihm nicht einmal die Fähigkeit entwickelt, sich so zu verhalten, daß er allen Scheußlichkeiten, von denen es rings um ihn wimmelt, fernbleibe. Nein, nicht genug damit, daß er den fremden Scheußlichkeiten nicht entgegenwirkt, er fügt sich ihnen, ist, ob er will oder nicht, an ihnen beteiligt und muß daher alle Folgen auf sich nehmen. Doch er begreift seine Lage, spricht über sie, und zuweilen täuscht er anfänglich sogar wahrhaft lebendige, starke Naturen, die, nach sich selber urteilend, glauben, daß, wenn ein Mensch so denkt und eine solche Auffassung [678] hat, er auch so handeln müsse. Von ihrem Standpunkt aus ist es solchen Naturen nicht schwer, „gebildeten“ Duldern, die sich von den bitteren Lebensumständen abkehren, zu sagen: „Nimm mich mit, ich werde dir überallhin folgen!“ Doch gerade hier offenbart sich die Ohnmacht der Dulder. Es wird sich herausstellen, daß sie nichts vorausgesehen haben, daß sie sich selbst verfluchen, daß sie zwar gerne möchten, aber nicht können, daß sie keinen Willen haben und, was die Hauptsache ist, daß sie aller Mittel bar sind und daß sie, um ihre Existenz fortzusetzen, demselben Dikoj dienen müssen, den sie, genau wie wir, loswerden möchten...

Man braucht diese Leute weder zu loben noch zu schmähen, doch muß man das praktische Gebiet beachten, auf das die Frage übergreift. Man muß feststellen, daß es einem Menschen, der von seinem Onkel eine Erbschaft erwartet, schwerfällt, die Abhängigkeit von diesem On-

kel abzustreifen. Dann aber muß man es aufgeben, übermäßige Hoffnungen auf Neffen zu setzen, die auf eine Erbschaft warten, und wenn sie auch noch so „gebildet“ sind. Sucht man hier nach dem Schuldigen, so werden sich nicht so sehr die Neffen als vielmehr der Onkel, oder besser gesagt, deren Erbschaft, als schuldig erweisen.

Übrigens haben wir von der Bedeutung der materiellen Abhängigkeit, als der Hauptgrundlage der ganzen Macht der Despoten im „finsternen Reich“, in unseren früheren Aufsätzen ausführlich gesprochen. Deshalb wollen wir hier nur daran erinnern, um auf die entschiedene Notwendigkeit jenes verhängnisvollen Endes hinzuweisen, das Katerina im „Gewitter“ beschieden ist, und folglich auf die entschiedene Notwendigkeit eines Charakters, der in der gegebenen Situation zu einem solchen Ende bereit ist.

Wir sagten bereits, daß dieses Ende uns erfreulich zu sein scheint. Es läßt sich leicht begreifen, warum dies so ist: es enthält eine furchtbare Herausforderung an die Kraft der Despotie, es sagt ihr, daß man nicht weitergehen könne, daß man mit ihren gewaltsamen, abtötenden Grundsätzen nicht weiterleben könne. In Katerina sehen wir einen Protest gegen die Kabanowschen Begriffe von Sittlichkeit, einen bis zu Ende geführten Protest, der unter der häuslichen Folter und auch am Rande des Abgrundes proklamiert wird, in den sich die arme Frau stürzt. Sie will sich nicht damit abfinden, sie will nicht jämmerlich dahinvegetieren, wie man es ihr als Entgelt für ihre lebendige Seele anbietet. Ihr Untergang ist der verwirklichte Gesang aus der Babylonischen Gefangenschaft: „Spielt und singt uns Lieder Zions“, sagten zu den Juden ihre Besieger. Doch der trauernde Prophet antwortete darauf, daß man die [679] heiligen Gesänge der Heimat nicht in der Sklaverei singen könne, daß es besser sei, ihre Zunge klebe am Gaumen und die Hände verdorren, als daß sie die Leier ergriffen und Zions Lieder zur Ergötzung ihrer Bedrücker sängen. Trotz aller Verzweiflung macht dieser Gesang einen hochehrfreulichen, mannhaften Eindruck: man fühlt, das jüdische Volk wäre nicht zugrunde gegangen, wäre es ganz und immer von solchen Gefühlen beseelt geblieben...

Aber auch abgesehen von solchen hohen Erwägungen, einfach auf Grund des menschlichen Gefühls, ist es für uns erfreulich, die Befreiung Katerinas zu sehen, und sei es auch durch den Tod, da es anders nicht möglich ist. Diesbezüglich haben wir im Drama selbst ein furchtbares Zeugnis, das uns sagt, daß das Leben im „finsternen Reich“ schlimmer als der Tod ist. Tichon, der sich über den aus dem Wasser gezogenen Leichnam seiner Frau wirft, schreit, sich selbst vergessend: „Dir ist wohl, Katja! Ich aber, wozu bin ich am Leben geblieben, um mich weiter zu quälen!“ Mit diesem Ausruf endet das Stück, und uns dünkt, daß man nichts Stärkeres und Wahrhaftigeres ersinnen konnte als einen solchen Ausklang. Tichons Worte liefern denjenigen, die früher den Wesenskern des Werkes nicht verstanden haben, den Schlüssel zum Verständnis des ganzen Stückes. Sie veranlassen den Zuschauer, nicht mehr an die Liebesintrige, sondern an dieses ganze Leben zu denken, wo die Lebenden die Toten beneiden, und dazu was für Tote – Selbstmörder! Eigentlich ist Tichons Ausruf albern: die Wolga ist nahe, wer hindert ihn denn, sich in sie zu stürzen, wenn ihm das Leben zuwider ist? Sein Unglück ist es aber gerade, so schwer zumute ist ihm gerade deswegen, daß er nichts, entschieden nichts, tun kann, nicht einmal das, worin er sein Wohl und seine Rettung erkennt. Diese sittliche Zersetzung, diese Zunichtemachung des Menschen macht auf uns einen schwereren Eindruck als selbst das tragischste Ereignis. Dort sieht man einen einmaligen Untergang, das Ende von Leiden, oft die Befreiung von der Notwendigkeit, ein klägliches Werkzeug irgendwelcher Abscheulichkeiten zu sein. Hier dagegen sieht man einen ständigen, bedrückenden Schmerz, einen Schwächezustand, einen halben Leichnam, der viele Jahre hindurch bei lebendigem Leibe verwest... Und man bedenke bloß, daß dieser lebende Leichnam kein Einzelfall, keine Ausnahme ist, sondern der Fall einer ganzen Menge von Menschen, die dem verderblichen Einfluß der Dikojs und der Kabanows ausgesetzt sind! Und keine Hoffnung auf ihre Befreiung zu hegen – man gebe zu, daß das etwas Schreckliches ist. Welch erfreuliches, frisches Leben

weht uns aber dafür aus einer gesunden Persönlichkeit entgegen, [680] die die Entschlossenheit in sich aufbringt, diesem verrotteten Leben um jeden Preis ein Ende zu setzen! ...

Damit schließen wir. Wir haben über vieles – über die Szene der nächtlichen Zusammenkunft, über die Gestalt Kuligins, die im Stück ebenfalls nicht ohne Bedeutung ist, über Warwara und Kudrjasch, über die Unterhaltung zwischen Dikoj und der Kabanowa usw. usw. nicht gesprochen. Das kommt daher, daß wir uns das Ziel setzten, den allgemeinen Sinn des Stückes zu zeigen, und uns, da wir unser Augenmerk auf das Allgemeine richteten, nicht mit einer ausreichenden Analyse aller Einzelheiten befassen konnten. Die literarischen Richter werden wieder unzufrieden sein: das Maß des künstlerischen Wertes des Schauspiels ist nicht genügend bestimmt und geklärt, die besten Stellen werden nicht aufgezeigt, die Neben- und die Hauptcharaktere sind nicht streng voneinander geschieden, und, was die Hauptsache ist, die Kunst ist wieder zum Werkzeug irgendeiner fremden Idee gemacht worden... Das alles wissen wir und haben nur die eine Antwort: Mögen die Leser selbst beurteilen (wir nehmen an, daß alle „Das Gewitter“ gelesen oder gesehen haben) – *ist die Idee, auf die wir hinweisen, wirklich im „Gewitter“ nicht zu finden*, von uns gewaltsam aufgedrängt, *oder folgt sie tatsächlich aus dem Stück selbst*, bildet sie dessen Wesen und bestimmt sie seinen unmittelbaren Sinn?... Haben wir uns geirrt, so möge man uns das beweisen, möge man dem Stück eine andere, zutreffendere Deutung geben... Entsprechen aber unsere Gedanken dem Stück, so bitten wir um die Beantwortung noch einer Frage: *Ist die lebendige russische Natur tatsächlich in Katerina zum Ausdruck gelangt, sind die russischen Verhältnisse mit allen ihren Begleiterscheinungen, sind die Bedürfnisse der im Entstehen begriffenen Bewegung des russischen Lebens in dem Sinne des Stückes, wie wir es aufgefaßt haben, wahrhaftig wiedergegeben?* Wird die Antwort „nein“ lauten, werden die Leser hier nichts Bekanntes, ihrem Herzen Verwandtes, ihren dringenden Bedürfnissen Nahestehendes erkennen, dann war natürlich unsere Mühe vergebens. Lautet aber die Antwort „ja“, so werden unsere Leser nach Erwägung unserer Bemerkungen finden, daß der Künstler im „Gewitter“ tatsächlich das russische Leben und die russische Kraft zur entscheidenden Tat aufgefordert hat, und sie werden das Gefühl haben, daß diese Tat gerechtfertigt und richtig ist, dann sind wir zufrieden, was immer auch unsere Gelehrten und literarischen Richter sagen mögen. [681]

Die russische Zivilisation, verfaßt von Herrn Sherebzow¹³⁹

(„Essai sur l’histoire de la civilisation en Russie“, par *Nicolas de Gerebtzoff*, Paris 1858, zwei Bände)

„Der Mond wird gewöhnlich in Hamburg verfertigt
und gar schlecht verfertigt.“

Gogol („Aufzeichnungen eines Irrsinnigen“)

Der Patriotismus im reinen Sinne als eine der generellen Formen, in denen sich die Liebe des Menschen zur Menschheit äußert, ist durchaus natürlich und berechtigt. Als dunkles, unbewußtes Gefühl erscheint er gleich zu Beginn der Begriffsbildung beim Kinde, sobald es beginnt, sich selbst von den äußeren Gegenständen zu unterscheiden. Es ist natürlich nicht der Mühe wert, von diesem Kinderpatriotismus als von etwas Wichtigem und Schönem zu sprechen, es läßt sich aber auch nicht in Abrede stellen, daß ihm im Kindes- und im Knabenalter eine gewisse Bedeutung zukommt. In den ersten Lebensjahren vermag der Mensch noch nicht über abstrakte Dinge nachzudenken. Noch weniger kann er die allgemeinen Grundsätze und die ewigen Gesetze des Weltalls erfassen. Er ist in einem Egoismus befangen, der ihn anregt, das Bessere zu suchen, und er hat auch wie alle Tiere der herdenbildenden Arten einen dunkeln Instinkt, der ihm sagt, daß das Beste nicht in der Einsamkeit, nicht im Individu-

¹³⁹ Veröffentlicht im „Sowremennik“ (1858, Nr. X und XI). *Sherebzow, N. A.* (1807-1868) – Schriftsteller.

um selbst, sondern in der Gesellschaft anderer zu finden ist. Die weitere Lebenserfahrung bestätigt und klärt mit jedem Tage immer mehr die dunkle Ahnung des Kindes, und es beginnt bereits zu begreifen, daß zwischen seinem eigenen Wohlergehen und dem Wohlergehen anderer ein Zusammenhang besteht. Anfänglich gibt sich das Kind dem Streben hin, fremdes Wohlergehen an sich zu reißen, und es findet darin ein Vergnügen, das mehr oder weniger andauern wird, je nachdem, in welchem Maße das Milieu in dem Kinde die Entwicklung des Raubtierinstinkts begünstigt. Doch bei normaler Entwicklung des Kindes wird sich sein Egoismus nicht lange auf eine [682] Bedrängung fremder Persönlichkeit und fremden Eigentums zugunsten der eigenen Person richten. Bald wird es zu fühlen bekommen, daß es, wenn es sich von den Entbehrungen anderer nährt, wieder einsam, allem entfremdet, gewissermaßen zu einem Wesen besonderer Art wird, mit der einzigen speziellen Bestimmung – alles rings um sich zu verzehren. Das Bewußtsein einer solchen Lage ist schwer, denn es widerspricht den Naturinstinkten des Menschen und des Tieres überhaupt. Deswegen bleibt, wie die Pädagogen bemerkt haben, der Egoismus bei Kindern nicht lange in seiner rohen Form, wo nur die Befriedigung der persönlichen, ausschließlich tierischen Bedürfnisse angestrebt wird. Sobald das Denkvermögen erwacht und die Vernunft zu arbeiten beginnt, nimmt auch der Egoismus selbst eine andere Richtung an: um ihn zu befriedigen, bedarf es sympathischer Beziehungen zu anderen Menschen. Dieses Bedürfnis wird noch mehr entwickelt durch die grenzenlosen Dienste und die Hilfe jeder Art, die dem Kinde durch die Älteren notwendigerweise erwiesen werden. Den Älteren wendet sich nun vor allem das Liebesgefühl zu, das notwendigerweise in der Natur jedes Menschen liegt und das in seiner weiteren Entwicklung die ganze Menschheit umfassen soll. Von hier ist nur ein kleiner Übergang nötig, um diese Liebe auch auf die Gegenstände, die Gewohnheiten, die Auffassungen usw. geliebter Menschen zu übertragen. Daher kommt auch die Anziehungskraft, die so mancher bis ans Ende seines Lebens empfindet –

„Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzt...
... ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieses Tals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder.“¹⁴⁰

Auch einen erwachsenen Menschen kann man wegen dieses Gefühls nicht verurteilen, wenn er im Rahmen des Gefühls bleibt und nicht zu rasonieren beginnt. Niemand hat das Recht, mein subjektives Leben einengen zu wollen. Wer kann mir einen Vorwurf daraus machen, daß in mir lichte Erinnerungen der Kindheit erwachen, wenn ich ein Jaroslawer kattunenes Tischtuch sehe, auf dem ein zischender Samowar steht, oder wenn ich die Laute des sentimental Liedes vom „Zauber des rauschenden Bächleins“ mit Gitarrebegleitung höre? Ich mag Ihnen lächerlich erscheinen, wenn diese Gegenstände auf mich einen größeren Eindruck machen, als es Ihrer Meinung nach sein sollte. Aber selbst ein spöttisches Lächeln Ihrerseits wäre inhuman, wenn ich mich [683] bescheiden meiner subjektiven Stimmung hingeebe, ohne jemand anderen zu stören. Etwas anderes wird es sein, wenn ich darangehe, mich mit meinen Gefühlen anderen aufzudrängen, wenn ich fordere, daß meine ganze Umgebung diese Gefühle teilt. Dann hat bereits jeder das volle Recht, mich zu verurteilen und über meine Phantasie zu lachen, denn dann gewinnen sie eine objektive Bedeutung, die dem Urteilsspruch der Allgemeinheit unterliegt. Wenn ich Anspruch darauf erhebe, daß auch andere das fühlen, was ich fühle, dann behaupte ich folglich, daß ein Gegenstand, der bei mir diese oder jene Gefühle erweckt hat, tatsächlich imstande ist, sie an und für sich hervorzurufen, nicht aber infolge zufälliger Beziehungen, die ausschließlich für mich von Bedeutung sind. Behaupte ich aber das, so äußere ich bereits eine Meinung, mit der andere nicht einverstanden zu sein brauchen

¹⁴⁰ Aus Schillers Trauerspiel „Die Jungfrau von Orleans“.

und derentwegen sie mich als Idioten betrachten können. Will ich zum Beispiel, daß andere unbedingt entzückt sind von einem törichtem Lied, das mir infolge meiner Kindheitserinnerungen angenehm ist, so zeige ich damit, daß ich nicht einsehe, wie töricht es ist, sondern wirkliche Vorzüge in ihm erblicke. Deswegen wird man mich selbstverständlich als Menschen ohne ästhetischen Geschmack betrachten, was man lediglich auf Grund der Tatsache, daß es mir persönlich angenehm ist, dieses Lied zu hören, von mir nicht behaupten kann. Bei jedem Menschen, auf welcher Entwicklungsstufe er auch stehen mag, bleiben stets irgendwelche Gewohnheiten, Voreingenommenheiten, Erinnerungen, von denen sich sein Herz nicht völlig befreien kann, wenn auch der Mensch mit seiner Vernunft erkennt, wie widersinnig sie sind. Diese kleine Inkonsequenz im Menschen ist infolge der Schwäche der menschlichen Natur unvermeidlich, und man darf sie nicht allzu streng beurteilen, solange sie nicht in der Handlungsweise des Menschen zum Ausdruck gelangt. Äußert sich aber die Inkonsequenz darin, daß man Anspruch darauf erhebt, daß die kindischen Träume auch von den anderen für Wahrheit genommen werden, dann muß sie entlarvt und verfolgt werden. Und bei dieser Entlarvung können wir bereits unumwunden, mit vollstem Recht sagen, daß jemand, der derartige Ansprüche erhebt, stumpfsinnig ist, seine Ansprüche aber schädlich sind, da in ihnen der Versuch enthalten ist, seinen Stumpfsinn auch anderen beizubringen.

Wenden wir uns nun dem zu, was man bei uns gewöhnlich unter dem Namen Patriotismus versteht, so können wir vieles von dem, was wir überhaupt von den Eindrücken der Kindheit sagten, auch hierauf anwenden. In seiner ersten Äußerung hat der Patriotismus [684] gar keine andere Form als die Liebe zu den Feldern und den Hügeln der Heimat, zu den goldigen Spielen der Kindheitsjahre usw. Doch recht bald gewinnt er eine bestimmtere Gestalt und umfaßt alle historischen und zivilisatorischen Begriffe, die das Kind sich zu eigen zu machen vermochte. Dieser Patriotismus unterscheidet sich bis zu einem gewissen Zeitpunkt durch eine völlige, grenzenlose Hingabe an *alles Eigene*, ganz gleich, ob es gut oder schlecht ist. Die Ursache dieser Unterschiedslosigkeit besteht darin, daß das Kind den Unterschied zwischen Schlechtem und Gutem noch gar nicht richtig begreift, da es nur wenig oder gar keine Gegenstände zum Vergleich besitzt. Hat das Kind keinen Begriff von anderen Städten, wie könnte es da Unzufriedenheit mit der Einrichtung der eigenen Stadt bekunden. Lebt das Kind ein instinktmäßiges Leben, läßt es sich in allem einzig und allein von dem Wunsch leiten, die Grenzen des eigenen Egoismus weiter zu stecken und ihn mit dem Egoismus anderer zu verknüpfen, so ist es von allem entzückt, was es in irgendeinem Sinne als *Eigenes* bezeichnen kann. Im Laufe der weiteren Entwicklung, bei der sich sein Gesichtskreis durch Aneignung neuer Begriffe erweitert, beginnt die Arbeit der Unterscheidung von guten und schlechten Seiten an einem Objekt, das früher ganz vollkommen zu sein schien. Indem also der Mensch von dem einen zum anderen übergeht, streift er die unbedingte Voreingenommenheit ab und gewinnt einen richtigen Blick zuerst für seine eigene Familie, sein Dorf, seinen Landkreis, dann für sein Gouvernement, für ein zweites, ein drittes Gouvernement, für die Hauptstadt usw. Das Ergebnis ist dann schließlich, daß er gewisse örtliche Vorurteile abstreift und sich nur für etwas begeistert, was bereits gemeinsame Züge des Volkes oder des Staates aufweist. Doch ein sich normal entwickelnder Mensch kann auch auf dieser Stufe der Äußerung des Patriotismus nicht stehenbleiben. Er ist sich bewußt, daß seine Gefühle gegenüber seiner Heimat, so stark und lebhaft sie auch sind, noch nicht jene vernünftige Klarheit besitzen, die nur erreicht werden kann, wenn man ein Ding im Zusammenhang mit allen gleichartigen Erscheinungen studiert. So steigt der in seiner Entwicklung nicht stehenbleibende Mensch von der Idee seines Volkes und seines Staates durch das Studium fremder Völkerschaften zur Idee von Volk und Staat überhaupt empor und erfaßt schließlich die abstrakte Idee der Menschheit, so daß er in jedem Menschen, der ihm entgegentritt, vor allem den Menschen, nicht aber den Deutschen, den Polen, den Juden, den Russen usw. sieht. Auf dieser Entwicklungsstufe muß beim Menschen unbedingt das verschwin-[685]den, was an seinem Patriotismus kin-

disch und träumerisch war, was bei ihm nur kindische, mit der Wirklichkeit und dem gesunden Menschenverstand unvereinbare Phantasien weckte. Alle besonderen Vorlieben, alle utopischen Träumereien, wonach die hohe Bestimmung einer Nation in diesem, die einer anderen Nation in jenem bestehe, alle nationalen Streitigkeiten über gegenseitige Vorzüge verschwinden im Denken eines richtig und vollauf entwickelten Menschen. Für ihn gibt es keine Fragen mehr von der Art: der prahlerische Pole oder der treue Russe? usw. Wird in der Geschichte der kommenden Jahrhunderte der deutsche oder der slawische Stamm höher stehen? usw. Ähnliche Ausfälle betrachtet er bereits als Phrasendrescherei und amüsiert sich über sie genau so, wie wir uns z. B. über die Streitigkeiten zwischen Moskau und Petersburg amüsieren, die in unserer jungen Literatur von Zeit zu Zeit erneuert werden. Doch aus dieser theoretischen Gleichgültigkeit und Unvoreingenommenheit gegenüber dem Landsmannsgeist darf keineswegs geschlossen werden, daß der Mensch durch den höchsten Grad seiner Entwicklung unfähig zum Patriotismus geworden ist. Im Gegenteil, diese Entwicklung allein kann den Menschen zu einem wahren, wirklichen Patrioten machen, und zwar auf folgende Weise: Hat der gebildete Mensch einen Begriff vom Allgemeinen, d. h. von den ständigen Gesetzen, erhalten, nach welchen die Geschichte der Völker vorwärtsschreitet, hat er seine Weltanschauung bis zum Verständnis der allgemeinen Nöte und Bedürfnisse der Menschheit erweitert, so fühlt er den unbedingten Wunsch, seine theoretischen Ansichten und Überzeugungen in die Sphäre praktischer Tätigkeit zu verlegen. Doch der Tätigkeitskreis des Menschen sowie seine Kräfte und Wünsche selbst können sich nicht gleichmäßig auf die ganze Welt erstrecken, und daher muß er sich irgendeinen bestimmten, beschränkten Kreis wählen und hier seine allgemeinen Überzeugungen zur Geltung bringen. Dieser Kreis wird am ehesten, am natürlichsten das Vaterland sein. Mit ihm fühlen wir uns mehr verwandt, kennen es mehr und sind infolgedessen gefühlsmäßig mehr mit ihm verbunden. Und dieses Mitgefühl geht keineswegs auf Kosten der Liebe und der Achtung für andere Nationalitäten; nein, es ist die einfache Folge der Tatsache, daß wir die eine besser kennen als die andere. Wir lesen in aller Seelenruhe in den Zeitungen, daß bei diesem oder jenem Scharmützel soundso viele gefallen sind; doch dieselbe Nachricht macht auf uns einen sehr starken Eindruck, wenn wir manche der Gefallenen kennen, und sie kann uns in tiefen Kummer stürzen, wenn sich unter den Gefallenen unser bester Freund befindet. Wir grämen uns um ihn, [686] obwohl wir durchaus nicht denken, daß andere schlechter waren und unseres Kummers unwürdig sind. Hätten wir uns mit ihnen befreundet, so würden wir sie vielleicht noch mehr beweinen, doch das Schicksal hat uns nicht zusammengebracht, und alle fremden Toten kann man doch nicht beweinen. Genau so verhält es sich mit dem Patriotismus: wir hegen wärmere Gefühle für unser Vaterland, weil wir seine Nöte besser kennen, seine Lage besser zu beurteilen vermögen, durch die Erinnerungen an gemeinsame Interessen und Bestrebungen stärker mit ihm verbunden sind und uns schließlich fähiger fühlen, ihm nützlich zu sein als einem anderen Lande. Somit ist der Patriotismus bei einem anständigen Menschen nichts anderes als der Wunsch, für das eigene Land zu wirken, und er entstammt keinem anderen Gefühl als dem Wunsch, Gutes zu tun, soviel wie möglich und so gut wie möglich. Daher kann niemand hervorragenden Männern einen Vorwurf machen, wenn sie ihre Tätigkeit aus einem Lande in ein anderes verlegen, da sie der Ansicht sind, daß sie dort nützlicher sein können als in der eigenen Heimat. John Law hat seine Finanztheorien in Frankreich verwirklicht, Lafayette beteiligte sich am Amerikanischen Unabhängigkeitskriege, Byron kämpfte für die Griechen: wer wird ihnen deswegen mangelnden Patriotismus vorwerfen? Es ist sehr natürlich, daß sich der eine ein Milieu suchte, wo er seine Pläne leichter verwirklichen konnte, während die anderen dorthin eilten, wo es mehr Gefahren gab. Lebendiger, aktiver Patriotismus ist gerade dadurch gekennzeichnet, daß er jede internationale Feindschaft ausschließt, und ein von solchem Patriotismus beseelter Mensch ist bereit, für die ganze Menschheit zu wirken, wenn er ihr nur nützlich sein kann. Daß er seine Tätigkeit auf das Gebiet des eigenen Landes beschränkt, ge-

schieht nur deswegen, weil seinem Gefühle nach gerade hier sein richtiger Platz ist, auf dem er am nützlichsten sein kann. Deswegen kann der richtige Patriot prahlerische, exaltierte Ausrufe über das eigene Volk nicht leiden, deswegen blickt er verächtlich auf jene, die Grenzscheiden zwischen Völkern festlegen wollen. Der wirkliche Patriotismus, als die spezifische Äußerung der Liebe zur Menschheit, verträgt sich nicht mit der Feindseligkeit gegenüber einzelnen Völkern; als lebensnahe, aktive Äußerung duldet er nicht die geringste Schönrederei, die stets irgendwie an eine Leiche erinnert, der man eine Grabrede hält. Fassen wir den Patriotismus in dieser Weise auf, so werden wir begreifen, warum er sich mit besonderer Stärke in den Ländern entwickelt, wo jedermann eine weitgehende Möglichkeit hat, der Gesellschaft bewußt Nutzen zu bringen und sich an ihren Unternehmungen zu beteiligen.

[687] Gewiß, der Kampf der Aristokratie gegen die Demokratie macht den ganzen Inhalt der Geschichte aus, doch wir würden von ihr eine unrichtige Auffassung haben, wollten wir sie auf das Interesse allein für die Genealogie der Herrscher beschränken. Diesem Kampfe lag stets ein anderer Umstand zugrunde, ein Umstand von viel tieferer Bedeutung als die abstrakten Theorien von der Abstammung und von dem erblichen Unterschied im Blut zwischen Menschen edler und unedler Abstammung. Die Volksmassen fühlten stets, wenn auch nur dunkel und sozusagen instinktiv, das, was jetzt im Bewußtsein gebildeter, anständiger Menschen enthalten ist. In den Augen eines wahrhaft gebildeten Menschen gibt es keine Aristokraten und Demokraten, gibt es keine Bojaren und Knechte, Brahmanen und Parias, sondern es gibt nur *schaffende Menschen* und *Schmarotzer*. Die Vernichtung der Schmarotzer und die Verherrlichung der Arbeit – das ist die ständige Tendenz der Geschichte. Nach dem Grade, wie die Arbeit mehr oder weniger geachtet wird und wie man es versteht, die Arbeit mehr oder weniger ihrem wahren Wert entsprechend zu schätzen, läßt sich der Grad der Zivilisation eines Volkes erkennen. In welchem Maße das Schmarotzertum bei einem Volk möglich und verbreitet ist, kann als unfehlbares Merkmal für die größere oder die geringere Mangelhaftigkeit seiner Zivilisation gelten. Von diesem Standpunkt aus sollten nicht die genealogischen Traditionen und nicht die äußere Straffheit der Staatsorganisation den Kulturhistoriker eines Volkes beschäftigen. Seine Beachtung verdienen weit mehr einerseits die Rechte der arbeitenden Klassen, andererseits das Schmarotzertum in allen seinen Abarten – ob nun in der Form des traurigen *Tabus* bei den Wilden Ozeaniens, des indischen Brahmanentums, der persischen Satrapenherrschaft, des römischen Patriziertums, des Zehnten und des Feudalismus im Mittelalter oder in der Form der modernen Steuerverpachtung, des Bestechungswesens, der Unterschlagungen, der Schmarotzerei, des dienstlichen Müßiggangs, der Leibeigenschaft, der Geldehen, der Kameliendamen und anderer ähnlicher Erscheinungen, die noch nicht einmal von der Satire angetastet wurden. Prüft man all dies, so wird sich zeigen, in welchem Maße im Volke Wissen verbreitet ist und auf welcher Stufe seine moralische Kraft steht. Noch nirgends ist das Schmarotzertum verschwunden, doch in dem Maße, wie sich die Bildung entwickelt, nimmt es überall allmählich ab. Bei unwissenden Völkern, bei denen der Raub als ehrenvolleres Erwerbsmittel gilt denn die Arbeit, ist die Arbeit verächtlich. Im ganzen Altertum ist die Arbeit nicht zur entsprechenden Bedeutung gelangt, denn das Altertum [688] betrachtete nur *manche* Arbeitszweige als den besten Gesellschaftsklassen angemessen, während alles übrige den Sklaven überlassen wurde. Selbst Plato betrachtete, als er seine Republik ersann, den Sklavenstand, der sich mit physischen Arbeiten beschäftigen sollte, als notwendig, um den höheren Ständen, dem Lehrstand und dem Wehrstand, alles Nötige zu besorgen. Im Mittelalter – vom Feudalismus gar nicht zu sprechen – wurden die artes liberales [freie Künste] für die besten Männer vorbehalten, d. h. nur geistige Beschäftigung betrachtete man als dem freien Menschen angemessen. Alle übrigen Beschäftigungsarten wurden geringschätzig behandelt. In der Neuzeit wird bereits jede Arbeit geachtet. Bis auf den heutigen Tag ist aber kein einziges Land dahin gelangt, die Arbeit ganz ihrer Nützlichkeit entsprechend einzuschätzen. Oft werden ganz und gar unproduktive Beschäftigungen mit Achtung behandelt, während man im

höchsten Grade wichtige Arbeit geringschätzt. Das Schmarotzertum versteckt sich jetzt allerdings unter dem Deckmantel des Kapitals und verschiedener Formen kommerzieller Unternehmen, nichtsdestoweniger aber besteht es überall, und bewirkt die Ausbeutung und die Unterdrückung der armen Schaffenden, deren Arbeit nicht gerecht genug eingeschätzt wird. Es ist klar, all dies kommt gerade daher, daß die Menge des in den Massen verbreiteten Wissens noch allzu gering ist, um ihnen einen richtigen Begriff vom relativen Wert der Dinge und von den verschiedenen Beziehungen zwischen ihnen zu vermitteln. Deswegen sind die neuen Völker, auch wenn sie den Raub, der unter seinem eigenen Namen auftritt, verworfen und gebrandmarkt haben, noch immer nicht imstande, denselben Raub zu erkennen, wenn die Schmarotzer ihn unter verschiedenen ersonnenen Namen verbergen. Gewiß, jetzt sind die Ausmaße des Raubes nicht mehr so, wie sie früher waren. Die heutigen Lukullusse und Vitelliusse haben im Vergleich mit den alten nichts zu bedeuten. Doch gibt es immerhin kleine Lukullusse, und es steht außer Zweifel, daß sie viele Menschen unterdrücken. Der Luxus ist, von diesem Standpunkt aus gesehen, wahrhaftig eine der hauptsächlichsten Äußerungen gesellschaftlicher Unsittlichkeit, doch durchaus nicht deswegen, weil er den Menschen verwöhnt, schwächt, seine Gedanken von erhabenen Ideen auf materielle Genüsse ablenkt usw. Ganz und gar nicht – er ist ein Anzeichen sozialer Unsittlichkeit, weil er auf jene traurige Lage der Gesellschaft hinweist, bei der Blut und Schweiß vieler Schaffenden für den Unterhalt eines einzelnen Schmarotzers vergossen werden müssen...